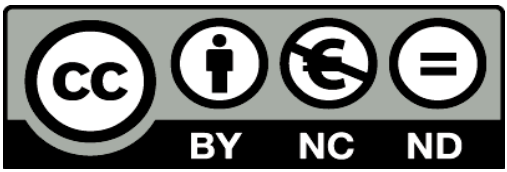
SID VAPPAVUORI

ROMAN

SAPIENS
2252



Dieses Material steht unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International. Um eine Kopie dieser Lizenz zu sehen, besuchen Sie http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/. Über diese Lizenz hinausgehende Rechte können Sie unter sidvappavuori@pm.me erhalten.

Und der Mensch schuf die Götter nach seinem Ebenbild.
Nach seinem Ebenbild schuf er sie.

Inhalt

Deus ex Chip
1

Astroid AG-F2
41

Unendliche Weiten
141

Sleeping Beauty
231

2252
375

Infinity 7 : Julian
429

Geschäfte auf der Venus
447

A Pirate's Life for Me
477

Jeanne
517

Infinity 7 : Basilisk
669

* * *
Neos
687

In der Höhle des Löwen
721

Ein Captain, ein Commodore, ein Passagier
755

Das Schicksal Neos'
881

Heimkehr
919

Esperanza
1025

Gestrandet
1075

Meinen großartigen Eltern.

Es gibt kein größeres Geschenk,
das ein Mensch einem anderen machen kann,
als ihn in Stande zu setzen,
die Arbeit zu tun, die ihm am Herzen liegt.

Dieses Werk ist vollständig ohne die Unterstützung von LLMs oder anderen KI-Methoden erstellt worden. Damit enthält es vielleicht den einen oder anderen Fehler mehr, aber wenn Leser ihre wertvolle Zeit investieren, das Buch zu lesen, dann ist es nur fair, auch beim Schreiben keine Abkürzungen nehmen.

Zählen in Standard

Wir zählen wie folgt: Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, zehneins, zehnzwei, zehndrei, zehnvier, ... zehnneun, zweizehn, zweizehneins, ..., zweizehnneun, dreizehn, dreizehneins, ... vierzehn, ... fünfzehn, ... neunzehnneun, einhundert, einhunderteins, ...

Zweitausendzweihundertfünfzehnundzwei.
2252.

Willkommen in der Zukunft.

wiki.unipedia.uni

Artikel des Tages

***UniPedia*, Die** (*)

Die *UniPedia* ist ein professionell betreutes Projekt, welches zu großen Teilen von Computern zusammengetragene Information von weiteren Computern aufarbeiten lässt, aber von menschlichen Experten kontrolliert wird. Dazu kann jede erwachsene Person jederzeit angefordert werden, einem Aufruf, welchem per Strafandrohung Folge zu leisten ist. Dies führt zu einer umfassenden Sammlung des menschlichen Wissens, die allerdings trotz der demokratisierten Art der Wissensaggregierung nicht vollkommen unkritisch betrachtet wird (siehe *Vorwürfe nur Experten würden im gesammelten Wissen der Menschheit repräsentiert*).

Die *UniPedia* an sich ist eine Software mit zugestellter Datenbank, welche bei Anfragen, einen auf die Person angepassten Artikel generiert, bei Bedarf, oder mangelhafter Persönlichkeitsinformation, aber auch einen vorgefertigten Artikel ausliefert.

DEUS EX CHIP

Es gibt einen Kampf der Natur gegen diese göttliche Substanz, der Natur, die nicht zur Freude gemacht ist und die am Schmerz haftet. Es ist notwendig, dass die besiegte Natur im Kampf erliegt, es ist notwendig, dass die Realität im Traum aufgeht. Und dann herrscht der Traum, dann ist es der Traum, der zum Leben wird, und das Leben, das zum Traum wird. Doch Sie möchten nicht mehr leben und nur immer träumen! Das heißt, wenn Sie die Schmerzen der realen Existenz mit den Freuden der Schein-Existenz vergleichen, werden Sie nie wieder leben und für immer träumen wollen.

Sindbad der Seefahrer
aus *Der Graf von Monte Christo*

Eisiger Wind pfiff durch tausend unsichtbare Spalten und schuf das schaurigste Konzert, ganz als säßen sie in einer gewaltigen Orgel und als sei der Organist auf bestem Wege sich in einen Nervenzusammenbruch zu spielen. Und dennoch genügte der beständige Luftzug bloß, um die Gelenke steif und schmerzend zu machen und das Gesicht zur eisigen Maske, nicht aber um den Gestank zu zerstreuen. Schimmel, Schweiß, Urin, Exkremente und Blut waren die dominierenden Düfte und es gab nur einen Grund, weshalb nicht schon lange Verwesungsgeruch hinzugekommen war. Es war diese verfluchte Saukälte.

Noch ging immer mal wieder ein Schütteln durch seine Glieder. Doch auch das wurde immer seltener. Bitterlich frierend zog er seinen Mantel, die längst überwundene, letzte Barriere zwischen sich und der allgegenwärtigen Kälte, enger. Er war kein Typ, der wegen unveränderlicher Zu- und Umstände Szenen machte. Nicht nachdem seine Nase nichts mehr roch und seine Finger nichts mehr fühlten, seinem Magen das Knurren vergangen und sein eigentlich doch schwarzes Haar weiß geworden war. Weiß vom Frost.

Das Schlimmste war aber was die Kälte mit dem Verstand anstellte. Was er Leute hat tun sehen, als es letztlich *Knack* gemacht hatte ... In etlichen Fällen hatte man der Kälte zuvorkommen müssen, um die Sicherheit des Schiffes zu gewährleisten. Selbsterhaltung ließ einen unangenehme Dinge tun …

Er würde nicht zu diesen Fällen zählen bei denen es *Knack* machte. Anstatt sich zu echauffieren tat er alles, um wach zu bleiben. Bereits am Steg, noch bevor er an Bord gegangen war, hatte man ihn gewarnt: Weit nicht alle, die auf ein solches Schiff stiegen, träten am Ende der Reise wieder davon herunter. Und jene, die einschliefen, waren die Ersten, die starben. Zusammen mit denen, welchen die Kälte das Hirn zersetzte. Bei denen es *Knack* machte.

Sein Blick wanderte träge durch die Kammer. Jetzt war alles träge. Er fragte sich, ob nicht vielleicht die ganze Welt langsamer geworden war. Alle seine Sinne legten das nahe. Er hatte Schwierigkeiten zu fokussieren. Alles schien so unendlich langsam zu sein. Vielleicht war gar nicht er allein, sondern die ganze Welt in Trägheit verfallen? Gab es überhaupt, nun wo sich ihrer beider Temperatur stetig anglich, noch einen Unterschied zwischen ihm und dem übrigen Schiff? Es musste so sein. Die Welt war es, die langsamer geworden war. Ja.

Überall lagen Menschen. Männer wie er, die meisten kaum älter, einige wenige etwas jünger, lagen zwischen Waffenröcken und Harnischen, Schwertern und Beilen. Auch sie hatten keine Ahnung gehabt, ob der Kälte hier oben. Sie alle hatten nicht die geringste Vorstellung gehabt. Es waren Männer vom Land, oft und meistens nur einfache Bauern, ein gelegentlicher Bäcker, ein Hufschmied dazwischen. Woher hätten sie es wissen sollen? Das hier war nichts, mit dem sie je zuvor zutun gehabt hatten. Nichts worauf sie sich hätten einlassen sollen.

Alle diese Menschen. Auch ihnen fror und auch sie zogen ihre Mäntel an ihre Körper. Sofern sie denn welche hatten. Als sie aufbrachen war Sommer und die kühlste Nacht warm genug im Meer oder in jedem beliebigen See und Fluss zu baden. Dann stieg man auf in die höllische Kälte über den Wolken und woher hätte man diesen bösen Scherz der Natur erahnen sollen? Wenn, dann hätte es wärmer werden müssen. Man war doch nun näher an der Sonne …

Eine Zeit lang hatte man Feuer. Doch rationaler und vorausschauender Umgang mit Brennholz gehörte zu den ersten Opfern der Kälte. Der Verstand setzte einfach aus. *Knack*. Keine sieben Tage und das Holz war aufgebraucht. Es war Ironie, die ihm üblicherweise gefallen hätte, dass das gesamte Schiff aus Holz bestand, aber jeder einzelne Balken vonnöten war, um das gewaltige Konstrukt beisam-

menzuhalten und sie dazu verdammt waren, in seinem Inneren zu lungern, zu frieren und sich nach Brennholz zu sehnen. Es hätte ihm gefallen. Hätte er nicht mittendrin gesessen und hätte sich den Arsch abgefroren. Und nicht nur den.

Ein Ächzen an seinen Beinen. Der Mann war einige Jahre älter als er, bereits über dreizehn. Wobei die Kälte ihre Spielchen mit ihren Gesichtern trieb und einen Mann einmal wie zweizehn und wenig später wie vierzehn erscheinen ließ. „Hast du noch eine Decke?“, kam ein Krächzen hoch, als würden nun auch noch die Stimmen erfrieren. Oder seine Ohren waren endgültig abgefallen. Immer wieder versuchte er sie mit seinen klammen Händen ein wenig zu wärmen, aber diese Eisklötze zu beiden Seiten seines Gesichtes, es ließ sie ... kalt. Für gewöhnlich hätte er bei dieser doch so lahmen Wortwahl gelächelt.

Stattdessen schüttelte er stumm den Kopf. Ihm graute davor, seine eigene Stimme zu hören. Klang sie auch so schwach? Es würde ihm den letzten Mut rauben.

Der Mann nickte kaum merklich, vielleicht konnte er es nicht mehr besser, vielleicht hatte er nichts anderes erwartet. Er senkte den Kopf und versuchte eine halbwegs bequeme Position zum Liegen zu finden.

Zehnundeins Tage. Zehneins verdammte Tage dauerte die Reise schon. Vier davon ohne Feuerholz. Die ersten sieben Tage sah es aus, als hätte man das große Los gezogen. Es war warm im Bauch des hölzernen Kolosses, der rote Schein des Feuers füllte jeden Winkel aus, man hatte gut zu essen, besser hatte wohl kaum jemand hier drin je gegessen. Es gab Wein und Bier und die Männer waren guter Dinge, erzählten einander Geschichten, sangen alte Lieder über ferne Länder und eigene und fremde Frauen, vertrieben sich die Zeit mit Kartenspielen, Wetten und derben Scherzen. Die Mission galt als schon gewonnen.

Von dieser positiven Stimmung, hervorgerufen durch das Bewusstsein etwas Bedeutendes zu tun, von Patriotis-

mus, purer Abenteuerlust und ja, auch körperlicher Behaglichkeit, war nun nichts mehr übrig geblieben. Jedoch: Heute war der letzte Tag. Sofern alles nach Plan gelaufen war. Das war die letzte Nacht. Wenn der Wind gut gewesen war.

Zwei Stunden, drei Stunden. Zehn Stunden. Man verlor jegliches Zeitgefühl, wenn man nur dasaß und die Einflüsse der Kälte auf seinen Körper zu beobachten hatte. Hin und wieder schüttelte es ihn. Aber auch das geschah mit der Zeit immer seltener, als sei auch das mittlerweile zu energieraubend. Und ab und an war ihm, als würde die Welt flackern. Schatten wurden größer und wieder kleiner, begannen einen wilden Tanz zur ewig schaurigen Orgelmusik des tödlichen Windes. Dann sah er nichts mehr. Die Luken waren so gut es ging verstopft. Trotzdem drang immer noch Licht herein. Und wo Licht durchkam, da kam auch Wind und seine Musik. Dann kam wieder der Tanz. Bitte lass es nicht *Knack* machen bei mir.

Er hob einen Fuß und stieß gegen einen umgekippten Hocker. Nichts. Er spürte keinen Schmerz. Es musste Tage her sein, dass er das letzte Mal seine Zehen gespürt hatte. Aber was waren ihm jetzt noch Tage, wenn Stunden schon endlos waren?

Anderen ging's nicht besser. Er hatte Männer mit fast schwarzen Zehen gesehen, Männer, die entweder kurz darauf starben, oder aber Männer, die ihre Messer auf unkonventionelle Weise einsetzten. Und dann starben sie trotzdem. Er überlegte, was er machen sollte, wenn er sich die Zehen abschneiden müsste. Und die Ohren. Hoffentlich keine Finger ... Aber die kalte Teilnahmslosigkeit dämpfte selbst den Schrecken, ob dieser Gedanken und lullte ihn in schwerfällige Trägheit, rückte alle Implikationen und Folgen in ferne Sphären.

Er verharrte noch einige Augenblicke, dann konnte er nicht mehr anders. Er glaubte nicht wieder aufstehen zu können, wenn er noch einen Moment länger sitzen bliebe.

Mit großer Mühe, so schwer war ihm noch nichts im Leben gefallen, erhob er sich und stolperte dabei fast über den Mann, der vor seinen Füßen lag. Der Mann, der ihn vor einer Stunde, oder vor zwei oder vor zehn nach einer Decke gefragt hatte. Allein ein Blick in sein bläulich verfärbtes Gesicht sagte ihm, dass er den nächsten Morgen wohl nicht mehr erleben würde.

Vorsichtig, ohne rechtes Gefühl in Zehen, Fuß und Bein schwer behindert, suchte er seinen Weg durch die am Boden liegende Menge an Körpern, vorbei an Essensresten und Körperausscheidungen, das eine nicht vom andren unterscheidbar, und erreichte letztlich die Tür.

Der Wind, der ihm entgegenschlug, war selbst in seinem starren Gesicht noch immer eisig. Das war ein gutes Zeichen. Einige Meter weiter hörte man einige Halbtote murren, ein letztes Mal geweckt aus ihrem langsam eintretenden Totenschlaf. Mit aller Kraft zog er an der Tür, um den gierig einströmenden Luftmassen doch noch ein kleines Hindernis in den Weg zu legen, dann schlug die nutzlos schwere Tür zu und er stand im Korridor. Ein Moment der Orientierung, dann machte er sich auf in Richtung Treppe, die er behäbig und unter großer Anstrengung, alles war jetzt anstrengend, erklomm, um an Deck zu gelangen.

Die Kälte war gierig. Als hätte sie auf den Moment gelauert, wo sich ihr Opfer endlich ergeben und seinen Unterschlupf verlassen würde, saugte sie alle Restwärme von seinem Leib. Viel gab es nicht mehr zu holen. Dazu kam der Hunger. Er machte es schwierig die Körperkräfte beisammenzuhalten. Aber was es noch zu essen gab war zu Eis gefroren und es war unmöglich sich das in den Mund zu stecken.

Die Dampfwolke seines schweren Atmens hing ihm vorm Gesicht, sie war beängstigend nah am Verschwinden, bis sie der nächste Windstoß unbarmherzig fortriss. Auf halber Höhe überkam ihn ein Schwindel und er musste kurz innehalten. Eine gefühlte Minute, wobei Zeit hier

oben ja anderen Regeln folgte und es in seiner Wahrnehmung auch jeder andere Zeitintervall zwischen einer Stunde und einem Tag hätte sein können, eine Minute also verharrte er, ehe er endlich den letzten Treppenabsatz erreichte.

Dann traf es ihn wie eine schwere Welle: Gelbes Licht. Ein Hauch, eine Andeutung des ominösen, unendlich weit entrückten Wortes: Wärme. Die Sonne, dieses tückische Geschöpf, das Wärme versprach aber nur Kälte brachte, wenn man sich ihr näherte, strahlte ihm auf die kalte Maske, diesen Schatten seines ehemaligen Antlitz. Er war geblendet von der hellen Scheibe, die ihm gegenüber in den Himmel klomm, ein gewaltiger Kreis von Hitze, dessen Strahlen zumindest die Erinnerung an Wärme in sein weißlich fahles, seit Tagen von jeglicher Empfindung verlassenes Gesicht zurückbrachte. Ungleich schöner als es jeder Gedanke unter Deck hatte verheißen können leckte sie über seine Haut und er fühlte sich zurückversetzt in seine Heimat, sein Dorf am großen Ozean, in dem er so oft geschwommen war und unter dessen klarer Oberfläche die Sonnenstrahlen an Ferne, aber auch an Schönheit und Bedeutung gewannen, je tiefer man tauchte, bis sie wie aus seiner anderen, unbekannten Welt erschienen und man die schwarze Tiefe des Meeres nach seinem Herzen greifen fühlte und keinen anderen Gedanken mehr hegte, denken konnte, als zu diesem unerreichbaren Licht zu schwimmen, aufzutauchen, einzutauchen in das, was Leben war ...

Einige Momente hielt er inne, die Augen geschlossen, Gedanken und Erinnerungen nachhängend, die Empfindungen, die das Sonnenlicht aus seinem Innersten hervorbrechen ließ, die Melancholie, ob ihres Vergehens auskostend, und dann wandte er sich doch um, öffnete die Augen und blickte auf die Welt hinab, in Richtung der Reise Ziel.

Das gewaltige Ungetüm, welches sie, jeglicher Rationalität entbunden in die Ferne transportierte, schwebte wie

eine Feder im Wind über Berg, Wald und Grasland und mit unvorstellbarer Geschwindigkeit gen Feindesstadt. Noch sah er sie nicht, aber jetzt war er sich sicher: das war nur eine Frage der Zeit. Er würde nicht sterben. Er würde das Ende dieser Reise erleben. Er würde erfolgreich von ihr zurückkehren. Er würde zu Hause davon erzählen und als Held gefeiert werden und alle Kinder würden ihn anbetteln, von seinen Abenteuern zu erzählen und er würde erzählen von seiner Reise über den Wolken. Bei ihm würde es nicht *Knack* machen.

Heute musste es sein. Vor drei Tagen hatte der Kapitän die Ankunft am Ziel ihrer Strapazen auf heute bei Einbruch der Nacht vorausgesagt. Heute war es soweit! Sein Mut und seine Zuversicht kehrten zurück und wirkten als hätten sie die Wärme im Gepäck. Sie strömten durch seinen Körper, brachten Gefühl und Schmerz in seine Glieder zurück. Süßer Schmerz, der ihm als Garant für sein Überleben zu dienen hatte.

Mit frischem Feuer, neu entfacht und hoch auflodernd, mit frischem Feuer in der Brust stützte er die bandagierten Hände auf die Reling und ließ seinen Blick streifen über das unter einer leichten Nebeldecke durchscheinende Land, welches von der nun rasch steigenden Sonne mit Licht geflutet wurde und es wirken ließ, als wäre es mit Gold überzogen. Die Euphorie kehrte zurück. Er glaubte Vögel zu hören, sah ihre Silhouetten weit unter sich über winzige Bäume und weite Wiesen fliegen und fühlte sich schwerelos und zu allem bereit.

Er hatte selbst nicht glauben können, was man ihm von den fliegenden Festungen erzählte, die des Königs Ingenieure bauten. Bevor er eines dieser Konstrukte gesehen hatte, da galt es ihm als unsinniges Geschwätz von Wichtigtuern, Betrunkenen und generellen Narren. Danach, als in den Lobgesang der Wichtigtuer und Betrunkenen erschreckend viele anerkannt seriöse, zumeist Nüchterne einstimmten, da schien es wie Blasphemie und Gotteslästе-

rung und er hielt es mit jenen, die ein schlimmes Ende für diese Monstrositäten voraussagten. Als dann aber sein König zu einem über alles entscheidenden Auftrag aufrief, da wurde das Luftschiff zum notwendigen, zum akzeptierten Übel. Dann zur kriegsentscheidenden Waffe.

Er fragte sich manchmal, ob es die richtige Entscheidung gewesen war, sich für diesen Krieg zu melden. Sieben Jahre schon gingen junge Männer aus seinem Dorf weg und kamen nicht wieder. Zwei seiner älteren Brüder waren fort und er glaubte nicht, sie wieder zu sehen. Alle Familien vermissten ihre Brüder und Väter. Wenn er daran dachte, wusste er, dass er sich richtig entschieden hatte. Was war naheliegender, als bei der alles entscheidenden, diesen Krieg beendenden Mission dabei zu sein?

Die Ausbildung war hart, der Einsatz im umkämpften Gebiet, einer gewaltigen Landfläche, die im Laufe der Kriegsjahre mal der einen, mal der anderen Seite gehörte, bis die Gegenseite einen kleinen technologischen Fortschritt machte und die Kräfteverhältnisse sich verschoben, und dann die andere Seite diese Technik gestohlen und selber eine neue gefunden hatte, diese Zeit, sie war entsetzlich. Er hatte viele Männer getötet, viele noch jünger als er. Andere so alt wie sein Vater, aber diese wurden immer weniger. Das hatte zu enden. Dafür lohnte es sich, dass alles hier. Und dafür würden sie heute Abend Erfolg haben.

„Ich wiederhole es ein letztes Mal: Es kümmert mich nicht, wie viele von euch da unten hops gehen, solange wir den Kanzler und den König an Bord bringen und wieder von hier verschwinden! Wer mir den König herbeischafft - lebendig! - der soll von mir persönlich belohnt werden! Beide Stiefel voll mit Gold!“

Es herrschte heller Aufruhr an Bord. Jeder, der auch nur irgendwie die Kraft aufbrachte ein Schwert zu halten, und sei es mit den Zähnen, machte sich bereit für die Landung.

Nun war es an der Zeit, dem Leiden der vergangenen Tage, dem Leiden dieses ganzen verfluchten Krieges, einen Sinn zu geben. Er war unter diesen Männern. Er hatte das Schwert am Gürtel, die Armbrust am Rücken, einen Köcher mit Bolzen am Wams.

„Wir machen eine halbe Umrundung und halten dann etwa vierzehn Ellen über dem höchsten Balkon!“, bläute ihnen der Kommandant ein. „Von dort werdet ihr euch abseilen, in die zwei Stockwerke höher liegenden Gemächer eindringen und den König unbeschadet herausholen! Der Kanzler ist einen Stock tiefer. Aber der wird wie die feige Ratte nach oben fliehen, die er ist! Schneidet ihm den Weg ab! Schafft ihn her, ob verletzt oder nicht, nur tot darf er nicht sein!“ Die Männer brüllten sich in Ekstase. „Gruppe zwei kümmert sich um die Familie! Die beiden Prinzen und die Prinzessin, tot oder lebendig! Für jeden Kopf einen Stiefel mit Gold! Wenn ihr zimperlich seid“, der Mann grinste breit, „dann werft sie einfach vom Turm!“ Einige Männer grunzten geil. „Jeder, der die Unternehmung gefährdet, ob Freund oder Feind … tötet sie!“

Die Männer hatten verstanden. Schon vor zwei Wochen hatten sie verstanden. Die zehneins Tage Flug hatte ihnen nun noch die Überzeugung gegeben, alles schaffen zu können, oder beim Versuch zu sterben, was zählte es nun noch? Einen Moment überlief ihn ein Schauer, kälter, als es die letzten zehneins Tage des Frierens geschafft hatten, als ihm der Gedanke kam, ehe er ihn mit aller Kraft verscheuchte ... All das Leid hier an Bord ... es wäre Absicht gewesen ...

Da endlich! Die Stadt kam in Sicht. Hell erleuchtet erschien sie am Horizont. Die Sonne versank bereits wieder hinter ihnen, über ihrer Heimat, seinem Dorf, seinem Meer, und anstatt des blauen Meeres breitete sich eines an Häusern, ein Ozean an Lichtern unter ihrer aller Augen aus.

Feuer erhellten die Straßen, auf den Marktplätzen wuselten die Menschen zwischen Reihen von Ständen, Buden, Tischen und tollkühnen Konstruktionen. Man hörte Musik heraufklingen, Stimmen sangen, johlten und lachten. Es war ein Feiertag wie man ihn auch zu Hause kannte und es war nur der erbärmlichen Gesundheit des fremden Königs anzurechnen, dass er nicht selbst auf einem dieser Feste und sicher vor ihrem Zugriff war.

Plötzlich schlug die Stimmung um. Anstatt der Musik schallten Schreie herauf. Rufe hallten durch die Straßen. Man hatte sie gesichtet. Glocken wurden geläutet, Hörner geblasen. Tische wurden umgestoßen, Stühle und Bänke fielen um, als die Leute aufsprangen, wild um sich schlugen, um fort zu kommen oder auch nur gebannt nach oben blickten. Männer in Waffenröcken stürmten los in jede Richtung. Ein Tumult und Chaos begann sich anzubahnen. Der Auftritt gewann von Sekunde zu Sekunde mehr an Dramatik.

Und doch konnten sie nichts tun. Sie hatten nicht den Hauch einer Chance. Pfeile und Bolzen schlugen wirkungslos in den mächtigen Rumpf und bewirkten nichts und die Invasoren schwebten weiter mit beträchtlicher Geschwindigkeit auf den gewaltigen, hochragenden Turm in der Stadtmitte zu. Die Männer lachten über die Soldaten, die unter ihnen von immer wilderem Glockengebimmel gerufen, geweckt, aufgejagt wurden, aus und in die Kasernen stürmten, teilweise auf Pferde sprangen und versuchten zum Turm zu gelangen, dann aber durch die krummen Straßen und die Menschenmasse auf Umwege gezwungen wurden und letztlich steckenblieben. Es war ein Schauspiel, es war eine Komödie! Die Männer hielten sich die Bäuche vor Lachen, sie sprangen und jaulten wild und wie von Sinnen. Ein Mann sprang vor lauter Begeisterung über die Reling und verschwand. Die Übrigen brüllten bloß noch lauter.

Dann aber wich das Lachen panischen Ausrufen. Es hatte einen dumpfen Aufprall gegeben, eine leichte Erschütterung. Dann fing das Luftschiff an sich zu neigen. Man hielt sich, wo immer es möglich war. Einige rauschten kreischend in die Tiefe. Sie kreisten um den Turm, die Ersten begannen sich abzuseilen – und wurden zwischen Schiffswand und Turmmauer zerquetscht. Die Erschütterung durchfuhr das Schiff, als wäre es von einem schweren Geschoss getroffen worden.

„Los! Hinunter mit euch! Macht schon!“, brüllte der Kommandant und immer mehr griffen nach den mit Voraussicht befestigten Seilen.

Er blickte über die Reling und erkannte den besagten Balkon unter ihnen. Doch waren es keine vierzehn Ellen Höhe, sondern achtzehn. Er seufzte, gab sich einen Ruck, fügte sich seinem Schicksal und stürzte sich, nur durch ein geradezu mickriges Seil in der Luft gehalten, in die Tiefe. Sein Mut musste noch größer gewesen sein, als er selbst vermutete, denn er erreichte den Balkon als einer der Ersten. Der Blick in die Höhe ließ ihn erschaudern, an ein Hinaufklettern mochte er gar nicht denken. Wiedereinsteigen konnte man fast nur von ganz oben ...

Doch davor galt es zu tun, weshalb er gekommen war. Rasch zückte er das Kurzschwert und verschwand zusammen mit sieben, acht, neun – ständig wurden es mehr - anderen im Inneren des gewaltigen Bauwerks. Die Männer eilten durch eine große Halle und hinaus auf den breiten Korridor, der sich sogleich in vier, fünf, sechs Richtungen verzweigte.

Man hatte ihnen, jedem von ihnen, eine Karte gegeben und er hatte einige Zeit auf dem Schiff zugebracht die wichtigen Wege auswendig zu lernen. Etwas, was seine Kameraden offensichtlich versäumt hatten. Schon bald führte er die kleine Truppe Eindringlinge an. Er lief so schnell in seine Beine trugen, er wusste genau welche Gänge er lang- und welche Treppen er hinauflaufen muss-

te. Er zögerte vor keiner Abzweigung und das flößte seinen Kumpanen Vertrauen ein.

Links, rechts, links, dachte er, während er mit seiner Gruppe durch die Gänge jagte. Die Gemächer der Prinzen sind ein Stockwerk unter denen des Königs ... die Prinzessin, gleich nebenan.

Endlich kamen sie zwei Stockwerke höher schnaufend zum Stehen. Eine kleine Gruppe Wachen blockierte den Zugang zu den Gemächern. „Das ist weit genug. Keiner setzt einen Fuß hinter diese Türen!“, schrie einer der Soldaten. Es waren nicht mehr als zehn. Zu den Eindringlingen stießen beständig neue Männer hinzu, schon jetzt in knapp zweifacher Überzahl und besser bewaffnet. Er bewunderte den Mut dieser Männer. Dann hob er seinen Schwertarm. Stahl prallte auf Stahl. Dann färbte sich alles rot. Blut tropfte auf Boden und Wände. Die Wachen waren niedergemacht und die Männer stürmten in vollem Blutrausch die Gemächer der beiden Regentensöhne. Er machte sich keine falsche Hoffnung, dass es mehr als die Köpfe der Prinzen aufs Schiff schaffen würden. Schon schrie der Erste, als ginge es ihm an den Kragen, wohl eine sehr treffende Beschreibung. Ihm aber fiel etwas anderes auf: die dritte Tür, die der Prinzessin, stand ungeöffnet.

Rasch lief er den Gang weiter und trat durch die hinterste Tür in ein Zimmer. Drei Frauen fanden sich darin. Eine saß aufrecht im Bett, noch mehr Mädchen als Frau, die Decke bis zum Kinn hochgezogen, das Gesicht mit Überraschung geschlagen, die anderen beiden hatten Armleuchter in den Händen und schienen bereit, diese als Waffe zu benützen. Man fühlte sich schon fast wie am Theater.

„Wer wagt es in die Gemächer der Prinzessin einzudringen?“, fragte eine der Zofen.

„Jemand der ihr Leben retten will“, meinte er und verschloss rasch die Tür hinter sich. „Bleib stehen, Scharlatan!“, rief eine der Frauen, sprang nach vor und ließ den Armleuchter herniedersausen. Er parierte den

Schlag mit dem linken Arm und hielt sie mit der rechten fest. Dann zog er sie zu sich heran. „Ruhig!“, forderte er, „ich will der Prinzessin nichts Böses!“

„Loslassen!“, kreischte die Frau, unwillig ihm zuzuhören.

Kurzerhand zog er seinen Dolch und hielt ihn ihr an die Kehle. „Ihr gefährdet die Sicherheit der Prinzessin!“, fauchte er. „Schweigt jetzt oder für immer!“ Das schien seine Wirkung nicht zu verfehlen. Die Frau sank zutiefst erschrocken zu Boden. Er steckte seine Waffe wieder in den Gürtel und trat an das Bett heran. Die zweite Zofe wagte es nicht, einzuschreiten. Kurz mit sich ringend – war es das alles wert? Sollte er sie nicht einfach umbringen – kniete er nieder. „Prinzessin“, sagte er und starrte ihr eindringlich in die weit aufgerissenen Augen, „verzeiht mein unvermitteltes Erscheinen, aber Ihr müsst mit mir kommen. Euer Vater wird eben in diesem Augenblick verschleppt.“

Das Mädchen schien als wollte es etwas sagen, doch er ließ es nicht dazu kommen. „Hört mir zu! Wir sind hier um den König zu entführen. Er ist uns wichtig. Aber Ihr und Eure Brüder sollen heute Nacht sterben.“

„Die Turmwache-“, begann eine Frau, „... ist gekauft oder so gut wie tot“, unterbrach er, fasste die Prinzessin an den Schultern und schüttelte sie. „Hört Ihr die Männer dort draußen?“ Scheußliches Geheul von toller Wut drang durch die Tür. „Sie wollen, bis auf den König, die gesamte Familie zu töten! Ihr müsst mir vertrauen, wenn Ihr überleben wollt!“

Die Zehnundfünfjährige nickte bloß mit starren Augen. Es war nur zu klar, dass sie nicht verstand, was hier vor sich ging. Wie konnte sie auch? Sie waren hier im Zentrum des Königreichs, der Hauptstadt. Alle Kämpfe wurden viele Tagesreisen weit entfernt gekämpft. Nur nicht heute Nacht.

„Wer sagt uns, dass Ihr Eure Hoheit nicht umbringen werdet?“, fragte eine der Zofen.

„Wenn ich das wollte“, sagte er, ohne die Augen von der Prinzessin abzuwenden, „dann würde ich das jetzt tun.“

Mit einem lauten Knirschen schlug die Tür auf und drei Männer drangen johlend herein, als wären sie auf der tollsten Jagd, sahen die Prinzessin und holten zum Schlag aus. Er sprang auf, konnte den Ersten mit einem schnellen Schlag töten, den Zweiten durch den eigenen Körper aufhalten. Der Dritte aber lief an ihm vorbei und hätte zweifelsfrei sein Ziel erreicht, wäre nicht die zweite Zofe vorgesprungen.

Ihr weißes Gewand verfärbte sich rot, dann hatte er den dritten Eindringling niedergeschlagen. Die Prinzessin schrie laut auf, doch die Frau war bereits tot.

„Keine Zeit“, sagte er und suchte im Raum nach etwas, das er zum Verstecken des Mädchens verwenden könnte. Schon drangen erneut Schritte vom Gang herein und verrieten das Nahen weiterer Männer mit der Absicht zu töten.

„Kein Mucks oder das war’s mit uns beiden!“, schärfte er ihr ein. Ihre Augen waren groß, geweitet von Furcht und Überforderung. Er hatte eine Idee, sie war nicht gut, aber alles, das er hatte. Er schnappte die Enden der Decke, wickelte sie mit zwei Handgriffen wenig sanft um den Körper des Mädchens, sodass es schien als würde er Beute einpacken und warf sich das Produkt anschließend über die Schulter.

Die Zofe jammerte. Er wusste, dass wohl noch niemals so unsanft mit dem Mädchen umgesprungen worden war, aber dem konnte er nun nicht abhelfen. Geduldig wartete er hinter der Tür, bis die Invasoren, seine Kumpanen, im Raum waren und verschwand dann im Gang, die Prinzessin wie einen Sack Mehl über der Schulter tragend.

Etliche Männer liefen an ihm vorbei, aber niemand schien sich für den notdürftigen Beutel zu interessieren.

Bis er die Treppen erreichte und sich den nächsten Turmwachen gegenübersah. Sie wirkten erschöpft vom Treppensteigen, doch war er ihnen ohne freie Hand nicht ansatzweise gewachsen. Alternativlos begann er die Treppe weiter hochzusteigen, in der Hoffnung mehr Kraftreserven zu haben als die armen Teufel, denen er eben gegenübergestanden hatte. Sein wild pochendes Herz, vielleicht auch geschwächt von der langen Kälte, schien allerdings anderer Meinung und versuchte es ihm mit Schmerz und Schwindel mitzuteilen. Er wankte und war bereit jeden Moment seinen Mageninhalt auszukotzen. Er gestattete es sich aber nicht auch nur einen Augenblick zu halten. Jedes Verharren, jedes Zögern, jedes Halten hätte es zu seinem letzten machen können.

Zu diesem Zeitpunkt war es schon lange vorbei mit der Ruhe. Der ganze Turm musste mittlerweile auf den Beinen sein. Von überall echoten Kampfgeräusche durch die Gänge, durch die Fenster dröhnte das Gebimmel der Stadtglocken herein, Verwundete schrieen vor Schmerzen, Raubgut fiel zu Boden, Menschen in Rüstungen donnerten die Treppen hinunter oder rauschten draußen am Fenster vorbei in die Tiefe.

Sein Paket bebte, es musste die Hölle sein nur den Geräuschen ausgeliefert zu sein, ohne zu sehen was sich hier draußen abspielte. Hoffentlich handelte es sich nicht um die letzten Zuckungen einer Erstickenden …

Endlich hatte er den Ausgang zu einem Balkon erreicht und stürmte hinaus in die Nacht und weiter in Richtung Balustrade. Er stierte in den Abgrund. Das Schiff lag nun fast zwei Stockwerke oder dreizehn bis vierzehn Ellen unter ihm, er war zu hoch. Atemlos suchte er nach einem Seil oder irgendetwas, das als Seil dienen konnte. Es gab nichts. Die Ersten seiner Verfolger traten auf den Balkon, zogen ihre Schwerter. Seine Brust wollte bersten, um seinem Herzen mehr Platz einzuräumen. Langsam, der Schwindel schien es unmöglich zu machen weiter zu

stehen, setzte er die in die Decke eingewickelte Prinzessin ab und hob sie dann vor die Brust. „Egal was jetzt passiert“, sagte er, „nicht schreien!“

Dann drehte er sich um und begann zu laufen. Mit einem mächtigen Satz war er über die Balustrade gesprungen und stürzte in die Tiefe. Das Mädchen schrie kurz auf und verstummte dann. Sie rasten am Luftschiff und einem zweiten Balkon vorbei und landeten dann auf einem großen weiteren Balkon, zu großen Teilen eingenommen von einem einzigen Wasserbecken.

Als wäre er wieder zuhause in seinem Dorf, an seinem Strand, in seinem Ozean, durchstieß er die Wasseroberfläche und sank einige Meter. Doch da war keine Sonne, die ihm den Weg weisen wollte. Sein Paket soff sich mit Wasser voll und zappelte während es rasch abzusacken drohte. Er beeilte sich die Prinzessin aus der schweren Decke zu befreien, kassierte dabei durch ihr wildes Strampeln ein paar Tritte, und zog sie an die Oberfläche. Sie prustete und rang nach Luft. Er bugsierte sie durchs Wasser, hob sie auf den Fußboden, wollte eben selbst zu ihr hinausklettern. Er hatte alles unter Kontrolle, oder glaubte es zuwenigst.

Mit nicht zu widerstehender Wucht riss es ihn rücklings ins Wasser zurück. Ein Bolzen hatte sich durch seinen Brustharnisch gebohrt. Das Wasser färbte sich mit seinem Blut. Er war zu unachtsam gewesen. Er hatte verloren.

Der Schütze trat ans Wasser heran, blickte ihm grinsend ins Gesicht. Dann ging er an ihm vorbei, zog sein Schwert und wandte sich der Prinzessin zu. Er schien ein Mann, der für einen Stiefel voll Gold, keine Skrupel hatte, Köpfe abzuhacken. Das Schwert hob sich zum finalen Schlag – und ging nieder.

„Jeanne!“, rief Marius aus und fuhr hoch. Er schwebte in absoluter Lichterlosigkeit. Das Schwert war verschwunden, der Soldat auch. Sein Harnisch und sein

Mantel waren fort, er trug Jeans und einen einfachen Pullover. Es ragte kein Holz mehr aus seiner Brust.

„Wie lange hast du zugesehen?“, wollte Marius wissen. Sein Gesicht war plötzlich rot und heiß geworden.

„Von Anfang an“, bestätigte die Mentorin seine Befürchtungen, „aber mach dir keine Sorgen“, sie lächelte, „es gibt peinlichere Phantasien als Prinzessinnen zu entführen.“

Das beruhigte ihn herzlich wenig. Wie peinlich war *das* denn? Zum Glück hatte er sich nicht für die andere Prinzessin entschieden, die, die er sich eigentlich überlegt hatte. Die, die er hätte Wachküssen wollen. Die mit dem Haar, das leuchtete wie Sonnenstrahlen.

„Wo bist du?“, wollte er wissen. Er suchte sie, aber er war allein. Nichts. Nur ihre Stimme. Er war nackt in der Dunkelheit, konnte gesehen werden, aber nichts sehen.

„Öffne deine Augen“, forderte sie ...

... und wie von einem Zauber befreit klappten seine Lider auf.

Zunächst schien es ihm, als hätte er lange Zeit geschlafen, als wären seine Sinne noch getrübt von langwährendem Nichtgebrauch. Er fühlte sich müde, träge, schlaff, kurzum so, als hätten die zehnundeins Tage in seiner Phantasie ihre Spuren auch in der Realität hinterlassen. Dann, ganz allmählich und zunächst sehr unscheinbar, begann sich etwas zu verändern. Es war nicht zu beschreiben. Ein Punkt in seinem Bewusstsein, in seiner Wahrnehmung. Irgendetwas geschah mit ihm. In ihm. Eine Konzentration, eine ungekannte Klarheit, begann sich wie die Wellen um einen ins Wasser gefallenen Stein, wie der Tsunami nach einem enorm starken Erdbeben, in seinen Gedanken auszubreiten. Als hätte er bis eben hinter einer milchigen Glasscheibe gelebt und die Welt nie als das gesehen, was sie tatsächlich, was sie in Wirklichkeit sein konnte. Ihm war, als würde ein Schleier weggezogen, als hätte er es ihn Platos Höhlengleichnis gewagt sich umzuwenden und würde nun erst wirklich sehen, was es mit

den Dingen auf sich hatte. Der Tsunami fegte seine alte Wahrnehmung vollends mit sich fort.

Sein Gedächtnis schien sich auszudehnen und längst vergessene Räume zu erschließen. Ein ungewohnter Detailgrad eröffnete sich seiner Erinnerung, als er sich wie von selbst der unterschiedlichsten Dinge entsann. Dinge, an die er sich bisher niemals hätte erinnern können, nahmen klare Gestalt an. Die Form der am Fenster eingetrockneten Wassertropfen am Küchenfenster heute morgen, die Kleidung seiner Kameraden am letzten Montag, Dienstag, Mittwoch, ja er konnte sogar stellenweise wortwörtlich zitieren, was sie an diesen Tagen gesprochen hatten, wie sie dabei geschaut hatten, wie sie gewisse Worte anders intonierten, als er es getan hätte. Dazwischen aber immer wieder Leere, er hatte wohl nicht zugehört, dann wieder ein Fetzen wie aus einem Film. Das waren nicht nur seine Erinnerungen. Konnten es nicht sein. Er bestaunte die Wassertropfen. Nie im Leben hatte er sich die merken können.

Er blickte zur Seite, das Gesicht voller Erstaunen. Neben ihm saß Jeanne, seine Mentorin. Aber für seine Initiation hatte sie ihm das Du angeboten. Sie lächelte, doch er starrte sie bloß ungläubig an.

Auch sie schien sich verändert zu haben. Sie schien wie von einer unmenschlichen Aura umgeben. Ihr Gesicht erschien zu strahlen, ihre Haut schimmerte im Schein der untergehenden Sonne, ihre Augen glühten wie zwei Fusionsreaktoren, ihr Haar war kein Haar, sondern tausende von Lichtstrahlen und sie leuchteten in Farben, die er gar nicht benennen konnte, ihre Zähne waren reinstes Elfenbein, die silberne Kette an ihrem Hals, die goldene Stickerei am Kragen ihrer Uniform … Die Euphorie übermannte ihn vollends, seine Erregung erreichte ein Niveau, das er eben noch für menschenunmöglich gehalten hätte. Das war die schönste Frau auf dieser Welt! Vor allem aber war es die erste Frau, die er mit seinen neuen Augen sah.

Ein kühles Lüftchen lenkte seine Aufmerksamkeit schlagartig auf den herbstlichen Park. Er sog den Duft der Blätter und die frische Brise tief in sich hinein. Alles passierte so bewusst, fühlte sich so echt an. Echt*er*. Alle Gerüche schienen konzentrierter, seine Haut empfindlicher, der Himmel blauer. Alles war *-er*, alles war Komparativ. Das Meer der farbigen Blätter und ihr Rauschen, als sie über den Boden schliefen, zwei Eichhörnchen, die 50 Meter weiter durch die Krone einer Eiche kletterten und das harte Holz, auf dem er saß, die warmen Schuhe, die er trug. Alles sah so anders aus, fühlte sich so anders an. So viel besser. Er spürte wie ihm Tränen über die Wangen liefen. Verdutzt griff er sich auf die Wange. Er blickte zu Jeanne und sie musterte ihn mit einem Strahlen und sie fingen beide an zu lachen. Lachen! Ein so manisches Lachen erfasste ihn und, Mensch wäre er eben noch beschämt gewesen darüber, aber jetzt nicht mehr, jetzt zählte kein Anstand und kein Schein. Jetzt war Hier und Hier war Sein. Und das, das Sein, es war besser als jemals zuvor. Es war als würde er zum allerersten Mal sehen, zum allerersten Mal Dinge berühren. So viele Schichten an Empfindungen, die er zuvor nicht einmal erahnen hatte können, eröffneten sich seiner Wahrnehmung, wollten ihn überfluten. Er streifte sich mit der Hand übers Gesicht. Die Berührung war intensiv, obwohl nur kurz und ohne Druck. Er konnte jeden einzelnen Finger und seinen Weg orten, hätte ihren Weg auf immer nachzeichnen können.

Marius streifte durch sein Gedächtnis und es war, als wäre er dort! Die ganze Szenerie, sein ganzer Lebenslauf erwachte zu neuem Leben. Er jagte von Szene zu Szene, die allesamt wieder verschwanden, um weiteren Erinnerungen Platz zu machen und dann von einer anderen abgelöst zu werden.

Er schloss die Augen, und als er sie wieder öffnete, sahen sie nicht mehr die Kulisse *Berlin 3*s. Nun sah er sich inmitten einer mittelalterlich anmutenden Stadt. Sein

Gewand hatte sich verändert, an seinem Gürtel baumelte ein Schwert … Er konnte sich jederzeit zurückversetzen, nicht nur in seine Erinnerungen, sondern auch in Erträumtes und Erdachtes. In seinem Gehirn war er Gott über unendliche Welten!

Bloß noch nicht jetzt. „Wir sind noch nicht fertig", hörte er Jeanne sagen und nach dem nächsten Blinzeln war er kein wackerer Krieger und Prinzessinnentführer mehr, sondern saß wieder neben ihr auf der Parkbank.

„Du kannst-?"

„Dein Gehirn gehört jetzt dem Staat!", sagte Jeanne in einem Ton, dem Marius keinen Scherz entnehmen konnte, „und als Mentor muss ich wissen, was du treibst." Sie hielt kurz inne, abwägend, ob sie sich eine Bemerkung erlauben wollte. Sie wollte. „Aber eins musst du mir schon sagen: Wer oder was hat dich dazu inspiriert, eine Prinzessin in ihrer Bettdecke zu entführen?"

Marius' Gesicht verfärbte sich puterrot. „Du hättest mir sagen müssen, dass ..."

Jeanne winkte lächelnd ab. „Das hätte wirklich nichts geändert. Außerdem habe ich schon sehr viele, sehr *interessante*", sie nickte bedeutungsvoll, „Dinge erlebt, angefangen bei Alieninvasionen bis hin zu ... sexuell orientierten Gruppentreffen, die eine verstörend große Anzahl an Offizieren involvierte, mit denen ich täglich zusammenarbeite."

Marius musste sich eingestehen: es hätte noch viel schlimmer kommen können ... Aber das änderte nichts, der Gedanke war grauenvoll peinlich, dass Jeanne alles gesehen hatte. Ja, es hätte bedeutend schlimmer kommen können … Sie musterte ihn mit dem achtsamen Blick, den sie ihren Gesprächspartnern stets widmete und mit der einladenden Freundlichkeit, die so manche seiner Kameraden bezaubert hatte. Seine Kameraden … Jeanne würde sich wohl häufig im Zentrum der verstricktesten Phantasien wiederfinden. Er hatte wirklich Glück gehabt …

Jeanne schien ganz genau zu wissen was ihn Marius' Kopf vorging, vielleicht tat sie es tatsächlich, auf alle Fälle erwies sie ihm den Gnadendienst, ihn nicht lange seiner Scham frönen zu lassen und kam gleich zur Sache: „Du hast jetzt eine Ahnung von den Fähigkeiten und Möglichkeiten deines Implantats. Genieße die erste Zeit, dein Gehirn wird sich bald an diesen neuen Grad und die Stärke deiner Empfindungen anpassen und deine Euphorie auf normale Verhältnisse drosseln. Adaption, eine der größten Stärken und eine der größten Schwächen der Menschen. Bald schon wird nicht mehr jedes neue Frauengesicht die „schönste Frau auf dieser Welt" für dich sein", konnte sie sich nicht verkneifen, zu sagen, und Marius' Gesicht wurde, von Euphorie und Schamgefühl ohnehin schon stark erhitzt, noch ein gefühltes Grad wärmer. „Aber lass mich meine Arbeit machen, wir kommen jetzt zum unangenehmen Teil. Du weißt schon, Verpflichtungen und so. Das schreckliche Kontrollsystem und sonstige Schattenseiten."

Sie lehnte sich weit zurück und blickte in den blauen Himmel, als wäre sie ein kleines Kind, das Wolken beobachtete oder Sterne verfolgte. „Lass es mich freundlich formulieren. Wie jede Errungenschaft birgt auch diese ... Gefahren. Um die Menschen vor sich selbst zu schützen, und ja, das ist tatsächlich der Grund, egal wie sehr es nach Spielverderberei aussieht, gibt es ein flexibles Korsett an Regeln." Ihr Gesicht, dem Anlass entsprechend bisher fröhlich und heiter, wurde ernst. Er nickte - in Gedanken nach weiteren Situationen fahndend, die ihm peinlich sein sollten.

„Du hast erfahren, in deinem Kopf bist du Gott! Deine Erinnerungen liegen dir in hundert prozentiger Authentizität vor! Zumindest bis zu einem gewissen Punkt. Du kannst freilich nur Zuverlässigkeit erwarten, solange du dich in Gebieten bewegst, die auch von deinen Sinnen erfasst und von deinem Hirn nicht aussortiert und verwor-

fen oder sonstwie verdrängt wurden. Alles andere wird durch Erinnerungen anderer, durch Aufzeichnungen und massenweise öffentlicher Daten ergänzt und im Zweifelsfall simuliert. Es ist, rein technisch gesehen, eine hochkomplexe Apparatur, geradezu ein Kunstwerk, wenn du so enthusiastisch sein willst. Aber, wie du vermutlich schon vermutet hast, handelt es sich nicht um einen riesigen, virtuellen Spielplatz, auf dem wir unsere Phantasien ausleben sollten! Wenn du schon die Spielplatz-Metapher bedienen willst, dann ist es ein Spielplatz mit einer Handvoll verstreuter Minen. Ein falscher Schritt und du wirst nicht mehr auf demselben Paar Füße landen."

Marius versuchte ihr aufmerksam zuzuhören, doch noch war jeder Sinneseindruck um ein so Vielfaches verstärkt. Faszinierend, diese graublauen Augen ...

„Konzentration!", mahnte Jeanne, „Meine Augen sind jetzt nicht wichtig. Zwei Gefahren lauern auf dich. Die erste ist es, dich in Erinnerungen zu verlieren, weil sie schöner sind, als die Wirklichkeit. Ein schlimmes Schicksal, aber noch schlimmer ist das zweite: Wenn du deine Erinnerungen veränderst, und glaub mir, die Versuchung wird dich überkommen, eher früher als später, dann wirst du die modifizierten Versionen über kurz oder lang mit den echten verwechseln. Du wirst dir eine eigene Realität damit aufbauen. Du wirst Personen dazu bewegen Dinge zu sagen, die sie in Wirklichkeit niemals gesagt haben und es für wahr ansehen! Du wirst deine Realität mit Hirngespinsten zerstören, die zwar angenehm sind, aber allesamt falsch." Sie löste ihren Rücken von der Lehne und blickte ihm eindringlich in die Augen. „Daher mein erster Rat: Spiele dich nicht mit Erinnerungen oder du verlierst deinen Anschluss an die Gesellschaft und langfristig sogar deine Identität, dein Ich. Verstanden?"

Marius nickte langsam. Das war einleuchtend. Dennoch konnte er sofort nachvollziehen, worin die Versuchung lag. Was für eine Verheißung! Konnte man nicht einmal ...

„Es gibt kein *einmal*“, sagte Jeanne und Marius sah ein, er fand es reichlich unangenehm, wenn jemanden durchs eigene Hirnstübchen stöberte.

„Das ist wichtig", beharrte sie, seine letzten Gedanken ignorierend. „Wie bist du zu jenem Menschen geworden, der jetzt neben mir sitzt? Durch Erlebnisse, durch Erfahrungen, durch Vorkommnisse, die von dir, oder von anderen ausgelöst wurden. Was geschieht, wenn du anfängst diese zu verändern? Natürlich musst du denken es würde zunächst wenig Auswirkung auf dich haben, letztlich bist du ja bereits am Ende dieser Entwicklung. Was macht es da aus, den Weg ein wenig abzuändern?"

Marius schüttelte langsam den Kopf. Er verstand sehr gut was sie meinte. Einmal angefangen ...

Jeannes Blick trieb durch den Park. „Man glaubt gar nicht, wie wichtig die Vergangenheit eines Menschen ist. Aber jeder, jeder Einzelne, welcher mit seinen Erinnerungen zu spielen begann, verlor sich darin. Die Erinnerung war verlockender als die Zukunft. Sie bot Sicherheit, frei von Überraschungen und mit der Macht nicht gewollte Ereignisse zu verhindern. Geliebte, Verstorbene ... Menschen, die uns ungewollt verlassen haben ... in unserer Vorstellung können sie ewig an unserer Seite weiterexistieren, auch wenn sie nicht mehr leben oder bloß ihr Leben nicht mehr mit dem unseren teilen möchten."

Sie war aufgestanden und einige Schritte nach vorne getreten. Jetzt wandte sie sich zu ihm um und Marius empfand diese Handlung, in seinem gegenwärtigen Zustand vielleicht ein wenig einfach zu begeistern, als ziemlich „episch“.

„Die Menschen sind feige. Aus Furcht vor der Zukunft fliehen sie in die Vergangenheit. Und wenn du jetzt diese gewaltige Versuchung noch nicht ganz erfasst haben solltest, dann wirst du es bald tun. Drum lass uns kurz überlegen, was wäre das Ergebnis von nur einigen kleinen Veränderungen? Niemand glaubt nach diesem kurzen Gespräch

daran, dass er selbst Opfer dieser geistigen Zerrüttung würde. Selber ist man schließlich stark. Einem selbst würde so etwas nicht passieren. Also. Zuerst würde das wohl wirklich keine größeren Schwierigkeiten zur Folge haben. Vergiss doch einfach diese schlimme Trennung, vergiss die Kränkung durch die beste Freundin, vergiss, dass schon wieder dieser Affe befördert wurde und man dich umgangen hat. Nichts dabei, oder? Im Einzelfall vielleicht nicht, es kommt auf die Person an. Doch der Teufel lauert in der Wiederholung. Auf die eine Modifikation folgt eine zweite und etwas später eine dritte, vierte. Hat doch auch bisher alles geklappt. Du bist dir darüber im Klaren, dass du etwas Unkluges, fast schon Verbotenes machst. Da kommt die Euphorie und der Rausch. Nach jedem Schritt blickst du dich um. Alles okay? Ja, alles okay! Ich habe die Kontrolle! Gar kein Problem! Jede weitere Änderung senkt die Hemmschwelle, immer trivialere Gründe genügen neue Modifikationen zu vertreten. Bald werden es viele und letzten Endes verliert jeder die Übersicht. Es fängt immer klein an und dahin sind Maß und Gefühl. Man nimmt sich vor nur unwichtige Dinge, Nichtigkeiten, zu verändern, zu vergessen. Aber irgendwann stellt sich die Frage, ob A oder B nicht auch in Ordnung wären. Darf ich die Jugendfreundin, die mir den Mann weggeschnappt hat vergessen, damit es nicht so weh tut? Den Mann noch dazu? Wenn ja, wie kannst du dann mit deinen Mitmenschen, mit deinen Kollegen, Freunden und deiner Familie interagieren, wenn du nicht einmal mehr weißt, wie viel und was von deiner Erinnerung noch akkurat ist? Ob sie wirklich jene Menschen sind, für die du sie aufgrund deiner *Erfahrungen* im Umgang mit ihnen hältst? Wenn deine Wahrnehmung vom Leben Tag für Tag von der, deine Selbsttäuschung entlarvenden Realität, lügen gestraft wird? Du fühlst, wie dir dein Leben entgleitet. Das schlechte Gefühl und die Unsicherheit und das wachsende Misstrauen deiner eigenen Erfahrungen und Einschätzungen gegenüber ... Du be-

ginnst deine tägliche Erfahrung an deine Erwartungen anzupassen. Einfach auszufiltern, was du nicht sehen und hören willst. Das klappt eine Zeitlang. Monate, vielleicht Jahre. Aber jeder Tag bringt weitere Verstrickungen und irgendwann bricht jeder. Die Menschen fliehen und vergraben sich in ihrer sicheren Welt, schotten sich vollends von der Realität ab und sind am Ende, durch nüchterne Augen betrachtet, nicht mehr als vegetierende Existenzen, nur am Leben erhalten durch vollautomatisch von der Maschine in ihrem Kopf vorgegebener Verhaltensweisen, die sie, ohne sie aus ihrer Traumwelt zu holen, ernährt, wäscht, rundum versorgt. Solche Menschen nennen wir *Träumer*. Sie sind meist für immer verloren. Ihre Persönlichkeit kann in aller Regel nicht wiederhergestellt werden.

Natürlich gibt es eine Flut von Einrichtungen, Rehabilitationszentren, in denen Gedankenrekonstrukteure versuchen diese Existenzen wieder ins Reine zu bringen. In einigen wenigen Fällen schaffen sie es, wieder eine Lebensgrundlage herzustellen. Aber diese neuen Menschen sind anders. Ihr altes Selbst ist für immer verloren. Und ihre Familien und Freunde meist mit ihnen. Erfolg bedeutet nicht, sie kehren zurück. Erfolg bedeutet sie starten in ein neues Leben. Eben noch bestehende Partnerschaften sind Geschichte, denn der alte Mensch ist tot und Verbindendes vergangen."

Marius beobachtete ein Shuttle auf seinem Weg durch den Himmel und weiter hinauf zum bereits erkennbaren Mond, um den die Schiffe wie die Glühwürmchen herumtrieben. Dann sah er rasch wieder zu Jeanne, die sich einzelne Haare hinters Ohr strich und weiter erklärte. Hinter das rechte Ohr, dem ein kleines Stück oben fehlte und das ihn gerade deswegen schon immer fasziniert hatte.

„Das Löschen von Erinnerungen, egal wie schmerzhaft sie sein mögen, ist falsch", erklärte Jeanne die Schlussfolgerung, zu der sie nur hoffen konnte, dass er letztlich auch von sich aus kommen würde. „In der Vergangenheit woll-

ten sich viele den Schmerz eines verlorenen Menschen erleichtern und haben ihn einfach vergessen. Dass sie damit sein Andenken vernichtet haben, fiel ihnen oft erst ein, als es getan war und dann, dann waren sie wirklich untröstlich. Denn, mit dem Vernichten seines Andenkens hatten sie ihren geliebten Menschen endgültig ausgelöscht. Als hätte es ihn nie gegeben. Es gibt keinen Unterschied zwischen nie existiert und vergessen. Vergessen ist Nichtexistieren und Nichtexistierthaben. Denk daran, die schlimmste Strafe in unserem Rechtssystem ist nicht der Tod. Es gibt keine Todesstrafe, aber es gibt zwei Taten, auf denen steht etwas viel Schlimmeres: Vollständige Eliminierung. Nicht nur der Mensch wird abgeschafft, sondern jegliche Spur, dass er je existierte. Alles. Bis zur Erinnerung der Menschen. Vergessen ist die höchste Strafe."

Sie suchte Marius' Blick. Er ließ von ihrem Ohr ab und schaute ihr in die Augen. „Ich verstehe", sagte er mit ernstem Gesicht. Sie musterte ihn ein paar Augenblicke, wie um seine Überzeugung zu überprüfen. Beiden war bewusst, dass sie nur an seinen Verstand appellieren konnte, dass letztlich der Entschluss ihrem Rat zu folgen von ihm selbst ausgehen musste und beide wussten, dass sein Gehirn zurzeit zu einem Grad überlastet war, dass es ein pubertäres Gehirn im Vergleich wie das einer gefestigten Persönlichkeit erschienen ließ. Endlich schien sie zufrieden mit der vorübergehenden Wirkung, die ihre Worte tätigen konnten, nämlich ihn durch die ersten Schritte des richtigen Weges führen.

„Da wir Menschen trotzdem tun, was wir nicht sollen", sagte sie ohne das ihr eigene, sonst so übliche Lächeln, „gibt es das verhasste *Restriktionssystem*. Das System, das uns von unserer absoluten Selbstverwirklichung abhält." Marius kannte die schlechte Mundpropaganda, die das System genoss.

Die Welt um sie versank erneut in Lichtlosigkeit. Nur mehr Jeanne, Marius und die Bank, der Rest war einfarbi-

ge Leere. Es gab keine Geräusche und keine Gerüche mehr. Es schien als wären Marius' Sinne, eben noch zu neuem Leben erwacht, nun abhanden gekommen, ganz einfach deaktiviert. Doch Jeannes Haare schienen immer noch zu leuchten, als würden sie von einer unsichtbaren Sonne bestrahlt.

„Was ist das hier?", fragte Marius, „das ist keine Erinnerung. Ist das ein *Layer*?"

Jeanne bestätigte mit einem Kopfnicken. „Das ist ein *Layer*. Ein leerer Raum in meinem Kopf. Du wirst sehen, öffentliche *Layer* wirst du bald als ebenso natürlich ansehen wie die reale Welt. Von heute an ist deine Stadt hundertmal, nein tausendmal größer. Du hast nicht mehr eine *Erde*, sondern fünftausend. Straßen, die sich in der Realität als Sackgassen erweisen, führen in der Virtualität an ungekannte oder auch wohlbekannte Orte. Türen, die man zu kennen glaubt, bringen einen in unmöglichste Räume. Architektonische und physikalische Regeln - außer Kraft gesetzt. Welten der Surrealisten und Expressionisten und der Dadaisten nehmen Gestalt an, lassen sich erleben. Lebe in Filmen, lebe in Gemälden. Ändere deine Erscheinung. Sei eingeschränkt bloß durch deine Phantasie."

Marius hörte aufmerksam zu, aufmerksamer als eben noch. Vielleicht half es, der Welt nun so entrückt zu sein. Er war, trotz der Schlichtheit dieses *Layers*, absolut hingerissen. Jetzt, wo er sich die Verheißung all dieser bisher versteckten Welten vorstellen konnte, brannte er darauf sie für sich zu entdecken.

„Bevor du aber deinem Erkundungsdrang nachgibst, wirst du mit ein wenig Geschichte gequält", verkündete Jeanne und zauberte einige Bewegtbilder in die Luft, um ihre Erzählung zu untermalen. „Einen kurzen Abstecher ins zweizehnerste (21.) Jahrhundert", stellte sie in Aussicht. „Ich weiß, fast schon Steinzeit. Aber keine Sorge, es ist die Kurzfassung", fügte sie beruhigend hinzu.

„Als die Chips um das Jahr zweitausenddreizehnundacht (2038) auf den Markt aufschlugen, traten sie eine Welle des Enthusiasmus los. Und dabei beherrschten sie damals noch einen kaum erwähnenswerten Bruchteil der Funktionen gegenwärtiger Generationen und waren so komplex wie heute ein Toaster."

Auf den Aufnahmen erschien ein Mann, welcher vor einer größeren Menge Leute augenscheinlich aufs Äußerste begeistert rezitierte. „Als der spätere Erfinder ... du erkennst ihn doch?“

„Sid Vappavuori“, rief Marius. Jeder kannte dieses Gesicht, auch wenn es hier das eines kaum Dreizehnjährigen (30) war und keines mit weißem Vollbart und tiefen Falten. Das Gesicht eines über Zweihundertfünfzehnjährigen (250), welches man heute noch häufig zu sehen bekam.

„Als Vappavuori zweitausendzehneins (2011) zum ersten Mal von seiner Vision sprach, wurde er bestenfalls belächelt. Zweizehnundsieben (27) Jahre später war ein Job in seinem Team die höchste Auszeichnung, die ein Wissenschaftler anstreben durfte. Er war ein Gott für weite Teile der Menschheit. Er ist es bis heute. Heute eigentlich noch mehr, als damals. Nun, warum das ganze Geschrei?

Die ersten Chips zweitausenddreizehnundacht (2038) konnten sehr viele Körperfunktionen regulieren, stimulieren und kontrollieren, doch auf Zellebene waren sie absolut unbrauchbar. Man konnte Kopfschmerzen ausblenden, Fettaufnahme steuern und den Geschmack von Lebensmitteln manipulieren. Man wurde Akne los, erreichte und hielt sein Wunschgewicht, konnte ohne Training Muskelmasse aufbauen. Der Körper war zu einer jederzeit voll und ganz kontrollier- und justierbaren Maschine degradiert worden.

Und das sorgte für mächtig Furore bei einem so selbstverliebten Geschöpf wie Homo Sapiens. Vappavuori, *der Schöpfer*, wie man in seiner breiten Fangemeinde und

Anhängerschaft zu sagen pflegt, wurde vergöttert und verteufelt. Es gab kein dazwischen. Entweder man war pro-Chip oder con-Chip."

Um sie herum schwirrten Bilder, Videos und Schlagzeilen. *„Schützt unsere Jugend!"*, flog an Marius' Kopf vorbei, gefolgt von *„Sex auf Knopfdruck, der 24/7-Orgasmus?"*, *„Alkohol ohne Hang-Over?" „Entspannter und kürzer Schlafen?!" „Essen wie ein Kaiser – ohne dicken Bauch und ohne ein Vermögen auszugeben" „Mister Universe zum Mitnehmen!"*.

Interviews von wichtigen Männern und Frauen, die einmal auf die großen Vorzüge, einmal auf die furchtbaren Gefahren hinwiesen, wechselten sich ab. Dann sah man den Eingriff selbst, das Implantieren des Chips in den Kopf eines Patienten. *„… und dass mit 0% Risiko …"*, schnappte Marius auf. Buch-Cover über die neue Gesellschaft tauchten auf, Diagramme, welche die Verbreitung der Chips dokumentierten, gewaltige Zahlen. Daten und Details zu den einzelnen Revisionen.

„Und die Menschen war pro-Chip. Das war nett. Das war neu. Das war die größte Erfindung seit dem Internet! Die Menschheit tobte. Jeder wollte so etwas haben. Skeptiker wurden im besten Fall ignoriert, häufiger verteufelt und fortgejagt. Es war der Aufbruch in eine neue Zeit, in eine Schöne Neue Welt. Bloß brauchten wir dazu keine Drogen.

Dennoch waren diese ersten Modelle noch sehr überschaubar in ihren Merkmalen und Fähigkeiten. Also vom heutigen Standpunkt betrachtet. Für damals schien es, als hätte der Mensch drei Entwicklungsstufen am Weg zur Gottheit auf einmal übersprungen.

Doch erst die Revision *BC12* brachte die Features, die heute niemanden mehr erstaunen: Befreiung von jeder genetisch bedingten Krankheit, Kontrolle der Zellteilung und sofortige Abtötung mutierter Zellen, faktisch vervollkommnetes Immunsystem. Jeder bekannte Erreger, jeder

bei auch nur einem einzigen Menschen in Japan erkannte Virenstamm würde in wenigen Stunden keinen Menschen in Brasilien mehr befallen können. Optimierung der allgemeinen Organtätigkeit, Erhöhung der Belastungsgrenzen, verbesserte Sinneswahrnehmung. Kurzum: der Mensch hatte den Stand eines Halbgottes erreicht. Er konnte noch keine Berge mit bloßen Händen versetzen, doch er war quasi unsterblich, ewig jung und immer leistungsfähig. Er war Herr über sein Aussehen, König über sein Befinden, Kaiser seiner selbst."

„Ältester Mensch der Welt wird 147 Jahre!" „Krebs, Aids, Parkinson. Begriffe der Vergangenheit?" Der Mann von vorhin, Sid, erschien in einem Dutzend Videos und wurde mit Preisen überhäuft. *„… rechnen Experten mit einer Verbreitung von 23,4% bis 2048 …" „… brechen die Verkaufszahlen weiterhin alle Erwartungen …" „… warnen Experten vor der „unverkennbaren Relation" zwischen Reichsein und Chiptragen …" „… fordern von der Politik eine Lösung. Entweder Chips für alle, oder Chips für keinen …"*

Ein Reagenzglas schwebte über Marius' Kopf.

„Es ist vollbracht! Der Mensch aus der Flasche ist Realität!" „… blaue Augen, graue, grüne, braune? Silber liegt momentan sehr im Trend …"

„Mit *BC15* fielen die letzten Schranken sein Äußeres anzupassen, mit *BC16* konnte man sein ungeborenes Kind den Vorlieben nach gestalten. Und dann", Jeanne hielt inne, Marius' Aufmerksamkeit von den vielen Bildern wieder auf sich ziehend.

„Dann?"

„Dann kam Revision *BC17*. Sie sollte die Welt nachhaltiger verändern, als alle bisherigen Erfindungen der Menschheit zusammen."

„Welche Funktion führte sie ein?"

„Parallelrealitäten", antwortete Jeanne. „Das *Layer*-System. Man gab dem Menschen, der auf der Erde bereits Halbgott war, gottgleiche Macht in seinem Kopf. Er konnte

nach eigenem Befinden ganze Welten in seinem Gehirn erschaffen, eingeschränkt nur durch die Grenzen seiner Vorstellungen! Du weißt, wovon ich spreche, du hast es eben getan.

„Deus ex Chip!“ *„… die Fläche der Erde verdoppelt sich von Jahr zu Jahr … “ „homo chipus“ „… verlieren den Bezug zur Realität ... ist besorgniserregend …“*

Du weißt, warum *Berlin 2* eine kalte Betonwüste, mit tristen, fensterlosen Wohnblöcken ist? Diese Stadtteile wurden um das Jahr zweitausenfünfzehnundzwei (2052) gebaut. Zu dieser Zeit leerten sich die Straßen. Die Menschen blieben zuhause, gingen nicht mehr aus. Im Jahr zweitausenfünfzehnundneun (2059) lebten beinahe neunzehnundacht (98) Prozent der Weltbevölkerung in einer Traumwelt. Sie hatten jegliches Interesse an der Realität verloren. Verbunden nur durch das *UniNet*, und auch nur zur Wartung der Chips genutzt, träumte die gesamte Menschheit vor sich hin.“

„... träumen ...“ „Träumer.“ „Traum.“ „... vollständig abhanden. Sie leben in ihrer Traumwelt ...“ „Zeitalter des Träumens.“

Die Bilder zeigten leere Straßen, U-Bahnstationen, Einkaufszentren. Die Städte waren wortwörtlich Geisterstädte. Es war gespenstisch, surreal, es machte Angst. Die Bilder allein trieben Marius den kalten Schweiß auf die Stirn.

„Dreizehnundsechs (36) Jahre lang träumten die Menschen. Dreizehnundsechs Jahre, in denen jeder seinen Träumen und Wünschen frönte. Dreizehnundsechs Jahre lang gaben die Menschen die *Erde* auf. Und wie gesagt: bist du einmal gefangen im Netz deiner Phantasie, gibt es nur wenig Chance auf Rettung.

Aber es kam zu einem Ende. Vappavuori drückte auf den Stoppknopf. So hatte seine Vision nicht ausgesehen. Das war nicht sein Traum gewesen. Mit einem lauten Knall riss er die Menschen aus ihren Träumen und brachte sie

zurück auf den Planeten. Das war die Geburtsstunde des *Restriktionssystems*.

Um die Menschheit wieder vornehmlich in der Realität leben zu lassen, schränkte er die Fähigkeiten hinsichtlich *Parallelrealitäten* beträchtlich ein und gab der Politik die Möglichkeit sie stufenweise freizuschalten. Dort verknüpfte man die Freiheitsgrade mit den Arbeitsjahren. Man begann die Funktionen bis zum Pensionsantritt Stück für Stück zu reaktivieren. Hatte man die Pensionierungskriterien erfüllt, durfte man sich erneut ohne Einschränkungen den Weiten seines Geistes hingeben.

Das Problem war die Bevölkerung davon zu überzeugen. Direkt gefragt sah jeder die Sinnhaftigkeit dieses Vorhabens ein, doch wenn du einmal den Saft der Götter gekostet hast, willst du ihn dir nicht mehr nehmen lassen. Man wurde zum eigenen Glück gezwungen. Eiskalter Entzug."

Marius fröstelte, so bedeutungsschwer hatte Jeanne das gesagt. Er wusste worauf sie hinaus wollte. Er konnte bereits jetzt, nach einer einzigen ausgelebten Phantasie, nachvollziehen wie *unmöglich* das war.

„... klettert die Zahl der Suizide im Großraum New York in den letzten 10 Tagen auf 394.028 ..." „... schwappt die Selbstmordwelle unaufhaltsam über den Globus." „Selbsttötung" „... aus Schein-Geisterstädten werden Geisterstädte." „... vom Traum unter die Erde ..." „... 3. Weltkrieg läuft in unseren Köpfen ..." „… Pest. Der digitale Tod …"

„Und so kehrte die Menschheit geistig auf die Erde zurück. Auch wenn viele auf der Strecke blieben. Nach dreizehnundsechs (36) Jahren schien es für viele ein Ding der Unmöglichkeit sich wieder in der Realität zurechtzufinden. Der einzige Trost, und der Grund warum es doch so viele schafften, war, dass es keinem besser ging. Man konnte und musste sein Leben neu beginnen. Alles auf Anfang. Tabula Rasa. Wer das nicht konnte – oder wollte –

der hatte keine Chance. Etwa achthundert Millionen Menschen schafften es nicht."

Jeanne wischte die letzten Schriftzüge fort und sie saßen einige Augenblicke stillschweigend in Schwärze.

„Das *Restriktionssystem* dient im Wesentlichen der Erhaltung des Fortschritts“, sagte Jeanne nach angemessener Pause. „Nur solange die Menschen den Großteil ihrer Zeit in der Realität verbrächten, könne die Menschheit fortbestehen und sich weiterentwickeln, das war der Grundtenor damals. Selbstverständlich haben sich bis heute gegenteilige Meinungen gehalten. Nach wie vor meinen viele, ein Anrecht auf den vollen Funktionsumfang ihres Chips zu haben. Es gab geradezu ideologische Auseinandersetzungen darüber, wie sie es seit dem zweizehnten (20.) Jahrhundert nicht mehr gegeben hatte. Das System ist mehrfach von findigen Hackern außer Kraft gesetzt worden und musste modifiziert werden. Aber freigeschaltete Versionen der Implantatssoftware sind üblicherweise rasch aus dem Verkehr gezogen und die Strafe, schon für die Benutzung, ist hart. Aber ich unterstelle dir hier keine kriminellen Energien“, sagte sie und begleitete die Aussage mit einem Zwinkern.

„So viel zum kleinen Geschichtsdiskurs. Ich hab‘ einen Auszug aus den Richtlinien der *UPMF* über die Freischaltung der Chipfunktionen vorbereitet. Jede größere Firma hat ein solches Dokument mit größeren oder kleineren Unterschieden. Kleinere Unternehmen adoptieren direkt die Vorgehensweise der Union. Diese ist auf jedem Fall die entscheidende Instanz. Alle Kompetenzen liegen in staatlicher Hand."

Vor ihnen erschien anstelle der Bilder und Videos ein Faden in Weiß, welcher innerhalb weniger Sekunden Worte bildete. „Das System teilt die Befähigungen in neun Stufen. Was dich als Rekruten interessieren dürfte, ist, dass das Militär jede Stufe mit einem Dienstgrad versehen hat.“

Der weiße Schriftzug vor ihnen, der bis vor kurzem beständig an Länge gewonnen hatte, war zu einem Ende gekommen. „Keine Sorge, du musst nicht alles lesen. Es ist nur damit du eine Ahnung bekommst." Nun stand Folgendes in der Schwärze vor ihnen:

Die Einteilung des Restriktionssystems und korrespondierende Dienstgrade der United Planets Military Forces (UPMF)

Stufe 0 (Dienstgrad: Recruit)

nur von anderen erstellte und öffentliche Layer können genutzt und besucht, keine eigenen erstellt werden;

Zugriff aufs UniNet;

kein persönlicher Zugriff auf die Chipfähigkeiten möglich: Chip kontrolliert nur Körperfunktionen; bewusste Einwirkung auf Psyche und Physis, sowie Gefühle und Emotionen sind nicht möglich;

Verbesserung der Sinne (Sicht im Dunkeln, Wahrnehmung; genaue Auflistung verfügbar);

AUSNAHME der Simulationsbeschränkungen: Geschmack kann, lokalen Vorgaben gemäß, simuliert werden

Stufe 1 (Dienstgrad: Soldier)

alle Befähigungen der Stufe 0 plus folgende:

einfache Layer können erstellt werden (Wohnungen, Innenräume; weitere Details und Ausführungen sind verfügbar)

Stufe 2 (Dienstgrad: Petty Officer)

alle Befähigungen der Stufe 1 plus folgende:

erweiterte Layer (kleine Außenareale, Gärten; weitere Details und Ausführungen sind verfügbar)

Stufe 3 (Dienstgrad: Warrant Officer Class 2)

alle Befähigungen der Stufe 2 plus folgende:

leichte, langsam ablaufende Korrekturen am Äußeren sind möglich (weitere Details und Ausführungen sind verfügbar)

* * *

Stufe 4 (Dienstgrad: Sub-Lieutenant)

alle Befähigungen der Stufe 3 plus folgende:

erweiterte Layer (große Areale; weitere Details und Ausführungen sind verfügbar);

Simulation anderer Lebewesen mit Intelligenz (weitere Details und Ausführungen sind verfügbar);

Manipulation von Träumen und Erinnerungen (Beschreibung, Anleitung und Gefahrenhinweise verfügbar)

Stufe 5 (Dienstgrad: Lieutenant-Commander)

alle Befähigungen der Stufe 4 plus folgende:

erweiterte Layer (unlimitiert)

Stufe 6 (Dienstgrad: Captain)

alle Befähigungen der Stufe 5 plus folgende:

erste Eingriffe auf Psyche möglich (weitere Details und Ausführungen sind verfügbar), starke Zeitlimitierung, nur in eigenen Layern und in Abwesenheit anderer Personen

Stufe 7 (Dienstgrad: Rear-Admiral)

alle Befähigungen der Stufe 6 plus folgende:

Zeitlimit vergrößert

Stufe 8 (ab Pensionsantritt)

alle Befähigungen der Stufe 7 plus folgende:

kompletter Zugriff - keinerlei Beschränkungen;

voller Zugriff auf Psyche;

Restriktionssystem außer Kraft gesetzt

Der Schriftzug verblasste, die Schwärze wich und die Geräuschkulisse *Berlin Tiergartens* legte sich wieder um sie. Zwei Amseln flogen über ihre Köpfe hinweg.

Schweigend saßen sie da. Jeder in seinen Gedanken. Jeanne sah wieder hinauf in Himmel.

„Ist es schwer?“, fragte Marius, nach einiger Zeit.

„Verdammt schwer“, erwiderte Jeanne und sah wieder zu ihm. „Selbstbeherrschung ist alles. Ohne sie wird dich diese Welt verschlingen.“

Marius nickte. Jeanne wartete auf weitere Fragen. Doch Marius hatte genug zu überdenken.

„Gut, Recruit", sagte sie schließlich und erhob sich. „Dann verbringen Sie Ihren ersten Tag als Zweizehnjähriger (20) noch schön“, sagte sie mit Rückkehr zu allen Formalitäten, die sie nur abgelegt hatte, um dieser intimen Erfahrung gerecht zu werden. Sie wandte sich zum Gehen. „Das *Restriktionssystem* wird übrigens erst um null Uhr aktiviert. Bis dahin wünsche ich noch viel Spaß“, sagte sie. „Machen Sie’s gut!“

Sie folgte dem Weg unter wolkenlosem Himmel, die Hände in den Taschen ihres Jacketts, das leuchtende Haar spielte ihm Wind.

„Vielen Dank, Sonas!“, verabschiedete Marius seine Mentorin und salutierte. „Ich werde mir Ihre Worte zu Herzen nehmen.“

Jeanne winkte, ohne sich umzudrehen. Erst die Zukunft würde das zeigen.

Marius wartete bis Jeanne im Kasernenabgang verschwunden war, dann seufzte er, sich seiner Gefühle nicht ganz im Klaren. Erwartung, Freude, Ehrfurcht, Anspannung. Es brodelte in ihm und irgendwo lauerte doch etwas Ermüdung und Furcht. Es war großartig.

Damit hatte der nächste Abschnitt seines Lebens begonnen.

Damit war er, ganz offiziell, ein Mensch des 23. Jahrhunderts.

Der Himmel brannte. Das Orange der ewigen Dämmerung war aufgefressen vom Rot der Flammen und vom Schwarz der Asche. Der Himmel brannte und war nun feuerrot und pechschwarz.

Leo stand ganz oben auf der Ruine des einst gläsernen Turms, alles Glas war zerbrochen und er war sich absolut sicher, er würde nie wieder die Augen schließen können oder wenn er es täte, dann würde er weiter das hier sehen, in aller grauenvoller Klarheit, als wäre er für immer hier gefangen.

Ein Schauer an schwarzen Kohlen regnete auf die Stadt herab, wurde von heißen Luftströmen aufs Neue emporgezogen, hoch und höher immer weiter hinauf in den gewaltigen Pilz, der über allem thronte wie ein König bei Hofe, um dann erneut mit gnadenloser Wucht auf den Boden aufzuschlagen. An der Wurzel, zu Füßen des Königs, sank der gepeinigte Leichnam eines zerschundenen, zerrissenen, vollkommen zerstörten Raumschiffes herunter und würde vermutlich die halbe Stadt für immer unter sich begraben und Leo stand da, am Ende der Plattform, die eben noch die Grundfläche für die große Feierhalle der Stadt *Neos* gewesen war, mit Wänden und Dach aus Glas, nur der orangene Himmel als Limit. Leo stand da, achthundert Meter über der Stadt, von keinem Glas mehr geschützt und starrte. Das Orange war verloren. Der Himmel brannte. Kein Orange, nur Feuerrot und Pechschwarz.

ASTROID AG-F2

wiki.unipedia.uni

Artikel des Tages

Kategorisierung der Raumsektoren

Nach dem *Gesetz zur Eingliederung der Sektoren Aida, Alexa, Mar und Era* teilen sich die Sektoren des Hoheitsgebietes der *Union der Vereinten Planeten* in vier Klassen, *A*, *B*, *C* und *D*.

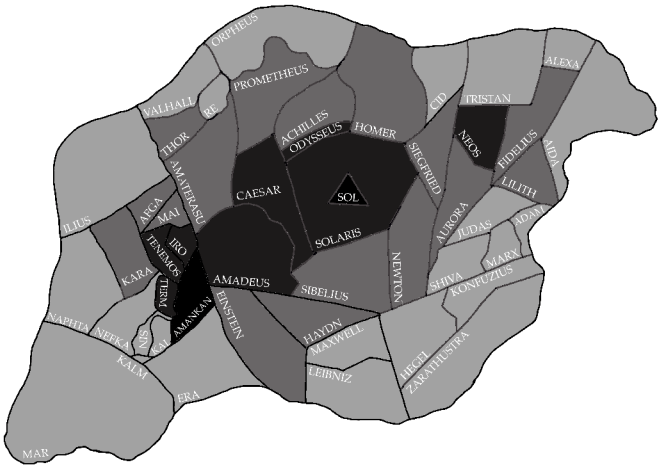


Abbildung 1 Die Raumsektoren der Vereinten Union der Planeten

Klasse A / *Class-A*. Schwarz.
Interplanetarer Shuttle-Service.

Klasse B / *Class-B*. Dunkelgrau.
Interplanetarer Shuttle-Service.

Klasse C / *Class-C*. Grau.
Kein Shuttle-Service. Militär teilweise in Polizeifunktion.

* * *

Klasse D / *Class-D*. Hellgrau.
Kein Shuttle-Service. Militär in Polizeifunktion.

wiki.unipedia.uni

Artikel des Tages

Kurze Einführung in modernes Schimpfen (*)

Altes Dii: Die *Dii* übernahmen in der Geschichte *Amankans* Völker in etwa die Rolle der Römer und Griechen für weitere Teile der *Erde*: Nicht die einzigen einflussreichen Hochkulturen, aber von vielen als die einflussreichste anerkannt. Ihre Sprache blieb über eintausend Jahre nach ihrem Untergang die Sprache von Kultur und Wissenschaft, fand aber zusätzlich Einzug in die Sprache der illiteraten Bevölkerung, wo sie ausschließlich verbal über Jahrhunderte assimiliert wurde, bis ein *Dii* nicht mehr viel davon verstanden hätte. Irgendwann hatte es sich durchgesetzt in diesem Sprachkadaver zu schimpfen, wobei die wenigsten wussten was sie sagten und noch weniger verstanden, was man ihnen an den Kopf warf. Was man verstand war, das sollte *Altes Dii* sein, also musste es eine üble Beleidigung beinhalten - Komm! Wir gehen vor die Tür!

Fäkalien: Wie könnten die je aus der Mode kommen?

Genitalien: siehe *Fäkalien*, ganz besonders schlimm: „Du Anikhsack!“ Der Hoden der Anikh Ziege ist von sehr borstigen Haaren bedeckt und sieht insgesamt sehr unansehnlich aus.

Insekten und Tiere: Harmlos: „Du Esel!“ Tödlich: „Du haarige Zottelspinne!“ (Auf *Amankan* sind die meisten Dinge sehr groß. So auch die meisten Insekten und eben auch Spinnen. Abneigung gegen Vielbeiner (mehr als vier Beine) scheint ein interplanetares Phänomen. Tatsächlich ist ein Biss durch die *Haarige Zottelspinne* in neun von zehn Fällen tödlich.

Allerlei früher gefährliche Krankheiten: Da es keine unheilbaren Krankheiten mehr gibt, wurde ein großes Arsenal an Begrifflichkeiten mit ursprünglich zermürben-

der Bedeutung frei. Bald darauf warf man sich unheilbare Krankheiten an den Kopf.

Sexualität: Die Auswahl an sexuell orientierten Schimpfwörtern lässt es in der Regel zu, die Herkunft einer Person außerordentlich exakt festzustellen. Während die Aufforderungen gewisse übliche und unübliche Handlungen vorzunehmen flächendeckende Verbreitung finden, ist vor allem der Umgang mit gleichgeschlechtlicher körperlicher Liebe ein wesentlicher Indikator: Auf der *Erde* war historisch meist der sexuelle Kontakt unter Männern verpönt - das hatte sich großteils aufgelöst, aber nicht ganz. Auf *Amankan* hingegen waren Beziehungen zwischen Männern immer üblich, einer Frau eine Beziehung mit einer anderen zu unterstellen ist aber bis heute die schlimmste Beleidigung, die man ihr entgegenschleudern konnte. Ergo: Homophobie gegen männliche Beziehungen - garantiert von der *Erde* - Homophobie gegen weibliche Beziehungen - garantiert von *Amankan*.

Teufel: Abgesehen von Klassikern wie „Hol dich doch der Teufel“ und „Scher die zum Teufel“ gibt es vor allem durch die ausgeprägte Teufel-Folklore auf *Amankan* eine Vielzahl, sehr konkreter Anweisungen an den Teufel, was er mit einem Beschimpften tun solle. Ein ewiger Favorit: „Der Teufel binde dich am Schamhaar an einen Ballon[1] und fliege dich auf den Mond.“ (Tatsächlich wird diese

[1] Die Idee mit dem Ballon kommt aus dem *Theim*, einer der drei größten Religionen auf *Amankan*. Dort wollte man die Bestrafung für manche Taten in die Hände der Götter legen und band die Verbrecher an einen großen Heißluftballon. Irgendwann und irgendwo würde dieser wieder den Boden erreichen, eben auf die Art, für die sich die Götter entschieden. Für die meisten war das ein Todesurteil. Später, in der Zeit des großen Patriotismus, wurde dieses Vorgehen in den Nachfolgestaaten der *Dii* geächtet und dem Teufel zugeschrieben, vor allem um den *Rikku* eins auszuwischen.

Beschimpfung bis heute nicht in *Standard* übersetzt, sondern in *Altem Dii* gesprochen. Oder was der Sprecher dafür halten mochte …) Leider verbreiterter sind allerdings viel einfallslosere Aufforderungen an den Teufel, er solle mit der beschimpften Person, ihren Freunden und ihrer Familie verschiedene Sexualakte vollführen.

Laut hallte das Geräusch Lumas' auf den Asphalt klatschenden Mageninhaltes durch die schmale Gasse. Er stand fünf Meter vor der Eingangstür zum *Fuck Space*, der größten und bedeutsamsten Bude der ganzen Station, stützte sich an die gegenüberliegende Häuserwand und kotzte. Nach jedem Würgeanfall kämpfte sich ein breites Lächeln auf seinen Mund, ehe er das Häufchen vor sich noch etwas erhöhte. Mit den Schuhen stand er schon halb drinnen. Es war einfach zu komisch wie der Typ mitten auf die Bar gereihert hatte! Dafür nahm er das bisschen Selberkotzen gern in Kauf. Der reinste Krebs, das. Halek[2]!

Endlich spürte er, dass nichts mehr zum Rauswürgen in ihm war, der Würgedrang fiel aus. Er wischte sich mit dem Ärmel über den Mund und stieg aus seiner Kotze, um sich zur Tür zu wenden, hinter der seine Kumpels ihn bis in die Morgenstunden feiern würden.

Aber so weit kam er vorerst nicht. Jemand packte ihn an den Schultern und donnerte ihn gegen die Wand. Er stand nun vollends in seinem einstigen Mageninhalt.

„Wohin will er denn?"

Lumas' Blick schwamm, er hatte sich den Kopf gestoßen. „Hä?", war alles was er zustande brachte.

„Hm, ich glaub nicht, dass er fort geht", sagte jener, der seine rechte Schulter an die Wand presste.

„Nä, ich glaub auch nicht", sagte der Linke.

„Aber was zum Teufel will er dann?"

„Ich glaub er will seinen Dreck wegputzen!"

Ein Schlag in den Magen - zum Glück bereits leer, sonst finge die ganze Geschichte von vorne an – Lumas sackte würgend zusammen und fiel mit den Knien in die Lache

---

[2] *Altes Dii*: Vermutlich eine Anspielung auf die Wurzel für „sich prostituierende Frau" oder vulgo „Nutte", tatsächlich aber näher an „Torte".
Beim Schimpfen in *Altem Dii* ging es nur um Intention und Klang.

aus Alkohol und Halbverdautem. Dann wurde er zur Seite gestoßen, sein Kopf gepackt und auch der noch in das Zeug getaucht, nach links und rechts gedreht, hochgezogen und nochmal mit ordentlich Wucht die Nase auf den beschmutzten Boden gedonnert, dass die Kotze noch mit Blut bereichert wurde.

Endlich ließ man seinen Kopf frei. Voll mit Erbrochenem und Blut, mit gefühlt gebrochener Nase und vor Alkohol und Schmerz trunken, lächelte er seine Angreifer dümmlich an.

„Malos, Theo, Aron-"

„Hallöle Lumas", riefen die drei laut lachend in die Luft, mehr einander, als ihm zusprechend. Sie schienen bester Laune zu sein.

„Alles klar?"

„Siehst aber nicht recht gut aus heut' Abend! Hat dich ein Anikh mit dem Horn gefickt?"

„Alles okay mit dir?"

„Können wir was tun für dich?"

„Hm? Schieß los!"

„Nicht?"

Lumas lachte leise. Es klang seltsam, vermutlich der Nase und des Blutes wegen. Er grummelte etwas, versuchte zu reden.

„Häää? Was sagst du?"

„Wir können dich nicht *hören*!", lachte Malos und beugte sich zu ihm runter.

„Sie war soo geil!", krächzte der übel Zugerichtete. „Ich hab sie-"

Der Schlag hatte gesessen und ihn rücklings gegen die Wand fallen lassen. Seine Wange war sofort knallrot und begann zu schwellen. Die Zunge war ein einziger Schmerz, der Zähne wegen, die draufgedonnert waren. Theo trat von der andern Seite hinzu und grub ihm seinen Schuh in den Leib. Zweimal, dreimal, viermal.

Lumas lachte wie ein Irrer. „Ich ab se gefikt! Gfikt ab i sie! Hahaha. Immer widder, rein un raus!“ Immer wieder trafen auch Theos Fuß und Arons Faust ihr Ziel.

Malos ließ sie ein Weilchen machen, dann schnappte er Lumas am Kragen, Blut und Kotze zum Trotz. In der andren Hand hielt er einen kleinen Phasenbohrer, kaum größer als ein mittleres Messer. Er grinste Lumas gierig an.

„Rein und raus, ja?“, wiederholte er, „lass mal sehen!“ Dabei ließ er den Bohrer auf Touren kommen und die Phasenschneid glühte gefährlich. Einmal aktiviert würde sie durch Fleisch gleiten als wäre es Wasser.

Lumas spürte sich kaum noch, der Alkohol ließ ihn den Ernst der Lage nicht erkennen. „Drekige Betaschwene! Dafür werdet ihr zalen!“

„Jaaa?“, fragten Theo und Aron, drehten ihn um und drückten ihn zu Boden. Einer zog ihm die Hose runter. Malos kam mit dem Bohrer heran.

„Auförn! Schweine! Syphilis! Betadreck! *Torte*!“ Lumas fing an zu schreien wie ein Bekloppter. Malos hatte ihm mit einem Mal die zehnundzwei Zentimeter des Stahlbohrers in den Hintern gerammt. Eben wollte er den fetten Daumen auf die Starttaste pressen, da krachte ein Schuss durch die Nacht.

Es war Malos, der schrie und auf den verbliebenen Stummel seines ehemaligen Daumens starrte, aus dem das Blut quoll so üppig wie aus Lumas‘ Nase. Theo zog ein Messer, wurde aber durch einen Streifschuss am Hals auf den Boden geworfen und wand sie dort wie eine Schlange. Aron kam nicht mehr dazu irgendwas zu tun, da hatte er schon ein Loch im Handgelenk.

„Ein Mucks und ich knall euch ab wie die verfickten Fickhunde, die ihr seid! Ameaes[3]!“

---

[3] Gesprochen eher: Ameas. *Altes Dii*: Vermutlich eine Anspielung auf weibliche Geschlechtsorgane. Die unteren. In etwa

Die beiden Betas verharrten, den Blick zwischen ihrem sich am Boden windenden und wild fluchenden Bruder, Richter Albers und Lumas hin und her richtend. Lumas heulte und brüllte „*Torte*!“

„Brav“, beteuerte Albers, das Schreien Theos und das Toben Lumas' übertönend, „und jetzt packt euren Bruder und verpisst euch. Bevor ich euch mehr als nur den Daumen wegmurkse!“

Die beiden tauschten einen zornigen Blick, sahen aber ein, dass das hier verloren war. Sie nahmen Theo zwischen sich und verschwanden um die nächste Häuserecke, eine Spur an Blutstropfen hinterherziehend und ihre Flüche waren noch lange gut vernehmbar. Albers steckte seine Waffe weg und trat auf den am Boden Liegenden zu, der sich mühte sich aufzurichten. Lachend zog er am Ende des Bohrers. „Lumas du Anikhsack!“ Er blickte auf das sich zusammennehmende Häufchen vor seinen Füßen. „Wenn ich deine *Ameaes* bis morgen um zwei noch einmal sehe, dann hänge ich deine Eier an den Flaggenmasten! Die Alte konnte drei Tage nicht laufen!“ Die Alte war die Schwester der vertriebenen Brüder. „Hm“, machte Albers, als überlege er sich wie das aussehe. Dann brüllte er ein Lachen. „Die Vereinten Planeten! Deine kleinen Wichssäcke! Zum Wegwerfen!“

Lumas stöhnte, während er langsam auf die Beine kam. Als er dann halbwegs aufrecht stand, so aufrecht es nach den Tritten und Schlägen eben ging, lächelte er Albers breit und blutverschmiert ins Gesicht. Dieser schlug ihn mit seiner Pistole nieder, sodass sein Mittagessen ein weiteres Mal seine Lippen benetzte. „Hier die Polizei zu machen war auch die beschissenste Idee meines Lebens“, stöhnte Albers. „Also nochmal du Anikhsack“, sagte er in Richtung Boden, während er die Pistole an seiner Jacke ab-

---

äquivalent zu dem mit dem F. Ignoriert man den Kontext könnte es aber auch „Schmetterling“ heißen.

wischte und in den Halfter gleiten ließ, „mir ist es scheißegal, was du von Betas hältst und ob du ihre Schwestern bumst. Zum Teufel! Was mir nicht scheißegal ist, sind meine Nerven. Und die stehen nicht so auf Tote in den Straßen. Also verpisst du dich bis morgen von meiner Station, noch vor allen anderen! Ich sehe deine hässliche Fotzfresse nicht wieder! Sonst pisse ich auf deine Leiche, wenn ich sie auf der Straße finde."

Lumas wimmerte etwas.

„Ist das klar?"

Erneutes Wimmern.

Albers gab ihm einen Tritt und ging in das *Fuck Space*. Ein Drink war es, was er jetzt brauchte. Wie war er nur dazu gekommen hier die Polizei zu machen? Verdammt blöde Idee gewesen. Aber wo bekam ein wegen Mord verurteilter Exbulle auch sonst einen Job …

Lumas wartete bis er die Tür zufallen hörte, dann drehte er sich auf den Rücken, sah durch seine geschwollenen Augen zum Sternenhimmel und rief laut lachend: „*Torte*!"

In Adrians Augen hatten sich die Sterne am Himmel vermehrt. Die Lichter der Schiffe hatten ihnen blaue, grüne, gelbe und rote hinzugefügt. Stündlich kamen neue Transporter, wurden im Eiltempo beladen und waren ebenso rasch wieder fort. Ein Kommen und Gehen. Ein ewiges Hin und Her der bunten Pünktchen.

Adrian Tolean war jedes Mal begeistert, wenn er früh morgens und spät abends in den Weltraum schauen und den Tanz der vielen Lichter verfolgen konnte. Lichter, die von unendlich fernen Orten kamen und wieder dorthin verschwanden. Leider ging das nur für wenige Minuten, bevor er auf seinem Weg zur Arbeit in das lange, stahlbetonerne Untergrundnetz eilte, das ihn zum unterirdischen Mineneingang brachte. Dann sah er nichts mehr von der Geschäftigkeit über seinem Kopf. Dann hatte er keine Zeit, länger müßig den Schiffen zuzusehen. Er verbrachte den Großteil des Tages in der Mine.

Die Mine, sie war das Herzstück der Station *Astroid Ag F2*. Die Station, eine riesige Stahlkuppel auf der Oberfläche eines frei im Weltall schwebenden Stück Gesteins. Der Name war Programm: Eine einzige große Silbermine, Nummer 242 im *Zarathustra*-Sektor. 242, das wusste Adrian, war hexadezimal F2 und damit war *Astroid Ag F2* bloß einer unter unzähligen registrierten Asteroiden dieser Art.

Eine solche Mine wurde im Schnitt kaum zehn Jahre unterhalten – *F2* hatte diese magische Grenze vor zwei Monaten erreicht - man förderte kaum noch mehr als tauben Stein, der Gewinn deckte die Kosten nicht mehr. Damit bereitete man die Evakuierung der Menschen vor. Heute sollten die Maßnahmen abgeschlossen sein - der Asteroid würde in einer hellen Explosion in Millionen Teile zerbersten - die Menschen weiterziehen. Die übliche Praxis.

Bezüglich des Umzugs war Adrian seltsam zumute. Er wusste nicht recht, ob er sich darauf freuen sollte, oder

nicht. Irgendwie konnte er kaum anders, letztlich verhieß dieser Aufbruch neue Abenteuer, neue aufregende Erfahrungen. Wegzukommen von hier. Auf der anderen Seite erwartete er nicht viel. Wahrscheinlich würden sie nur auf einem weiteren generischen Asteroiden Arbeit finden, oder, mit ein wenig Glück, auf einem Mond. Das wäre klasse! Aber Adrian machte sich keine krasse Hoffnung. Zwar hatte ihn Leo auf eine Überraschung einstimmen wollen, aber Adrian erwartete sich nichts. Das war die erste und wichtigste Erfahrung, die man hier draußen machte – tausende Lichtjahre von der *Erde* entfernt – und die auch jeder Acht-, fast schon Neunjähriger bereits begriffen hatte: sich niemals zu hohe Erwartungen zu leisten. Die waren fehl am Platz hier draußen.

Außerdem. *Eigentlich* war das Leben auf *Astroid* gar nicht mal so schlecht. Man hatte es sich hier ganz gut eingerichtet. Man konnte sich mit der Situation hier arrangieren. Wenn die Erwartungen nicht zu hoch waren, dann konnte man hier gut leben. Also, dann konnte man hier *über*leben. Und Adrian war zu jung gewesen, um sich an etwas anderes zu erinnern. Er war tatsächlich, und darauf war er insgeheim mächtig stolz, auf der *Erde* geboren! Aber daran konnte er sich nicht mehr erinnern. Trotzdem fühlte er sich ein klein wenig wie von Adel. Niemand sonst hier hatte die *Erde* überhaupt in echt gesehen und *er* war darauf geboren!

Na, auf alle Fälle. Objektiv betrachtet gab es eine Vielzahl üblerer Lose, die man hätte ziehen können, wenn man kaum ein halbes Jahr alt mit Vater, Bruder und Schwester in den Weltraum floh. Es war eigentlich gar nicht so schlecht hier. Klar, es war nicht das, was das 23. Jahrhundert andernorts zu bieten hatte. Das war auch den Einheimischen von *Astroid AG F2* vollkommen bewusst. Oder vielleicht sollte man besser sagen, den Bewohnern, denn nicht viele hätten die Station als Heim bezeichnet. Nicht so Adrian. Für Adrian war es doch auch ein zu Hause. Das

einzige, das er kannte. Es war nicht schön, es war schmutzig und wenn man die Regeln nicht kannte dann war es auch brutal. Aber es war sein Zuhause und würde es bleiben. Bis heute 13 Uhr.

Alles in allem war er sich einfach nicht sicher, was er von der ganzen Sache mit der Sprengung halten sollte. Denn wenn man eines eigentlich nicht über *Astroid* sagen konnte, dann war es, dass die Station langweilig wäre. Das mit Sicherheit nicht. Tatsächlich, wenn man eines sagen musste, dann dass die Konstruktion an sich eine einzige technische Genialität war. Das war Technik, die Adrian nichts als begeistern konnte. Auch wenn es andernorts ... aber eigentlich.

Die Konstruktion war beeindruckend. Eine mächtige Stahlkuppel wölbte sich über die größere Seite des Asteroiden und bildete die Außengrenze der nutzbaren Fläche. Sie maß knappe 3,5 Kilometer im Durchmesser. Diese Atmosphärenkuppeln waren lange Zeit der Stolz der Ingenieure gewesen, als die Begeisterung an den ersten - sehr teuren - privaten Raumschiffen bereits etwas nachgelassen und sich der Blick immer weiter in die Dunkelheit des Weltraums gerichtet hatte. Jeder Forscher, jeder Ingenieur, der auf sich hielt, entwickelte an der Realisierung von Lebensraum im Weltall. Das Ergebnis: eine, je nach Kapital, mehr oder weniger perfekte Simulation von Himmel, Atmosphäre und Wettergeschehen. Nun, auf *Astroid* gab es von manchem viel, Schmutz und Dreck zum Beispiel, von anderem aber nur wenig, Kapital etwa. Zumindest keines, dem sein Besitzer hier Gesellschaft leistete. Da war die Silbermine, aber die gehörte irgendjemandem, den man nie hier gesehen hatte und nie sehen würde. Es wurde gemunkelt, aber das hatte Adrian eben nur gehört und nie gesehen - die hier draußen verfügbaren Videos waren allesamt nicht von berauschender Qualität, selbst im Kino nicht - dass es auf den größeren und teureren Stationen unmöglich wäre, mit Gewissheit zu sagen, ob man sich

nun unter echtem oder doch bloß simuliertem Himmel befände. Nicht dass Adrian den Himmel über *Astroid* als schlecht empfunden hätte. Eigentlich war er gar nicht mal schlecht. Er hatte auch gar keinen Vergleich. Aber für Menschen in den Außensektoren galt die *Erde* und alles, das mit ihr in Verbindung gebracht wurde, als Garten Eden, als Paradies und als heller Fleck am Horizont. Zu niedrig war die Entlohnung hier, um dort leben zu können und zu gering die Bildung. Nur hochqualifiziert fand man auf dem Blauen Planeten Arbeit. Ohne Geld war beides außer Reichweite. Auch die Schulen, denn die gab es nur in den *Class-A*, *B*-, und *C*-Sektoren. Und um dort hinzukommen, dazu brauchte es Geld. Da capo.

Nun, es gab *eine* Hoffnung auf Bildung, die lag in den Händen der Religionsgemeinschaften. Und diesen musste man an dieser Stelle Respekt aussprechen. Anderswo bekriegten sie sich bis heute, aber wenn es um die Aufteilung der Stationen ging, und wer für ein bisschen Bildung darauf zu zahlen hatte, dann gab es erstaunlich wenig Probleme. „Ein bisschen Bildung“, das waren drei Jahre „Grundschule“ unter sehr rudimentären Umständen. Man konnte glücklich sein, wenn der Vortragende, der „Lehrer“, selbst länger als drei Jahre unterrichtet wurde. Was man diesen Lehrenden aber nicht vorwerfen konnte, war keine Ahnung vom Leben zu haben. Es waren in der Regel aussortierte, wegen Krankheit oder Unfällen in ihrer ursprünglichen Tätigkeit unbrauchbar gewordene Menschen mittleren Alters. Sie hatten meist keinen höheren Schulabschluss, aber sie wussten worauf es ankam hier in den Außensektoren. Eigentlich, so fand Adrian, hatte er es ganz gut erwischt. Adrian hatte großes Glück mit seinem Lehrer gehabt.

Adrian hatte seine Schulpflicht bereits abgesessen. Zweieinhalb Jahre war er am Vormittag für zwei, vielleicht drei Stunden in ein aufgelassenes und mit schäbigen, ausgemusterten Tischen nachträglich möbliertes Büro, denn als

Klassenzimmer war es ganz klar nicht erdacht worden, am Stadtrand gelaufen. Dort, im letzten Haus unmittelbar vor der grauen Kuppelwand, wo das Hologramm bereits so schlecht war, das man jederzeit die Wand dahinter sehen konnte, dort hatte er darauf gewartet, dass ihr „Lehrer", ein ausgeschiedener Techniker aus den Kernsektoren, bei der Tür hereintreten würde, um ihnen ein paar Stunden die Woche Unterricht zu erteilen.

Winiokow, so der Name des Mannes, auch wenn er von seinen Schülern nur Winikopf gerufen wurde, war sicherlich nicht schlecht gewesen in seinem Fach, aber auch niemals herausragend. Zu seiner Zeit, welche wohl so zwischen den Jahren 2130 und 2150 zu suchen wäre, hatte er einen guten Job bei einer konkurrenzfähigen Firma auf der *Erde* inne. Es war großes Pech, dass er nun die letzten Berufsjahre bis zu seiner Pensionierung in so einem abgelegenen Eck des Weltraums zubringen musste. Und diese Unzufriedenheit merkte man ihm an. Was nicht heißen sollte, dass er sich keine Mühe mit seinen Schützlingen gab. Eigentlich war er sogar sehr gut gewesen. Nun, Adrian hatte natürlich keinen Vergleich.

Aber er war ein guter Schüler, denn ihn interessierten die technischen Zeichnungen und Skizzen, anhand denen Winiokow ihnen erklärte, was einen echten Ingenieur ausmachte. Und alle wollten Ingenieur werden. Das waren die Leute, die Reaktoren bauten, Raumschiffe und Stationen. Das waren die Götter, die ihrer aller Welt schufen. Also ließen sie die Lehrbücher mit ihren Babysätzen à la „Mimi geht spazieren" bald hinter sich und lasen Artikel über die *THOR Fafnir* oder die *EURATEC Jasper* oder die *Nocturna Eterna*, drei weitverbreitete Raumjäger, die Adrian einfach klasse fand. Die Begeisterung machte hartnäckig, Winiokow half mit neuen Wörtern und die gesamte Klasse, mal sieben mal fast zweizehn, konnte bald lesen wie die Kinder auf der *Erde* erst mit zehn. Dann kam das Rechnen und auch hier wusste Winiokow seine Schützlin-

ge abzuholen. Man paukte das Einmaleins und die absoluten Grundlagen, dann schrieb er ein Programm, in dem man unter anderem aus Datenblättern Kennziffern ablesen, diese verrechnen und in einen Schiffscomputer eingeben musste, damit das Raumschiff nicht abstürzte oder den feindlichen Raketen auswich. Blieb nur noch zu erwähnen, dass der später nachgereichte Mehrspielermodus zu erbitterten Weltraumschlachten zwischen Weltraumkapitänen und hervorragenden Kopfrechnern geführt hatte. Das war eigentlich schon eine klasse Zeit gewesen.

Dann hatte Adrian in der Mine zu arbeiten begonnen. Für den Jungen war da aber schon klarer als je zuvor, er würde Ingenieur werden. Der beste, versteht sich. Diese Überzeugung wurzelte tief, war weit mehr als kindliches Träumen. Es war mehr wie die Feststellung eines jungen Erwachsenen, der sich nach zwei abgebrochenen Studien endlich für seinen Lebensweg entschieden hatte. Und dieses Mal wäre es das richtige. Nicht für drei Wochen, sondern wirklich. Das war *das* Ding. Das Leben hier draußen brachte ganz andere Menschen hervor. Andere Kinder auch. Viele Dinge, die Kinder anderswo, etwa die verwöhnten von der *Erde*, tagtäglich taten, kamen Adrian gar nicht in den Sinn. Hier galt das Gesetz des Weltraums: jeder ist sich selbst der Nächste und der Einzige, der dein Überleben sichert, bist du selbst. Diese Regel galt, in gewissem, erstaunlich wenig eingeschränktem Maße, auch schon für Kinder.

Kurzum: Adrians Kindheit, die er hauptsächlich mit Fabian und einigen anderen Kindern auf dem Schrottplatz und im unterirdischen Gangsystem verbracht hatte, war mit der Vollendung seines achten Lebensjahres zu Ende gegangen. Da hatte er angefangen in der Mine zu arbeiten. Das war nun einige Monaten her.

Auch heute, am 10. Juni 2252, machte sich der fast schon Neunjährige auf den Weg zu seiner Arbeitsstätte. Der

einzige Unterschied war der, dass es sich um das letzte Mal handeln sollte.

In der Früh war er immer der Erste in der Familie auf den Beinen. Das war aber auch nicht schwer, denn sein Bruder Leo stand nicht vor zehn auf und ihr Vater allgemein nur unregelmäßig. Adrian teilte sich ein Zimmer mit Leo und um diesen nicht zu wecken würde er so leise es ging durch das kleine Zimmer schleichen, vorbei an dem großen Schreibtisch mit den zahlreichen Brandflecken, Farbklecksen und immer vollbeladen mit allerlei Schrauben, Drähten und Leiterplatten, mit Zangen, Bohrern, zwei Lötkolben, von denen einer auch funktionierte, jeder Menge Schraubenzieher und vielem anderem Werkzeug und Elektroschrott. Dazwischen lagen Bücher und Zeitschriften, Kataloge voller Bauteile, löchrige Handschuhe, Essensreste, Filmspheres und aus irgendeinem Grund Socken. Aber nur einzelne. Tatsächlich aber ohne Löcher.

Den Zustand des Bodens will man nicht näher beschreiben, nur so viel: es war eine Seltenheit, wenn Adrian mehr oder weniger lautlos durchs Halbdunkel zur Tür gelangte. Zum Glück hatte Leo einen hervorragenden Schlaf. Also, er schlief hervorragend schnell wieder ein.

Draußen dann würde er rasch in die Klamotten vom Vortag schlüpfen. Immer vom Vortag, außer der Vortag war ein Sonntag. In diesem Fall würde er sich was Frisches aus dem Schrank nehmen, dabei zweimal Leo aufwecken, zweimal, weil er praktisch immer etwas vergaß und noch einmal hineinmusste, und dann, um das andre Zeug in den Wäschekorb zu verfrachten und das neue zu holen.

Heute aber wurde Leos Schlaf nicht auf die Probe gestellt. Denn der Boden war aufgeräumt, das Zeug, dass darauf immer verstreut gewesen war, lag in Kisten verpackt oder war auf der Müllhalde gelandet, vieles davon zum zweiten Mal. Selbst der Arbeitstisch, der seit er hier stand, niemals leer gewesen war, war es nun doch.

Im Wohnzimmer gab es eine kleine Kochnische mit großem Kühlschrank, in dem, abseits der vielen Getränkeflaschen des Vaters, auch ein Päckchen Milch und ein Glas Marmelade standen und beides bildete Adrians Frühstück. Die Milch wurde in großen Containern an die Station geliefert. In Pulverform. Dann wurde dieses Pulver mit dem Wasser aus der Kläranlage aufgegossen und verpackt im zentralen Supermarkt der Station verkauft. Was die Marmelade betraf – die wurde fertig verpackt geliefert, was es unmöglich machte, genau zu wissen, ob der Inhalt jemals Kontakt mit einer Erdbeere gehabt hatte. Aber was auch immer darin steckte, es war genau das womit Adrian den Geschmack von Erdbeeren verband und es war seine liebste Marmelade auf der Welt. Eigentlich gab es auch nur noch Marille als Alternative, also war das eine klare Sache.

Der Vater schlief im vierten und letzten Raum, neben dem Zimmer Adrians und Leos und dem kleinen Wohnzimmer mit Kochnische. Dazu gab es ein Kämmerchen mit der Toilette. Den Vater sah Adrian kaum öfters als drei, viermal die Woche und dann nur wenn dieser entweder was aus dem Kühlschrank nahm, etwas in den Kühlschrank hineinstellte oder aber die kleine Wohnung durch die Tür verließ, um eines seiner Stammlokale aufzusuchen.

Es war genau genommen erstaunlich wie viele Bars und ähnliche Lokalitäten eine Station mit kaum 8000 Einwohnern zu unterhalten vermochte. Vor allem wenn man bedachte, dass es nur *einen* Supermarkt gab. Aber die Wohnungen waren durch die Bank hässlich und klein und wenig wohnlich. Man traf sich nahezu ausschließlich auswärts. Und Adrians Vater war in den meisten Etablissements bekannt und Kunde. Was nicht heißen sollte, dass sein Name immer und überall kreditwürdig war, aber davon wusste Adrian eigentlich gar nicht viel. Nur das es seinen Bruder sehr oft sehr zornig machte.

Kaum war das Frühstücksbrot verdrückt trat Adrian durch die Wohnungstür auf den Hausflur hinaus. Dort

herrschte meist erst mal Dunkelheit, ehe der unpräzise und träge Bewegungsmelder den Jungen als Lebewesen akzeptierte und Licht machen ließ. So war das hier überall. Alles voller Technik und nichts funktionierte, wie es sollte. Ab und an brannte auch noch Licht, wenn einer der Nachbarn kurz vorher die Wohnung verlassen hatte, aber der Blick des Bewegungsmelders war streng und kaum war man außerhalb des schmalen Bereiches sorgte er wieder für Dunkelheit im Kellergeschoss, zumindest meistens. Manchmal brannte auch den ganzen Tag das Licht. Aber im Zweifel machte das Gerät erstmal das Licht aus. Energieverschwendung war nahe an einer Straftat. Hier draußen in den Außengrenzen der bewohnten Welt setzte man noch auf alte Kernreaktoren mit Spaltung von Uran und Plutonium und beides war teuer. Zumindest hieß es so. Deshalb liefen alle Heizungen mit Öl. Das war sehr billig, da man es von zahlreichen Planeten in gewaltigen Mengen beziehen konnte. Das war billig und dreckig. Die Abgase mussten von der Luftaufbereitung gefiltert werden und das klappte nicht immer so ganz. Die Wände der Gebäude waren nicht grundlos mit den Jahren immer dunkler geworden, obwohl eine nicht zu kleine Gruppe Jugendlicher sich an jeder verfügbaren Fläche mit Graffiti Ausdruck verlieh. Wenige Wochen und die Wand hatte im Großen und Ganzen wieder ihre dreckiges Grau angenommen. Die Straßen jedoch waren in Adrians Erinnerung immer schon schwarz gewesen. Tatsächlich waren sie bloß schneller dreckig geworden, als Adrians Erinnerungen eingesetzt hatten.

Am Ende des Korridors lag der Aufzug. Auf der Liste der gesellschaftlich geächteten Taten folgte knapp auf die Strom-, die Platzverschwendung, und so gab es keine Treppen und der Fahrstuhl war geradezu winzig. Ein kleines Kämmerchen von etwa einem Quadratmeter Grundfläche, mit welchem Adrian die drei Stockwerke bis

ins Erdgeschoss zurücklegte und dort, mit wenigen Schritten, auf der ebenfalls schmalen Straße landete.

Kaum zwei Meter lagen zwischen der einen geschwärzten Betonfront und der nächsten und dieser schmale und mit kleinen Verpackungsresten verzierte Weg führte die fünfzehn Meter bis zur Straße mit der weißen Aufschrift *12*, welche die Häuserreihen mit der von Nord nach Süd verlaufenden Hauptstraße, welche die ganze Kuppel durchmaß und sich im Zentrum mit der West-Ost-Straße traf, verband.

Adrian ging die paar Meter bis zur zehnzweiten und sprang dann einen Schritt zurück, um dem vorbeifahrenden Laster Platz zu machen und seinen Weg in dessen Abgaswolke fortzusetzen. Verbrennungsmotor, als stünde man noch im 21. Jahrhundert. Im Übrigen kümmerte sich niemand darum, dass es beinahe einen Unfall gegeben hätte. Die wenigen Menschen, die unterwegs waren, gingen stur nach vorne schielend ihres Weges. Auf den Straßen herrschte allgemeine Anonymität, Neutralität und Gleichgültigkeit. In dieser Reihenfolge. Hätte man sich Jahre den Kopf darüber zerbrochen, man hätte keinen besseren Ausdruck für die Reduktion des engen Wegnetzes auf die pure Funktion, Verbindung verschiedener Start- und Zielorte zu sein, erdenken können, als den ausdruckslosen Blick auf den Gesichtern der Menschen. Zugegeben. Es gab ohnehin nicht viel zu sehen abseits des Stückchen Bodens vor den eigenen Füßen, denn der Rest war trister Beton, nur hin und wieder etwas aufgelockert durch rotes und gelbes Verpackungsmaterial, häufig auch gelb und rot in einem, die Farben des größten Fast-Food-Produzenten. Ja und die roten Dosen. Space Cola. Adrian liebte Space Cola. Aber wer tat das nicht? Eigentlich konnte man fast froh darüber sein, dass das Fast-Food und der Softdrink in so knalligen Farben verkauft wurden. Ansonsten war alles mehrtöniges Grau, vielleicht einmal rötliches und grünliches Grau, aber immer Grau und am Ende der

Skala Schwarz, nur gelegentlich mit großen, weißen Zahlen beschriftet: die Straßennummer und die Hausnummer. Die wurden wöchentlich nachgezeichnet. Nicht dass sie länger nötig gewesen wären. Doch die wurden wöchentlich nachgezeichnet.

Gehsteige gab es keine. Man teilte sich einen etwa sechs Meter breiten Betonstreifen mit Lastern, meist die Abfallentsorgung und die war selten, richtig selten auch ein Warentransport. Diese Wagen waren alt und schon zu ihrer Anschaffungszeit billig gewesen. Alle liefen mit Flüssigbrennstoff und stanken nach Öl, Benzin und was man sonst noch in die Tanks schüttete. Eigentlich war hier draußen nur ein Fahrzeug überlebensfähig, das nicht wählerisch mit der Art des Brennstoffes war. Und ein Mensch, der den Abgasen standhielte.

Ja, und wie gesagt herrschte auf den Straßen „Neutralität". Neutralität bedeutete, dass man, egal welcher Gruppierung (und derer gab es mehr als bloße achttausend Seelen vermuten ließen) man auch angehörte, die Zwistigkeiten und Auseinandersetzungen nicht auf der Straße austrug. Das funktionierte meistens ziemlich gut. Auf der Straße (und bei der Arbeit) vertrugen sich die verschiedenen Völker der Betas, etwa die *Rikku* und die *Dii* und begannen sich erst am Abend in der Bar zu prügeln. Auch die *Christen des Neuen Jahrtausends* und die *Katholiken* bezeugten, wenn schon nicht christliche Nächstenliebe, zumindest christlichen Verzicht (den anderen zu schlagen) und die Anhänger des polytheistischen *Theims* und die des monotheistischen Ans ließen es sein, die jeweils anderen Glaubensinhalte ins Lächerliche zu ziehen. Das würde erst um 18 Uhr anfangen. Und nicht auf den Straßen. Was unter der Betondecke oder hinter Betonwänden geschah ... Aber *nicht* auf den Straßen!

Adrian machte es den übrigen Passanten gleich und beschleunigte seine Schritte. Er fügte sich ein in den Strom derer, die jede Sekunde, die sie unterwegs waren, als eine

Sekunde ansahen, in der sie nicht an ihrem Ziel waren. Heute allerdings war eine Sache anders, heute gab es doch etwas, dass es wert war, genau beobachtet zu werden: die dunkelblau uniformierten Soldaten, welche in Schwärmen durch die Straßen marschierten, an Wohnungen klopften, Personalien aufnahmen und die Leute über die Evakuierung in sieben Stunden informierten. Das fand Adrian aufregend und davon konnte Adrian die Augen nicht lassen. Es mussten allein in dieser Straße mehr als fünfzehn sein, zählte Adrian. Er liebte es Dinge in Zahlen zu fassen. Fast so sehr, wie er versuchte, immer alles bis zum Ende durchzudenken und fast so sehr, wie er für jede Art von Konstruktion und Maschine brannte. Die Hälfte dieser Soldaten und Soldatinnen waren mit Schnellfeuergewehren bewaffnet, als würden sie Gegenwehr erwarten. Aber das beunruhigte Adrian nicht. Er war beeindruckt von den schicken Uniformen und der Autorität, die sie ausstrahlten.

Adrian blieb einen Augenblick stehen, um den Männern und Frauen zuzusehen wie sie sich Wohnung für Wohnung vorwärts kämpften - mit, für Ortsunkundige, einem erstaunlichen Tempo und rigoroser Effizienz. In kaum dreizehn Minuten, so schätzte er, würden sie auch die eigene Wohnung erreichen und Leo aus den Federn holen. Um den Vater zu wecken würden sie sich schon mehr anstrengen müssen. Aber da kannte Leo ein paar Tricks. Im Übrigen hatte Leo auch schon alles vorbereitet und gepackt. Sein Bruder war sehr gewissenhaft und große Klasse. Der dachte alles bis zum Ende durch.

Plötzlich ließ ihn eine Stimme aus seinen Beobachtungen aufschrecken: eine laute, verstärkte Stimme, die durch die Gebäudeschluchten dröhnte.

„Hier spricht Lieutenant Kyrill, von der *UPMS Sleeping Beauty*! Wie vor zehnundvier Tagen angekündigt wird der Senatsbeschluss zur Auflösung dieser Kolonie am heutigen Tag um zehnunddrei Uhr vollstreckt. Wer bis zehnund-

zwei Uhr nicht im Raumhafen angelangt ist wird zwangsevakuiert. Ich wiederhole. Wer bis zehnzwei Uhr nicht im Hafen angelangt ist wird zwangsevakuiert."

Ein weiterer Laster brauste vorbei, doch dieser zog keine Abgaswolke hinter sich her und er sah auch ganz anders aus, war größer, sauber und schneller. Ein Modell, das Adrian nicht kannte! Eines ohne Abgase! Soldaten saßen auf der Ladefläche. Der Laster hielt hundert Meter weiter, die Soldaten sprangen herab und verteilten sich ohne weitere Befehle in den umliegenden Gebäuden. Große Klasse!

Adrian fuhr ein zweites Mal zusammen, als ihn eine tiefe Männerstimme adressierte. „Was stehst du hier rum Junge!? Hast du nicht gehört! Pack deine Sachen und ab zum Hafen! Nach zwei steht hier nichts mehr!"

„Ja, Sonos!", erwiderte der Junge schnell und nickte heftig, die Augen über die autoritätsheischende Uniform laufend, dann wandte er sich um und lief weiter bis zum Treppenabgang in das unterirdische Gang- und Straßensystem, das ihn schnellstmöglich zur Mine bringen würde.

Klasse!

Adrian mochte die Unterwelt der Station. Es herrschte ein grobes Ungleichgewicht an Licht im Tunnelsystem und beständig tauchten hier völlig unerwartet fremde Gestalten aus den Schatten auf. Und immer musste man aufpassen wo man hintrat und stieg dennoch regelmäßig in allerlei Ekligkeiten. Mancherorts war man wiederum fast geblendet, andernorts versank man in Schwärze. Aber gerade das machte es für Kinder interessant. Alsbald sie erst einmal der Furcht vor der Dunkelheit entwachsen wären, aber auch das ging schnell hier draußen. Andernorts baute man einen Abenteuerspielplatz, hier hatte man etwas viel Besseres! Und was für Streiche man hier spielen konnte! Adrian, Fabian und die anderen Kinder hatten die Unterwelt zu ihrem Revier gemacht. Bis es eines Tages

vom zustehenden Polizeivorstehenden, Richter Albers, strengstens verboten wurde. Aber eigentlich war Albers gar kein Richter, die Leute nannten ihn nur so, weil sie sich gut mit ihm stellen wollten. Es hatte einen sehr unglücklichen Vorfall gegeben. Danach hatte sich dieser Freundeskreis nicht mehr getroffen. Bald grüßte man einander nicht mehr. Man hatte neue Freunde. Eine neue Bande. Eine viel bessere. Kindergeschichten. Aber lange Zeit war es auch mit der alten Bande große Klasse gewesen. Solange man nicht in *jene* tieferen Ebenen ging. Natürlich hatten sie es manchmal gemacht, meistens als Mutprobe. Aber das es gefährlich war, dass war allen sehr klar. Dann kam es zu dem Unfall. Leo war außer sich gewesen, als er erfuhr, wo Adrian sich herumgetrieben hatte. Adrian wusste es noch ganz genau. Das war das einzige Mal gewesen, da er Angst vor seinem Bruder gehabt hatte. Dessen Hand hatte gezuckt, als wolle sie sich verselbstständigen und dann schien es Leo zu sein, der erschrocken war. „Bitte versprich mir etwas Adrian, ja?“, hatte er gesagt, „bitte versprich mir, dass du nie wieder in die dritte Ebene oder tiefer gehst.“ Adrian hatte es versprochen. Es fiel ihm überhaupt nicht schwer nachdem er Talos Leiche gesehen hatte.

Adrian folgte den Pfeilen über seinem Kopf in Richtung Stationszentrum, zum *Platz der Union*, welcher knapp vor der Mine gelegen war und zu dem alle Gänge, Korridore und Tunnels wie Venen zu einem Herz führten. Die Luft hier unten war ähnlichen Schwankungen unterworfen wie das Licht, mal warm und stickig, dann kühl, ab und zu feucht. Die Belüftungstechnik hatte nie astrein funktioniert. Oder sie war von jeher unterdimensioniert gewesen. Oder irgendjemand hätte sie eigentlich warten sollen und wusste nichts davon.

Was Adrian aber besonders gefiel waren die tausend Poster, welche die Wände, Decken und sogar den Boden pflasterten. Zumindest an den Stellen, an denen es halbwegs hell war. Sie warben für Jobs in neuen Minen in

irgendwelchen weit entfernten Kolonien, Bauprojekte der Union, *Civilization*, den Militärdienst und, obwohl sie sich niemand hier würde leisten können, für schöne Wohnungen im Grün der *Erde*. Dazwischen hingen spärlich bekleidete Frauen, die für lokale Pubs und Lokalitäten warben, prominente Alkoholflaschen und große, gelbe Ms und Werbung für Space Cola.

Dann blieb Adrian stehen. Er hatte ihn erreicht, den Ort seines täglichen Innehaltens, sein Lieblingsposter. Es zeigte ein kompaktes Gerät am Handgelenk eines bis über beide Ohren strahlenden Jungens. In seinen Augen spiegelte sich das Hologramm des Spielfilms, das von dem Gerät in die Luft projiziert wurde. Darunter der Schriftzug in eleganten, silbernen Lettern: „Greif nach der Sonne. Ikarus X700." Das war's. Mehr brauchte es nicht, um Jungenherzen zu begeistern. Es war alles was man begehren konnte. Das Gerät war ein *ComPad*, ein Computer, den man sich wie eine Armbanduhr ans Handgelenk band, das aber unendlich viel mehr konnte. Verlegen grinsend dachte er an das alte Handy in seiner Tasche. Das funktionierte noch mit Touchscreen und ohne Hologramme und funktionierte nicht mit dem *UniNet*-Relay sondern nur stationär …

Adrian wurde angerempelt und angemault. Das passierte, wenn man hier stehen blieb, wo man auch selber im allgegenwärtigen Schatten versank. Er warf einen letzten sehnsüchtigen Blick auf das Plakat, dass soviel mehr versprach, als nur den coolsten Computer der Welt, denn dieser Junge lebte ganz eindeutig nicht auf einem Asteroiden am Ende des Universums. Dann gliederte er sich wieder ein in den beständigen Strom von Menschen, der ordentlich an Fahrt aufnahm, ehe er mit zunehmender Personenanzahl wieder an Geschwindigkeit verlor und die Leute letztlich auf den Unionsplatz ausspie. Dort ging es heute erst mal nicht weiter.

Eine riesige Menschentraube hatte sich gebildet und – stand still. Irgendetwas musste da vor sich gehen!

Adrian drängte sich zwischen den stehenden und fluchenden Menschen vorbei die Treppe hoch und stand dann unter dem höchsten Punkt der Himmelskuppel. Was man hier aber sah, war nicht der blaue Himmel, den man andernorts erkennen konnte, sondern ein großes, schwarzes Loch, der Blick in den Weltraum war frei. Hier war es, wo Adrian die Sterne beobachtete und wo man jetzt die vielen, vielen Lichter der Schiffe verfolgen konnte. Da war der Weltraum und davor, von allen Seiten gut zu sehen, wehte groß und mächtig die Flagge. Rot auf weiß prangte das Hoheitszeichen der Union, zwei halb überlagerte Planeten, der kleinere ganz vom größeren umschlossen, aber nicht konzentrisch, sondern versetzt. Das Emblem der Union. Nur die gelben Ms und das weiß auf rot der Space Cola sah man noch häufiger.

Heute aber galt die Aufmerksamkeit der Menge nicht dem Himmel und nicht der clever angebrachten Flagge. Adrian war zu klein, um zu erkennen wo aller Augen hinblickten und musste sich erst bis zu einer nahen Bank durchkämpfen, auf die er behänd sprang, um über die Köpfe der Menge hinweg etwas erkennen zu können.

Das Zentrum des Platzes war abgesperrt. Soldaten mit Gewehren, als erwarteten sie Widerstand durch die Bevölkerung, bildeten einen Kreis um das Unionsdenkmal, während man sich daran mit einem Kran zu schaffen machte. Das Denkmal, zwei silberne Kugeln, die eine etwas größer als die andre, stand auf einem imposanten Podest aus schwarzem Stein. Stand man direkt davor, schien es, als würden die beiden Planeten im schwarzen Weltraum schweben, zwei sichere Punkte vor dem Ungewissen, darüber die prächtige Flagge der Union.

Man versuchte eben den größeren der beiden Planeten, *Amankan*, von seinem Sockel zu heben. Ein Mann stand wild gestikulierend davor und gab dann das OK-Zeichen. Der Kran zog an. Die Menge hielt den Atem an. Viele begriffen erst jetzt: das war das Ende von *Astroid AG F2*.

Dann schien die Zeit komprimiert. Zunächst schien es nicht, als ob die Station so einfach zu besiegen wäre, oder als ob die Kugel sich stur weigerte sich bewegen zu lassen. Dann siegte doch der Kran vom fremden Schiff und hob sie ein paar Zentimeter. Nein, natürlich gab es kein Entrinnen. Nicht vor einem Senatsbeschluss. Der Senat hatte entschieden und die Welt sich zu fügen. Die Kugel schwebte ein wenig höher. Langsam, aber stetig hievte man sie hoch - ehe der Gurt mit einem lauten Schnalzen riss.

Wie in Zeitlupe schien der Planet auf den Sockel zurückzufallen, einen Augenblick zu verharren und sich dann, nach einem Moment der Unschlüssigkeit, vornüber zu neigen und, verboten langsam, vom Sockel zu rollen und auf den Boden zu prallen. Die Ruhe war dahin.

Es gab ein gewaltiges Donnern, Menschen schrieen auf, ein Gedränge setzte ein. Der Planet rollte einige Meter, drohte einige der Soldaten zu zerquetschen. Dann wurde Adrian von der Bank gestoßen. Er landete eben noch so auf den Beinen, wurde weitergeschoben, drohte hinzufallen. Ein weiteres lautes Krachen ertönte. Mehr Geschrei. Adrian wurde hin und her gestoßen. Leute schoben. Er bekam Angst, man würde ihn niedertrampeln. Dann zerrissen Schüsse den Menschenlärm und eine laute Stimme gab Befehle. Die Menge beruhigte sich wieder, doch es war eine Ruhe, wie Adrian sie nicht kannte. Es war die Ruhe, die nur mit der Waffe kam. Adrian versuchte sich zu orientieren. Er machte einige Schritte, wollte ganz schnell weg von hier. Doch jetzt gab die Menge an, wohin es ging. Soldaten erteilten Instruktionen, dann, endlich, begann die Menge sich aufzulösen und Adrian konnte wieder etwas sehen. Man schob ihn in die Richtung des Treppenabgangs und die Menschen verschwanden erneut in der Finsternis des Asteroiden und Adrian mit ihr. Was für ein Morgen.

* * *

So erschien der Acht- und fast schon Neunjährige gerade noch pünktlich in der Werkstatt und setzte die Reparaturarbeiten an jenem Roboterarm fort, den er gestern Abend noch aus der Mine geschafft hatte. Warum er ihn überhaupt noch reparieren sollte, war ihm zwar selbst nicht klar, aber es gab noch eine Regel, die man sich hier draußen zu Herzen nahm: Solange du Arbeit hast, sparst du dir besser weitere Fragen. Deine Verantwortung ist es nicht, darüber nachzudenken, warum du etwas tust, sondern dafür zu sorgen, dass du auch weiterhin bezahlt wirst, es zu tun. Arbeit sticht Gewissen.

Die Anlage selbst war ein gefährlicher Ort und bis obenhin vollgepackt mit Maschinen, Fließbändern und Robotern. Es war eine äußerst heikle Angelegenheit sich durch das Gewirr an Kabeln und Werkzeug zu bewegen und man musste klein sein und geschickt, denn keine der Einrichtungen hatte auch nur die einfachste Form von Sicherheitsmechanismen. Würde man von einer der Apparaturen erfasst, so hätte man ratzfatz und ruckzuck einen Arm verloren. Nahm man die Zahl seiner Kollegen und multiplizierte diese mit Zehn, so käme man auf eine größere Zahl, als jene der übrigen Finger. Arbeiterrechte, am Papier weit gediehen, endeten irgendwo knapp hinter den Grenzen des *Sol*-Systems.

Aufgrund der engen Platzverhältnisse wurden vor allem Kinder eingesetzt. Kinder wie Adrian. Und dennoch war er gleichzeitig eine Ausnahme. Er war einer der wenigen *Sol*, der Erdstämmigen, der dieser Aufgabe nachging. Ansonsten arbeiteten hier nur die Nachkommen von *Amane*, gemeinhin Betas. Adrian teilte sich seine Werkbank mit zweien, Sam und Zero. Beide waren ziemlich doof und deshalb fand es Adrian auch in keiner Weise ungerecht, dass sie zusammen nicht ganz so viel verdienten, wie er alleine. Aber geschickt waren sie. Adrian verstand jede Maschine in dieser Halle besser als die beiden, doch wenn es ums wiederholte Zerlegen einer Apparatur ging, dann

hatte er keine Chance mit ihren präzisen und gewandten Handgriffen mitzuhalten. Aber etwas schnell zerlegen und wieder zusammenbauen zu können, was man selbst gar nicht erdacht haben könnte, war ja wohl eigentlich keine allzu große Leistung. Oder?

Trotzdem verstanden sich die drei ziemlich gut. Als Kollegen auf einer Station mit einem Verhältnis *Sol* zu *Amane* von eins zu neun und der Regelung, dass die besten Jobs den ersteren zufielen. Während der Arbeit konnten sie sich zwar nicht unterhalten, da waren die beiden Betas kaum ansprechbar und auch Adrian musste manchmal streng nachdenken, aber in der Pause konnte man schon mal gut die abendlichen Streifzüge durch die Stadt, ihr Untergrundsystem, den Raumhafen oder den Schrottplatz planen.

Adrian und Fabian waren dabei die unbestrittenen Rädelsführer aller Kinder ihrer Altersstufe. Abgesehen von den Mädchen, aber die wollte sowieso keiner in seiner Bande haben. Im Kern umfasste die Bande zwar nur zehnundeins oder zehnundzwei Kinder, aber die Verlockung irgendwann auch dazuzugehören war für die übrigen groß genug, auf Zuruf alles zu tun, was er oder Fabian wollten. Nicht das sie das ausgenutzt hätten. Eigentlich gar nicht mal allzu oft. Aber so manche ihrer spitzbübischen Späße hätten sie anders nicht bewerkstelligen können. Und Sam und Zero waren zu allem bereit. Adrian vermutete, dass sie oft gar nicht begriffen, dass sie in ziemlich üblen Ärger geraten könnten, bevor sie es auch schon getan hatten. Einmal … aber das war wirklich ziemlich doof von ihnen gewesen. Aber auch Adrian dachte, er käme bei der Sache eigentlich nicht so ganz gut weg und verdrängte die Erinnerung, die er eben noch erzählen wollte, um sich als mutig zu beweisen.

Adrian bemerkte bald: Heute war nicht an allzu konzentriertes Arbeiten zu denken, zu aufregend waren die Vorgänge auf der übrigen Station und die unvorstellbare

Behauptung, alles, das sie im Augenblick umgab, die Station in der sie groß geworden waren und die für ihn und viele andere der einzige Ort war, an den sie sich überhaupt erinnern konnten, würde es in wenigen Stunden nicht mehr geben. *Asteroid AG F2* war der Schauplatz Adrians gesamten bisherigen Lebens. Des Teils, an den er sich erinnern konnte. Hier waren seine Freunde. Seine Bande. Alles würde anders werden. Es war aufregend. Zu aufregend, um sich darüber klar zu werden, ob man bereit für so viel Veränderung war.

„Autsch!“, rief Adrian und nahm den verbrannten Finger in den Mund. Ein prüfender Blick verriet, dass die beiden Betas nichts mitbekommen hatten. Das war immer so, wenn sie arbeiteten vergaßen sie die Welt um sich. Sam und Zero hatten die Aufgabe die Prozessoren aus einigen ansonsten schrottreifen Robotern auszubauen, denn die waren noch immer gutes Geld wert. Im Gegensatz dazu wusste Adrian nicht, weshalb er an einem alten Androidenarm rumschrauben sollte. Und ihr Vorarbeiter schien das ebenfalls nicht gewusst zu haben, als er ihm den Auftrag gegeben hatte. Aber das machte nichts, Adrian kannte die Regeln: Deine Verantwortung ist es nicht darüber nachzudenken, warum du etwas tust, sondern dafür zu sorgen, dass du auch weiterhin bezahlt wirst, es zu tun. Immerhin konnte Adrian dann etwas quatschen.

„Habt ihr die ganzen Soldaten am Uni gesehen? Die zerlegen das Denkmal“, verkündete er in größter Begeisterung.

„Was?“, machte Sam und schaute auf. Er legte den Schraubenschlüssel rechts neben das Werkstück.

„Das Denkmal!“, wiederholte Adrian und schaute ihn unzufrieden an, weil Sam die Unverschämtheit besaß, an noch etwas anderes zu denken, als das baldige Ende ihrer Heimat.

„Echt?“, sagte Sam bloß und schaute in seine offenen Hände. Dann fiel ihm ein, wo er sein Werkzeug hingelegt

hatte und fing wieder geschwind an zu schrauben. Sam war wirklich unverhältnismäßig langsam.

Adrian versuchte es bei Zero. Der war ziemlich normal.

„Jaja“, sagte er, „die Kugeln sind aus Chrom ... das hat mir mein großer Bruder gesagt.“

Das war natürlich vollkommener Schwachsinn und Adrian machte sich daran diesen Irrglauben zu zerstreuen. Er rief: „Was für ein Schwachsinn! Das ist Platin! Das weiß doch jeder!“

„Ach ja? Und woher willst du das wissen?“

„Das hat mir mein Bruder erzählt!“

„Dann ist dein Bruder ein Lügner!“

„Sag das nochmal!“, schrie Adrian.

Zero zuckte mit den Achseln. „Dein Bruder ist ein Lügner!“

„Was?! Dein Bruder ist ein Lügner!“

„Nein, weil, deiner ist ein Lügner!“

„Komm mal rüber, wenn du dich traust!“

Sam ärgerte sich über dieses Gezanke. Er legte seinen Schrauber zur Seite und sah sie ärgerlich an. „Ist es nicht egal, woraus die Kugel ist? Es ist ja beides wertvoll.“ Adrian und Zero starrten ihn an, wie er wieder seinen Schraubenzieher nahm und in Akkordzeit weiterarbeitete. Sam war langsam im Reden, aber schneller bei der Arbeit als sie beide zusammen.

Adrian und Zero schauten sich an und zuckten die Schultern. Es gab Wichtigeres, als einen Beta zu verhauen, der keine Ahnung hatte und es gab Wichtigeres, als einen vorlauten *Haikku*[4] zu verhauen.

---

[4] „Ausbeuter“ in Han, der Sprache von *Sandros*, dem Land, in dem die *Sol* zuerst gelandet sind. Der Begriff hat sich bald auf ganz *Amankan* verbreitet und wird in der ganzen Union von *Amane* verwendet, oft neutral wie manche Erdstämmige auch „Beta“ ganz neutral sagen, häufig aber auch mit einer negativen Notation, die auch mit Beta mitklingt.

„Wisst ihr schon, wo ihr hinzieht?“, fragte Adrian, um wieder zum einzig legitimen Thema für heute zurückzukommen: dem Ende der Station. Er zerkratze beim Versuch die Abdeckung zu lösen das ganze Gehäuse. Was vor Wochen noch eine strenge Maßregelung zur Folge gehabt hätte, würde heute niemanden mehr jucken. Zero schüttelte den Kopf und zog händisch Schrauben wie ein Akkuschrauber.

„Keine Ahnung. Papa sagt, er wird unterwegs sicher was auftreiben. Mama will zurück nach *Amankan*. Aber das will Papa auf keinen Fall. Mein Bruder sagt, da will noch jemand Geld von ihm. Dann hat Mama gesagt, sie geht zu ihrer Mutter. Und Papa hat gesagt, soll sie doch. Aber er weiß, dass sie das niemals tun würde. Oma ist ein Biest. Sagt mein Bruder.“

Adrian wollte eben etwas erwidern, als jemand von einigen Tischen weiter herüber rief: „Seid ihr Anikhsäcke hier eigentlich zum Quatschen hier oder zum Arbeiten? *Straetos*[5]!“

Adrian machte dicke Backen, wie immer, wenn er sich ärgerte. Als ob noch irgendjemand was mit diesem Arm machen würde. Und als ob er nicht gute Arbeit machen würde. Eigentlich quatschte er ja überhaupt nie. Quatschen, das taten nur die Mädchen.

Adrian versuchte noch knappe drei Stunden die hartnäckigen Schmiermittel zumindest gut genug zu entfernen, um an die Elektronik zu gelangen. Doch das stinkende Zeug unbekannter Herkunft haftete wie Teer. So ein Zeug hatte er hier noch nie gesehen. Seine Finger waren trotz der Handschuhe bald rot und geschwollen, als letztlich der

[5] Sprich „Schtratos!“ Vollkommen verunstaltete Form einer alten Bezeichnung für den Teufel.

Werkstattaufseher kam und ihn anwies, den Arm liegen zu lassen und nach Hause zu gehen.

„Hier mein Junge", sagte er und fuhr ihm mit der Hand durch das blonde Haar, „dein Geld. Und sieh zu, dass du auf der nächsten Station eine bessere Arbeit bekommst. Du hast ein Händchen für Maschinen. Wäre schade, wenn du sie in so einem Schuppen verlierst." Für Sam und Zero hatte er keine aufmunternden Abschiedsworte. Ihnen steckte er nur mit einem Nicken die Umschläge zu und ging dann weiter. Er war ein *Sol*.

Adrian blickte kurz zu ihnen rüber. Sam streckte ihm die Hand entgegen und lächelte. Verdutzt nahm und schüttelte er sie. Zero behielt seine gewöhnliche Distanz bei. Sie nickten einander bloß zu. Dann verschwanden die beiden in Richtung Ausgang.

Adrian selbst huschte in die Umkleiden. Er hatte einen flauen Magen, denn es war Zeit für den Moment, den er seit zwei Wochen fürchtete und über den ihn alle Aufregung nicht hinwegtäuschen konnte.

„Weißt du endlich wo ihr hingeht?", fragte Fabian zum gefühlt hundertsten Mal. Fabian war zur Hälfte Beta und seine Haut schien in einem sehr leichten Goldton. Aber er war trotzdem der beste Freund, den man sich vorstellen konnte. Und wäre er kein halber Beta geworden, dann wäre er wohl so schlau wie Einstein. Sein Vater war von der *Erde*, seine Mutter von *Amankan*. Die Beziehung hatte nicht lange bestanden und Fabian zog mit seinem Papa umher, um letztlich, kurz nur nach Adrians Papa, hier zu landen.

Adrian schüttelte frustriert den Kopf. Das wusste nur sein Bruder. Und der schwieg hartnäckig. Außerordentlich hartnäckig. „Noch nicht.“ Er öffnete seinen Spind, „Papa ist es egal. Leo nicht. Leo sagt, er wartet noch auf ein paar Briefe. Er hat überall hingeschrieben, wo sie vielleicht Arbeit für uns haben. Aber ich bin mir sicher er weiß schon

alles. Er denkt immer alles bis zum Ende durch. Und er grinst immer so, wenn ich frage. Aber er will es mir nicht sagen.“ Nur den Namen des Schiffes, dass sie von hier wegbringen würde, das kannte er schon. Nur wohin es flog, das wusste er nicht, denn das *UniNet* Relay war bereits vor Tagen abgebaut worden. Das Schiff hieß *Eclipse*.

„Hm“, machte Fabian und zog sich das Shirt über den Kopf, „warum kommt ihr nicht mit nach *Triton*? Mein Papa hat mir einige Bilder gezeigt. Das ist wahnsinnig toll! Dort haben sie einfach alles. Die besten Hologeneratoren. Und die Kinos! Und ein riesiges Schwimmbad! Und die *Erde* ist so nah, da kann man einfach so für nur einen Nachmittag hinfliegen!"

„Ach was“, machte Adrian, um seinen Neid zu überspielen, „da komm ich auch bald hin. Faye sagt, ich kann vielleicht bald bei ihr wohnen. Und noch einmal auf die Schule gehen. Auf der *Erde*!“

„Du willst wieder in die Schule?“ Fabian feixte. „Glaubt nicht, mit dem bisschen, was ich euch beibringe, könnt‘ ihr jemals etwas werden!“, sagte Fabian mit der Lehrermiene.

„Winikopf!“, rief Adrian und die beiden lachten und sprangen unter die Dusche.

„Na, sonst lässt mich Faye nicht zu sich kommen.“

„Du kannst wirklich zu deiner Schwester?“

„Naja, vielleicht.“

„Mensch, ich will mit dir tauschen. Scheiß auf *Triton*, ich will zur *Erde*!“

Das Wasser begann zu spritzen. Ein gewaltiger Sprühregen setzte ein und bedeckte ihre Körper mit seifigem Wasser. Nur die Köpfe blieben, durch intelligente Duschköpfe, im Trockenen. Manche Errungenschaften der letzten drei Jahrhunderte hatten selbst hierher ihren Weg gefunden. Manchmal funktionierten aber natürlich auch die Duschköpfe nicht und man bekam eine volle Ladung in die Nase oder hat für einen Moment Angst um sein Augenlicht.

„Ich bin schon so neugierig auf die Sprengung!“ Adrian machte ein zustimmendes Geräusch, nickte dann aber, als ihm klar wurde, dass Fabian es gar nicht hatte hören können. „Das wird so irre! Hab ein Video gesehen. Ist echt abgefahren!“ Adrian rieb mit seiner Hand über die Schulter und das Wasser unter seinen Fingern wurde zu Schaum.

„Ich finde die ganzen Soldaten ziemlich krass. Die haben alle Gewehre! Und die Uniformen sind auch große Klasse.“

Fabian sagte etwas Zustimmendes.

„Hast du das vom Denkmal gehört?“ Natürlich hatte er, Adrian selbst hatte es ihm bei erster Gelegenheit erzählt. Adrian schauderte trotz des heißen Wassers ein wenig. Kurz hatte er wirklich Angst gehabt. Er überlegte es Fabian zu sagen, obwohl er es am Morgen als großartiges Erlebnis verkauft hatte, aber Fabian sagte bloß: „Ist ja niemandem was passiert“, und drehte mit einer Handbewegung die Wassermenge hoch und nun verstand man einander nicht mehr.

Adrians Hände brannten, aber das nahm er schon fast nicht mehr war. Brennende und gerötete Haut war seit Jahren der Normalzustand und es wurde hingenommen als Obolus um die spannenderen Dinge mitzumachen, die *Astroid* zu bieten hatte. Oder auch einfach nur, um zu arbeiten. Es brannte kurz, aber er spürte es spätestens dann nicht mehr, als Fabian mit den Händen gesammeltes Wasser mit großem Elan in sein Gesicht spritzte.

„Na warte!“, rief er gegen die Wasserstrahlen, bekam jede Menge in den Mund und schmeckte Seife. Die beiden sprangen quietschlebendig durch die Dusche, dann verlor Adrian das Gleichgewicht, rutschte aus und schlug sich das Knie an. Tat das weh! Aber bevor er seinen Schmerzen Luft machen konnte, brüllte eine Stimme von weiter

hinten: „Genug, ihr *Lobos*[6]!“. Ed war einer der wenigen Stammarbeiter, die quasi mit dem Stahl für die Station hierher gekommen waren. Er war ein großer, gorillaartiger Mann mit dunkelgoldener Haut. Auch er ein Beta. Von den Jungen mochte ihn niemand, weil er immer schimpfte.

„Lass’ gut sein, Ed!“, forderte eine andere Stimme etwas näher, „ist ihr letzter Tag.“

„Kümmer’ dich um deinen eignen Scheiß!“, blaffte Ed zurück. Miro blickte zu den Jungen und zuckte mit den Schultern, á la „dem kann man es nie recht machen“. Ed war aus *Hiamed*.

Miro war das genaue Gegenteil zu Ed und heißgeliebt von den Kindern. Er kümmerte sich um sie, wenn sich jemand verletzt hat. Er sorgte dafür, dass sie zumindest grundlegendste Sicherheitsvorkehrungen genossen. Auch er war ein Beta, wenn auch von sehr neutraler Hautfarbe. Das Gold erkannte man nur im hellen Licht. Er war ein *Rikku*. Die *Med* und die *Rikku* waren selten Freunde und einige lange Sekunden sahen sich die beiden Männer sehr fest in die Augen, ehe Ed gegen einen Spind drosch und wegging.

Adrian hatte vor Schreck über Ed den Schmerz vergessen und er und Fabian schlitterten gleich weiter tollend Richtung Ausgang.

„Weißt du Adrian", sagte Fabian, als sie in die Föhnkammer kamen, „ich werde dich vermissen." Adrians Antwort ging in einem ausbrechenden Sturm unter, als der Raum von warmen Luftströmen geflutet wurde, welche die Feuchtigkeit von ihrer Haut sogen. Kontaktlos, hygienisch und ohne schmutzige Wäsche zu verursachen.

---

[6] Kein Altes Dii, sondern aus einem frühen Dialekt einer ebenfalls alten Sprache entnommen und als Altes Dii verkannt. In etwa *Arschbacken*.

Zurück in der Umkleide schlüpften die beiden in saubere Kleidung. In Adrians Fall ein weißes, etwas zu weites Hemd und ein schwarzer Rollkragenpullover, beide aus leichtem und schmutzabweisendem Nea. Auch an einem Donnerstag stank das Zeug noch nicht sonderlich. Nur die Nase wollte man nicht mehr hineindrücken. Vor allem wusste man nie, wovon die dann doch vorhandenen Schmutzflecken stammten und ob es nicht gefährlich war.

Fabian trug ein dunkelrotes Hemd und schwarze Hosen von samtenem Stoff, Anikhwolle. Darüber hatte er eine blaue Weste an, wie sie früher vielleicht von Reportern oder Fotografen getragen worden wäre. Fabians Taschen dienten stets dazu, seinem Sammeltrieb Genüge zu tun: Er steckte prinzipiell alles ein, das er vielleicht irgendwann irgendwie irgendwo brauchen könnte. Und es gab viele Dinge, die man vielleicht irgendwann irgendwie irgendwo einmal brauchen könnte.

Beide legten sie ein Armband an: jeweils eine aneinander gekettete Sammlung von kleinen, abgetrennten Teilen ehemaliger Maschinen und Roboter, deren Kanten sie geschliffen und durch die sie ein Loch zum Auffädeln gebohrt, und damit ein Armband für den jeweils anderen hergestellt hatten. Das war zwei Jahre her, als sie noch zu jung waren, um selbst von der, das Recht sehr frei auslegenden, Minenleitung eingestellt zu werden und ihre Tage auf dem Schrottplatz hinter den Industriegebäuden verbrachten, mehr oder weniger funktionsfähigen Schrott sammelten, ihn mit nachhause nahmen, zerlegten und wieder in Stand zu setzen versuchten. Das war auch in etwa die Zeit gewesen, an denen die Hände angefangen hatten eine nicht mehr abwaschbare Rötung anzunehmen.

Das Wenigste ihrer Beute funktionierte je wieder, zumindest nicht so, wie sich die beiden das vorstellten, aber nachdem sie von Winiokow und später auch Leo einige Bücher erhalten und sie zumindest einige wenige Erklärungen zum Arbeiten bekommen hatten, schafften sie es

doch, so manche Gerätschaft wieder zum Laufen zu bewegen. Nicht weil sie die Funktion der Elektronik verstanden, sondern weil sie die Beschriftung auf einzelnen Bauteilen entzifferten und oftmals genug manuelle Begabung besaßen, oder viel mehr weil Fabian oftmals genug manuelle Begabung besaß, diese gegen Teile mit ähnlichen Buchstaben drauf auszutauschen. Und hin und wieder erwachte die Maschine damit zu neuem Leben, auch wenn es nur für einige Sekunden war, bis ein Kondensator platzte oder ein anderes Bauteil in Rauch aufging. Die richtigen Ersatzteile konnte man nur aus anderen Maschinen gewinnen. Und es gab selten zwei Maschinen vom selben Typ. Manchmal nicht mal zwei Maschinen vom selben Hersteller. Was es gab waren Rauch, kleine Brände, Explosionen: Adrian und Fabian verbrannten sich die Finger und wurden geschockt – Adrians rechter Handrücken und drei seiner Finger zierte eine große Brandwunde - und hörten doch nicht auf zu basteln - bis sie mit Vollendung des siebten Lebensjahres offiziell in der Mine anfangen durften und zur Unterstützung ihrer Familien zu arbeiten begannen. Die Mieten waren nicht hoch, aber die Löhne auch nicht. Ab dann hatten sie nur mehr wenig Zeit für ihr Hobby und trafen sich nur mehr selten außerhalb des Minengeländes, um zu basteln. Arbeit, Basteln und Bande, irgendetwas musste da den Kürzeren ziehen. Und die Bande war fast noch wichtiger, als die Arbeit ...

„Ich meld‘ mich, wenn wir dort sind!", verhieß Fabian, als sie vom Minengebäude ihren Nachhauseweg einschlugen. „Halt die Ohren steif, wir sehen uns bald wieder. Und dann sind wir beide echte Ingenieure!“

„Klar sind wir das", meinte Adrian, „die besten!“

Fabian blickte hinauf in den blauen Schleier, durch den man die Wand dahinter erahnen konnte. Dann kramte er in seinem alten Rucksack, der bereits so manches ölige Ding beinhaltet hatte, und zog ein krud verpacktes, quaderförmiges Objekt heraus. Ein dicker Ölfleck prangte

über der großen, krakeligen Aufschrift *für Adrian* und knapp darunter *von Fabs*. „Nimm“, sagte er, als er es Adrian reichte. „Mein Abschiedsgeschenk“, erklärte er.

Aber Adrian wollte kein Abschiedsgeschenk. „Mein Bruder sagt, Abschiede sind was Trauriges. Und wenn man traurig ist, dann schenkt man sich nichts. Gib‘s mir, wenn wir uns wiedersehen.“

„Mach mich jetzt nicht böse Ad“, drohte Fabian mit gestrecktem Zeigefinger, ganz so, wie es sein Vater immer zu den beiden sagte, wenn er seine Ruhe haben wollte und er sie hinausgeschickt hatte. Damit drückte er seinem Freund das Päckchen an die Brust, womit sich der Ölfleck in der Welt verbreitete.

Adrian wusste nicht, was er sagen sollte. Dann umarmte er den Halb-Beta. Der Ölfleck kam heute zu großer Nachkommenschaft. „Du darfst erst reinschauen, wenn du auf dem Transporter bist!“, erklärte Fabs.

Adrian nickte widerwillig.

„Gut“, sagte er dann.

„Gut“, wiederholte Adrian. „Mach’s gut!“

„Du auch!“

Die beiden blickten sich noch einmal etwas verlegen an. Endlich drückte Fabian seinen Freund noch mal an sich. Adrian kämpfte mit den Tränen. Er blickte zu Boden, als er losgelassen wurde.

„Wir sehen uns!“ Damit entfernte sich der Freund. „Bis bald“, rief Fabian, als er dreizehn Meter weiter den Treppenabgang erreichte.

„Schick mir ne Nachricht, wenn du auf *Triton* bist!“, forderte Adrian und winkte heftig. Fabian winkte mit nicht weniger Elan. „Ich verspreche es! Ich schreib dir sowieso jeden Tag! Und du mir auch, hörst du? Ich will hören, was du so machst!“

Beide winkten energisch, bis Fabian sich endgültig umwandte und unter der Erde verschwand. Adrian blickte ihm noch einige Zeit nach. Erst als ein weiterer Trupp

Soldaten sich näherte, kehrte er selbst um und machte sich auf den Nachhauseweg.

Statt nachhause lief er aber geradewegs zweien weniger willkommenen Kollegen in die Arme.

„Na Ad, vorbei mit dem ruhigen Leben hier?!" Ein Junge trat von hinten an Adrian heran und klopfte ihm hart auf die Schulter.

„Hey!", rief Adrian, urplötzlich auf der Hut. Er wusste mit wem er es zu tun hatte. Manaj und Zena. Die Anführer ihrer Feindesbande. Blitzschnell wischte er sich die Tränen aus dem Gesicht.

Manaj aber dachte nicht daran, ihn in Ruhe zu lassen. Sein Bruder kam von der anderen Seite, und während Adrian dem Ersten seinen Kopf zuwandte, hatte ihm der Zweite den Rucksack mit dem Umschlag und dem Geschenk darin vom Rücken gerissen.

„Hey! Gib das her!", rief er aus, aber Adrians Empörung schien die beiden nicht zu stören. Zena wandte ihm den Rücken zu, kramte in den Rucksacktaschen und zog das Kuvert heraus. Dann warf er den Rucksack zur Seite und lugte in den Umschlag.

„Oh, sieh mal an, zwei Scheine?! Das ist ja das Doppelte was wir zwei bekommen haben Manaj!"

„Gib das sofort her!", rief Adrian aufgebracht und ging den Jungen an. Dieser warf den Umschlag mit dem Geld seinem Bruder zu.

„Ihr feigen Mistkerle. Zwei gegen einen. Ihr Feiglinge."

„Na was denn, Ad? Du wirst dich doch nicht von zwei Betas necken lassen?" Er sagte „neck-hen", was bewies, dass das Wort meistens gegen ausdrucksstärkere Alternativen den Kürzeren zog.

Adrian sprang hoch, um den Umschlag zu erreichen, welchen der um einen Kopf größere und fast zwei Jahre ältere Junge emporhielt. Zenas Gesicht zierte ein sadistisches Grinsen. Die bernsteinfarbenen Augen glitzerten freudig in seinem goldenen Gesicht.

Adrian ballte die Hand zu einer Faust, wollte sich mit andren Mitteln zu seinem Geld verhelfen, obwohl er wusste, er hätte schon gegen einen der beiden alleine keine Chance. Eine Stimme ließ ihn allerdings eben noch stoppen. „Kinder!", hörte er einen vorübergehenden Mann sagen. Allein wie er „Kinder“ gesagt hatte machte klar, der war nicht von hier. Tatsächlich: Er trug eine Uniform der Union und nichts hätte ihm hier mehr Respekt verschaffen können. „Schaut zu, dass ihr nachhause kommt! Hier gibt’s bald ‘nen gewaltigen Knall! In dem wollt ihr nicht stecken."

„Ja, Sonos! Schon unterwegs, Sonos!“, riefen Manaj und Zena, vor dem Soldaten ganz die brav buckelnden Jungs und grinsten sich dann an. „Glück für dich, dass er recht hat", meinte Zena und warf das Geld gedankenlos über seine Schulter, über die Balustrade des Gehwegs und damit auf die darunter liegende Straße hinab.

Den beiden war immer viel zuzutrauen, Diebstahl und Raub war ohnehin eine tägliche Übung. Aber Adrian in Gegenwart von hundert Unionssoldaten zu berauben, so viel Dreistigkeit hatten die beiden auch wieder nicht. Üblicherweise hätte Adrian auch bloß die nahe Treppe hinabsteigen müssen und hätte sein Gehalt wieder in Händen gehalten. Doch just in diesem Augenblick fuhr einer jener Transporter, welche diese Tage beständig durch die schmalen Straßen navigierten, unter ihnen hindurch. Das Kuvert mit Adrians Lohn verlor sich in dem Berg an Gepäck, den er zum Hafen transportierte ...

Manaj und Zena waren ebenso verdattert wie Adrian, ergriffen dann aber rasch die Flucht. „Wir müssen noch ... fertig packen. Wir äh, sehen uns Ad", hörte man sie sagen, ehe sie sich, zunächst unsicher, dann immer ausgelassener lachend, verdrückten.

Einer fand das ganz und gar nicht lustig. Adrian hing in seinem Schock halb über das Geländer. Das war der Lohn für einen ganzen Monat Arbeit gewesen! Dafür hatte er die

Entzündungen auf den Händen und die blauen Flecken am ganzen Körper ertragen. Erneut kullerten Tränen über sein Gesicht, ehe er die Hände ballte und entschlossen aufblickte. Hier draußen half man sich selbst und nach der Überwindung des ersten Schrecks hatte er nicht lange zu überlegen: Er nahm die Verfolgung auf.

Adrian schnappte seinen am Boden liegenden Rucksack, warf ihn sich über die Schultern, eilte die breite Stiege hinab und lief dem Wagen die Straße hinterher und nach fünfhundert Metern weiter in den hohen Versorgungstunnel, er verband die Kuppel mit dem angebauten Raumhafen, hinein. Dort erkannte er eben noch den Transporter, der weit in der Ferne um die Ecke zu verschwinden drohte.

Adrian sprang vor Schreck: Ein Hupen schallte von den Wänden des von kaltem Licht erhellten Stahlbaus und ein weiterer Laster hielt quietschend hinter Adrian. „Was zur Hölle machst du da, du Bengel?! Du kannst nicht einfach in den Tunnel hier hereinlaufen! Bist du vollkommen bescheuert?" Der Mann sprang aus seiner Fahrerkabine und brauste heran. Adrian hatte aber, von böser Vorahnung gewarnt, erneut zu laufen begonnen, verschwand hinter den Anhängern des Transporters und entging dem weiter schimpfenden Fahrer.

Schnaubend gab der Mann die Verfolgung auf, warf den Stummel seiner Zigarette weg und stieg wieder in seine Kabine, einen Fluch über das Bildungswesen, welches die Jugend verkommen ließ, auf den Lippen, und den Fuß am Gaspedal.

Der fast neunjährige Adrian saß am letzten Wagen und ließ die Beine herunterbaumeln, die nun mit Schweiß vermischten Tränenreste mit dem Ärmel beseitigend. Gottseidank hatte die niemand von der Bande gesehen. Ein Anführer weint nicht. Also, nicht vor seiner Bande. Er grinste breit. Was ich heute schon wieder geweint hab'!, dachte er. Aber er würde sein Problem selber lösen. Auch

wenn er trotzdem geweint hatte. Eigentlich war das überhaupt egal. Er hatte bereits alles bis zum Ende durchgedacht. Er würde seinen Umschlag schnappen und pünktlich zu einem zweiten Frühstück mit Erdbeermarmelade und Leo zu Hause sein.

Am anderen Ende des Tunnels sprang er, noch bevor der Transporter stand, behänd ab und lief durch den Teil des Raumhafens, in dem sich der Frachtverkehr abspielte. Er war schon öfters hier gewesen und hatte kleinere Ersatzteile für die Arbeiter in der Werkstatt geholt, daher kannte er sich hier auch ein wenig aus.

Einmal war er sogar auf einem Schiff gewesen. Ein einziges Mal, einige Zeit nachdem er in der Mine zu arbeiten begonnen hatte. Er erinnerte sich noch genau an das eigenartige Gefühl, als er von der Station in den Bauch des Frachters stieg. Dieses aufregende Gefühl, mit einem Bein in einer andren Welt zu stehen. Die Ahnung, dass man mit dieser Konstruktion überall hinkäme und alles Bekannte hinter sich lassen könnte. Könnte.

Dann hatte er den speziellen Bauteil in der Hand und musste zurück auf den Asteroiden.

Bereits die Idee eines Hafens hatte immer etwas Magisches für Adrian an sich gehabt. Er war das Tor zu vermeintlich grenzenlosen Möglichkeiten und er hatte sich mit anderen Helfern in der Werkstatt darum gestritten, Sachen von hier abholen zu dürfen. Leider war Adrian nicht sonderlich kräftig, was ihm keinen wünschenswerten Platz in der Hackordnung einbrachte. Und von seiner Bande war nur Fabian einige Monate in seiner Abteilung gewesen. Das eine Mal, an dem er gehen durfte, hatte ihm Fabian die Papiere in die Hand gedrückt und „Lauf“ gesagt noch bevor jemand von den anderen mitbekommen hatte, dass Fabian die Eintrittskarte zum Hafen in Händen hielt. Er war gelaufen wie nie zuvor in seinem Leben, die ganze Strecke von der Werkstatt bis zum Hafen.

Dort entledigte er sich daraufhin seines Frühstücks (Erdbeermarmelade). Aber es hatte sich gelohnt. Stolz zeigte er dem Hafenmitarbeiter seinen Abholschein und wischte sich mit der anderen Hand den Mund.

Heute sah der Hafen anders aus. Er glich einer einzigen Ameisenkolonie. Hunderte Männer und Frauen eilten die Stege zu den Schiffen hinauf und hinunter, Menschen in dunkelblauen und schwarzen Unionsuniformen wiesen den herankommenden Scharen den Weg zum gesuchten Schiff und die Frachtmeister behielten die Übersicht über das Gepäck und die übrigen Container. Roboter in drei Größen, von Menschengröße bis hin zu sechs Meter messenden Giganten, verstauten es dann in Kisten und stapelten diese in den Frachtkammern. Laster fuhren im Minutentakt ein, fuhren mit der Ladung durch den großen Scanner und weiter zu den Robotern, die sie mit wenigen schnellen Handgriffen entluden und die Laster waren wieder unterwegs mehr Kisten zu holen.

Adrian brauchte fast eine Minute, ehe er den roten Lastwagen ausmachte, der seine Credits, die hier Geld, anderswo nur Kleingeld waren, mit sich genommen hatte. Dann kletterte er aber auch schon auf die Ladefläche des ersten Anhängers. Ein Blick hatte genügt, um sich klar zu machen, dass er schnell sein musste, denn am anderen Ende des Frachtzuges hatten die Roboter bereits mit dem Ent- beziehungsweise Umladen der Fracht begonnen.

Adrian sprang von Wagen zu Wagen, suchte in den Spalten zwischen den Koffern und Kisten, schien jedoch kein Glück zu haben. Am fünften Wagen letztlich fand er ihn aber doch. Seinen Umschlag.

Er schnaubte tief entrüstet. Irgendetwas hatte er wohl falsch gemacht, dafür, dass man ihn so strafte: er war ganz nach unten, in die schmale Öffnung zweier Boxen gerutscht. Verärgert seufzend ließ er sich in den Spalt hinab, in der Hoffnung sich irgendwie weit genug bücken zu

können, um ihn zu ertasten. Mit seinem Körper in der Öffnung herrschte nun Dunkelheit unter ihm.

„Verdammt" war nur der erste und harmloseste der zahlreichen Flüche, die nun über seine Lippen sprudelten und die letztlich in einer emotionalen Rede in fließendem *Alten Dii* mündeten.

Bloß half es nichts. Nach Minuten der Plagerei war er nur atemlos, vor Anstrengung, wie vom beständigen Fluchen, bereit sich seine Niederlage einzugestehen und den Frachtmeister darum zu bitten, die Kisten mit dem Roboter zur Seite zu räumen. Dann schimpfte er sich und versuchte es von Neuem. Hier draußen kümmerte man sich selbst um seine Probleme. Das aber war ein Fehler. Hätte er seinen Kopf nicht in den Spalt gesteckt, sondern wieder nach oben gen Himmel gewandt, dann hätte er nämlich eine unangenehme Überraschung erlebt: der Viermeterriese hatte kurzerhand mehrere Kisten gepackt, darunter auch jene, in der Adrian steckte, und sie mit einer mächtigen Bewegung in ein gewaltiges Containment befördert, welches augenblicklich von einem wiederum zwei Meter größeren Androiden hochgerafft und in das nächste Schiff gestapelt wurde. Adrian wunderte sich zwar über die Erschütterungen der Box, doch mit dem ganzen Oberkörper zwischen zwei Stapeln steckend und sich nach unten streckend erkannte er nicht, wie der blaue Himmel gegen eine stählerne Decke getauscht wurde …

Das *Fuck Space* war die größte Bar auf *Astroid AG F2*. Das Lokal hatte seinen Namen von der legendären, gleichnamigen Band, die Folk und Country zu Beginn des 22. Jahrhundert fit für das neue Jahrtausend gemacht hatte. *Fuck Space* war die mit Abstand bestbesuchte Lokalität auf der Station, jeder kam auf zumindest ein, zwei Besuche im Monat. Und heute war sie voll wie nie.

Es war der 9. Juni 2252. Der letzte Abend für die Station. Und der letzte für die Bar. Und es gab Acquaball. Das

bedeutete eine gerammelt volle Bude. Niemand ließ sich freiwillig ein Spiel entgehen, und ginge morgen die Welt unter. Was sie ja, in gewisser Weise, auch tun würde.

Leo saß mit seinen Kumpels in einer der vielen Ecken des weit verzweigten Lokals, Bier (aufgegossenes Granulat) vor sich am Tisch und sie analysierten die Chancen für beide Mannschaften und, ganz nebenbei, was sie ab morgen 13 Uhr mit ihrem weiteren Leben anfangen wollten.

Leo war Adrians Bruder. Er war zehnundeins als sie auf die Station kamen. Von der *Erde*. Sein Vater hatte sich von ihrer Mutter getrennt. Und das schienen nicht seine einzigen Probleme gewesen zu sein. Es war eine regelrechte Flucht. Er nahm die Kinder mit. Leo wurde aus der Schule genommen, mitten aus dem Unterricht geholt. Ein paar Monate davor hatte er auf einer guten Schule für Naturwissenschaften die Aufnahmeprüfung bestanden, Elektrotechnik, Maschinenbau und Computertechnik. Hier konnte er wählen, ob er in der Mine, im Kraftwerk oder der Werkstatt im Hafen arbeiten wollte. Er war zehnundeins und er hatte seinen Vater gehasst. Dafür, sie hierher gebracht zu haben. Aber am Anfang konnte er nicht fort und dann war er alt genug, sich um seinen kleinen Bruder zu sorgen. Jetzt aber, morgen, sollte endlich alles anders werden. Er war sowas von bereit.

Mit ihm am Tisch saßen Jeff Jesus Te, Kara Jason, Amahd Oin und Fran Silbert.

Jeff war Elektriker im Kraftwerk. 21, zwei Jahre älter als Leo, schlank und schlaksig war er mit seiner weichen Gesichtsform und den vertrauenserweckenden braunen Teddie-Augen sofort sympathisch. Nur seine schnarrende Stimme passte nicht ganz zu der Vorstellung, die man sich von seinem Wesen machte, umso mehr aber zu seinem aufgedrehten Charakter.

Kara war augenscheinlich das genaue Gegenteil von Jeff. Er war 1.88m und hatte etwas von der Statur eines Seehun-

des. Groß und bullig, mit geschorenem Haar und kantigem Gesicht hätte er einen guten Bodyguard oder Rausschmeißer abgegeben. Sein Blick war grundsätzlich einschüchternd, seine dröhnende Stimme ließ einen glauben, er hätte viel zu brüllen. Tatsächlich wurde mit ihm gebrüllt. Er arbeitete als Hilfskraft bei der örtlichen Polizeidienststelle und war dort der Arsch für alles. Richter Albers, der Chef, war kein wirklicher Richter dafür aber Choleriker. „Und ein echter Wichser!“, hätte Kara hinzugefügt. In den Augen vieler berechtigt. Auf alle Fälle war Kara alles andere, als ein rauer Typ, wenn man ihn erst einmal ein wenig kannte und sich nicht von seinem Äußeren daran hindern ließ, ihn erst kennenzulernen.

Amahd war der einzige Beta in der Runde. Seine Statur war unscheinbar, sein Haar schwarz und kurz, seine Augen und seine Haut golden. Ganz offensichtlich ein Sandros. Er hatte ein sehr rundes Gesicht – ein Gesicht, dem man entnehmen wollte, dass er, ähnlich wie Jeff, ziemlich weit unten in der Hackordnung stand. Und das stimmte. Er arbeitete in der Mine. Beide standen sie ganz unten in der Hierarchie. Doch bei dem einen lag es an seinem furchtbaren Chef, beim anderen daran, dass die Gesellschaft die Arbeitskraft von *Amane* weniger hoch einschätzte, als die von *Sol*. Er war ein Maulwurf, so nannte man die Minenarbeiter in den Außensektoren.

Fran war Leos Arbeitskollege in der Hafenwerkstatt. Er war der selbsternannte Mann fürs Feine. Fran hatte die „magic fingers“ wie er sich ausdrückte und dabei machte er eine Bewegung mit Zeige- und Mittelfinger, die er nur selten in der Werkstatt brauchte, aber seiner Rede nach, oft andernorts. Und dort sei es nicht weniger rutschig als am Altölcontainer der Werkstatt. Er war beleibt, hatte ein kleines Bäuchlein, kurzes Haar, dicke Bizeps und eine ein wenig schmierige Stimme. Aber er würde jedem der andren „den Schraubenschlüssel halten“, wenn sie das mal eben nicht selbst könnten. Stamme diese Aussage nicht

von Fran, der sich nach jedem weiblichen Wesen umdrehte, hätte man sie wohl falsch verstanden. Das alles sollte aber nicht täuschen: Fran redete gern viel aufschneiderischen Schwachsinn und hatte anerkannt die derbste Sprache auf ganz *Astroid*, doch nirgendwo würde man einen loyaleren Freund finden. Gleichzeitig auch wirklich keinen mit derberem Ausdruck.

Leo selbst hatte *astroid*straßenschwarzes, kurzes, in alle Richtungen der Kopfhaut flüchtendes Haar, als handele es sich um eine Unzahl an Raumschiffen mit Fluchtgeschwindigkeit, schmale Wangen und einen gepflegten Dreitagebart. Was aber den Blick seiner Gegenüber wortwörtlich bannte, waren seine, unter zwei dicken Brauen liegenden, saphirblauen Augen mit einem mal mehr, mal weniger wahrnehmbaren Stich ins Grüne, die ihm einen melancholischen, träumerischen Ausdruck gaben, und um die ihn viele offen beneideten. Für Jeff waren sie einmal „Mösenöffner“ und das andre Mal „Beinespreizer“, für Leo das einzige an seinem Körper, das ihm gefiel. Ansonsten war er lang und schlaksig und seine Arme waren das einzig muskulöse an ihm, das kam von der Arbeit.

Diese fünf jungen Männer hatten teilweise grundverschiedene familiäre Hintergründe. Aber der Asteroid hatte sie in gewisser Weise einander gleich gemacht. Alle hatten sie nur einen Grundschulabschluss, alle waren sie über ungewollte Umwege auf *Astroid AG F2* gestrandet und alle waren sie unsicher bezüglich ihrer Zukunft. Umso mehr, als jetzt der eine Fixpunkt in ihrem Leben, *Astroid*, verloren war.

„Es kann ja fast nur aufwärts gehen!“, lachte Seehundrausschmeißer Kara. „Wenn es einen zweiten Arsch Kaliber Albers gibt, dann pack ich meinen aus und scheiß auf seinen Tisch.“ Karas dröhnende Stimme ließ einige sich nach ihnen umsehen.

„Dafür lässt er dich zwei Tage in der nächsten Senkgrube verschwinden!“, prophezeite Jeff.

Kara winkte ab. „Ich stecke seit zweizehn Jahren in der Scheiße. Was soll da noch haften bleiben?!“ Allgemeines Gelächter.

„Nein im Ernst“, sagte Kara, „ich mache mich schnurstracks auf ins *Sol*-System. Ich habe genug von den Außensektoren. Ich gehe geradewegs zum Polizeipräsidenten auf der *Erde* und sag ich will nen Job.“

„Oder du legst ihm was Nettes auf den Schreibtisch!“, lachte Jeff.

„Oder ich lege ihm was richtig Feines auf den Tisch!“, bestätigte Kara.

„Also ich finde die Idee ziemlich geil, aber im Vergleich dazu bleib ich ja richtig am Boden. Die Richtung schlag ich auch ein, Hauptsache weg vom Rand. Aber was für einen besseren Job soll ich schon bekommen? Und der Flug ist pestteuer.“

„Aber Amahd. Vielleicht hast du ja Glück. Ich meine wir waren auch immer auf der Suche nach einem Quotenbeta!“ Quotenbeta Amahd stieß Fran vom Stuhl.

„Das heißt, du bleibst im Geschäft“, sagte Kara mit einem Zwinkern und zog Fran hoch. Alle wussten das Kara keinen Flug zur *Erde* im petto haben konnte. Er war ein chronischer Schnorrer, weil sein Geld schon zehn Tage vor Monatsende durch war.

„Ich greif mir was ich seh’“, sagte Amahd.

„Guter Plan“, pflichtete magic-fingered Fran bei, „so mach ich’s auch immer mit den Frauen.“

„Und wir alle wissen, welche ruhmreichen Erfolge dir das eingebracht hat“, sagte Leo mit einem Schmunzeln und Seehundrausschmeißer Karas’ als Lachen zu verstehendes Dröhnen leistete Applaus.

„Bei den wenigen Weibern hier, ist ja wohl jede ein Erfolg“, sagte Fran.

„Die Frage ist nur, für wen!“

„Nein, ernsthaft“, meinte Leo, „steht dein Plan noch?“

„Es ist mehr als ein Plan. Spätestens seit heute Morgen!“ Damit zog er seinen linken Ärmel hoch. An seinem Handgelenk hing ein *Savvy 3*, ein sehr abgegriffenes *ComPad*, der Personal Computer des 22. und 23. Jahrhunderts. Er fummelte kurz dran rum und ließ sie dann das Hologramm einer Verständigung lesen, die Fran zu einem Job bei *Thela Oil* gratulierte.

„Wow!“, ging's übern Tisch, „das ist ja klasse!“

„Gratuliere!“

„Stark!“

Thela Oil war der größte Ölproduzent der südwestlichen Sektoren. Kritische Seelen sagten das liege vor allem an den schaurig schwachen Löhnen, die man den Amane zahlte. Gleichzeitig war es aber auch ein schöner, starker Name.

„Wo wirst du eingesetzt?“

„Ach, irgendwo im *Maxwell* oder so“, antwortete Fran mit einem Schulterzucken. „Ist ja ein ziemlich dreckiger Sektor, sagt man, aber bezahlt wird's ganz gut. Bekomm knapp das Fünffache, was ich hier bekommen hab'. Vielleicht schaff ich's nach *Kalm*. Die haben dort eine Raffinerie, die macht aus Öl Gold!“

„Dann kannst du ja unsere offenen Rechnungen übernehmen!“

„Verpisst euch!“, rief Fran und lachte.

„Was ist mit dir Jeff?“

Elektroteddy Jeff lehnte sich zurück.

„Ich?“, wiederholte er, „ich werd's mal in *Naphta* probieren. Wenn die dort keinen brauchen der seine Finger in jeden Scheißreaktor steckt, dann weiß ich auch nicht.“

„Na, weiß nicht, Reaktoren? Die verkaufen doch Sonnenenergie. Mir hat wer erzählt“, sagte Leo, „die Sonne würde dir durch das Sichtglas eines guten Raumanzuges die Augen ausbrennen.“

„Hm“, machte Quotenbeta Ahmad, „vielleicht überlegst du dir das nochmal?“ Er zwinkerte den andren zu.

„Nein, nein. *Naphta*. Das ist Zukunft."

„Die Frage ist nur, was das mit *deiner* Zukunft zu tun hat …"

„Pff! Leo sagt doch immer, man muss positiv denken, dann fallen die Steinchen schon an ihren Platz."

„Das schon", stimmte Leo zu, „nur ob dieser Platz auch der ist, wo du sie haben willst ..."

„Ach, was! Und wenn ich dann meine ersten zehn Millionen habe, lade ich euch alle auf ein Bier ein."

„Gut, dass das nicht allzu wahrscheinlich ist - sonst müsste ich dich alten Geizkragen jetzt kräftig prügeln!", rief magic-fingered Fran.

Die beiden leisteten sich eine kleine Rangelei mit den Beinen.

„Während unsere Täubchen unterm Tisch fußeln kommen wir zum eigentlich spannenden Punkt des Abends!", verkündete Seehundrausschmeißer Kara mit theatralischer Geste und wandte sich Leo zu, „was macht denn der gute Leo, wenn er erst hier weg ist? Bei seiner Verschwiegenheit könnte er vorhaben die Bali zu killen."

„Ja, schieß los!"

„Klartext!"

Leo grinste breit. Darauf hatte er sich seit Stunden gefreut. „Ich, meine allerliebsten Freunde, war gar nicht untätig. Es hat zwar eine Stange Geld gekostet, aber seht was ich hier habe." Damit legte er drei schmale Papierstreifen auf den Tisch. Das Papier an sich war wertlos. Aber ihr digitales Gegenstück, dessen Existenz sie beurkundeten, war pures Gold. Leos Triumphgefühl sprach aus jeder Pore seines Gesichtes. Er hatte eben den Gegenwert von knappen zehnundzwei Millionen Credits präsentiert.

„Das sind Buchungsbestätigungen", hielt Elektroteddy Jeff unbeeindruckt fest, beugte sich aber wie die andren vor, um ihr Ziel abzulesen. Dann grinste auch er und schlug auf den Tisch das die Gläser klirrten. „Woho! Bombe! Tickets zur *Erde*! Du alter Scheißkerl! Hast genug von

uns Saftsäcken, was? Liebe Mitscheißer, der Prinz kehrt heim!“

„Zur Schwester, was?“, sagte Ahmad.

„Du hast doch noch keine Stelle!?“

„Ja und nein“, meinte Leo und streifte die Papiere wieder ein. „Ja und nein. Wir schlafen anfangs bei Faye. Von dort werde ich mich dann nach nem Job umsehen.“

„Puh, alter Junge, da wünsch ich dir alles Glück. Du wirst es brauchen. Boa, aber Alter. Die Tickets sind der Hammer.“

Leo zuckte mit den Achseln: „Man muss positiv denken, dann fallen die Steinchen schon an ihren Platz.“

„Das schon“, lachte magic-fingered Fran, „die Frage ist nur, ob der Platz so geil ist, dass du ihn haben wolltest!“ Leo gab ihm einen Klapps auf die Stirn.

„Wart’s nur ab“, brüllte Kara, „bald wirst du diesen Scheißhaufen hier noch vermissen!“, und „Sena! Mehr Bier!“

„Könnt ihr mal die Klappe halten, ich will hier was hören!“, rief ein großer Kerl zwei Meter vor ihrem Tisch. Es war Ed aus der Mine, der morgen Leos kleinen Bruder anblaffen würde.

„Oh Scheiße!“, rief die Gemeinschaft und sprang auf. Das Spiel! Das Spiel!

Nein, es hatte noch nicht begonnen. Aber im großen Hologramm in der Raummitte hatte sich das Spielfeld bereits materialisiert. Die übrigen Gäste strömten ebenfalls stetig zum Holotisch, um einen guten Platz zu ergattern und Sena, der heute das Geschäft seines Lebens machte, war andernorts beschäftigt.

„Wo spielen sie heut nochmal?“, fragte Elektroteddy Jeff, der die Luftaufnahme der Arena nicht zuordnen konnte. „Rom du Trottel, in Rom! Hör doch zu!“

„... was für einen besseren Austragungsort gäbe es für das erste Spiel der Meisterschaft, als Rom“, verkündete

Timothy Ragaz, der Kommentator, „die Stadt, in der schon vor Jahrtausenden die Großen Spiele stattfanden. Die Stadt in der jene Arena steht, die jedem Kind in der ganzen Union bekannt ist ...“

„Und geradezu mickrig ist. Im Vergleich zu *Ada* auf *Amankan*“, ergänzte Quotenbeta Ahmad für seine Freunde.

„Alles ignorierte Genies, diese Betas“, sagte magic-fingered Fran durch Leos und Jeffs Körper vor Ahmads Vergeltung geschützt.

„... Vespasian und seinem Sohn Titus. Leider gab es keine Genehmigung für den Vorschlag neue Tribünen um das Kolosseum herum zu bauen und das Wasserfeld direkt über den historischen Kampfplatz zu legen.“

„Das wär schon ziemlich schräg gewesen ...“

„... Aber das neuerbaute *Kolosseum Maximus* ist mehr als Entschädigung genug ...“, behauptete Ragaz.

„Komm endlich zum Spiel. Wen kümmert der Architektur-Dreck!“, brüllte jemand etwas weiter vorne.

„... sieben Ringe ... 320 000 Zuschauer ...“

„Bla, bla, bla!“

Eine kurze Einführung ist angebracht: Acquaball ist ein Spiel - *das* Spiel für seine vielen Anhänger - das zu gleichen Teilen auf Taktik, Agilität und Improvisation aufbaut. Manchmal auch auf purer Muskelkraft. Und Ausdauer. Eine einzige Partie konnte theoretisch niemals enden und es hatte tatsächlich Spiele gegeben, die drei oder vier Tage liefen. In der Regel endete ein *gutes* Spiel aber nach maximal zwei Stunden – dann waren beide Mannschaften ohnehin so ausgelaugt, dass nur noch Glück über den Sieg entschied. Gleichzeitig waren Spiele ausgetragen worden, die in bloßen Sekunden entschieden waren.

„Was haben die denn da für eine Pfeife eingestellt?“, rief Ed in seiner üblichen Gesprächslautstärke, Brüllen, was, wie alle wussten, totaler Unsinn war. Ragaz war einer der drei nachgefragtesten Acquaballkommentatoren und allen hier gut bekannt. Er war mit ihr Tor in eine andere Welt.

Die schönste aller Welten, eine Welt mit einem kreisrunden Wasserbecken von von 75 Metern Durchmesser. In dieses Becken begaben sich sieben Spieler je Team. Jeder von ihnen trug ein kleines Gerät im Mund, das ihn oder sie - es gab keine Gliederung nach Geschlecht - mit Sauerstoff versorgte.

„Endlich!“, rief jemand, als die Kamera in die Nahaufnahme der Arena umschaltete und man die Spieler sich an den Rändern des Wasserbeckens bei den letzten Aufwärmübungen erkannte.

„Das heutige Qualifikationsspiel ist ein echter Hochkaräter“, erklärte Timothy, „genauso könnte ein Finale aussehen, ein europäisches Finale. Die *Ragazze di Roma* begrüßen ihre Nachbarn vom *Wiener Blut*. Beide Mannschaften ganz klar unter den besten fünf Europas und nach einem jeweils eher verhaltenen letzten Jahr in den Vorwochen des Turniers nun doch ihrer Favoritenrolle wieder gerecht geworden. Die Kroaten tun mir heute noch leid wenn ich an das Gemetzel letzte Woche zurückdenke. Die *Ragazze* waren wie aus Hitchcocks *Vögel*. Die beiden Mannschaften haben übrigens häufig zusammen trainiert, was die Partie noch einen guten Tick spannender machen sollte. Man kennt sich oder glaubt sich zu kennen. Perfekte Basis für ausgefeilte Psychospielchen.“

Die Kamera schwenkte über die Italienerinnen. Fünf von ihnen trugen enganliegende, stromlinienförmige Anzüge, zwei hingegen ziemlich breite Overalls, mit zahlreichen Verstärkungen an Gelenken, Armen und Beinen – Anzüge, die sie vielleicht auch zu einem Football-Spiel hätten tragen können. Natürlich würde niemand diesen Vergleich anstellen. Wenn, dann würde jemand sagen die Footballspieler trügen Anzüge wie Acquaballspieler in der Rolle Donner.

„Die Ragazze sind bekannt für ihren aggressiven Spielaufbau und ihre 4-1-2 Aufstellung und zusammen mit ihrer Start-Sieben spricht einiges dafür, dass sie dieser

Tradition treu bleiben wollen. Aber gleich wissen wir mehr."

Eine Grafik wurde eingeblendet in der die Namen und üblichen Positionen der Spielerinnen aufschienen. Wie sie wirklich spielten, wüsste man erst, wenn es losginge. Beim Acquaball war es wie im Leben: man musste immer auf alles gefasst sein.

„Hier die Startaufstellung. Zara Melotti, wie immer als Kapitänin. Dass sie als Blitz spielen wird, dürfte wohl niemanden von den Socken hauen. Johanna Campana und Federica Assante. Beide blitzen mit hoher Wahrscheinlichkeit, wenn sie auch ihre Eignung als Mädchen für Alles zur Genüge bewiesen haben. Alice Lozzi, dem Anzug nach heute ebenfalls im Blitz und das spricht für einen Vierer im Sturm. Spannend machen es Beatrice Amato und Giulia Nadotti im schweren Anzug. Beide spielen sowohl Donner als auch Gragnola, das macht sie immer für eine Überraschung gut. Zuletzt Sara Milella und da haben wir keine Zweifel, dass sie die Hüterin macht. Als einzige nicht gebürtige Römerin ist sie in den letzten zwei Jahren zur Ehrenbürgerin der Herzen geschwommen. Alles in allem deutet das auf ein rasantes Spiel von Seiten der Gastgeber hin. Aber niemand hätte etwas anderes erwartet."

Seehundrausschmeißer Kara hatte endlich Sena ausfindig gemacht und für den Biernachschub gesorgt. In wenigen Minuten würde kein Ausruf der Welt mehr die Aufmerksamkeit des Barmanns sichern.

Schwenk zur anderen Beckenseite. „Die Wiener sind ja im Verruf ihr Spiel etwas gelassener anzugehen, aber bei diesen Spielern kommt auch dabei nur das Beste bei raus. Alexander Martin, der große Alex, als Donner, keine Frage. Allein sein Auftauchen genügt in der Regel, um sämtliche Blitze abzuleiten. Und ja! Sarah Marie Hofbauer alias Lightning ist wie seit Tagen gemutmaßt wieder fit. Mit Anna Marie Mayer sind die Lightning Twins wieder voll dabei. Draško Wasserbauer, der Anzug gibt's zu erkennen,

als Donner und Aleksa Cherchew, Mija Sol und Justus Mayerhofer, die drei Generalisten, machen die Sache spannend. Sol dürfte das Nest nehmen, aber die beiden andren tragen mittelschwere Anzüge und halten sich alle Optionen offen.

Ich glaube es gibt hier niemanden, der nicht mit Spannung darauf wartet, zu sehen, wie diese beiden so unterschiedlichen Mannschaften aufeinandertreffen. Selbst die Fußballfraktion kommt nicht um dieses Spiel drumrum. Im Übrigen habe ich vorhin Levi dabei ertappt, wie er sich still und heimlich ins Public Viewing gestohlen hatte. Ja, Levi, du bist ertappt!“ Levi Rowe war für den Fußball was Ragaz für den Acquaball war: eine der führenden Instanzen. Die „Fußballfraktion“ waren Fußballfans, die ihren doch „überlegenen“ Sport nach der Zuwendung der öffentlichen Aufmerksamkeit zum Acquaball als verkannt betrachteten. Viele waren aber wohl nur dabei, um ihrem Rebellentum zu frönen.

Leo blickte durch das *Fuck Space*. Noch nie hatte er den Laden so gerappelt voll erlebt. Jeder Tisch, jeder Stuhl, die abgesessenen Kisten an den Wänden, die halbe Station war hier versammelt. Franziskus und Sara, der katholische und der Theim-Priester, die zusammen für die geistliche Versorgung der Station verantwortlich zeichneten, waren ebenso hier wie *Richter* Albers, der Polizeichef, der als unoffizieller Polizist der Station für Recht und Ordnung zu sorgen hatte, sich dafür eine kleine Miliz an Helfershelfern eingerichtet hatte und eigentlich kein Richter war, Winiokow, besser bekannt als Winikopf, der einer guten Hälfte der Übrigen das Lesen und Schreiben beigebracht hatte, ob sie nun sieben oder 47 Jahre alt waren, Ares Rabin, der Vorsteher der Silbermine mit all ihren Anbauten, der auf Identitätssuche zum An konvertiert war und nun jeden, im Glauben als An habe er den Humor gepachtet, mit seinen Witzen beglückte, die alle in etwa „Gehen ein Christ, ein Theim und ein An in eine Bar ...“ oder „Was haben der

Theim und der Ysarii gemeinsam? ... Keinen Humor!“ lauteten und erst nach ausgiebigem Alkoholkonsum zur allgemeinen Belustigung führten, Paul Romanov, der Regierungsvertreter, dessen wesentliche Aufgabe darin bestand, Beschwerden von Mitbürgern mit der Zusicherung sie „nach oben“ weiterzureichen *unter* dem Schreibtisch durch den Dokumentenvernichter zu jagen und gegen ein paar Credits unter der Hand eigentlich unerlaubte Baugenehmigungen zu erteilen und gegen ein paar Credits mehr Fluchtweganforderungen und allgemeine Sicherheitsvorkehrungen zu vergessen, und die weibliche Bevölkerung mit hübschen Geschenken gegen gelegentliche Aufmerksamkeit bei Laune zu halten, und Samira Bessos, die Trafikbesitzerin, die den örtlichen Bedürfnissen nach Tabak, legalen Suchtmitteln wie Cannabis und Hero-in-B, Illustrierten mit wenig Frauen und vielen Maschinen, oder mit vielen Frauen und wenig Kleidung, beides auf echtem Papier sowie digital, und nach Musik und Filmen auf Sphere befriedigte und, neben dem in Romanovs Büro, das einzige *UniNet*-Relay auf der ganzen Station anbieten konnte, sodass quasi die gesamte Station bei ihr ein Abonnement am Laufen hatte, um Kontakt mit auswärts halten zu können. Dennoch waren Anfragen an das externe Netz massiv teuer, so teuer, dass die meisten Filme über Datenspheres importiert und betrachtet wurden.

Alles war also hier versammelt und Leo fand die Stimmung heute ganz außerordentlich. Es war erstaunlich wie der Wegfall einer gemeinsamen Zukunft schaffte, was ansonsten nur während der Spielzeit eines Acquaballspiels herrschte: das Gefühl der Gleichwertigkeit. Schon die letzten drei, vier Tage hatte Leo beobachtet wie Männer, die ansonsten Welten trennten, der Minenbesitzer Rabin und der niederste seiner Angestellten, sich auf Augenhöhe trafen und sogar ein paar unverbindliche Sätze austauschten. Dort wo über Jahre nichts als Willkür und Furcht geherrscht hatten, hatte die Gewissheit vom baldigen Ende

jeglicher Abhängigkeit die Menschen wieder gleich gemacht. Es war höchst erstaunlich.

Seehundrausschmeißer Kara gab Leo einen Schubs, „hey Leo, es geht los!“ Echte Freunde erkennt man daran, dass sie einen keine Minute Acquaball verpassen ließen.

Tatsächlich: am dicht umringten Holotisch waren die Spieler mittlerweile ins Wasser gehüpft. Die Menge, ob in Rom oder auf *Astroid AG F2* tobte. Ragaz' Erläuterungen zum neuen Punktesystem der Vorrundenspiele gingen darin unter. Es herrschte eine Stimmung, eine Mischung aus Vorfreude und Erwartung, Anspannung und Konzentration, Ausgelassenheit und Energie, ein einziger Strom, der jeden hier drin das Leben spüren ließ wie sonst nur Geburt und Tod.

Und dann kam der Augenblick. Der Moment auf den alle hingefiebert hatten, wie man früher im Flugzeug darauf gewartet hatte in den Stuhl gepresst zu werden und dann, mit einem Mal, der Schwerkraft zu entkommen. Endlich setzte das Donnern ein, so gewaltig, dass es noch im *Fuck Space* die Innereien vibrierte und alle Luft aus den Lungen presste. Die mit Vorfreude schwangere Luft, alles Gejohle und Geschrei hier wie dort verstummte, denn gegen diese fast schon als innerlich empfundene Erschütterung war nicht anzukommen. Eine absolute Stille senkte sich über die Menschen, vereinte die Menschen im Stadion mit denen am anderen Ende des Universums in einer Handvoll, und über fast drei Tage Nachrichtenübertragungszeit verzögerte, Sekunden des Stillschweigens. Die Nerven standen unter Strom, alles Denken ward angehalten, ehe, so schnell und unaufhaltsam wie es angefangen hatte aufs Neue Luft in die Lungen strömte und sich die Spannung dreimal so gewaltig entlud wie eben zuvor, als gelte es die verlorenen Sekunden wettzumachen durch ein intensiveres Erleben der nun folgenden. Das Spiel hatte begonnen.

Es kam Bewegung in die Wasseroberfläche. Eine gigantische Wasserkugel, 50 Meter im Durchmesser stieg in die Luft und trug die Spieler mit sich. Ein goldener Ball stand in ihrem Mittelpunkt und markierte die Spielfeldmitte. Rund um die große Wasserkugel begannen sich kleinere aus dem Becken zu heben. Sie stiegen auf, sanken wieder ab, verbanden sich zu einer größeren, stellten Brücken untereinander und zur größeren Kugel her – oder platzten. Das Spielfeld war in ständiger Veränderung.

Ein zweites lautes Donnern ertönte, ein heller Lichtblitz fuhr in den goldenen Ball, dann fiel dieser von oben herab in die Wasserkugel, die Menge tobte, das Spiel begann. Wie vom stärksten Elektromagneten angezogen schossen die Blitze beider Mannschaften auf den Ball zu. Melotti bekam ihn zuerst zu fassen, wich mit einer eleganten horizontalen Drehung Hofbauer aus, die den Ball nur um Zentimeter verfehlte, und passte ihn auf der Stelle zu Assante. Diese nahm ihn an, schummelte sich mit einer unerwarteten Rückwärtsrolle an Cherchew vorbei und schoss auf die silberne Kugel, die in einer separaten Wasserblase auf der Seite der Wiener schwamm. Doch Martin, der große Alex, schnappte den Ball aus dem Flug und leitete einen Konter ein.

„Ball zu Hofbauer, Mayer, Cherchew, Mayer, Hofbauer, Doppelpass“, rief Ragaz und das halbe Feld war durchquert, dann ein Rückwärtssalto, „was für eine Dynamik“, ein Absinken „oho! Wie elegant!“, und ein Schuss unter den Beinen Melottis hindurch.

Aber dazu kam es nicht. Mayer wurde von einem heftigen Schleudern, um die eigene Achse erfasst und ließ den Ball fallen. Ein Raunen ging durch das Stadion wie durch das *Fuck Space*. Nadotti, die dafür verantwortlich zeichnete, grinste breit. „Hervorragend gespielt von Nadotti, ein ganz außerordentlicher Schuss. So spielt man Gragnola.“

Mit der Zeit stiegen aus dem Wasserbecken rote, weiße, gelbe und blaue Kugeln, sogenannte Sphaeri oder Singular Sphaero auf. Einen dieser Sphaeri hatte Nadotti geschnappt und Mayer damit abgeschossen. Die weißen Sphaeri rissen die Getroffenen strudelähnlich umher und nahmen ihnen für einige Sekunden jegliche Orientierung. Frische Fische im Acquaball erkannte man daran, dass sie sich an dieser Stelle übergaben. Gelbe Sphaeri verpassten einen Schock und ließen das Opfer bis zu einer Minute paralysiert zurück. Eine gefährliche Angelegenheit, denn in dieser Zeit konnte man ohne Weiteres aus dem Spielfeld fallen - oder daraus gestoßen werden. Oft entbrannten ganze Schlachten um einen paralysierten Spieler, bei denen die eigenen Teammitglieder die Gegner davon abzuhalten versuchten, ihn rauszukicken. Rote Sphaeri verdampften das Wasser in einem kleinen Umkreis, begleitet von einer theatralischen Stichflamme. Der Dampf brannte auf der Haut, nahm die Sicht und die sofort auf sie einstürzenden Wassermassen warfen die Spieler endgültig aus der Bahn. Dunkelblaue Kugeln schließlich ließen Spieler erstarren, als wären sie aus Eis. Es bestand die gleiche Gefahr wie bei den gelben Sphaeri und der Paralyse: aus dem Feld zu fallen. Spieler, die aus der Kugel fielen mussten darauf warten von einer kleineren, aufsteigenden zurück hinaufgehoben zu werden und das konnte dauern. Die Sphaeri tauchen je nach Effektstärke mehr oder weniger häufig auf. Die weißen erschienen häufig, die gelben waren ein wenig seltener und die roten noch ein bisschen mehr. Die blauen waren oftmals pure Glücksgriffe. Wo und wann sie auftauchten, der Algorithmus, war besser geschützt, als jedes Staatsgeheimnis, wurde aber, um jedes Turnier spannend zu halten, über die Jahre hinweg stets ein wenig modifiziert.

Die Ragazze waren augenblicklich zum Gegenangriff übergegangen. „Rasanter Ballwechsel zwischen Melotti, Campana und Assante. Wasserbauer feuert aus allen Roh-

ren und verwandelt das Spiel- in ein Minenfeld.“ Überall explodierten rote, weiße, blaue Sphaeri und rissen Löcher von Dampf, Eis und Strudeln in das Spielfeld. „Da, Melotti taucht ab, Pass zu Assante. Die schwimmt senkrecht nach oben. Sie hat den Ball!“ Assante durchstieß die Wasseroberfläche nach oben, vollführte eine Rückwärts- und halbe Seitwärtsdrehung um dem Ball einen schönen Drall und viel Schwung mitzugeben und feuerte ihn geradewegs auf den gegnerischen Spielstein. „Sehr schön! Ungeheuerlich! Der Wahnsinn!“, tobte Ragaz. „Hofbauer springt vorbei, Mayer, Cherchew, Soool? Sooool! Sol hat ihn am letzten Meter abgefangen! Was für eine Leistung! Das macht ihm- Und sofort Konter der Wiener. Was für ein Tempo. Martin greift hinten bei Wasserbauer mit ein, ihre Schüsse ebnen Mayer und Hofbauer den Weg. Doppelpass, rechts, rechts, nochmal rechts. Garcia fängt ihn ab, jetzt Richtungswechsel, Assante, Melotti, Garciaaaa! Und wieder Martin, an dem kommt heute niemand vorbei. Mayer, Hof-... Garcia, Campana, Sol, Hofbauer alias Lightniiing! Und daneben. Der Ball landet im Becken. Kurzer Verschnaufer, nutzen Sie ihn, denn diese Hütte hier brennt!“

„Habt ihr das gesehen!“, rief Elektroteddy Jeff, „die machen die so was von fertig!“

„Du spinnst ja! Schau dir *Blut* an. Die stecken in einem Haufen Scheiße und summen den Walzer!“, lachte magicfingered Fran.

„Darauf setze ich eine Karte!“

„Zwei Karten!“

„Abgemacht!“, schlug Jeff ein, „und eine Fußmassage!“

„Ja, mein Fuß massiert deinen Arsch!“

„Sonst jemand dabei? Dich Leo, frag ich erst gar nicht.“ Seehundrausschmeißer Kara winkte ab. Wetten wurden mit der wahren Währung hier draußen ausgetragen: Acquaballsammelkarten.

„Habt ihr diesen Salto von Melotti gesehen?“, rief Rabin und schüttete einen guten Teil seines Bieres Karam in den Kragen.

„Du machst auch gleich einen, wenn ich noch mehr von deinem Bier abbekomme!“, grollte Karam und Leo überlegte, ob er das, was ansonsten niemals Ernst gemeint sein konnte, heute, wo ihm seine Kündigung nicht mehr wehtun würde, vielleicht tatsächlich in die Tat umsetzte.

Der Ball schoss wie von Zauberhand zurück in die Spielfeldmitte und der Tumult ging von vorne los, doch nicht lange und „Assante landet im Aus, sechs gegen sieben fürs Erste!“

„Ooooh!“, ging es durch die Bar. „Die Assante hat sich übrigens mal für den Playboy ausgezogen!“, behauptete jemand, um die allgemeine Enttäuschung zu kurieren.

„Ja, und der große Alex für GirlsPlay!“, grölte Ed, um zu zeigen wie wenig er daran glaubte.

„Das weiß ich nicht“, entgegnete der Erste, Zarikh, „aber da *ich* das ja auch nicht lese ...“ Die Menge lachte. Nur war Ed niemand, der mit sich scherzen ließ.

„Komm her und sag das nochmal!“, rief er.

„Was, bist du schon fertig mit den Fotos vom großen Alex?“ Alle grölten. Der Panzer Ed sprang auf – und wurde vom zweieinhalb Köpfe kleineren Franziskus zurück in den Stuhl gedrückt. „Wir wollen hier ein Spiel sehen“, sagte er nur und selbst der cholerische Ed war nicht bereit sein Seelenwohl zu riskieren und mit einem Priester zu streiten.

„Assante ist weiterhin außer Gefecht und sucht nach einer Möglichkeit wieder ins Spiel zurückzukommen. In der Zwischenzeit versucht *Blut* ihre zahlenmäßige Überlegenheit für einen schnellen Sieg zu nutzen und machen ordentlich Druck. Die Lightning Twins spielen gerade das beste Spiel ihrer Karriere. Mayer, Hofbauer, Mayer, Hofbauer, Hofbauer, Mayer. Kann das mal jemand aufnehmen? Ich habe das Gefühl das können wir in der

Dauerschleife- Uhhh! Das war knapp! Garcia rettet das Spiel. Die Italienerinnen und die Spanierin versuchen es ohne ihre Speerspitze. Und nein, der große Alex durchkreuzt die Pläne der Damen. Jetzt werfen die Wiener alles nach vorne, selbst Sol spielt vorne mit. Wasserbauer trifft Garcia und wirbelt sie auch noch aus dem Spielfeld! 7 zu 5! Was für eine Präsenz!“

Elektroteddy Jeff tobte. Zwei Karten standen auf dem Spiel!

„Mayer, Hofbauer, Martin, Mayer, Martin, Mayer, Hofbauer! Taucht unten durch. Sie hat jetzt freie Ba- Und sie schießt! ... Und trifft! Sie trifft! Treffer für *Blut*! Hofbauer trifft!“

Das Stadion explodierte und der Holotisch wackelte, als die Menge hier wie dort aufsprang. Jeff kreischte vor Begeisterung - zwei Karten! - der dicke Ed grölte, die *Ragazze*-Fans schlugen sich an die Stirn.

„Doch halt!“, durchbrach Ragaz die tobende und heulende Menge. „Hofbauer hat getroffen! Aber der Spielstein landete in einer neuen Blase! Der Spielstein hat nicht die Wasseroberfläche berührt! Das Spiel geht weiter!“

Ungläubige Gesichter, doch die Wiederholung bewies es. Die Blase mit dem Spielstein war geplatzt, der Stein fiel – und landete in einer darunter aufsteigenden Blase.

„Unglaublich! Ungeheuerlich! Hat es sowas schon gegeben? Ohne das jetzt nachzuschlagen, ich behaupte nein!“

Magic-fingered Fran schlug Elektroteddy Jeff lachend auf die Schulter. „Ich sag’s dir, diese Mietzen machen das Spiel!“

„Der Spielstein hat nicht die Wasserfläche berührt, also geht das Spiel weiter“, wiederholte Ragaz die Regeln. „*Blut*, schwer mitgenommen von dieser Überraschung, haben ihre Offensive vorübergehend abgebrochen. Vielleicht spekulieren sie auch auf Zeit. Im Gegensatz zur ursprünglichen Trägerblase wird diese hier über kurz oder

lang von selbst platzen. Jetzt liegt es an den Mädels ihr Spiel schnell zu machen."

Das versuchten sie auch, aber mit nur zwei Blitzen war das leichter gesagt als getan. Wasserbauer und Cherchew heizten ihnen kräftig ein, sodass sie kaum innehalten konnten um sich zu positionieren und die Lightning-Twins blieben eine allgegenwärtige Gefahr.

„Vielleicht sehen wir auch eine Huckepackaktion. Bisher kennen wir das nicht von den *Ragazze*, aber die Not ist groß. Sollte eine zur Schildkröte werden, dann wäre Milella als Hüterin die natürlich Wahl. Aber dieser Spielstil ist ein Spiel mit dem Feuer. Wir alle wissen wie schnell man Opfer einer Sphaeroattacke wird. Vorerst scheint man sich aber auf die neue Blase zu verlassen. Alles nach vorne. Druck aufbauen. Das scheint die Devise. Nadotti, Assante. Dann wieder Alex. Der Mann ist ein Bollwerk."

Im *Fuck Space* entbrannten wilde Diskussionen darüber, was nun die einzige Chance für die *Ragazze* sei und man beförderte einmal Milella zur Schildkröte, sprach ihr anderswo jede Eignung dafür ab und sagte nur Assante könnte sie jetzt noch retten, doch die trieb unten im Wasser. Eine Schildkröte wurde man, indem man den Spielstein schnappte und mit sich durch das Spielfeld trug. Das war sehr gefährlich und man hatte keine ruhige Sekunde mehr, aber es hatte schon Spiele gegeben in denen es auf beiden Seite eine Schildkröte gegeben hatte oder in denen man angefangen hatte sich den Spielstein zuzupassen wie einen zweiten Ball …

„Den Ragazze geht sichtbar die Luft aus", verkündete Ragaz nach wenigen Minuten was die Bilder vom Spiel zeigten. „Jeder Vorstoß scheint mit dem letzten an Kraft getan. Noch einmal kommt Bewegung in die Sache. Voller Vorstoß mit fünf Frauen. Melotti, Campana, Nadotti feuert auf Mayer, Campana, Melotti übernimmt. Gutes Spiel! Schuss! Und ... der Ball landet im Becken, in dem Garcia und Assante immer noch auf der Suche nach größeren

Blasenbildungen sind. Das war ein erstaunlich mieser Schuss!“

„Das schaffen die nie!“, hörte man von der anderen Tischseite und Ed darauf: „Halts Maul!“ Alles blickte gebannt auf das Hologramm.

„... der Konter von Mayer und Hofbauer abgewehrt und erneut alles nach vorne. Das *Wiener Blut* findet zurück zu seiner Gemütlichkeit und sammelt sich zunehmend im eigenen Spielfeld. Dabei hat sich ihr Spielstein ein gutes Stück weiterbewegt, sodass sie jetzt die *Ragazze*-Fans und ihre Rufe im Rücken haben, Mayer und Hofbauer aber bei jedem Angriff von ihren Fans begrüßt werden. Die haben alle Zeit der Welt.“

„Besonders viel bringt das trotzdem nicht“, hörte Leo Seehundrausschmeißer Kara sagen.

„Und auch der vierte Angriff verpufft an der österreichischen Seite der Alpen. Die Lightning-Twins übernehmen, aber ohne Unterstützung von Martin, der sich hinten hält, laufen auch sie sich immer wieder fest.“

Das Spiel schien in der Krise. Assante und Garcia kamen nicht hoch und *Blut* sparten ihre Kräfte für das nächste Spiel.

„Fünf Minuten!“

„Drei!“

„Vier?“

„Drei Karten!“

Handschlag.

„Melotti scheint ratlos was sie mit dem Ball machen soll.“ Tatsächlich schwebte sie in der Mitte ihrer Spielfeldhälfte und starrte nur in Richtung des feindlichen Spielsteins, als könnte sie die Trägerblase mit einem intensiven Blick einschüchtern, auf das sie platze. „Zu zweit die Arbeit von vier zu machen zehrt sichtlich an den Kräften. Aber sie hat nicht die Zeit auf Assante und Garcia zu warten.“ Wenn sie diese Zeit aber auch nicht hatte, sie nahm sie sich trotzdem. Sie wich den ihr entgegenge-

schleuderten Sphaeri aus, bewegte sich sonst aber kaum merklich. „Melotti scheint wirklich außer Atem zu sein, anders kann ich mir das hier nicht erklären. Sie scheint auf irgendwas zu warten. Und wenn sie eines nicht hat, dann ist das Zeit."

Der große Abstand zum eigenen Spielstein und das Gefühl, die Zeit sei auf ihrer Seite, ließen Mayer und Hofbauer mit einem Angriff warten. Aber dann, plötzlich ging ein Zucken durch Melottis bis eben so schlaffen Körper. Mayer war eben herangestürmt, aber ein von Nadotti unter ihr zur Detonation gebrachter roter Sphaero ließ sie in einer Dampfwolke verschwinden. Melotti bewegte sich drei Züge nach links und griff einen eben aufgetauchten weißen Sphaero.

„Was hat sie vor?", rief Ragaz in die Menge.

In der rechten den Ball zündete sie den weißen Sphaero knapp unter ihren Beinen und wurde wild kreiselnd nach oben geschleudert, über Mayer, Hofbauer und Martin hinweg. Dann riss sie sich so gut es ging rum und feuerte den Ball mit der Kraft des Wirbels in Richtung Wiener Spielstein.

Ragaz: „Interessante Idee, aber *viel* zu tief!"

Aber er hatte sich geirrt. Denn Assante hatte endlich eine Blase ergattert, die sie mit sich nach oben trug. Und gerade auf diese schoss der Ball jetzt zu.

„Nein!", ging es durch eine Hälfte *Fuck Space*, „ja!", schrie die andre.

Ragaz' „Nein" war ein Nein der Fassungslosigkeit. Assantes Blase platzte sofort, als der Ball in sie eindrang, doch sie hatte ihn und mit einer Rolle im Fallen pfefferte sie ihn fort. Mayer, Hofbauer und Martin waren zu weit vom Schuss und vollkommen überrumpelt. Wasserbauer versuchte die Flugbahn mit einer wild geworfenen Hand Sphaeri abzulenken, doch verfehlte den Ball. Sol sprang aus der Blase im hoffnungslosen Versuch den Ball im freien Fall abzufangen. Aber alles war umsonst. Der Ball

schlug ein wie ein Bolzen und beförderte den Spielstein mit dem ihn umgebenden Wasser geradewegs zu Garcia, Assante und Sol hinunter ins Becken.

Das Spiel war zu Ende.

Die Fans beider Seiten sprangen auf. Jubel, fassungslose Rufe, dann nur noch Jubel. Das war ein Spiel. Deswegen liebte man diesen Sport. Die große Wasserkugel bildete unzählige Brücken zum Becken an denen das Wasser abfloss und die *Ragazze* feierten ihren Sieg mit ihrem allbekannten Tänzchen.

Ragaz fischte noch nach Worten. „Unfassbar! Einmalig! Der reinste Wahnsinn! Dieses Spiel! Also da müssen sich die übrigen Teams noch ordentlich anstrengen, wenn wir nicht heute schon das beste Spiel des Jahres gesehen haben."

Assante fiel Melotti in die Arme, dann schwammen sie für die Fans eine Ehrenrunde und ließen sich bejubeln. Aber *Blut* waren keine schlechten Verlierer. Mayer umarmte Garcia, Nadotti Wasserbauer, Cherchew und Campana klopften sich freundschaftlich auf die Schulter.

„Das sind die Szenen die wir lieben", kommentierte Ragaz, „sportlicher Wettkampf, freundschaftlicher Wettstreit, das ist höchste Professionalität. Ein hervorragender Abend für den Sport und ich muss sagen, seit dem Olympiafinale vierzehnsechs habe ich keine so überraschende Wendung mehr gesehen. Aus der augenscheinlich sicheren Niederlage einen fulminanten Sieg herausgespielt. Erste Klasse!"

Magic-fingered Fran hielt Elektroteddy Jeff seine offene Hand hin und er drückte ihm vollkommen baff einen Stapel Acquaballkarten hinein, aus denen er sich nun zwei aussuchen durfte. „Wenn du dich dann bitte rumdrehst. Ich schulde dir noch nen Arschtritt", scherzte Fran bestens unterhalten und durchsuchte das Deck.

Was für ein Spiel! Alle, egal zu welchem Team man gehalten hatte, waren zufrieden. Wenn man so verlor, dann

war man nach einem Bier oder zwei schon wieder versöhnt. Überall wechselten ein paar Karten den Besitzer, aber da niemand wirklich teure Karten besaß, ging das recht gelassen zu. Leo sah wie Franziskus Saras Wetteinsatz einstrich und die Karten irgendwo in seiner Kutte verschwinden ließ. Auch die Geistlichkeit schien irdischen Zerstreuungen hin und wieder erlegen.

Die Menge löste sich wieder vom Holotisch, die nachträgliche Erläuterung des Spieles und der Ergebnisse und Punktevergabe in der Tabelle konnte man auch von weiter hinten verfolgen.

„Wow", sagte Seehundrausschmeißer Kara und ließ sich in seinen Stuhl fallen. „Absolut wow", pflichtete Quotenbeta Amahd bei. „Spitzenklasse", sagte Leo. „Das die das noch verkacken!"

„Nimm's nicht übel." Kara klopfte Jeff auf die Schulter. „Es war ja nur ein Vorrundenspiel." Fran stellte ihm das traditionelle Freundschaftsbier des Wettgewinners vor die Nase, reichte ihm alle seine Karten bis auf zwei (Salvador Sucarrat der *Domingos* und Trina Miara von den *Sultans of Swing*) und alles war gut.

Dann nahm man sich ausführlich Zeit das Spiel in jeder Einzelheit zu zergliedern und zu analysieren. Amahd, Jeff und Fran setzten sich noch einen kleinen Schuss Heroin-B, Leo als absoluter Seltenheitsraucher, ließ sich sogar von Kara zu einer Zigarette überreden. Guter, letzter Abend, bereits einsetzende Nostalgie machte daraus mit einen der besten. Amahd und Fran zückten die Karten und spielten eine Offlineparty[7] Acquaball und Jeff, Kara und Leo schauten zu und quatschten über alte Erinnerungen.

---

[7] Das Acquaballsammelkartenspiel lässt sich ganz gewöhnlich auf einem Tisch, oder mit einem Hologenerator spielen. Beim Onlinespiel erzeugt der Hologenerator das gesamte Spielgeschehen in einem verkleinerten Spielfeld.

* * *

Gegen eins verabschiedete sich die Gruppe. Seehundrausschmeißer Kara musste morgen seinem Chef noch bei ein paar Sachen helfen, Quotenbeta Amahd nochmal in die Mine und Elektroteddy Jeff „irgendeinen sinnlosen Scheiß“ im Kraftwerk erledigen. Nur Leo und Fran waren tatsächlich fertig mit ihrer Arbeit. Die beiden gingen noch an die Bar, an der Sena jetzt zur fortgeschritteneren Stunde die härteren Sachen ausschenkte.

An der Theke kam Leo absichtslos neben einer, mehr oder minder guten, Freundin zu stehen.

Marie lächelte.

„Leo!“, sagte sie mit einem deutlich vernehmbaren Lallen, „schön dich noch einmal zu sehen. Du wärst doch garantiert abgerauscht ohne dich zu verabschieden.“

Leo sah sie überrascht an, dann grinste er ertappt. So wäre es wohl gewesen. Er wollte rasch sagen, dass es ganz sicher nicht so gewesen wäre, aber magic-fingered Fran war schneller. „Wie läuft die Hurerei?“, fragte er und war stolz darauf zu wissen, wie man mit Nutten spricht.

„Ach, ich schaffe meine zehn, zehnzwei Ficks am Tag“, erwiderte Marie beiläufig, den Blick nicht von Leo lassend. Leo machte sich ein klein wenig Sorgen. Marie war schon nüchtern eine Klasse für sich, aber angetrunken … und dann noch mit kombiniert mit Jeffs ganz eigener Art.

„Wie wär’s mit ner schnellen Nummer?“ Leo versuchte sich nicht für seinen ebenfalls schon angetrunkenen Freund zu schämen. Es misslang ihm gründlich. Aber Marie konnte gut mit Idioten und mit diesem hier führte sie seit langer Zeit einen halb scherzhaften, teils aber auch ernsthaften Kampf. Jetzt sah sie Fran doch an. „Meinst du schnell wie in „du bekommst keinen hoch schnell“ oder wie in „du kommst bevor er drinsteckt schnell“?“ Die alkoholinduzierte Verschiebung in Rhythmus und Betonung ihrer Sprache ließ sie Wörter an sehr abenteuerlichen Stellen auseinander brechen, als wären es zwei Wörter. Sie

sagte etwa drin-steckt mit einer langen Pause dazwischen. Es machte die Angelegenheit für Leo aber kein bisschen angenehmer.

Fran kannte keine Gnade mit Leos Schamgefühl, lachte und sagte so laut, als konkurriere er mit Ragaz im Versuch ein Acquaballstadion zu beschallen. „Das ist der Unterschied zwischen euch Huren und Rabin, ihr habt wirklich Humor."

„Leider spreche ich in diesem Fall aus Erfahrung", sagte Marie bissig.

Fran hob, sich ergebend, die Arme. „Gut, ich verstehe. Dein letzter Schwanz soll wohl der vom guten Leo sein. Dann suche ich mir halt eine von deinen Freundinnen." Er klopfte Leo auf die Schulter. „Wir sehen uns morgen. Und pass auf, die Kleine ist wirklich bissig." Er zwinkerte Marie zu, was soviel zu sagen hatte wie „wir verstehen uns schon" und verschwand.

Leo war sehr heiß und Maries Grinsen deutete an, dass er auch die entsprechende Gesichtsfarbe hatte. Oder dass der Alkohol weiter seine Wirkung entfaltete. „Sorry dafür. Fran kann ein ziemliches Arschloch sein", sagte er und meinte es auch so. Aber hier draußen waren sie alle kompliziert.

„Na, ich bin Schlimmeres gewöhnt. Aber mit so nem Penis muss man wohl auf anderen Gebieten was rausholen", meinte Marie und versuchte vielsagend zu zwinkern, aber ihre Lider zuckten dabei bloß, als bekäme sie einen Anfall.

„Bitte keine Details!", winkte Leo ab.

Marie lachte. „Du bist der schrägste Vogel, der je hier gelandet ist." Leo zuckte die Achseln. „Muss nett sein, die *Erde*. Wo so anständige Männer leben", sagte sie, mit ihrem Drink spielend. Sie hatte das harte T verlernt und sagte ansdendig.

„Na aber hallo. Ich war zehnundeins, als wir hierherzogen. Kaum genug Zeit um dort meinen männlichen Anstand zu entwickeln."

„Ganz ehrlich Leo. Zwischen dir und jedem anderen Mann in diesem Raum", ihr Blick glitt zu Rabin, Romanov und einigen anderen und sah dabei nicht mehr ganz so freundlich aus, „liegen Welten. Und glaub mir, ich kenne diese Männer besser als ihre eigenen Frauen."

Leo hatte nie nur das Geringste von Maries Arbeit gehalten. Er hatte mehrfach versucht sie zu einer Bewerbung in seiner Werkstatt, an den Docks oder der Mine zu bewegen, die drei Möglichkeiten hier draußen. Aber diese Bemühungen hatte sie immer abgetan. Er war allerdings auch nicht allzu hartnäckig gewesen. Stattdessen hatte er seinen Umgang mit Marie immer in Grenzen gehalten und sonst versucht sein Wissen über ihre Arbeit auszublenden, was sich insofern aber als kaum möglich erwies, als dass sie ihn mit ihrer Wortwahl in jedem zweiten Satz vor den Kopf stieß. Also war Plan A, den Kontakt zu minimieren, die erfolgsversprechendere Variante. Echt mutig. Echt männlich, dachte er jetzt mit angemessener Verachtung. Und da stand sie mit gelöster Zunge und er konnte nur beten, dass sie nicht alles sagte, das er als vorhanden vermutete.

„Du kennst meinen Vater", sagte Leo und hatte einen sehr unangenehmen Gedanken - hoffentlich nicht allzu intim - „von ihm werde ich wohl kaum meinen Anstand haben." Leos Vater, Wilhelm, war ein spielsüchtiger Säufer, der von der Arbeit seiner, bis vor kurzem noch beide minderjährigen, Kinder lebte. Und dem das Faye zuschoss. Ohne diesem Geld hätten sie sich schon lange nicht mehr über Wasser halten können. Nicht bei diesen Alkoholrechnungen. Ohne Faye sähe alles anders aus.

„Sag was du wills*d*, ich weiß wovon ich rede", beharrte Marie mit der Sturheit einer Betrunkenen.

„Wo willst du hin?", lenkte Leo das Gespräch in eine neue Richtung.

„Oh, *Metropolis*."

„Echt?"

„Ja klar. Ich hab schon die Zusage. *Oasis* heißt der Laden und der scheint schwer in Ordnung zu sein. Die Besitzerin ist selbst eine ehemalige Hure. Und es ist kein richtiges Bordell. Mehr ne Bar mit guter, freizügiger Unterhaltung. Sex ist optional." Sie setzte ihre Bemühungen das Alphabet zu reformieren mit dem P fort. Es glich nun einem B, was, zusammen mit den bereits etablierten Anpassungen, optional zu obdsional modifizierte.

„Klingt auf alle Fälle besser als hier", sagte Leo und freute sich aufrichtig, „Warum hast du das noch nicht eher gemacht?"

Marie blickte einen Moment von ihrem Drink auf und Leo flüchtig ins Gesicht. Lehrbuch. „Tja", machte sie, „es ist gar nicht so einfach eine Arbeitserlaubnis dort zu bekommen. Ohne der Auflösung von *Astroid* hätte ich wohl keine bekommen."

Sie stellte ihr Glas ab und wandte sich ihm ganz zu. „Und hast du schon was in Aussicht? Auf der *Erde*?" Sie sagte *Erde*, als handele es sich um ein Zauberwort in eine magische Welt. Dieses Wort sprach sie sogar noch fehlerfrei, aber vermutlich wäre es das letzte Wort, das man hier vergaß. Zusammen mit Hoffnung.

Leo schüttelte den Kopf. Das war die wunde Stelle in all seinen Plänen. Er machte sich keine Illusionen, doch Faye hatte ihm Mut zugesprochen und auf sie musste er sich einmal mehr verlassen. Sie war immer die Beste. Wenn man einen *UniPedia* Artikel zu der/die/das Beste erstellen wollte, ein Bild von Faye würde sich dort sehr gut machen. „Jemand mit meiner Ausbildung ist dort ziemlich nutzlos. Ich werde versuchen erstmal irgendwas an Land zu ziehen, um Faye nicht zu sehr auf der Tasche zu liegen, aber das wird nicht einfach. Und daneben mach ich ne ordentliche Ausbildung. So der Plan", ergänzte er schulter-

zuckend, eine Geste, die versuchte Coolness zu schinden wo keine war.

„Geil! Ich freu mich für dich. Ich glaube das wird alles klappen." Dann sah sie ihn wieder mit diesem Blick und den vom Alkohol befeuchteten Augen an und in Leo kroch erneut die Angst hoch, sie würde zu viel sagen.

„Aber du darfst nie denken, das hier wäre nur verlorene Zeit gewesen."

Leo war beruhigt und schaffte es sogar über diese Bemerkung zu grinsen. „Ja? Wie meinst du? Was habe ich hier so tolles gelernt?"

„Ich glaube gerade weil du dich hier abgrenzen musstest, ohne aus dem Raster zu fallen, bist du – bist du so ein klasse Typ geworden."

Leo kratzte sich am Ohr. Er wusste sie würde weitere Peinlichkeiten sagen, die von der anderen Sorte. „Marie ..."

„Bilde dir jetzt nichts ein, das es nicht gibt!", sagte sie rasch und betont streng. „Denke nur hin und wieder an mich." Sie blickte zur Seite, als suche sie nach einem anderen Thema. Sie hatte zügig eins in ihrem nie endenden Reservoir gefunden. „Hm, ich sollte echt ne Schwanzliste machen. Solange ich noch weiß, wer aller hier war."

„Ne Was-Liste?", fragte Leo, die eine Klippe umschifft, um nun wieder an der anderen aufzuschlagen.

„Na eine Liste mit den Namen aller Bewohner von *Astroid* und dann markiere ich die, deren Schwanz ich gesehen habe. Oder vielleicht die, deren Schwanz ich *nicht* gesehen habe."

„Da bin ich ja froh, ganz sicher zu wissen, auf welcher Liste ich auftauche."

„Ich auch", sagte Marie mit schimmernden Augen. „Auch wenn es mich brennend interessiert, ob ein guter Charakter vielleicht einen Zwerg vertuscht.

„Da kann ich dich beruhigen."

„Vielleicht verschwinden wir doch mal rasch auf der Toilette?"

„Du spinnst."

„Na vermutlich nicht. Ich habe genug Leute mit kleinem Schwanz und schlechtem Charakter-"

„Marie!"

Marie lachte. „Leo, du passt nicht hierher. Es gibt auch sonst niemanden hier, der mit zehnundneun noch Jungfrau ist."

„Pssst!", machte Leo schnell und tat, als prüfe er, ob das jemand gehört haben konnte. „Willst du meinen Ruf ruinieren? Warum reden wir eigentlich schon wieder über Sex?" Und nein, das stimmte nicht.

„Berufskrankheit."

„Da fällt mir ein, gestern Nachmittag habe ich diese irre gestylte *Jasper* repariert. Mensch, diesen Turbocharger hättest du mal sehen sollen."

„Schon verstanden", winkte Marie ab und sah zu Sena, der eben zu ihnen herübergekommen war.

„Willst du noch was?", fragte Sena Marie.

„Nochmal das Gleiche."

„Leo?"

„Ich bleibe bei Bier, danke." Sena schenkte Marie zwei Zentimeter kaminrote Flüssigkeit ins Glas und füllte Leos Glas neu an. Glas gab's nur eins pro Nase und Abend. „Das Gleiche" erklärte sehr gut Maries fortgeschrittene Leutseligkeit. Leo überlegte Marie zu fragen der wievielte *Nippeltwister* das heute Abend schon war, die Dinger fuhren ein wie nichts anderes, verkniff es sich dann aber. Beide schwiegen und blickten in ihr Glas.

Am anderen Ende der Bar gab es einen großen Tumult. Offenbar hatte jemand beim Wettsaufen ein Glas zu viel erwischt und auf den Tresen gereihert. Sena eilte herbei und zusammen mit Arno setzten sie beide vor die Tür. Im *Fuck Space* gab es nicht viele Regeln, aber eine war ganz klar: Hier wurde nicht gekotzt. Und wenn morgen die Welt unterginge.

„Was du wohl in zweizehn oder dreizehn Jahren so machst“, sagte Marie ohne aufzusehen. Ihr Finger fuhr den Rand ihres Glases lang.

„Das werde ich dir erzählen, wenn wir uns auf ein Bier treffen.“ Bier, garantiert keine *Nippeltwister*. „Auf der *Erde*.“

Sie lachte. „Was mach ich denn dort? Dafür mag ich viel zu sehr harten Stahl und Beton unter den Füßen.“

„Manches Mal braucht es ein wenig, bis man sieht, was man bisher verpasst hat.“

Sie nickte langsam. „Ja, so wird es wohl sein …“

Die beiden scherzten noch ein wenig, um ihre gegenseitige Verlegenheit zu umschiffen, dann war irgendwann die Luft raus. Marie leerte ihr Glas in einem Zug und verabschiedete sich bevor seine Wirkung sie doch noch Sachen sagen ließe. „Na dann“, sagte sie und stellte das leere Glas vor sich auf die Theke. „Ja dann“, erwiderte Leo.

Die beiden tauschten ein langes Lächeln. Dann umarmten sie sich.

„Mach’s gut Leo.“

„Lass dich nicht unterkriegen.“

„Keine Sorge. Und du probier’s mal mit einer Frau. Ist gar nicht so übel.“

Die beiden lösten sich.

„Wir sehen uns.“

Dann verließ sie das *Fuck Space* mit schnellen Schritten.

Es war halb zwei und die Reihen hatten sich gelichtet. In knappen zehn Stunden würde diese Station zur Staubwolke pulverisiert. Trotzdem war noch jeder zweite Tisch besetzt. Heute gab es viele, die nicht Heim wollten. Vielleicht weil es kein Wiederkommen geben würde.

„Leo!“, rief jemand aus einer Ecke. Leo wandte sich der Stimme zu – und sah Pater Franziskus herüber winken. Leo mochte den kleinen, schmalen Mann. Er war die richtige Mischung zwischen Vaterfigur und Freund. „Leo

komm, setz dich ein bisschen, leiste einem alten Mann etwas Gesellschaft“, sagte er, als Leo herankam. Franziskus war berühmt dafür seine Seelsorge in jedem noch so kleinen und abgelegenen Winkel der Station wahrzunehmen.

„Hältst du heute deine Beratungsstunde bei Bier und Schnaps ab?“, sagte Leo nur halb im Scherz.

Der Mann nickte lächelnd. „Ich saß schon in ganz anderen Löchern, um jemandem einen Rat zu geben. Aber der Messwein ist alle – offenbar habe ich die letzte Zeit zu oft ins Fass geschaut. Da musste ich aus dem Haus.“

Leo nickte bedeutungsschwer. „Ist ja auch nicht der einfachste Job hier draußen.“

Franziskus zuckte die Achseln und sagte mit einem Blick, der im Gespräch immer von einem schelmischen Lächeln begleitet wurde: „Einfach ist doch langweilig.“

„Na, *ich* hätte zur Abwechslung mal nichts gegen ein bisschen Langeweile.“

„Das sagst du jetzt, bis du wirklich drinsteckst. Glaub mir, das Priesterseminar ist kein Honigschlecken.“ Er schüttelte sich theatralisch, als würde ihm die Erinnerung körperliche Schmerzen bereiten.

Leo hatte sich schon mehrmals gewundert, wie dieser Mann Geistlicher hatte werden können. Er trank, er schimpfte, er konsumierte Tabak und Heroin-B, ja eines Tages hatte er ihn mit einem hübschen Veilchen getroffen und auf die Frage wie er dazu kam hatte er nur gemeint: „Seelsorge. Der gute Pivo. Hatte einigen handfesten Ratschlag nötig.“ Später am Abend hatte er auch Pivo getroffen. Sein Gesicht war zwar unversehrt, aber er humpelte verdächtig …

„Wohin gehst du?“, fragte Leo.

„Im Moment sitze ich und unterhalte mich mit einem Freund“, sagte er. Dann richtete er seine grünen Augen in Leos saphirblaue. „Erstmal zu dir Leo. Wie geht es dir? Bist du nervös, bist du zufrieden, hast du Angst?“

„Angst?“

„Du stehst vor der Erfüllung deiner Träume. Seit du vor fünf Jahren, gerade mal zehnundvier, zum ersten Mal bei mir warst, träumst du endlich wieder von der *Erde*."

Das Leo bei Franziskus gewesen war hörte sich etwas zu sehr nach einem Besuch seitens Leo an, um der Wahrheit zu entsprechen. Leo hatte sich mit seiner Schwester gestritten, Faye. Heftig gestritten. Er hatte sein Leben gehasst. Drei Jahre waren sie damals schon hier gewesen. Er hatte seine drei Jahre Schule schon auf der *Erde* absolviert, hier, so schien es, konnte er nichts lernen außer zu Saufen und zu Gammeln. Er hatte sein Leben gehasst. Er hatte seinen Vater gehasst. Er hatte seine ach so tolle große Schwester gehasst, die über all der Scheiße schwebte wie die Heilige Jungfrau. Und er hatte seinen Bruder gehasst, der noch nicht mal verstanden hatte, dass er ihn nicht mochte und sich jedes Mal gefreut hatte, als käme der Weihnachtsmann und nicht sein nichtsnutziger zehnundvierjähriger Bruder nach Hause.

Aber bisher hatte er seinen Bruder gut ignorieren können. Faye hatte sich um ihn gekümmert. Drei Jahre lang war er nur zum Essen und Schlafen zu Hause gewesen, häufig auch wochenlang gar nicht. Für ihn waren sie alle tot gewesen. Und normalerweise hatte Faye ihn auch in Ruhe gelassen. Aber nicht an diesem einen Tag. An diesem Tag hatte sie ihn vor seinen Freunden bloßgestellt, diese Schlampe! Weil sie vier Tage irgendwohin fliegen und ihn alleine in dieser Kloake zurücklassen wollte. Und als ob das noch nicht genug gewesen wäre, sollte er sich auch noch um den kleinen Scheißer Adrian kümmern. Er!

Leo erinnerte sich nicht allzu gerne an diese Zeit zurück. Aber dieser Tag war wohl der bedeutsamste seines bisherigen Lebens, egal wie abgedroschen das klingen mochte. Er zog damals mit hochrotem Kopf und zornentbrannten Gedanken durch die äußeren Straßen nahe der Deponie. Dann bog er auf den Schrottplatz ein, schnappte sich ein rumliegendes Rohr und schlug damit auf alles ein, das ihm

ein Ziel bot. Er tobte und tobte, es hätte eine Stunde sein können. Dann konnte er nicht mehr und starrte durch das Loch im Himmel. Vieles hatte sich seit damals geändert, seine Haare waren aber damals schon *astroid*schwarz gewesen und seine Augen zwei saphirne Edelsteine.

„Macht's Spaß?", hatte er eine Stimme hinter sich sagen hören.

„Was?", hatte er nach Atem ringend gerufen. „Was geht Sie das an?"

„Ach nichts. Aber wenn es Spaß macht, könnte ich es ja auch einmal probieren."

Klasse, so eine Flasche hatte ihm gerade noch gefehlt. Ein Müllhaldenphilosoph. „Hier, machen Sie was sie wollen", hatte Leo gebrüllt und dem alten Spinner das Rohr entgegen geschleudert. Es traf ihn am Arm und fiel zu Boden. Einen Moment hatte es Leo leid getan, aber dann hatte er sich am Riemen gerissen und nicht entschuldigt. Der Alte hatte sich vollkommen unberührt gezeigt. Nicht einmal an den Arm hatte er sich gegriffen, obwohl die Stange mit ordentlicher Wucht dagegen geknallt war.

Stattdessen hatte er eine Frage gestellt: „Bist du dann fertig?" Er hatte geklungen, als wäre nichts gewesen.

Leo war verdutzt gewesen. „Was geht Sie das an?"

„Ich will nicht von weiteren Stangen getroffen werden."

„Dann verschwinden Sie!"

„Noch nicht."

Leo hatte bloß mit angewidertem Gesichtsausdruck den Kopf geschüttelt, „Wie auch immer!", und sich sich zum Gehen gewandt.

„Erstaunlich, dass sich deine Freunde mit so einem Weichei wie dir abgeben." Leo war herumgewirbelt. Der Alte hatte sich auf einen alten, liegenden Kühlschrank gesetzt und auf die übrigen Müllhaufen hinübergesehen.

Leo hatte die Situation nicht gerafft. „Heh?"

„Bist du eigentlich immer so ein Jammerlappen?"

Leo hatte geschnaubt. Wollte ihn dieser Fuzzi provozieren? Üblicherweise war er in der Lage gewesen den Scheiß, den ach-so-kluge „Erwachsene“ sagten, einfach zu ignorieren. Aber an diesem Tag war er schon durch gewesen mit den Nerven.

„Was für ein Wichser bist du denn überhaupt?“

„Ich bin Pater Franziskus“, hatte er geantwortet und ihm dann tief in die Augen geblickt, „Leo.“

Das hatte ihm noch gefehlt. Leo hatte sich wieder zum Gehen gewandt und war in schnellen Sprüngen den Schrottberg hinunter gesprungen. Aber Franziskus war noch nicht mit ihm fertig gewesen. „Glaubst du so wird sich jemals etwas für dich ändern?“, hatte er ihm hinterhergerufen. „Du wirst genauso enden wie die anderen drogenabhängigen Säufer ohne Arbeit, ohne Selbstwertgefühl und ohne Sinn und ohne Bedeutung. Wie – dein Vater.“

Leo, fast am Fuß des kleinen Schrottberges, hatte innegehalten.

„Du kennst meinen Vater nicht.“

„Falsch. *Du* kennst deinen Vater nicht.“

Leo hatte gefühlt wie sein alter Zorn wieder aufwallte. Wie wagte so ein dahergelaufener Anikhsack es über seinen Vater zu reden?

„Ich kenne diesen alten Penner nicht?“, brüllte er den Berg hinauf. „Seid ich zehneins bin habe ich ihn immer nur entweder sternhagelvoll oder mit Kater gesehen. Auf der Couch liegend, sabbernd, kotzend, stinkend, rauchend, saufend.“ Er schluckte und rang nach Worten. „Wimmernd, schimpfend, fluchend. Dieser Mann ist das Widerlichste. Die reinste Cholera!“

„Wieso?“

„Was wieso? Soll ich nochmal aufzählen?“

„Warum ist er widerlich?“

„Das habe ich doch eben gesagt. Hast du’s mit den Ohren Alter?“

„Wo glaubst du, wirst du in zwei, drei, vielleicht fünf Jahren stehen? Hm? Wenn dich deine Schwester nicht mehr durchfüttert."

„Meine Schwester füttert mich *nicht* durch."

„Wenn sich deine Schwester nicht um dich kümmert?"

„Meine Schwester macht einen Scheißdreck für mich!"

„Glaubst du, du wirst anders enden als dein Vater?"

„Was?"

„Wenn du so weitermachst, morgen so wie heute, übermorgen so wie morgen, glaubst du, du wirst dein Leben plötzlich *mögen*?"

„Ich werde *nie* wie mein Vater."

„Wenn das Leben nichts zu bieten hat, warum nicht? Was wäre Grund genug, nicht zu werden wie er?"

Leo starrte ihn nur baff an. „Ich habe keine Ahnung, welchen Psychoscheiß du hier abziehst, aber es klappt nicht. Du kennst mich nicht einmal."

„Leo Tolean, zehnundvier Jahre. Geboren in *Straßburg*, am 18.1.2233. Schafft die Aufnahmeprüfung zur Technischen Oberstufe, doch die Trennung seiner Eltern bringt ihn anstatt in die Schule an den vergessenen Rand des Universums. Anfangs hat er noch ein Ziel. Er will schnellstmöglich wieder von hier fort, er arbeitet, um selbstständig zur *Erde* zurück zu kommen. Als er aber sieht, dass es Jahre dauern würde, um das Geld beisammen zu haben, gibt er kurzerhand auf und ergibt sich seiner angestauten Melancholie und seiner Selbstbemitleidung. Seitdem vergammelt er sinnlos seine Tage, mit Leuten, die er noch bis eben als Drogenjunkies und Säufer für unpassende Gesellschaft gehalten hatte. Aber seine Ansprüche an andere sind mit denen an sich selbst gesunken. Seine verständnisvoll für ihn sorgende Schwester stößt er bei jeder sich ihm bietenden Gelegenheit vor den Kopf, einfach weil er es kann, so ziemlich das Einzige, das er kann, und weil sie sich keinen Deut besser fühlen soll, als er. Allein weil sie es versucht aus ihrem Leben was zu

machen, die Schlampe. Jeden Tag zeigt sie ihm, dass man auch am vergessensten Ort der Welt noch was erreichen kann. Jeden Tag führt sie ihm vor Augen, was für ein Versager er ist. Er, der sogar seinen kleinen vierjährigen Bruder hasst, weil er noch jeden Tag begeistert ist von seiner Umwelt, einer Umwelt, die ja *nichts* war, gar nichts im Vergleich zur *Erde,* auf der man hätte leben können und auf der prinzipiell alles Eitel-Sonnenschein war, sein musste, weil es ja nicht überall Probleme geben konnte, sondern nur hier, wo man sich seinem Schicksal zu ergeben hatte. Wie der Vater, den er hasst, weil er ihm zeigt wohin es führen kann, wenn man sich gehen lässt, der ihm täglich zeigt, wo auch er enden wird. Sein ganz eigener, privater Teufel, in einem Konzert mit dem schwesterlichen Engel und mittendrin sein noch für alles offener Bruder und dann er, dessen ganze Energie in Missmut und Sinnlosigkeit aufgehen."

„Bist du dann fertig?"

„Bist *du* fertig?"

„Mit dir schon."

„Verstecke dich nicht hinter deinen flapsigen Antworten. Mit Sarkasmus und Ironie ist einem selten geholfen. Dir ganz sicher nicht. Es zeigt nur, dass du noch lange nicht so erwachsen bist, wie du das von dir denkst, und wenn du dich noch so überlegen fühlst, dann ist dir wohl noch nicht aufgefallen, dass du bereits auf der vorletzten Treppenstufe stehst, bereit zum Sprung auf die letzte und immer noch glaubst, auf die Affen weiter oben hinunter zu schauen."

Leo hatte genug. Er war nicht mehr zornig. Erst wollte er dem Alten eine reinhauen, damit er endlich Ruhe gab. Jetzt aber fühlte er sich nur noch leer und schlecht. Er wollte nur noch verschwinden. Offenbar hatte er sich doch zu sehr verausgabt. Und jetzt noch dieser Alte ...

„Jetzt sind es über drei Jahre seit du hier angekommen bist. Wärst du bei deiner ursprünglichen Anstrengung geblieben, hättest du mit ein bisschen Abenteuerlust schon

dein Ticket ins Paradies. Fühlt sich das nicht irgendwie schlecht an? Zu wissen, dass du jetzt deshalb hier stehst und einem alten Schwätzer zuhören musst, wie er einem idiotische Vorwürfe macht, nur weil du selbst nicht genug Durchhaltevermögen gehabt hattest? Hast du immer noch nicht begriffen, dass es eine Sache ist, einen Schicksalsschlag zu erleiden, eine andere, sich ihm zu fügen?“

„Lass dieses Gejammer. Ich glaube weder an Schicksal noch an deinen Scheißgott“, stammelte Leo, nur um irgendetwas zu sagen, das dem Alten nicht gefallen, dass ihn verletzen sollte, wie er es immer tat, wenn jemand etwas sagte, das er nicht hören wollte. Ja, das war ihm bewusst. Er war kein dummer Junge mehr.

„Manchmal tue ich das auch nicht. Aber ich glaube an dich.“

Leo versuchte ein hämisches Lachen und sagte mit versucht höhnischer Stimme: „Nachdem du mir all das erzählt hast?“ Er scheiterte kläglich. Seine hörbare Unsicherheit gab seinem Selbstvertrauen den Rest. Selbst sein Körper ließ ihn heute im Stich.

„Wie ist es, wenn man sich mal zur Abwechslung nicht hinter seinem Sarkasmus verschanzt? Hm? Was ist Leo? Du bist so weiß im Gesicht.“

„Ich bin nur außer Puste.“

„Ja? Wenn es kein Schicksal gibt, warum sitzt du dann im Dreck? Weil es jemand so wollte?“

„Nein. Keine Ahnung. Was willst du von mir?“

„Was willst du von dir selbst? Leo? Was ist los, Leo? Hat es dir die Sprache verschlagen?“

„Du lügst!“, stammelte er. „Du lügst!“

„Inwiefern habe ich gelogen, Leo?“

„Nie.“ Ein Flüstern.

„Was sagst du, Leo?“

„Niemals!“, rief er den Berg hinauf. „Niemals werde ich enden wie mein Vater!“

„Oho!“, machte der Mann, „und warum nicht?“

„Weil mein Vater ein nutzloser Trunkenbold ist! Und ich nicht!“

„Das ist wahr, du bekommst noch nicht Alkohol in ausreichenden Mengen, du hättest auch gar nicht das Geld dafür. Aber nutzlos bist auch du schon.“

„Was hast du mir eigentlich zu sagen?“, versuchte es Leo mit einer letzten Gegenwehr. „Wer bist du eigentlich. Was glaubst du wer du bist? Du bist nur ein dämlicher Pfaff.“

„Tut das was zur Sache? Wir sprechen hier nur über dich. Also Leo, wo habe ich gelogen, wenn ich sage, du bist nutzlos?“

Leo hatte die Fäuste geballt und starrte unwillig zu dem Mann hoch, wie er da auf seinem Kühlschrank sitzend auf ihn herabsah. Und zum ersten Mal seit langem fiel ihm nichts ein, um diesen Höhenunterschied, ob nun real oder im übertragenen Sinne bemessen, zu überwinden.

Letztlich fiel ihm nur eines ein. Und kaum hatte er die Worte gesprochen, da war er selbst erstaunt. Er sagte: „Morgen wird nicht wie heute.“

Dann lief er so schnell ihn seine wackligen Beine trugen fort.

Leo lächelte gedankenversunken und erwiderte dann Franziskus’ Blick.

„Ich habe keine Angst“, sagte er voller Überzeugung.

Aus Franziskus’ faltigem Gesicht brach durch und durch ein Lächeln. Dann lachte er und Leo grinste. Er würde Franziskus vermissen. Dieser Mann war erstaunlich. Durch und durch erstaunlich. Er brachte die Leute zum Reden. Man *wollte* um ihn sein, man wollte ihm sich anvertrauen. Es machte glücklich.

„Aaah! Lachen!“, sagte Franziskus und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. Dann griff er nach Leos Hand. „Mach es gut, mein Junge. Ich bin mir sicher, du wirst deinen Weg finden. Nichts, das du dir vornimmst, ist dir

unerreichbar. Und jetzt verschwinde, bevor ich hier mit tausend ernst gemeinten Floskeln ankomme."

Leo drückte die Hand des alten Mannes, stand auf und verließ das Lokal. Es hätte keine Worte für seine Dankbarkeit gegeben und Franziskus verstand auch so.

Draußen auf der Straße waren Blutflecken und jemand hatte seinen Mageninhalt breitflächig verteilt. Aber Leos Blick ruhte in den Sternen, die er schon als Zehneins- und Zehnundvierjähriger beschworen hatte. Dieses Mal würden sie sich ihm öffnen. Da war er sich sicher.

Er schlenderte gemächlich durch die leeren Straßen, sein Heimweg war nicht weit. Leise trat er in den Flur ihrer kleinen Wohnung, gerade groß genug für die Garderobe und ihre Schuhe. Links ging die Tür zum Wohnzimmer, geradeaus zur Toilette. Bad gab es am Gang, eines pro Stockwerk. Und rechts eine Tür ins Zimmer des Vaters. Leo trat ins Wohnzimmer und huschte dann, ohne Licht zu machen in das Zimmer, das er sich mit seinem Bruder teilte. Früher hatte auch Faye noch hier geschlafen, bevor sie letztlich ins Wohnzimmer ausgewichen und dann als Erste auf die *Erde* vorausgezogen war. Vorausgezogen. Bald würden sie wieder zusammenleben.

Leo hörte Adrians Atem. Ruhig und versichernd ging er auf und ab, kam und ging.

Morgen würde nicht sein wie heute. Morgen finge ihrer beider Leben erst richtig an.

Leos Morgen begann mit einem lauten, kontinuierlichen Klingeln an der Tür, das einfach nicht enden wollte. Noch halb im Schlaf machte sich Leo eben bereit aus dem Bett zu gleiten, als es dann unerwartet doch aufhörte.

„Na also", dachte er und machte die Augen nochmal zu.

Dann pochte es so laut an der Tür, dass er in einer einzigen Bewegung aus der Horizontalen in die Senkrechte

gewechselt und in die erstbeste Hose gesprungen war, um schnellstmöglich die Tür aufzureißen.

Eine Frau in blauer Unionsuniform, ein Sturmgewehr am Gürtel baumelnd, musterte ihn und verglich seine Iris vermutlich in diesem Augenblick mit einer Datenbank.

„Leo Tolean“, stellte sie ruhig fest, als hätte sie eben keinen Klingelterror veranstaltet, sondern einmal nur, ganz kurz, geklingelt und Leo hätte ihr zügig und freundlich geöffnet. „Es ist 8:34 Uhr. Um zehnundzwei Uhr beginnen wir alle Gebäude zu versiegeln. Sorgen sie dafür, dass Sie bis dahin vorbereitet sind und halten Sie sich bereit. Schaffen Sie das?“

Leo massierte seine Stirn. Seine Kopfschmerzen rührten sicher nicht von der Klingelattacke, aber abträglich war sie ihnen nicht gewesen. Er hatte zu wenig geschlafen. Er hatte nicht einschlafen können. Die Frau wartete auf eine Antwort und endlich wurde er sich dessen bewusst. „Ja, klar“, sagte er, „kein Problem.“

„Ihr Vater und ihr Bruder sind informiert? Sind sie auch bereit?“

„Ja, ja. Alles in Ordnung. Zehnundzwei Uhr“, wiederholte er. Er hatte alles vor Wochen vorbereitet.

„Gut“, sagte sie und ging augenblicklich und grußlos weiter zur Nachbartür. Dort wiederholte sie das Sturmgeläut. Leo hatte diese Nachbarn nie gemocht. Sie hatten es irgendwie immer geschafft noch durch die dicken Betonwände hörbar zu sein. Aber er wünschte niemandem so geweckt zu werden. Nicht mal seinem Vater. Der war allerdings ohnehin nicht aus seinem Zimmer gekommen, als habe er es nicht wahrgenommen. Das mochte sogar wahr sein …

Leo schloss die Tür und ging in die Küchnische, griff mit einem schnellen Handgriff in das Seitenfach der großen Tasche mit den Überresten ihrer Hausapotheke und hatte nach kurzem Kampf zwei Tabletten in der Hand und mit einem Schluck Wasser hinuntergespült. Dann blieb er an

der Spüle stehen und schaute sich nachdenklich in der kleinen Küche um. Von dem Wenigen, was noch da und nicht weggepackt war, musste er nichts mehr mitnehmen. Er hatte schon vor drei Tagen alles fertig gepackt und schon vor zwei Wochen alles geregelt. Heute sollte nichts mehr schiefgehen. Adrian würde um halb zehnundzwei zurück sein und bis dahin hätte er wohl ihren Vater transportfähig gemacht. Ansonsten war der Großteil ihres Gepäcks, bis auf die Tasche hier und einen Koffer im Flur, beide mit den bis zuletzt noch benötigten Habseligkeiten, bereits am Hafen.

Nein, er hatte nichts vergessen. Sie waren vorbereitet. Er schaute auf den quadratischen Tisch, der zu drei Seiten kaum einen Meter Platz ließ. Sie hatten nicht oft vollzählig daran gesessen. Am Anfang war er nicht da, dann war Faye fort gewesen.

„Vielleicht schaffen wir ein letztes, gemeinsames Frühstück“, dachte er ohne daran zu glauben und schaltete die Kaffeemaschine ein. Aber eines unter Brüdern wäre auch sehr schön.

Gegen zehn machte er sich an das unangenehme Vorhaben seinen Vater zu wecken. Vom echten Schlaf in den alkoholinduzierten, der ihn tagsüber in seinen Träumen gefangen hielt. Wilhelms Zimmer war nach dem Wohnzimmer das größte und er nutzte diesen Platz, um neben seinem breiten Bett die Bierflaschen, den Tabak und die Heroin-B-Fläschchen zu stapeln. Seine Sammlung war beachtlich.

Einmal alle zwei Monate nahm sich Leo vor seines Vaters Sammlung der Altstoffverwertung zuzuführen, aber wenn er ehrlich mit sich war, hatte er jeden Vorwand genutzt nicht in dieses Zimmer zu gehen.

„Wilhelm“, sagte er von der Tür und machte das Licht an.

Sein Vater lag, Arme und Beine weit gespreizt am Rücken, die Decke als Knäuel über seinem Bauch, und er

hatte es echt geschafft eine Bierflasche in der Hand zu halten, während er schlief. Der Hals zeigte nach unten und der große Fleck am Teppichboden, zusammen mit dem Gestank, verrieten, dass die Flasche wohl vor dem Einschlafen noch nicht leer gewesen war. Jetzt war sie es und sein Vater würde, wenn er doch irgendwann aufwachen sollte, vor Verspannung ebenfalls noch etwas aus der Hausapotheke brauchen. Seine Kater durfte er, ginge es nach Leo, gerne ohne Schmerzmittel durchstehen.

„Wilhelm!“, rief Leo deutlich lauter. Der Mann am Bett zuckte ganz leicht. „Wilhelm!“

Langsam kehrte doch Leben in die Gestalt zurück. Bevor Leo ein drittes Mal hatte rufen können, klappten die Augen auf. Zuerst wanderten sie ziellos über die Decke, dann richtete er sich ruckartig auf und schaute zu Leo.

„Was gibt’s?“, fragte er, als habe man ihn in bei einer wichtigen Unternehmung gestört.

„Um zehnundzwei müssen wir hier raus. Es ist zehn.“ Damit machte er rasch die Türe hinter sich zu und atmete tief durch. Nicht nur weil er dem Biergestank entkommen war.

Die nächsten dreizehn Minuten machte Leo noch ein paar Telefonate mit Leuten, die er heute nicht mehr sehen würde, während Wilhelm mehrfach hereinrief, er finde seine Sachen nicht und Leo darauf antwortete, die wären schon alle sicher verpackt am Hafen.

Anschließend wartete Leo, den letzten Koffer und die Tasche fixfertig gepackt neben sich am Boden stehend, am Küchentisch sitzend auf seinen Bruder. Das letzte Frühstück würde ein kurzes werden. Leo aber war gar nicht mehr nach essen. Ihm war sehr mulmig und in seinem Kopf pochte es, als übte sich dort bereits jemand an der großen Sprengung.

Es sah Adrian nicht ähnlich auch nur fünf Minuten zu spät zu kommen. Aber die Uhr zeigte 10 Uhr 45 und er hat

noch nicht mal angerufen, dass er spät dran sei. Mit leichtem Unwohlsein wählte Leo am Hologramm seines *ComPads* die Nummer seines Bruders.

Nichts. Kein Freizeichen. Gar nichts. Leo prüfte sein Signal. Er war im Netz, er hatte Empfang. Auf der ganzen Station waren die tiefsten Schächte der Mine und des unterirdischen Gangsystems die einzigen Orte, in denen man nicht erreichbar war. Und Leo war sich sicher, dass Adrian nicht mehr dort unten gewesen war seit … seit dem Unfall. Leo wusste auch, dass Adrians' Akku sehr schwach war, aber für einen Anruf hat es noch immer gereicht. Ein flaues Gefühl breitete sich von seiner Magengegend langsam in Richtung seines Brustkorbs aus und drohte ihn beim Atmen zu beeinträchtigen.

Noch einmal rief er allerlei Leute an. Zuerst in der Mine, aber dort ging niemand mehr ran. Dann einige Bekannte und Freunde, ob sie nicht ein Auge offen halten könnten.

Punktgenau um zehnundzwei Uhr begannen alle Klingeln im ganzen Haus in Abständen weniger Sekunden zu klingeln. Offenbar sollten die Leute mit fortgesetztem akustischem Terror aus den Wohnungen getrieben werden. Leo ging zur Tür und hatte mit zwei Handgriffen die Klingel abgestellt. Aus der Nachbarwohnung hörte man es noch ein wenig, aber sehr leise. Was hatten die all die Jahre nur angestellt, dass er sie so gut hatte hören können?

Das war jetzt nicht wichtig. Adrian … Leo fing an, unruhig auf und ab zu gehen, unschlüssig darüber, was er tun sollte. Wenn er endlich hier ankäme und Leo wäre nicht da? Aber wenn irgendwas am Weg passiert war? Sollte er bleiben und warten oder endlich los und ihn suchen? Der Sprengmeister in seinem Kopf zelebrierte sein Meisterstück und der für die Realität mochte schon am Schalter sitzen.

„Was bist denn so unruhig?", stammelte der Vater vom Sofa.

„Dein Sohn ist überfällig", sagte Leo mit angespannter Stimme. „Während du besoffen auf der Couch liegst und wartest, dass man dich aufs Schiff trägt, mache ich mir Sorgen!"

Der Vater rülpste und bekam dann Schluckauf.

Leo hielt es nicht mehr aus, er musste etwas tun! Trotz Wilhelms Proteste lief er auf den Gang hinaus, sprang in den Fahrstuhl, trat aus dem Haus und weiter auf die Straße. Die Nachbarn waren bereits fast alle Richtung Hafen verschwunden, die Straßen waren bis auf ein paar Nachzügler wie leer gefegt. Das gewohnte Grau und Schwarz der Stadt mit ihren traurig einfarbigen Gebäuden war kalt und abweisend wie nie zuvor, jetzt wo kein lebendiges Wesen mehr für Farben sorgte. Es war trostlos. Durch und durch trostlos. Bloß noch der Dreck und der Schmutz waren noch allgegenwärtig. Niemand hatte sich in den letzten Jahren darum gekümmert zu putzen und niemand hatte sich jetzt vor der Sprengung darum gekümmert es nachzuholen.

Er klingelte nochmal bei Kara und den andren durch und fragte, ob sie ihn mittlerweile gesehen hätten. Jeff war schon im Raumhafen und konnte nicht mehr herein, aber er werde sich sofort umsehen und es auf alle Fälle mitbekommen, wenn Adrian durch den Tunnel käme. Amahd war noch selbst beim Packen und wurde von einem Soldaten beaufsichtigt, der ihn ebenfalls gleich in den Hafen bringen sollte. Aber Leo solle sich keine Sorgen machen. Er sei vermutlich schon von der Fabrik aus sicher eskortiert worden. Nur Fran hatte noch Gelegenheit ihm zu helfen. „Ich suche nochmal die Straßen um den Unionsplatz ab“, versicherte er. Leo dankte ihm tausendmal und beschleunigte seine Schritte. Das flaue Gefühl war zu einer nagenden Übelkeit geworden. Beim Gedanken, dass er eben noch hatte frühstücken wollen, bereite sich sein Magen zum Salto vor. Er hastete vorwärts durch ein vom letzten Leben verlassenes Labyrinth von geschwärztem Beton.

Auf dem Weg in Richtung Mine stieß Leo auf einen letzten Soldatentrupp, welcher die noch übrigen Wohnblöcke nach Zurückgebliebenen durchsuchte und lautstark verkündete, man solle sofort in den Raumhafen eilen, der Asteroid würde in Kürze gesprengt.

Diese Durchsage ließ Leos Herz aus der Brust in den Hals hüpfen. Liebend gerne hätte er sich nun übergeben, aber seine Speise- und Luftröhre waren beide auf ein Nadelöhr zusammengepfercht.

In aller Eile suchte er nach ihrem Anführer, herrschte die Soldaten mit krächzender Stimme an, und stand nach einer gefühlten Ewigkeit vor einer großen Frau mit dunklen Augen, langem schwarzem Haar, einem stolzen, aber aufmerksamen Gesicht und einem Abzeichen, das verkündete sie trüge den Rang Commander.

„Ein Junge?", wiederholte sie die Frage des besorgten Bruders. „Nein, hinter uns ist niemand mehr. Wir haben alles durchsucht."

„Auch die Mine? Die Fabrik?“

„Alles", beharrte die Frau.

„Commander! Block 12-27 ist versiegelt!“

Sie nickte, der Soldat eilte zum nächsten Gebäude. Dass nun auch die bisher sich durch nichts aus der Ruhe bringenden Soldaten im Laufschritt unterwegs waren, entging Leo keineswegs.

„Ihr müsst ihn übersehen haben!", setzte er von Neuem an.

„Jetzt hören Sie zu!“, brauste die Offizierin auf, „in diesem Moment durchkämmen über 350 Soldaten die Station. Nichts haben wir übersehen! Hinter uns gibt es niemanden mehr!"

Leo nickte, nicht überzeugt. „Wenn Sie das sagen.“ Und er wandte sich zum Gehen um anderswo Hilfe zu bekommen.

Dann aber hielt ihn eine Hand an seinem Arm zurück.

„Wie sieht der Junge aus“, fragte sie.

Dankbar drehte er sich noch einmal um. „Sein Name ist Adrian. Kurzes, blondes Haar, helle, graue Augen. Kleine Nase, rundliches Gesicht. Klein und schlank. Etwa 1.30 oder 1.35 groß. Helle, graue Augen. Blond …“, wiederholte er. Er fühlte sich, als hätte er eine Wüste ohne Wasser durchquert.

„Ganz ruhig, atmen Sie mal kräftig durch, das haben wir gleich“, sagte die Offizierin. Neben der Frau war ein Hologramm erschienen, in dem sich Leos Beschreibung schriftlich wiederholte. „Ich werde meine Leute nach ihm suchen lassen“, versicherte sie ihm. „Wenn er noch hier ist, werden wir ihn finden. Sie schauen zu, dass Sie auf ein Schiff kommen. Das Gebiet ist für Zivilisten gesperrt.“

„Ich kann nicht weg, bevor ich ihn gefunden habe!“, beharrte Leo, mit der Fassung ringend.

Sie blickte ihm streng in die Augen.

Er schaute trotzig zurück.

Fünf Sekunden, dann seufzte sie.

„Zehnundfünf Minuten“, schärfte sie ihm ein, „dann wird der Tunneleingang versiegelt! Niemand, der dann noch hier drinnen ist, kommt dann mehr in den Hafen! Nicht, dass dann noch jemand hier drin sein wird, das versichere ich Ihnen“, fügte sie hinzu, als sie bemerkte, dass diese Worte auch beunruhigen konnten.

Leo bedankte sich und begann zu laufen.

„Zehnundfünf Minuten!", rief sie ihm noch einmal hinterher. Auf Leo wirkte ihre Stimme wie ein Peitschenhieb.

Sofort lief er wieder, immer weiter durch die Häuserschluchten der Station, durch leere Bars und über den *Platz der Union*. Die Planeten waren verschwunden und ihre Sockel leer. Er eilte durch das ausgeräumte und nun trostlose Einkaufszentrum, vorbei am *Fuck Space*, in dem er gestern noch einige der gemütlichsten Stunden seines ganzen Lebens hier verbracht hatte. Er schaute in den „großen Bunker“, wie man hier die Kirche bezeichnete, aber Pater Franziskus war nicht mehr zu finden und der

leere Altar, den Leo niemals ohne eine brennende Kerze darauf gesehen hatte, verriet Leo, dass er ihn gar nicht lange zu suchen brauchte. Er stürmte wieder hinaus und begann einen entsetzlichen Sprint.

„Adrian!“, brüllte er, „Adrian!“

Ihm war speiübel. Eben noch so schaffte er es bis zum großen Eingangsgebäude der Mine. Diese war bereits abgeschlossen und versiegelt.

Leo verzweifelte. Adrian war nicht zu finden.

„Wenn ich ihn finde, dann ziehe ich ihm die Ohren bis zum Boden", schwor er sich, den Blick weiterhin von einer Straßenseite zur anderen wandern lassend. „Bitte“, sagte er zu einem unbestimmten guten Geist, denn mit Göttern hatte er es noch nie so gehabt.

Sein Atem ging schwer und unregelmäßig. Er spuckte aus um den Schleim los zu werden. Was war zu tun? Was sollte er machen?

„Sorry Leo, hier habe ich ihn noch nicht gesehen“, erwiderte Jeff auf seinen Anruf, „aber ich werde ihn wohl doch übersehen haben. Er ist sicher schon hier!“

Leo schnitt die Verbindung ab und rief Fran an. Auch er hatte ihn nicht gefunden und war nun im Geleit zahlreicher, „abgefuckter“ Soldaten, die „die syphilische Eiterpest waren“, ebenfalls am Weg zu den Docks.

Er ließ den Kopf in den Nacken fallen und blickte hinauf in den blauen Himmel. Einige wenige Wolkenfetzen zogen über ihn hinweg und warfen leichte Schatten, vermochten es aber nicht die Stadt unter sich zu verdunkeln. Der Wind war seicht und hatte einen Hauch von Sommer. Zu mehr reichte die Qualität der Anlage nicht. Just in diesem Moment begann der blaue Himmel zu schwinden, verlor sein verhältnismäßig kräftiges, sommerliches Blau und war letztlich einer kalten Stahlkuppel gewichen. Sie hatten begonnen die Anlagen herunterzufahren.

Mit dem Aussetzen des Windes begann Leo, mit welcher Kraft auch immer, erneut zu laufen.

Ohne stehen zu bleiben sprach er auf das *ComPad* an seinem Handgelenk ein.

„Ich habe den gesamten Hafenbereich mindestens viermal abgelaufen“, erklärte Kara keuchend, „und jeden Wicht in Uniform dreimal angequatscht.“

„Ich habe versucht nochmal zurück zu kommen. Aber die lassen niemanden mehr durch den Tunnel. Ich schau mich nochmal bei den Containern um“, versprach Amahd.

„Ich schau mal bei den Wichsern der Hafenverwaltung vorbei“, sagte Jeff.

Auch Fran versuchte ihn zu beruhigen: „Diese Arschlöcher lassen mich nicht mehr ausbuchsen, aber sobald ich im Hafen bin ... Wir haben die Kröte gleich.“

„Danke Jungs“, keuchte Leo, weiter laufend, kein Auge für die Videoübertragung seiner Freunde.

„Wir finden ihn!“, versprach Ahmad.

„Ich wette er sitzt schon mit nem Eis auf eurem Schiff und bockt rum, weil du nicht aufkreuzt.“

Dann war der Anruf zu Ende und Leo wieder allein in der Geisterstadt.

Er hetzte weiter durch die einst so vertrauten Straßen seiner Jugend. Sie waren immer potthässlich gewesen, als wäre der Architekt der Teufel. Aber so trist und verloren wie heute, hatte er sie noch nicht mal wahrgenommen, als seine Erinnerungen an die *Erde* noch frisch und sein Heimweh danach am größten waren. Es hatte alles keinen Sinn. Seine zehnundfünf Minuten waren quasi vorbei. Er erreichte ihr Haus, verschwitzt, außer Atem und in der Hoffnung sein Bruder sei selbstständig heimgekehrt. Doch dort empfing ihn nur ein heruntergekommener Mann mit faulem Atem. Und ein Haufen Soldaten.

„Leo Tolean, Sie kommen mit uns.“

All seinem Flehen nach ein wenig mehr Zeit und seinen, als ihm die Sinnlosigkeit seiner Bitten klar wurde, folgenden Beschimpfungen zum Trotz eskortierte man die beiden Toleans, den einen mit etwas leichter Gewalt, den anderen

ohne jede Anstrengung, in den Hafen. Der Vater leistete keinen Widerstand. Ihm entging der Großteil der Reise. Er schlief, kaum hatte man ihn auf die Ladefläche des Wagens gesetzt.

Sie fuhren durch die gespenstisch leere Stadt. Alle Fenster waren geschlossen, alle Türen versiegelt, nirgends waren Leute, abgesehen von einigen wenigen Soldaten, die sich auf den durchfahrenden Lastwagen setzten, um mit zum Hafen zu fahren.

Leos Blick flog über die Szenerie, auf der Suche nach einer halbwüchsigen Gestalt, die vielleicht doch noch irgendwo hervortrat und nach ihrem Bruder rief. Bis auf das gelegentliche Wort eines Soldaten und dem Fahrgeräusch des Lasters blieb es still in den Pausen zwischen Leos Rufen. Was wenn er im unterirdischen Gangsystem feststeckte? Dort gab es viele dunkle und gefährliche Ecken. Schächte, in die man fallen konnte. Adrian könnte mit gebrochenen Beinen tief unter ihnen in den Eingeweiden dieses Scheißhaufens stecken …

„Sie müssen die Sprengung aufhalten!“, forderte er, kurz bevor sie in den Versorgungstunnel einfuhren, „mein Bruder ist hier noch irgendwo! Sie dürfen nicht sprengen! Sie bringen Adrian um!“, keuchte er und zuckte fassungslos und nicht wissend, was er tun sollte, um seinen Bruder zu finden.

„Beruhigen Sie sich verdammt noch mal! Ich versichere Sie-“, versuchte ein Offizier ihn zum Schweigen zu bringen und drängte ihn mit den Armen sich wieder niederzusetzen, doch Leo war nicht kleinzukriegen. Die Furcht und Sorge hatte für nichts anderes Platz gelassen.

„Beruhigen?!“, rief er, „wie soll ich mich beruhigen? Tun Sie was! Ich ... ich ... .“ Er versuchte, seine Gedanken zu sammeln. „Ich will mit Rabin sprechen! Mit ... eh, Romanov. Mit Ihrem Captain! Mit irgendwem! Wer ist für das ganze Räumen zuständig?“

„Ich“, sagte der Commander von vorhin und dann sah er sie irgendjemandem hinter sich zunicken. Er spürte einen Stich am linken Oberarm.

„Was tun Sie da?“, brüllte er den Soldaten hinter sich an, spürte dann aber, wie ihm die Beine nachgaben.

„Sie bleiben jetzt ganz ruhig da sitzen!“, stellte die Frau fest. Sie ging in die Knie, um ihr Gesicht auf gleiche Höhe zu bringen. „Ich versichere Ihnen, dass sich Ihr Bruder nicht mehr auf dieser Station befindet. Es ist unmöglich.“

Leo wollte sie erneut anschreien, doch ihr Handschuh drückte ihm den Mund zu.

„Wir bringen Sie jetzt erst einmal an Bord ihres Transporters, dann werde ich jemanden mit der Suche nach Ihrem Bruder beauftragen und ihn zu Ihnen bringen lassen. Seien Sie jetzt still und benehmen Sie sich wie ein Erwachsener! Die Union vergisst niemanden! Hinter uns bleibt niemand zurück!“

Damit gab sie ihm wieder den Mund frei. Er starrte sie einige Sekunden abschätzend an, dann senkte sich sein Kopf. Stumme Tränen liefen über seine heißen Wangen, tropften von Nase und Kinn und zeichneten ein Muster aus Kreisen am Ladeboden.

Die Soldatin starrte ihn mitleidig an, sagte aber nichts, bis einer ihrer Leute sie etwas fragte und sie abgelenkt war.

Als sie den Hafen erreichten, schloss sich lautstark und vollautomatisch das Tor des Verbindungstunnels hinter ihnen. Definitiv und mit einem mächtigen Schleifgeräusch fuhren die Streben ineinander. Sollte doch noch jemand in der Kuppel sein, so war er nun endgültig vom rettenden Hafen abgeschnitten. Es war wie es die Offizierin gesagt hatte: Hinter ihnen bliebe niemand zurück.

Im Hafen herrschte noch großer Tumult. Leute riefen sich lautstarke Grüße zu, die meisten waren heiterster Stimmung, das letzte Gepäck wurde verstaut. Die ersten beiden Schiffe lösten eben alle Verbindungen zum Dock und machten sich auf die Reise in die Schwärze des Alls,

während Leo und sein Vater die Rampe eines anderen Schiffs hinaufgeführt wurden.

Leos Beine waren noch wacklig von dem Ruhigsteller, den man ihm injiziert hatte, sodass ihn eine Soldatin stützen musste. Auch sein Vater wurde durch einen Soldaten die Rampe hinauf geleitet. Aber bei ihm war es der Alkohol.

„Die *Eclipse*“, erklärte Leos Stütze, und stieß dann einen Pfiff aus, „Endstation *Erde*“, hielt sie fest und schien zu wissen, was das für Familien von hier bedeutete, „das haben Sie sich ja was kosten lassen.“

Leo nahm es kaum wahr. Sie half ihm, an der Mauer langsam zu Boden zu gleiten. Dann griff sie sich unsicher an den Schopf.

„Ich bin sicher Ihr Bruder ist schon an Bord“, versuchte sie etwas Beruhigendes zu sagen und wiederholte nur, was ihr Commander bereits gesagt hatte. Erneut machte sie eine unsichere Geste. Dann schien sie stumm zu seufzen. „Viel Glück im neuen Leben“, wünschte sie und verschwand dann mit ihrem, glücklichen, weil dem Alkoholgestank entronnenen, Kameraden in Richtung Hafen.

So aber hatte sich Leo den Start in eine neue, bessere Zukunft nicht vorgestellt. „Morgen wird nicht wie heute“, flüsterte er und schlug mit der Faust auf den stählernen Boden.

Kaum waren sie im Schiff verschwunden, wurde die Rampe eingefahren und die Luke verschlossen. Leos Augen tränten erneut, als er so gut es ging aufrappelte und losstolperte, um seine Suche am Schiff fortzusetzen. Er lief, stieß links, stieß rechts gegen Leute, wankte dann und fiel, richtete sich wieder auf und eilte weiter.

„Adrian!", rief Leo und schob sich durch die Menge, „Adrian!"

Doch eine Antwort blieb aus. Er erntete nur verständnislose Blicke und Beschimpfungen.

Endlich wendete sich ihm jemand zu. „Wen suchen Sie denn so dringend, junger Mann?", hörte er eine Frau fragen.

„Meinen Bruder, verdammt!“, schrie er, „meinen kleinen Bruder." Er presste einige abgehakte Sätze zur Beschreibung hervor, die Zunge ungewohnt träge und undeutlich artikulierend, nach Atem ringend und die Tränen zurückhaltend. Sein Blick jagte durch das Raumschiff. Allerdings wurde er erneut mit bedauerndem Kopfschütteln abgespeist. Niemand konnte ihm helfen. Wie ein Ertrinkender auf der Suche nach einer rettenden Hand reckte er den Hals, um jemanden zu finden, der ihm doch helfen könnte. Aber da schien niemand. Überall nur diese vielen, nutzlosen Menschen, die ihn mit ihrer Feierlaune verschlucken wollten und überall nur behinderten. Die Aussichtslounge des mittelgroßen Personentransporters war voll von ihnen. Voller Menschen, die zu großen Teilen aufgeregt die Explosion des Asteroiden, den Start in ein neues Leben herbeisehnten. Die Frucht ihrer harten Arbeit: ein Leben auf der *Erde*! Dann hatte Leo eine Uniform ausgemacht.

„Ich bin mir sicher, er ist auf einem anderen Schiff", versprach der Offizier, dem nach Fassung ringenden Leo.

Dann gab es einen gigantischen Lichtblitz und die Menschen, die sich seit Minuten unter dem vermeintlich gläsernen Dach tummelten, erschauderten: Eine Explosion zerriss ihre Heimat in unendlich viele Stücke.

Man hörte keinen Knall, spürte keine Erschütterung. Nur Licht und ein wenig Feuer, bis das wenige an Sauerstoff, das vorhanden, verbrannt war.

Leos Tränen gingen unter in dem Freudenschrei der Menge.

Dann machten sich die kleinen Roboter an die Trümmer, verwertbare Überreste einzusammeln. Die Union ließ nichts zurück.

* * *

Nur das größte der Schiffe verschwand augenblicklich in der Dunkelheit des Weltraums. Die *UPMS Sleeping Beauty*. In einem ihrer zahlreichen Frachträume war ein blinder Passagier mit hellen, grauen Augen und blondem Haar und sein Name war Adrian Tolean.

UNENDLICHE WEITEN

wiki.unipedia.uni

Artikel des Tages

Relay-Kommunikationsnetzwerk, Das

Um die gewaltigen Distanzen zwischen Raumsektoren zu überbrücken, führte das *United Planets Ministry of Information and Communication* (*UPMIC*) einen Ideenwettbewerb durch, dessen Ziel es war, ein nachhaltiges und hocheffizientes Kommunikationsnetzwerk zu konzipieren. Es setzte sich das Konzept eines ausgeprägten Netzes, feinjustierter Sende- und Empfangsstationen, *Relays* genannt, durch.

Ein *Relay* ist in der Lage, große Datenmengen mit Überlichtgeschwindigkeit an weitere *Relays* zu senden und von diesen zu empfangen. Lokale Klienten, wie Personal Computer (Neuralimplantate, *Communication Pads*, Pocket Computers, nicht aber die meistens Mobiltelefone) können dann per einfachen Funkprotokollen Daten mit ihrem nächsten *Relay* austauschen.

In der aktuellen Ausbaustufe umfasst das Netzwerk knapp 25.000 *Relays*. Die Verteilungsdichte nimmt vom *Sol*-System ausgehend in nahezu konzentrischen Kreisen stark ab. Weite Teile der *Class-D* Sektoren sind nicht versorgt.

Leo presste Wilhelm gegen die Wand.

„Du besoffener Sack! Du bist es nicht wert ein Vater zu sein, hörst du? Hörst du? Wo bist du, wenn deine Kinder dich brauchen, wo? Wo? Wooo?!"

Seine Stimme überschlug sich. Alles, was der Mann zustande brachte, war den Mund halb zu öffnen. Leo ekelte sich, er wandte sich ab. Wilhelm, losgelassen, rutschte leblos wie ein Kartoffelsack auf den Boden und blieb dort liegen, als wäre er schon halb in der nächsten Welt.

„Du bist ein Nichts. Nichts weiter als widerlicher, nutzloser, beschissener", er suchte nach Worten, die er sonst nicht verwendete, „... Abschaum. Ein Stück Scheiße! Syphilis! Du Mistkerl. Du Arschloch! Krebs! *Der Teufel spucke dir ins Auge!*[8]"

Unter seine Stimme mischte sich ein Krächzen. Sein Kopf war heiß. Er hatte das Gefühl er müsste zerspringen. Die Tabletten hatten heute keine Chance gehabt gegen diesen Albtraum eines Tages.

„Du bist ein den ganzen Tag alkoholisiertes Schwein. Anikhsack! Hast du schon mal davon gehört, dass sich die Eltern um die Kinder kümmern? Verschissener- Dass nicht die Kinder das Geld nach Hause bringen müssen? Und die Eltern es versaufen? Es wäre besser du wärst tot. Für mich bist du gestorben! *Hol dich der Teufel*[9]*!*"

Der heruntergekommene Mann begann zu wimmern wie ein kleines Kind. Leo spürte wie sein Magen kurz vor

---

[8] Leo wiederholt hier eine tausendmal, aber niemals korrekt geäußerte Beschimpfung in *Altem Dii*. Dementsprechend sagte er, abgesehen davon, dass alle Spuren von Grammatik vernichtet waren, eigentlich eher: *Der Teufel hüpfe dir aufs Pferd*.

[9] Eher: *Der Teufel hole deine Vorhaut*. Manche dieser Lautverschiebungen und Verschliffe scheinen fast zu perfekt, um natürlich entstanden zu sein …

der Kapitulation war, doch es war der Fleischsack zu seinen Füßen, der sich übergab. Direkt vor die Füße seines Sohnes. Noch nie empfand dieser soviel Abscheu in seinem Leben und zusammen mit seiner Ohnmacht, seinem explodierenden Kopf und dem dröhnenden Herzschlag in den Ohren fühlte er sich, als würde er sterben.

„Das ist dein Platz“, stieß Leo hervor. „Bleib liegen in deinem eigenen Dreck und werde einmal in deinem beschissenen Leben nüchtern!"

Wie fremdgesteuert griff er nach den beiden Flaschen am Tisch. Sie zerschellten an der Wand der kleinen Kabine. Wodka spritzte durchs halbe Zimmer. Aber die Kotze seines Erzeugers stank in seiner Nase mehr nach Alkohol als der Wodka. Fast reiherte er dazu, aber dem Gefühl nach würde da nicht nur sein Mageninhalt auf den Boden spritzen. Er fühlte sich, als würde er dann auch seine Organe auskotzen.

Er unterdrückte den Reiz mit aller Kraft und wandte sich ab. Er wollte diesen Mann nie wiedersehen. Er wollte ihn vergessen. So tun, als hätte er nie existiert. Als wäre er aus dem Nichts entstanden und hätte keine Eltern. Die Mutter hatte sie verlassen und der Vater war auch schon lange nicht mehr bei ihnen.

Einen Moment noch zögerte er, überlegte, ob er ihm noch irgendeine Beleidigung an den Kopf werfen könnte. Aber er kannte dieses Arschloch, das in ihrer Wohnung gehaust hatte, ohne zu ihnen zu gehören, zu wenig, um zu wissen, was ihn wirklich verletzen würde. Vermutlich gab es auch gar nichts. In seinem Suff, während Leo Adrian am halben Schiff gesucht hatte, hatte er bereits wieder ordentlich zugelangt, in seinem Suff würde es sowieso nicht zu ihm durchdringen.

Dann hatte Leo seinen für sich und Adrian gepackten Koffer in der Hand und floh auf den Gang hinaus. Wäre er drin geblieben, er hätte nicht gewusst, ob nicht noch mehr Sachen zu Bruch gegangen wären. Was er nicht noch nach

seinem Erzeuger geschleudert hätte. Dinge, anstatt der Worte. Aber besser hätte er sich auch nicht gefüllt, wenn er die halbe Einrichtung auf ihn geworfen hätte ...

Am Klo wusch er sich den Wutschweiß von der Stirn. Sein Gesicht war hochrot. Das Blut pochte ihm in den Schläfen. Er hatte wirklich die scheußlichsten Kopfschmerzen seines Lebens. Der Magen zierte sich weiter, sich die Option zum Rückwärtssalto noch offen haltend.

„Kopf im Arsch", murmelte Leo und dachte an Kara, der das immer mal wieder los wurde. Besonders wenn er an einem seiner Rätsel saß und es nicht knacken konnte. Interessanterweise hatte er trotzdem am folgenden Tag immer wieder ein Neues begonnen.

Das Wasser lief eiskalt über seine Finger und Hände. Er starrte den Mann im Spiegel an. Sein kurzes, astroidschwarzes Haar, den Paar-Tage-Bart, den müden Ausdruck. Er sah ziemlich mitgenommen aus. Ziemlich erschreckend mit den geschwollenen Augen und dem zinnoberroten Gesicht. Es war selten, dass es zu solchen Ausbrüchen kam. Vielleicht einmal alle zwei Monate. Vielleicht wenn er sich zwang auch Wilhelms Raum wieder mal zu betreten um die leeren Flaschen zu entsorgen und notdürftig zu putzen. Im Rausch schien man blind für Schmutz zu werden. Alle zwei Monate. Nicht öfter! Meist ignorierte er ihn einfach. Das war für sie alle am angenehmsten. Hatte lange genug gedauert, das zu begreifen. Aber heute war vielleicht der neue schlimmste Tag in seinem Leben. Es hätte der beste werden sollen.

Er war wütend. Nicht nur über diesen nutzlosen Vater, sondern auch auf seinen Ausbruch. So viele, unzählige Male hatte er sich versprochen, sich nicht mehr über „Ihn" aufzuregen. Ihren Erzeuger, den Säufer, die Alkoholleiche mit Steh-auf-Funktion. Das war verschwendete Energie. Es war um den Atem zu schade. Ihren Vater hatten sie für immer verloren. Dass er sich noch so aufregen konnte,

zeigte nur, dass er immer noch hoffte. Das war ja wohl das Erbärmlichste daran. Er hatte noch immer nicht aufgegeben. Irgendwo. Aber Adrian ...

Zwei Saphire starrten aus dem schmalen Gesicht, zwei Saphire mit einem unterschwelligen, meist kaum wahrnehmbaren Stich ins Grüne. Es war albern von den eigenen Augen, als Edelsteine zu denken, aber er hatte einmal echte Saphire gesehen, auf der *Erde* vor langer Zeit und der Vergleich stimmte.

Er schüttelte den Kopf. Zu heftig. Es tat weh. Er hatte weiter das Gefühl jeden Moment kotzen zu müssen. Er hielt seinen Kopf unter den Wasserstrahl. Das Wasser floss über seine Kopfhaut, durch das dichte Haar, zur Stirn und übers ganze Gesicht. Es tat gut, aber das Dröhnen und Pochen brachte er nicht zum Verstummen. Er verharrte. Zwei, drei Leute kamen vorbei, kümmerten sich um ihr Geschäft, wuschen sich neben ihm die Hände. Dann war er wieder allein. Niemand kümmerte sich um ihn. Alle waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Mit ihrem Glück, das auch seines hätte sein sollen.

Er machte den Hahn zu, trocknete Haar und Haut in einem Handtuch, warf es in den Reinigungsschacht und warf einen letzten Blick in den Spiegel. Die Saphire starrten ihn entschlossen an, die Haare hatten Fluchtgeschwindigkeit und er trat zurück auf den Gang hinaus, den Koffer hinter sich herziehend. Der Vater war vergessen. Seine Gedanken kehrten an ihren Platz zurück, den einzigen, um den sie sich nun sammeln konnten: Adrian!

Er spürte, wie seine Augen wieder zu brennen begannen und biss die Zähne zusammen. Adrian, sein kleiner, achtjähriger Bruder, war verschwunden.

Teufel! Sein Schädel pochte schmerzhaft, als wollte er ihn für seine Unfähigkeit bestrafen. Was mach ich bloß? Wer konnte ihm helfen? Er spürte wie ihn schon wieder Kurzatmigkeit überkam. Seit wann bin ich so ein Weichei?

Denk nach, Leo! Streng dein viel gerühmtes Köpfchen an! Wenn er nur nicht so weh täte!

Polizei. Natürlich, Polizei! Aber wo? Bei der Polizei würde man ihm helfen. Natürlich! Wenn eine Person vermisst wurde, ginge man zu Polizei! Das war doch ganz offensichtlich. Er war nur nicht daran gewöhnt von der Polizei Hilfe zu bekommen, schließlich hatte es auf *Astroid* keine gegeben. Da war nur Albers gewesen und dem wich man am besten aus und nannte ihn *Richter*.

Leo blieb stehen und blickte sich rasch in alle Richtungen um. Was war der nächste Halt des Schiffes?

Aufregung erfasste ihn. Er war dabei sich einen Plan zu erarbeiten. Der erste Versuch musste die Polizei sein. Halt des Schiffes ... Wo hält dieses beschissene Schiff? Bis jetzt hatte es für ihn nur einen Halt gegeben und das war die Endstation. Wo hielt dieses Schiff? Er wiederholte seine Gedanken, um sie festzuhalten.

Schleusen! Ich muss zu den Dockingschleusen und nachschauen wo wir halten!

Er begann zu laufen. Wie viel war er heute schon gelaufen? Doch siehe da, sein Kopfweh war wie weggeblasen. Jetzt fühlte er sich nur noch wie betäubt und als hätte er mit seinem Vater die Nacht durchzecht. Als ob es dazu kommen könnte …

Er lief die breiten Gänge des Raumschiffes hinab. Alle Gedanken bei Adrian. Zweimal bog er nach rechts, dann kam er zu den Aufenthaltsdecks.

Kurz musste er stehen bleiben, um sich zu orientieren. Er stand an einem großen Fenster, welches in die rechte Seite des Ganges eingelassen war und hinab in die Aufenthaltsebenen schauen ließ. Hoch oben an der Decke zeigte ein Hologramm die Überreste von *Astroid* im All schweben, wie sie von einer halben Legion an Robotern nach letztem Edelmetall und sonstigen brauchbaren Stoffen durchsucht wurden. Adrian war vor der Explosion auf ein Schiff gekommen! Definitiv!

Die Menschen drunten waren ausgelassen. Sie hatten das große Los gezogen. Eigentlich hätte auch er Teil dieser Menge sein sollen. Jetzt fühlte er sich ihnen fremd, als wären es die von Franziskus beschworenen Affen, auf die er als Jugendlicher hinabsehen hatte wollen. Schlimmer, es war ihm, als hätten sie nicht mehr mit ihm gemein als Käfer. So oft hatte er von diesem Augenblick geträumt! Wenn endlich der verhasste Asteroid vernichtet wäre und er Adrian zurück auf die *Erde* bringen würde. Dorthin, von wo sie niemals hätten weg dürfen.

Er legte die Hand an den kühlen Stahlstreifen, zwischen zwei Glasscheiben. Ihm war, als fühlte er ein leichtes Vibrieren. Es beruhigte ihn. Technik war ihrer aller Rückgrat hier draußen. Allein der absurde Gedanke, diese von Menschen geschaffene Stahlkreation sei in der Lage durch das All zu reisen, machte ihm Mut. Mit ihrer Technik hatten sie es geschafft schneller als das Licht zu reisen, was war schon das Wiederfinden eines kleinen Bruders im Vergleich? Morgen, vielleicht übermorgen würde er Adrian in die Arme schließen. Und ihn übel schimpfen! Aber jetzt – zu den Schleusen!

Er ging raschen Schrittes weiter. In Gedanken war er schon auf der Polizeistation, ohne noch zu wissen, wo er diese fände. In Gedanken waren Adrian und er schon wieder ein Brüderpaar auf dem Weg zu ihrer Schwester. Auf dem Weg zur *Erde*.

Endlich waren die Dockingschleusen angeschrieben. Links, zweimal rechts. Den Gang hinauf. Seine Beine hasteten vorwärts, die Gedanken waren schon wieder verworren.

Warum nur musste ihm das passieren? Es war so perfekt, er hatte alles perfekt geplant. Er hatte jahrelang gespart und Faye hat das Vielfache draufgelegt, um diesen Flug, einen Flug zur *Erde*, zu bezahlen. Diesen Flug, dessen Existenz ihm vor acht Jahren die Welt bedeutete. Jetzt

sollte es vor allem eine Überraschung für Adrian werden, der Beginn eines neuen Lebens. Alles war vorbereitet.

Auf der *Erde* wären sie zunächst bei Faye untergekommen, bis er einen Job hätte und sich eine eigene Wohnung leisten könnte. Auf gar keinen Fall wollte er von Faye durchgefüttert werden. Nicht wieder. Es machte ihn schon halbkrank nicht zu wissen, woher sie das Geld für ihren Flug hergenommen hatte, denn er kannte die Höhe ihres Gehalts so ungefähr, und obwohl es das seine deutlich überstieg, konnte man damit nicht drei Leute auf die *Erde* holen … Die *Erde*! Adrian sollte in eine Schule gehen. In eine für Elektronik oder was auch immer er wollte. Er wollte, dass zumindest Adrian die Möglichkeit hatte, seine Jugend zu genießen, eine Möglichkeit, all das zu machen, was er opfern hatte müssen, weil sie einen unfähigen Vater hatten.

Seine Faust donnerte gegen die Seitenwand. Er musste fluchen, seine Augen erneut feucht. „Und ja, ich bin heute ein wenig nahe am Wasser gebaut." Er senkte den Kopf, versuchte sich zu sammeln. „Teufel! Oder Gott. Jetzt wär' wieder einmal die Chance dich zu beweisen!", dachte er verächtlich. „Aber du bist nutzlos. Darüber konnte selbst Franziskus nicht hinwegtäuschen. Du bist nur so gut, wie die Leute, die an dich glauben. Denn die gibt es auch wirklich!"

„Kann ich Ihnen helfen?"

Er erstarrte vor Überraschung. Er zwinkerte rasch, um die Augen trocken zu kriegen, dann erst, als es unhöflich gewesen wäre nicht hochzublicken, hob er den Kopf.

Vor ihm stand eine in eine weinrote Uniform gekleidete Frau an einer Stelle, an der mit Sicherheit eben noch niemand gestanden hatte. Er blinzelte ein letztes Mal, um die Tränen zu verscheuchen und wusste, dass es ein zweckloses Vorhaben war. Er war überzeugt man würde ihm die Erregungen und Aufregungen des Tages für immer ansehen. Manche Erlebnisse verbrannten einen für immer.

„Adrian Tolean?", wiederholte die Frau, ihr Haar war schwarz und lang, ihre Augen braun, das Gesicht rundlich, leicht geschminkt, „haben Sie ein Abbild der Iris?"

Sie war nett und zuvorkommend. Hatte sofort versucht ihm zu helfen. Er wusste nicht wie lange er sie verdutzt angestarrt hatte, ehe er checkte, wonach sie fragte und dass sie ihm helfen wollte. „Ein Abbild der Iris. Um ihn zu identifizieren?“, wiederholte sie.

„Natürlich!" Er musste fast lachen, ob seiner Trägheit, aber da war nichts zu lachen. Er griff an den Gürtel, sein *ComPad* ertastend. Dabei agierte er so hastig und ungeschickt, dass es ihm aus den Fingern glitt. Die freundliche Dame setzte an es zu fangen, schaffte es aber trotz ausgezeichneten Timings nicht. Es fiel auf den Boden und Leo starrte sie an wie ein Gespenst. Die Frau entgegnete seinem überraschten Blick, als wäre sie Schuld an seinem Ungeschick. Dann wurde es ihm klar wie das Zündungsprisma einer *Typhooon*[10]. Er stand vor einem Hologramm!

Leo bückte sich und hob das Gerät vom Boden auf. Er kam sich unheimlich dämlich vor, wie ein Landei im Angesicht der Wunder der Stadt. Mit einigen schnellen Gesten bediente er das *Pad* und generierte ein eigenes Hologramm, welches die Regenbogenhaut seines kleinen Bruders darstellte. Am hellen Hologramm sah sie aus wie

---

[10] Der Standard-Jäger von *EF-Science*. Baujahre: 2181-2229. Wurde in einer gewaltigen Stückzahl gefertigt, sich hoher Beliebtheit erfreuend und den Ruf von außerordentlicher Zuverlässigkeit genießend. Schien eine richtige Einschätzung gewesen zu sein, denn *Typhooons* wurden heute noch sehr oft geflogen und angetroffen. Bloß die Zündprismen für den Antrieb waren notorisch unzuverlässig. Jeder *Typhooon*-fliegende Raumpilot, der etwas taugte, hatte einen Vorrat an Ansatzprismen dabei und da sie so häufig zu tauschen waren, wurde das glasklare Teil fester Sprachbestandteil in den Außensektoren.

ein aufgebrochener Diamant, aber Leo mochte auch bloß eine Schwäche dafür haben, Augen mit Edelsteinen zu verknüpfen.

Das Computerhologramm der Frau warf einen Blick auf die Iris, welche sich in schneller Abfolge nach links, rechts, oben und unten wandte, ehe sie ihre Augen, und die waren, obwohl hübsch, selbst für Leo keine Edelsteine, wieder auf ihn richtete und den Kopf schüttelte: „Es tut mir leid, aber niemand an Bord hat diese Iris. Ihr Bruder ist ganz sicher nicht an Bord."

Er ... nickte. Mehr konnte er nicht tun. Er konnte gar nicht sagen, ob es ihn überrascht, oder ob er ernsthaft damit gerechnet hatte. Aber erst jetzt, wo man ihm die letzte Hoffnung mit technisch bedingter Bestimmtheit vernichtet hatte, wurde er sich seiner Lage wirklich bewusst. Und absonderlicherweise nahm das ein wenig von seiner Anspannung. Das war immerhin ein Anfang. Wenn er wusste, wo Adrian nicht war, so könnte er daraus letztlich auch schließen, wo er sich befinden müsste. Langsam begann sein Hirn wieder konstruktiv zu arbeiten. Man musste positiv denken, dann fielen die Steinchen schon an ihren Platz. Seine Taubheit fiel wieder von ihm ab und die Kopfschmerzen kehrten zurück. Dafür schien sich sein Kopf wieder seiner Funktion zu erinnern.

„Mein Bruder ... ist auf einem der andren Schiffe“, sagte er dann wie jemand, dem das Sprechen ungewohnt war, oder als wäre es die Erkenntnis einer langen und anstrengenden Überlegung. Er wurde mit einem zustimmenden Kopfnicken belohnt. „Das ist wohl richtig.“

„Gibt es eine Liste der zuletzt gedockten Schiffe?“ Leo versuchte die Anstrengung aus seiner Stimme zu verbannen, aber es wollte nicht so ganz klappen. Die Frau nickte, wie um ihn zu bestätigen. Sie schien zu sagen, dass er die richtige Frage gestellt hatte.

„Selbstverständlich. Ich übertrage sie auf Ihr *ComPad*, wenn Sie möchten.“

Er bediente das berührungsempfindliche Hologramm und konnte dann eine Liste mit Schiffsnamen vor sich erkennen. Es hatten nicht weniger als acht Schiffe bis unmittelbar vor der Zerstörung an der Station gedockt. Acht Schiffe, die sich nun Minute um Minute, Lichtjahr um Lichtjahr voneinander entfernten. Unglücklich wischte er das Hologramm fort und packte das *Pad* weg. Die Polizei war wohl seine einzige Hoffnung.

„Danke", murmelte er und wandte sich zum Gehen.

„Was wollen Sie jetzt tun?", fragte sie. Sie stand wieder vor ihm ohne eine Schritt getan zu haben. „Haben Sie einen Plan?"

„Ich muss so schnell wie möglich zur Polizei."

„Sie werden ihn wiederfinden!", sagte sie aufmunternd.

Er war erneut kurz davor gegen die Wand zu schlagen. Schon wieder spürte er den Zorn aufwallen, doch dieses Mal gegen etwas, das sich seiner Macht entzog. Es war sinnlos und das Wissen darüber, dass es sinnlos war, machte es noch schlimmer. Die Großartigkeit des Weltraums, seine Größe, bisher immer eine Chance, eine Chance zur Flucht von diesem tauben Gestein namens *Astroid AG F2*. Diesen Ort hatte er hinter sich gelassen, es gab ihn nicht länger, aber die Größe des Weltraums, sie war zum ersten Mal in seinem Leben furchteinflößend.

„Können Sie eine Verbindung zur nächsten Polizeistation aufbauen?"

„Ich fürchte nicht. Der gegenwärtige Sektor ist *Class-D* und hat keine polizeiliche Abdeckung." Das hätte sie ihm nicht erst erläutern müssen, dass das hier der Arsch der Welt war. In keinem zivilisierten Sektor durfte sich ein Mann wie „Richter" Albers Polizist schimpfen. Genau deswegen wollte er ja auch hier weg. Zusammen mit seinem kleinen Bruder Adrian. „In zehnundsechs Stunden docken wir aber an *Metropolis*, dem größten Raumhafen in drei Tagesreisen. Dort ist auch die Polizeizentrale. Dort kann man Ihnen helfen!"

Leo nickte langsam. „Das ist wohl alles, was ich im Moment tun kann."

Sie nickte bedauernd. „Ich fürchte ja. Ich werde selbstverständlich ihre Daten an den Captain weiterleiten, aber auch ihr sind bis auf weiteres die Hände gebunden."

„Wo ist das Terminal?", wollte er bloß noch wissen.

„Nehmen Sie den Aufzug vorne rechts, Ebene vier. Ist angeschrieben. Ansonsten fragen Sie mich noch einmal."

Sie lächelte. Er nicht.

„Bitte, Sie dürfen den Mut nicht verlieren!", beharrte sie, als er den Gang weiterschlurfte. Sie folgte ihm, war an ihm vorbei und baute sich vor ihm auf, die Hände in den Hüften. „Sie dürfen nicht aufgeben! *Metropolis* ist eine sehr große Station mit dem Sektorzentralpräsidium der Polizei. Dort wird man Ihnen in kürzester Zeit Auskunft über den Aufenthaltsort Ihres Bruders geben können!"

Er nickte – und trat dann, die größte Unhöflichkeit – durch die Frau hindurch. Sie versuchte kein weiteres Mal ihn aufzuhalten, aber er glaubte ein leises „Viel Glück" zu hören. Dann war er um die Ecke gebogen und trat auf den Aufzug zu.

Im Lift liefen die Nachrichten, aber er konnte nichts behalten. Die Auflösung *Astroids* war kein Thema. Dafür war es auch zu früh. Zumindest den Lokalnachrichten sollte die Sprengung aber einen Beitrag wert sein.

„... wonach der Senat ein Embargo über Neos verhängen sollte, was die Verhandlungsposition stärken und ..."

Auf Ebene 4 wurde gleich an den Wänden auf die Schleuse hingewiesen, dennoch brauchte er nochmal fünf Minuten bis er es endlich erreichte. Es war menschenleer. Außer ihm schienen alle auf den Aufenthaltsdecks zu sein und zu feiern. Recht hatten sie. Er sollte auch dort sein. Aber er durfte nicht.

Ungeheuer müde und erschöpft ließ er sich auf eine der Bänke in der Wartehalle fallen. Er wollte noch sein *ComPad* hervorholen, um sich die Liste mit den Schiffen noch ein-

mal anzugucken und zu überlegen, welche er vielleicht ausschließen konnte und wie Adrian überhaupt auf eines davon hatte kommen können. Dann war er eingeschlafen.

Leo träumte schlecht, furchtbar. Von Adrian, der ihn ständig fragte, warum er ihn nicht gefunden habe, warum er ihn nicht gerettet habe. Und niemals würde er auf ihn hören, dass er doch alles ihm Mögliche versucht hatte, dass er bis zuletzt gesucht hatte. Dann schwand der Traum und es folgte ein zweiter in welchem Adrian verletzt am Boden der alten Werkstatt lag und Wilhelm lachend von oben auf ihn herabsah, sich dann verschluckte und übergab ...

„Sonos Tolean! Sonos Tolean! Leo!"

Er schreckte hoch. Man rüttelte und schüttelte ihn. Er hob den Blick und hatte keine Ahnung wo er war.

„Misonos!“, wiederholte die junge Frau, „wenn sie hier aussteigen wollen, müssen Sie sich beeilen. Wir fliegen gleich weiter!"

Schlagartig war er hellwach. Er sprang auf die Füße. Die Holo-Frau stand neben der Flugbegleiterin. Offenbar hatte sie diese, in Ermangelung eines physischen Körpers, dazu angehalten, ihn zu wecken. Vollkommen desorientiert stammelte er einige Dankesworte und stolperte dann durch die Schleuse hinaus auf einen Raumhafen.

Sein Name: *Metropolis*.

Metropolis war nicht bloß eine Raumstation, sondern, ihrer Bezeichnung Ehre machend, eine ganze Stadt im freien Weltraum. Unter dem künstlichen Himmel der gigantischen Stahlkuppel erstreckte sich eine Großstadt nach irdischem Vorbild. Bis über hundert Meter hoch reichten die Gebäude - ihre Spitzen drohten an manchen Tagen in den artifiziellen Wolken zu verschwinden. Diese Wolken - Wunderwerke der Technik. Zwei-, dreimal die Woche ließen sie einen seichten Regen auf die Stadt fallen, der

nicht nur die Parkanlagen bewässerte, sondern auch die Straßen vom gröbsten Schmutz befreite. Ein dynamisches Windgeschehen trieb die Wolken über einen Himmel, dem man seine kreisrunde Beschränktheit nicht ansah. Eine Temperaturregelung und sich wandelnde Tag-Nacht-Zeiten imitierten die Jahreszeiten und erlaubten, ganz nebenbei, den Verkauf saisonaler Mode. Jahrelang hatte es im Dezember und Januar sogar Schnee gegeben. Nach vermehrten Unfällen hatte aber eine Bürgerinitiative damit Schluss gemacht. Schade eigentlich. Die Kleiderläden trauerten immer noch ihren drei Winter-Sales, pre-, mid- und after-season, hinterher.

Das alles mit *Astroid Ag F2*, wo ohnehin jeden zweiten Tag die stählerne Decke durchschien, zu vergleichen, wäre der reinste Hohn gewesen. Freilich spiegelte sich der Qualitätsunterschied der Anlagen hier auch im Durchschnittsgehalt der Bewohner und in der durchschnittlichen Nettokaltmiete wieder …

In diesem, nahezu irdischen Lebensraum brachten etwa eine halbe Million Menschen ihre Tage zu, gingen ihrer Arbeit nach und verstopften die Straßen und U-Bahnen, sorgten für ein nie endendes Gewirr an Gesprächen, Rufen, Hupen, Musik und inmitten dieses Gewühls an Haarschöpfen aller Art und Farbe fand sich auch einer mit astroidschwarzem Haar mit Fluchtgeschwindigkeit, dessen Besitzer verloren in die sich immerzu bewegende Menge starrte und all seine Sorgen bestätigt sah ...

Leo fühlte sich vollkommen hilflos und verloren, als er da so stand, ohne Ahnung von irgendwas. Nur eine Sache war im nur allzu klar: Selbst wenn er Adrian erst gefunden hatte würde es für sie erst einmal keinen Flug zur *Erde* geben. Er hatte nicht das Geld zwei neue Fahrkarten zu kaufen und alles andere wäre mit einem Kind zu gefährlich. Leo hatte das vom Zeitpunkt an gewusst, als er die Explosion *Astroids* auf der *Eclipse* beobachtet hatte. Er hatte gewusst, dass sie feststeckten, aber die unmittelbare Sorge

hatte den Gedanken zunächst in Schach gehalten. Jetzt, wo ihn diese Welt so sehr an die *Erde* denken ließ, brach die Erkenntnis erneut über ihn herein. Die Enttäuschung rang ihm den Atem ab. Die Welt um ihn her, mit all den zehntausenden Menschen verschwamm in seinen Augen. Aber die Welt hatte keine Augen für Leo. Menschen drängten sich an ihm vorbei, rechts und links. Er wurde angerempelt, in die eine, dann in die andre Richtung geschoben. Die Menschen klebten, wie durch unsichtbare Kraft gebunden, zusammen und waren einander doch nur Hindernisse. Es war als wollte ein jeder, alle in seine Richtung leiten und so kam niemand wirklich weiter. In dieser hin und her zuckenden, anonymen Masse rang Leo ungesehen mit seiner Verzweiflung und gewann letztendlich wieder etwas Boden unter den Füßen. Hier gab es Polizei! Hier gab es jemandem, der ihm helfen könne! Er hatte keine Zeit zu verlieren!

Er wischte grob mit dem Ärmel übers Gesicht und zückte dann sein *ComPad*, um den Weg zur Polizeistation herauszusuchen. Bloß konnte er es kaum bedienen. Ständig lief ihm jemand ins Bild oder stieß ihn, weil er den gleichsamen Trott der Menge in x-beliebige Richtung nicht mitmachte. Er war drauf und dran die zehnte Frau, die gegen seinen Arm mit dem Hologramm stieß anzubrüllen, da hatte endlich die Navigation gestartet und sie war vergessen. Er steckte das *Pad* an sein Handgelenk, warf einen Blick auf die ihm angezeigte Route und folgte dann dem Menschenstrom, wurde selbst zum Drängler, bis zu einem großen Platz, wo sich die Menge endlich ein wenig verlor und er wieder Raum zum Atmen hatte.

Leo verlor keine Zeit und hastete weiter. Das *Pad* wies, einem Kompass gleich, den Weg durch zwei lange, breite Straßen, so breit wie drei oder vier auf *Astroid*. Die Menge tat ihr Äußerstes ihn aufzuhalten, aber er ließ es nicht zu, bis er dann, nach knapp zehn Minuten Fußweg endlich vor einer gläsernen Fassade mit dem silbernen Schriftzug

United Planets Police Forces und darunter *Sektorzentralpräsidium Metropolis* stand. Neuer Mut gesellte sich zu seiner Entschlossenheit und er trat in die Empfangshalle.

Die Halle war einschüchternd groß. Weißer steinerner Boden, hohe Decke, getragen von mächtigen Säulen. „*Zai*[11]!“, hätte man auf *Astroid* gerufen, ehe rasch jemand eine Spraydose gezückt hätte. Ein Prunkbau, schöner als alle drum herum, genau wie auch auf *Astroid* nichts an das Unionsdenkmal herangekommen war.

Leo blickte nach vorne auf den Rücken des Typen ganz am Anfang der Schlange, der eben den Beamten am Schalter – und ihn! - aufhielt. Der Polizeibeamte hatte bereits mehrmals den Kopf geschüttelt. Das Gespräch schien für ihn beendet. Doch der Mann ließ nicht locker. Immer wieder schien er dasselbe Gespräch zu beginnen. Eine Reihe weiter wäre Leo schon fast dran gewesen. Natürlich die falsche Schlange erwischt. Ob er noch wechseln sollte? Manche Probleme würden ewig bestehen.

Angespannt prüfte er die Uhrzeit. 7 Uhr 43. Zehnundsieben Stunden waren seit der Sprengung vergangen. Wie weit mochte Adrian schon entfernt sein? Wenn er auf einem dieser andren Schiffe war. Nein, er war auf einem dieser Schiffe. Und bald wüsste er auch, auf welchem. Mensch, lass die Zeit vergehen! Aber es half nichts ... Die Zeit beschleunigte sich keinen Deut. Ganz im Gegenteil ...

Endlich, nach zweizehn Minuten, die ihm die Ewigkeit bedeuteten, stand er vor dem jungen Polizisten in anthrazitfarbener Uniform, der nach seinem Anliegen fragte.

„Mein Bruder ist verschwunden“, begann er die Zusammenfassung, die er sich beim Warten vorbereitet hatte, herunter zu spulen. Er krächzte, weil sein Mund trocken war. Der Beamte reagierte sehr kühl – er schien kein Verständnis für seine Aufregung zu haben. Er nahm emotions-

[11] Altes Dii. In etwa: Klasse, Bombig.

los und mit ungeheurer Geduld seine Personalien auf und nachdem er Leos Iris gescannt und ihn identifiziert hatte, bat er ihn ganz sachlich und distanziert, in einem großen, gläsernen Wartezimmer Platz zu nehmen. Leo fasste es nicht.

„Aber ist nicht jede Minute wichtig?“, fragte er entsetzt.

„Sobald jemand für Sie Zeit hat, wird man sie abholen. Der Nächste bitte!“ Er sah den Mann ausdruckslos an, war drauf und dran lautstark zu protestieren, sah dann aber ein, dass er seiner Sache damit kaum helfen würde. Kopfschüttelnd ging er von dem unsympathischen Arschloch nach nebenan in das gläserne Zimmer.

Dort ließ man ihn fast zweieinhalb Stunden sitzen.

Es schien als wäre man hier gnadenlos unterbesetzt, denn es warteten trotz der leicht siebzehn Sitzplätze zeitweise so viele Leute auf Hilfe, dass manche stehen mussten. Leo hatte sich zurückgelehnt und versuchte sich ein wenig damit abzulenken, den kontinuierlich an ihnen vorbeieilenden Polizeibeamten mit dem Blick zu folgen, ihre Gestalten in den schmucken Uniformen und ihre Gesichter zu mustern und sich zu wundern, wann und ob überhaupt jemals wieder sein Magen seinen Boykott einstellen würde. Es kam ihm so vor, als würde er alle zehn Minuten auf die Toilette laufen, aus Angst sich ansonsten auf den Boden in der Wartehalle zu übergeben. Das er seit dem Frühstück, das er eigentlich mit Adrian zusammen in ihrer alten Küchennische hatte essen wollen, vor fast 24 Stunden nichts mehr gegessen hatte, fiel ihm gar nicht ein.

Die Wartehalle an sich war ein absolut repräsentativer Raum. Das ganze Gebäude war halb ein Denkmal für die glorreiche Institution der Union. Hier war der Steinboden dunkel, die Wände verkleidet, die Decke fast zehn Meter hoch. Was man mit den Geldern die hier eingeflossen waren dort draußen hätte bewirken können ... Leo dachte einen Moment daran, doch dann wanderten alle seine Gedanken wieder weit fort und letztlich konnte er sich an

kaum mehr etwas von seiner Wartezeit erinnern. Nur dass die Schritte der Beamten niemals hatten enden wollen. Und dass er jedes Mal hochschreckte, wenn jemand in seiner Umgebung abgeholt wurde, es aber wieder nicht er war. Und dass es ihm schien, als würde es niemals er sein.

Bis ihn endlich doch, irgendwann nach Äonen, eine junge Beamtin an der Schulter berührte, freundlich anlächelte und bat, ihr zu folgen. Leo tat es wie ein Zombie. Sie führte ihn in ein kleines Zimmer, wie vielleicht jeder Raum in diesem Prunkbau, mit einer Glasfassade, die einen Glauben ließe, da wäre kein Glas. Freier Blick hinaus auf die Stadt - unter normalen Umständen wäre Leo der Mund aufgeklappt. Heute glitt sein Blick rasch darüber hinweg, um den Rest des Zimmers überflogen zu haben. Am Boden standen Topfpflanzen und Lampen. An den drei nicht gläsernen Wänden hingen je zwei Fotografien unterschiedlicher Größe und Ausrichtung. An der linken Seite stand ein schwarzes Sofa, in der Mitte, leicht nach rechts versetzt ein einfacher, hölzerner Tisch mit zwei noch schlichteren Stühlen. Möbel aus echtem Holz hatte es auf *Astroid* keine gegeben. Vor jedem der beiden Stühle stand eine Tasse mit dampfender Flüssigkeit, dem Geruch nach Kaffee.

„Bitte setzen Sie sich!“, forderte die Frau auf, nachdem sie die Tür hinter ihm geschlossen hatte und deutete auf den Stuhl mit dem Rücken zur Tür und Blick zur Stadt unter fast wolkenlos blauem Himmel. Hier drin war es erstaunlich still. Noch hatte Leo das beständige Geräusch von Schritten in den Ohren, das ihm zweieinhalb Stunden das Leben bedeutet hatte. Es hatte ihm gesagt, Dinge seien in Bewegung, Zeit vergehe und sie liefe ihm durch die Finger. Jetzt war dieser neue Takt verloren, ausgesperrt durch eine einfache Tür.

Die Polizistin setzte sich ihm Gegenüber und lächelte. Ob das wohl ihr Job war? Leute durch bloßes Lächeln von ihren Problemen ablenken? Es schien zumindest ein wenig zu wirken. Es fühlte sich nicht mehr so an, als würde er

jeden Augenblick umkippen und einen Anfall erleiden. Doch die fehlenden Schritte blieben in seinen Ohren wie ein unendliches Echo und er konnte nur beten, dass diese Frau mehr tun konnte, als zu lächeln.

„Sonos Tolean“, sagte sie. Offenbar konnte sie doch noch mehr als nur zu lächeln - zumindest sprechen. „Ich bin Sophie, darf ich Leo sagen?“

Er nickte stumm.

„Also gut Leo, wir finden Ihren Bruder im Handumdrehen“, versprach Sophie. „Ich gehöre zur Spezialeinheit zur Auffindung vermisster Personen, *Hermes*.“ Leo erkannte ein goldenes *H* an ihrem hochgeschlagenen Kragen. „Wir sind Profis auf unserem Gebiet“, versicherte sie und zeigte dann auf ein eben erschienenes Hologramm an der Tischseite. „Ich habe mir die Liste mit den Schiffen besorgt, die gestern an *Astroid AG F2* dockten, und an jedes eine Anfrage abgesetzt. Die Antworten dürften bald eintreffen. Sie haben nicht umsonst gewartet. Währenddessen sind meine Anrufe schon rausgegangen. Wir werden ein Schiff nach dem andren abhaken. Ich wette, man ist bereits auf den blinden Passagier gestoßen und alles wird sich in kürzester Zeit regeln!“

Das weckte Leos Hoffnung, diese Odyssee zu beenden, bevor sie tatsächlich mythische Ausmaße annehmen konnte. In seinem Gefühlsleben war er ohnehin schon jenseits der Insel Aiaia und schon lange bereit für die Heimkehr nach Ithaka.

Sophie wollte eben etwas sagen, da stand mit einem Mal jemand zwischen Tisch und Sofa und die Polizistin stand auf, um dem Mann die Hand zu schütteln.

„Sie waren das mit der Durchsage von dem Jungen?“, fragte der Mann, nachdem sie sich einander vorgestellt hatten. Seine Erscheinung gab keinen Hinweis darauf, dass er nicht leibhaftig in diesem Raum stand. Wobei, wenn Leos Aufmerksamkeit nicht von trüben Gedanken beeinflusst gewesen wäre, dann hätte das Fehlen eines unange-

nehmen Körpergeruchs, den die gefleckten Kleider des Mannes andeuteten, alles verraten. „Hier ist er nicht", grunzte der ungepflegte Mann. „Hab' selber nachgeschaut. Keiner da."

„Das ist sehr schade", sagte Sophie, und war tatsächlich dankbar, dass vor ihr nur ein Hologramm stand, „trotzdem vielen Dank für Ihre Hilfe, Captain."

„Schon gut", meinte der Mann, wischte sich die Hand am Hintern ab und reichte sie ihr zum Abschied. Sophie schüttelte ohne zu zögern die seine, dann war er verschwunden, Leo enttäuscht und Sophie musterte ein ganz klein wenig erleichtert ihre Hand. Sie hatte sich aber sofort gefasst und wandte sich mit einem „da waren's nur mehr sechs" wieder Leo zu und ermunterte ihn mit einem weiteren strahlenden Lächeln, das Positive im Blick zu behalten. Leo lächelte matt. Er fühlte sich erstaunlich gut aufgehoben, lange noch nicht beruhigt, aber zumindest im Wissen endlich nicht mehr allein zu sein mit seinem Problem. Ihm schauderte davor es Faye sagen zu müssen.

Sophie plauderte ein wenig mit ihm über Acquaball und die *Erde* und was er sich mit Adrian dort ansehen müsse. Sie machte das geschickt, tat als wäre das alles nur noch eine Frage weniger Tage und Leo entspannte sich ein wenig. Bald schon meldete sich der zweite Kapitän. Wieder Fehlanzeige. Der Dritte. Gleiches Ergebnis. Dennoch kam Leos gefasstes Vertrauen nicht so rasch ins Wanken. Ganz im Gegenteil. Mit jeder Absage stieg seine Anspannung. Sophie hatte ihn vollends überzeugt: Bald würden sie wissen, wo Adrian sich aufhielt. Bald hätte er den Namen des Schiffes und dann könnte er einen Hafen und eine Route suchen, um Adrian abzuholen. Dann wäre die Angelegenheit nichts als eine kleine Unannehmlichkeit auf dem Weg in die geplante, bessere Zukunft gewesen. Eine Anekdote, die man sich später erzählen würde und über die man vielleicht sogar scherzen könne. Nachdem er das Geld für den neuen Flug verdient hätte …

Nach dem dritten Gespräch dauerte es aber eine ganze Weile, bis zum vierten.

„Willst du noch einen Kaffee?“, fragte seine Heilige. Leo hätte nicht sagen können, wann sie zum Du gewechselt waren. Diese Frau wusste was sie tat.

Leo nickte. Noch mehr aus Höflichkeit als aufgrund von Gusto. Eigentlich wartete er sehnsüchtig auf das nächste Gespräch, sein Körper war hintangestellt und wagte es nicht Bedürfnisse zu äußern. Wobei mit der Abnahme der Anspannung von unmenschlichem Niveau auf menschliche Level der Hunger ein wenig zu nagen begann. Sophie kam zurück, zwei frische, dampfende Tassen in den Händen. Eine reichte sie Leo, zusammen mit einem Croissant, dann setzte sie sich wieder ihm gegenüber und er fand sich erneut als das Zentrum ihrer strahlenden Augen. „Ich dachte, du könntest was zur Stärkung brauchen“, sagte sie dazu. Leo erfasste eine Welle von Dankbarkeit, sein Gesicht ging auf wie der Nachbrenner einer *Nocturna Arcanum*[12], ehe antrainierter Anstand seine intuitive Reaktion als unverhältnismäßig und übertrieben anprangerte und unterband und er rasch, auf seinen beiden Ellenbogen gestützt, beide Hände um die Tasse gelegt, durch die Glaswand auf die Stadt hinab blickte.

Metropolis mit *Astroid* zu vergleichen war wie den Unterschied von Tag und Nacht zu betrachten. Und um irgend-

[12] Mit der *Arcanum* (Baujahre 2242-2249) versuchte *Nocturna* alle Erwartungen, die man an einen modernen Raumjäger hatte, auf den Kopf zu stellen. Das gesamte Bedienkonzept wurde neu gedacht, es gab kein Cockpit mehr und man verbaute Technik, die man sonst nur in Fregatten oder noch größeren Schiffen fand. Die Arcanum war teuer, verkaufte sich schlecht und wurde nach nur sieben Jahren eingestampft, aber ihre Nachbrennereinheit blieb in Erinnerung: Sie öffnete sich mit zunehmender Leistung wie eine Blume bei Sonnenschein.

etwas zu sagen und das Übrige seiner Verlegenheit fortzuwischen fragte er wie viele Menschen den hier lebten.

„Über 500.000. *Metropolis* ist der zentrale Anflughafen in die *Class-D* Sektoren *Konfuzius*, *Zarathustra* und *Leibniz*. Hier kommen auch die ganzen Warenlieferungen durch", erklärte Sophie ohne sich anmerken zu lassen, dass sie etwas von Leos inneren Regungen erfahren hatte.

Es wurde wieder still in dem Raum. Leo beobachtete eine Taube von einem Baum im Vorhof des Polizeipräsidiums los- und in Richtung Straße fliegen. Auch Vögel hatte es auf *Astroid* keine gegeben. Er dachte an Adrian. Er hatte außer vereinzelten Katzen, Hamstern und ähnlichen Haustieren noch keine echten Tiere gesehen. Leo musste ihn unbedingt mit in den Zoo nehmen. Wenn sie erst gemeinsam auf der *Erde* seien. Er erinnerte sich selbst häufig im Zoo auf *MOON1* gewesen zu sein, aber erinnern konnte er sich vor allem an einen Besuch. Faye hatte ein grauenhaft zerrissenes Kleid getragen und sich zuvor zuhause ein Kreischduell mit ihrer Mutter geliefert. Ihrer Mutter. Vater, damals war er noch *Papa*, nicht *Wilhelm*, von der Mutter, sie war immer *Mutter* gewesen, in die Sache involviert, hatte nur gesagt, es sei Fayes Taschengeld und so lange sie *irgendetwas* trage nehme er sie auch mit in den Zoo. Mutter war nicht zufrieden. Sie warf Papa vor, er würde sich immer auf Fayes Seite stellen, aber wie er es meistens geschafft hatte, wusste er, was er zu sagen hatte um sie zu beruhigen und dann wurde es doch ein sehr schöner Ausflug. Der letzte dieser Art. Adrian war drei Wochen später geboren.

Sophies Blick lag weiterhin auf Leos Gesicht, das wurde ihm klar, als er den Vogel verloren hatte. Jetzt, wo sein Sorgenpegel doch deutlich gesunken war, wo er zwei heiße Tassen Kaffee und ein Croissant im Magen hatte, wo er sich in den Händen einer Spezialistin sah, da musste er sich einen kurzen Augenblick eingestehen, dass ihm die Polizeiuniform an ihr gefiel.

Als hätte sie seine Gedanken gelesen lächelte Sophie und brach die Stille. „Dein Bruder muss ziemlich aufgeregt gewesen sein. *Erde*. Da wird er wohl ordentlich beneidet worden sein, stell ich mir vor“, sagte sie. „Und er selbst wohl ziemlich aufgeregt. Kein Wunder, dass er das falsche Schiff erwischt hat.“

Leo musste wehmütig lächeln, ob der Vorstellung von Adrians Gesicht, wenn er es am Schiff erfahren hätte. „Er wusste noch gar nichts davon. Es sollte eine Überraschung werden“, gestand er.

Sophies Lippen öffneten sich ganz leicht in einer überraschten Regung und dann hatte sie wohl ebenfalls an Adrians Begeisterung und Leos, nun verpasste Chance, diese mit einer gehörigen Ladung Stolz zu genießen, gedacht, denn Leo wollte einen Hauch von Mitleid in ihrem Gesicht gesehen haben.

„Adrian hat bald Geburtstag“, erklärte er, „Ich wollte, dass er seinen neunten Geburtstag auf der Erde feiern kann.“ Am 20. Juli. Das bedeutete dieser letzte Zoobesuch lag bereits neun Jahre zurück …

„Ein schönes Geschenk“, befand sie. „Und daraus kann ja immer noch was werden. Habt ihr Familie dort?“

„Meine ältere Schwester.“

„Cool. Es ist unheimlich hilfreich bereits jemanden dort zu haben. Alleine dort anzukommen und sich durchschlagen zu müssen ist echt hart.“

Nun, dachte Leo, Faye hatte es geschafft. Aber sie war auch Faye. Sie wäre wohl schon viel weiter wären ihre Plätze vertauscht. Sie hätte sich nicht paralysiert von der Menge schaukeln lassen und vielleicht wertvolle Minuten verloren. Sie hätte Adrian erst gar nicht verloren. Und jetzt wartete sie darauf, dass er, Leo, ihre Familie zur *Erde* bringe und wenn sie zum Raumhafen am Mond käme, um sie abzuholen würde nur ein betrunkener Mann auf sie warten und ein Anruf von ihrem unfähigen Bruder, dass er Adrian verloren habe …

„Schon einen Job in Aussicht?“

Damit hatte sie die eine, die wichtigste Frage von allen gestellt. „Schon einen Job in Aussicht?“ hat sie gesagt, aber Leo hörte: „Wie willst du dir das Leben auf der *Erde* leisten? Kannst du das überhaupt? Hast du eine Ahnung worauf du dich da einlässt?“

„Mal schauen“, wich er aus, „ich bin ganz gut bei Reparaturen. Maschinen, Roboter, kleine Raumschiffe. Auf *Astroid* war ich in der Hafenwerkstatt beschäftigt. Und dort kommt einem wirklich alles unter. Das ist einer der wenigen Vorteile, wenn man im Nirgendwo lebt: es gibt für nichts Experten. Du lernst alles. Mal schauen. Vielleicht krieg‘ ich einen ähnlichen Job. Ich würde auch gerne nochmal zur Schule oder eine Ausbildung machen, wenn‘s irgendwie möglich ist.“

Sophie nickte langsam. Noch so ein Träumer, der am Ende auf der Straße landen wird, musste sie denken. Aber in diesem Punkt irrte sie!

„Erzähl mir ein wenig von der Station“, sagte sie dann, „ich war noch nie auf einem Asteroiden.“

Er lachte gequält. Über *Astroid* erzählen? Wer wollte etwas über *Astroid* wissen? Niemand wollte etwas über *Astroid* wissen. Schon gar nicht wollte irgendjemand auf *Astroid* leben. Keiner zog freiwillig dorthin.

„Ich bin auf der *Venus* geboren, war auf der *Erde* auf der Akademie“, erklärte Sophie, „und bin erst seit ein paar Monaten hier in den *Class-C* und *D* Sektoren. Ich fände es cool was über das Leben auf einem Asteroiden zu erfahren. Wenn du es mir erzählen möchtest.“

Leo lehnte sich zurück und blickte ein zweites Mal an Sophie vorbei durch die Glaswand auf die Stadt hinab. Die falsche Sonne am falschen Himmel war am Sinken.

Leo kannte *Astroid*. Er wusste was es für ein Loch gewesen war. Trotzdem begann sich schon jetzt ein unerwarteter Vorhang von Melancholie über sein Leben dort zu legen. Vielleicht war es auch die Verklärung der wahren

Zustände, die er am letzten Abend miterlebt hatte, als mit einem Mal alles eitel Sonnenschein war. „Was soll man über *Astroid* sagen“, dachte er laut. Sein Körper war schwer, er war erschöpft und mit der hereinbrechenden Dunkelheit spürte er es auch. „Nicht die Umgebung, in der man seinen kleinen Bruder aufwachsen sehen will. Wenn man einmal auf einer der größeren Stationen war, und sieht was die Leute dort so haben … Wenn ich’s mit hier vergleichen müsste!“ Leo wies mit dem Kinn aus dem Fenster. „Plötzlich schämt man sich für seine Klamotten, findet das Essen Scheiße. Die ganze Station ist plötzlich kümmerlich, trist und dreckig. Auf *Astroid* hatte man nicht viel. Und für das wenige galt es tüchtig zu arbeiten. Das bringt das Gute in den Menschen hervor ... oder das Schlechte. Wo die einen zusammenhalten, werden die andren neidisch. Auf *Astroid* gab es nicht eine Gesellschaft. Es gab dreizehn oder vierzehn davon. Es gab dort die Mechaniker, die zwar die Elektroniker akzeptierten, aber von den Bergarbeitern nichts hielten und die katholischen Christen, die zwar die Moslems leiden, aber die Neuchristen nicht abkonnten. Das führte dann zu ganz lustigen Situation, wie etwa zwei Männer, die untertags als Kumpels im Berg arbeiteten und Außerdienst sich nicht in der Öffentlichkeit treffen konnten, weil der eine Neuchrist und der andere Theim war.

Dann gibt es die üblichen Spannungen zwischen *Sol* und Betas. Betas stellen den Großteil der Bewohner, machen die stärkste Arbeit und werden trotzdem schlechter bezahlt. Das Übliche eben. Am Anfang gab es einige Male ernste Probleme, dann hatten wir einige Tage eingeflogene Polizei in den Straßen patrouillieren. Es gab natürlich keine richtige Polizei. Nur einen Wahnsinnigen, der vom Fabrikbesitzer angeheuert wurde und daraus sein Recht ableitete, zu tun, als wäre er Polizei. Und weil sich niemand mit dem Besitzer anlegen wollte, kam er damit durch.“

Er sah vom Fenster zurück zu Sophie und die schien aufmerksam zuzuhören. Leo überlegte, was sie interessieren könnte. Was man noch über *Astroid* sagen konnte.

„Die Warenversorgung klappt häufig nicht und es kommt immer mal wieder vor, dass selbst Lebensmittel knapp werden. Ein Freund von mir[13] hat ganz gutes Geld gemacht, als er direkt nach einer Lieferung groß einkaufte und das Zeug dann fünf Wochen später fürs Doppelte weiterverkaufte. Beim zweiten Mal musste er allen Gewinn abliefern und noch ein Bußgeld zahlen, weil er es im großen Stil betrieben hatte. Es war eigentlich immer so, dass wenn jemand auf eine andere Station kam, er groß einkaufen musste. Die Preise waren einfach überzogen bei uns. Das kombiniert mit den sowieso schon niedrigen Löhnen bedeutete, dass du ohnehin nur Nahrungsmittel, Alkohol, Heroin-B und Zigaretten kaufen konntest. Vielleicht ein paar Stunden *UniNet* im Monat und ein paar Videospheres. Für das hier", er hielt sein Handgelenk mit dem *ComPad* hoch, „hab ich vier Monatsgehälter in nem Gebrauchtwarenladen auf *Typo-3* bezahlt. Es war schon nicht aktuell als es rausgekommen ist und noch viel weniger, als ich es kaufte und trotzdem erntete ich neidvolle Blicke. So sieht es, beziehungsweise, so sah es, auf *Astroid* aus." Er fühlte sich plötzlich etwas seltsam und zuckte mit den Schultern. So *sah* es auf *Astroid* aus. *Astroid* existierte nicht mehr.

„Das klingt hart", sagte Sophie.

„Das war es. Vor allem für ein Kind. Für Adrian hätte ich mir etwas anderes gewünscht. Das Leben dort fordert viel von dir. Du hast kein Recht Kind zu sein. Entweder du kommst mit deinen Problemen zurecht, oder du hast keine Chance. Meine Schwester war zehnundrei, als wir dort ankamen, mit zehnundvier war sie erwachsen und hielt

[13] magic-fingered Fran

die Familie beisammen. Ich brauchte ein wenig länger.“ Er zögerte. „Um ehrlich zu sein, will ich jetzt nicht weiter über meine Familie sprechen“, gab er zu.

Sophie wehrte ab. „Das ist okay! Aber es hilft vielen, wenn sie an die gemeinsame Zukunft denken.“

Leo nickte, auch wenn er im Augenblick lieber an alles andere denken wollte.

„Du hast mir so viel über deine Heimat erzählt, ich will dir auch etwas über *Venus* erzählen!“

Leo schüttelte energisch den Kopf: „Ich komme erst noch heim.“ Sophie schaute überrascht. „Die *Erde* ist meine Heimat. Ich war zehneins als wir wegzogen.“

„Ihr seid weggezogen?“

Leo zuckte mit den Schultern und starrte zur Decke. Ja, das war der richtige Ton, um so etwas zu sagen. Purer Unglauben. Was? Ihr seid von der *Erde weg*gezogen? Von der *Erde*? Und dann würde die Person langsam zurückweichen, schließlich hatte man es mit einem Wahnsinnigen zu tun.

„Mein Vater hatte wohl Probleme. Keine Ahnung was genau. Er musste weg. Meine Mutter ist fort oder tot.“ Was von beidem? „Wir kamen mit.“

Die Sonne klammerte sich an den Horizont und lange Schatten herrschten im Zimmer. Aus den Augenwinkeln erkannte Leo, dass ihn Sophie aufmerksam ansah.

„Meine Jugend ist mit Sicherheit weniger interessant“, sagte sie dann, „aber ich will dir auch was von mir erzählen, wenn es dich nicht stört.“

Leo wandte seinen Blick wieder ihr zu und schüttelte den Kopf. „Bitte, ich weiß nicht viel von der *Venus*.“

„Ich lebte in einem Vorort von *Eden*. Meine Mutter war Chefärztin, verdiente sehr gut und mein Vater war ein recht bekannter Florist. Er war auch leidenschaftlicher Gärtner und wollte einen großen Garten. Daher sind meine Eltern auf die *Venus* gezogen. Auf der *Erde* wäre eine große Grünfläche gar nicht leistbar. Meine Mutter wollte aber

auch nicht ganz auf die Stadt verzichten und so war *Eden* ein Kompromiss. *Eden* ist die zweitgrößte Stadt auf der *Venus*, mit sehr ausgeprägten Gartenanlagen. Der Name ist gut ausgesucht. Teilweise weiß man nicht, ob man sich nun wirklich noch in einer Stadt befindet. Du und deine Geschwister ihr müsst unbedingt rüber fliegen und es euch ansehen. Es lohnt sich wirklich. Na, ich wuchs sehr behütet auf, unsre Nachbarschaft war sehr ruhig. Du wirst es sehen, aber wenn du dort auf den Wiesen unter Bäumen stehst, dann glaubst du es gibt keinen paradiesischeren Ort. Keinen *sichereren* Ort. Ich lebte so in meiner behüteten Welt bis zu meinem zehnundsechsten Geburtstag. Vier Tage vorher kam es zum Anschlag auf das Krankenhaus *Vereinte Planeten*, das größte der ganzen Stadt. 1284 Menschen starben, fast siebenhundert waren tot. Fast ausschließlich Kinder. Meine Mutter war eines der Opfer, aber sie hatte ein Implantat und überlebte. Von einem Tag auf den nächsten fiel meine heile Welt in sich zusammen. Ich konnte nicht verstehen, wo so viel Hass herkommen konnte, dass man ein Krankenhaus in die Luft sprengt. Und noch unfassbarer war, dass so etwas auf der *Venus* passieren konnte."

Leo erinnerte sich. Also er konnte sich erinnern, dass da etwas Schlimmes geschehen war. Die Details hatte er natürlich erst später verstanden. Der Anschlag in *Eden* war der größte einer ganzen Reihe von Angriffen der Terrorgruppe *Amankan Eien* – Freiheit für *Amankan* - einer Gruppe von Aktivisten, die ein Ende der Unterdrückung der Betas nur für möglich hielten, wenn die Union aufgelöst würde. Damals war er sechs oder sieben. Sie brachten es wochenlang in den Nachrichten. Bis die Gruppierung drei Wochen später von Admiral Aziz ausgelöscht worden war.

„Ich will damit auf gar keinen Fall relativieren, dass dein Leben hier draußen viel, viel härter gewesen sein muss, als alles, dass ich mir damals hatte vorstellen können. Ich will nur sagen, dass überall unerwartete Dinge passieren kön-

nen für die man nichts kann. Ich halte dich nach unserem Gespräch für einen sehr liebenden Bruder und ich glaube nicht, dass du dir etwas vorzuwerfen hast. Wir finden Adrian und am Ende war es ein kleines Abenteuer für ihn. Ich will sagen, dass man aus schlechten Ereignissen und Fehlern oft sehr viel Nützliches lernt. Dieser Anschlag und die Abwesenheit meiner Mutter über Wochen öffneten mir die Augen. Ich informierte mich über diese Gruppierung, ich informierte mich über die Diskriminierung, über Ungleichheit und Ungleichbehandlung. Zwei Jahre später war ich im Ausbildungsprogramm der Polizei gelandet. Aber in die Anti-Terror-Abteilung der Polizei kommt nur die absolute Elite, die Besten der Allerbesten."

Leo wusste wovon sie sprach. *Judges*. *Richter*. Die echten, keine Albers.

„Meine Testergebnisse waren gut, aber nicht elitär. Mir wurde also eine Spezialisierung auf die Auffindung vermisster Personen angeraten, das *Hermes*-Programm. Und heute bin ich unheimlich froh darüber, weil ich Menschen wie dir helfen kann."

Leo wusste nicht was er darauf sagen sollte. Einen kurzen Moment saßen sie stumm in einem nun schon sehr dunklen Raum. Die Sonne war nicht mehr zu sehen. Dann erschien der vierte Kapitän und ersparte ihm eine Antwort.

„Der Junge befindet sich leider nicht auf der *Nordsee*", teilte der ihnen mit. „Tut mir wirklich sehr leid", bekundete er sein Bedauern, ehe er alles Gute wünschte und sich zurückzog.

„Drei übrig", stellte Sophie fest.

Leo nickte bloß. Langsam wuchs die Anspannung in ihm. Viele Chancen hatten sie nicht mehr. Die beiden schwiegen. Leo hielt es nicht für richtig auf Sophies Vergangenheit zurückzukommen und ihr ging es wohl ähnlich, schließlich wollte sie sich nicht in den Mittelpunkt drängen.

Stattdessen blickte Leo wieder aus dem Fenster. Die Sonne war versunken und der Himmel hatte jenes dunkle Blau, das er annimmt kurz bevor er endgültig schwarz wird. Er überlegte, ob es diese Zwischenstufe von Tag und Nacht auch auf *Astroid* gegeben hatte und glaubte es nicht, ohne es mit Sicherheit ausschließen zu können. Es schien ihm, als hätte er den Himmel *Astroids* vor Jahren das letzte Mal gesehen. Sein Gefühlsleben und seine Empfindungen schienen vollkommen aus der Bahn geworfen.

„Wann können wir mit den übrigen Antworten rechnen?“, fragte Leo letztlich.

„In den Außensektoren kommt es leider öfters vor, dass Nachrichten einige Zeit durchs Netz irren, ehe sie ihr Ziel erreichen. Aber keine Sorge“, versuchte Sophie zu beschwichtigen, „spätestens morgenfrüh wissen wir, wo Adrian steckt.“

Leo nickte langsam. „Dann komme ich also morgen wieder.“

Sophie stimmte zu. „Das wird wohl das Beste sein.“

Er stand auf, Sophie begleitete ihn hinaus.

„Ich melde mich sofort, wenn ich etwas Neues erfahren habe“, versprach sie.

Leo bedankte sich bei ihr. „Das Reden hat mir gutgetan.“

„Keine Ursache. Ich fürchte du wirst es nicht, aber du darfst heute ruhig schlafen und wenn du morgen aufwachst, wirst du von mir hören!“, verhieß sie lächelnd.

Er lächelte zurück und wandte sich zum Gehen, an dem Baum, in dem er vorhin die Taube hatte sitzen sehen, vorbei und weiter in Richtung *Platz der Einheit*. Nach einigen Metern blickte er noch einmal zurück. Sophie war verschwunden. Wohl auf zur nächsten Bruderrettung.

Metropolis umfing Leo kaum hatte er das Polizeigebäude verlassen und zog ihn augenblicklich in ihr wildes Getümmel. Zwar wurden selbst die Straßen einer Stadt, die keine Ruhe kannte, leerer, wenn die künstliche Beleuchtung

abdunkelte und letztlich für einige Stunden einen nachtähnlichen Zustand herbeiführte. Doch weder die Geräuschkulisse, noch die eigentliche Betriebsamkeit, würden jemals enden. Der Mond thronte hoch am Himmel und mimte den Erdtrabanten in Erscheinung und Stand und nur wenn man die Sterne drum rum betrachtet hätte wäre mit Sicherheit zu sagen gewesen, dass man sich nicht auf der *Erde* befand. Der Gedanke nahm Leo rasch wieder etwas von seiner neugewonnenen Zuversicht. Vor allem war er sich nicht schlüssig, ob er tatsächlich Sophies Ratschlag befolgen durfte oder ob es nicht doch etwas gab, dass er hätte tun können. Und allein der Gedanke an Schlaf schien abwegig. Zwar war er erschöpft wie wohl nie zuvor, aber einzuschlafen hielt er für so unmöglich wie mit einer *Nocturna Fatalius*[14] einen Looping zu fliegen.

Er folgte der immer noch gut frequentierten aber nun deutlich einfacher zu begehenden Straße und landete bald wieder auf dem großen Platz, auf dem er vor Stunden etwas Freiraum gefunden hatte sich zu orientieren. Der Platz war nur spärlich beleuchtet und in seinem Zentrum stand ein mächtiges Denkmal, welches die beiden Planeten der Union darstellte, *Erde* und *Amankan*. Es glich von der Konzeption jenem, das auf *Astroid* und jeder andren Raumstation zu finden war, doch waren die Dimensionen dieser Konstruktion ungleich gewaltiger. Einige Momente stand er stumm davor. Zunächst beeindruckte ihn allein die Größe, die den Betrachter zu einem Kieselstein schrumpfte, aber je länger er es betrachtete, desto mehr Unbehagen schlich sich in die Empfindung, die es in ihm

---

[14] Die *Fatalius* (Baujahr ab 2222) war neben dem *Jasper* und der *Fafnir* das meistproduzierte und meistverkaufte Kleinkampfschiff zwischen 2230 und 2250. Es genoss den Ruf das tödlichste von den dreien zu sein, war aber auch das größte und schwerfälligste. Manche bezeichneten es deswegen als das "kleine Kanonenboot".

auslöste. Die Größe, die er anfangs als Stärke und beschützend wahrgenommen hatte, verwandelte sich mit jedem weiteren Augenblick hin zu Dominanz und Macht. Jetzt war es nicht mehr nur ein halb im Scherz gedachter Vergleich: Er *war* ein Kieselstein. Er *war* ein Nichts gegen die Institution der *Union der Vereinten Planeten*. Die Union hatte im Alleingang entschieden, dass *Astroid* zu vernichten war und es auch getan. Was hätte dagegen gesprochen die Station einfach zu erhalten? Wer hatte beschlossen, dass es ohne Silbererz kein *Astroid AG F2* geben durfte? Dieses Denkmal war nicht majestätisch, auch wenn es eine Majestät verkörperte. Es war einzig und allein darauf ausgerichtet den Betrachter zu einem Zwerg zu degradieren und ihm zu zeigen wie mickrig er war, die Grenzen seines Einflusses und die Macht der Union.

Dann war der Moment vorüber und Leo stand vor zwei prächtigen Kugeln unter einem mit Sternen vollen Nachthimmel. Der Sternenhimmel war der eine treue Begleiter, ob auf *Astroid*, *Metropolis* oder der *Erde*. Es waren nicht dieselben Sterne, aber immer derselbe Himmel.

Leo blickte sich um, setzte sich auf eine nahe Bank, lehnte sich zurück und ließ den Kopf nach hinten fallen. Ein altbekanntes Bild eröffnete sich ihm: Tausend Sonnen über seinem Kopf und es zeigte sich, zusammen mit dem Sternenhimmel begleitete ihn auch das Karussell an Gefühlen, welches der Himmel in ihm stets in Schwung brachte, selbst heute, an diesem schlimmsten aller Tage. Das Karussell nahm Fahrt auf und da war diese übliche Begeisterung, ob der Grenzenlosigkeit, ob der unendlichen Möglichkeiten und der unendlichen Welt. Es drehte weiter und es kam die Wehmut, das Fernweh und der Kummer, ob der Erkenntnis, nie alles sehen zu können. Dann die Furcht. Und da war es wieder, das hell erleuchtete Denkmal, die beiden Planeten und nun waren sie der einzige Schutz, das einzige das zwischen einem selbst und der Tiefe des Weltraum stand, einer Schwärze, die drohte

einen zu verschlingen, sich dann wandelte zu einem tiefen Loch ohne Boden und die Angst weckte, man können hineinfallen, wie er es als Kind früher einmal beim Schaukeln mit dem Himmel erlebt und er sich nie mehr später auf eine Schaukel gesetzt hatte.

Und irgendwo dort oben befand sich Adrian. Irgendwo anders Faye. Auch sein Vater, den er eigentlich vergessen wollte, nahm kurz Platz ein in seinen Gedanken, bevor er ihn wieder energisch hinausgeworfen hatte. Auch seine Mutter, sofern sie noch lebte, wäre irgendwo dort oben. Nie hatte sie sich bei ihnen gemeldet. Vielleicht hatte sie auch nicht gewusst wo sie waren … Am Arsch der Welt. Auf *Astroid* dessen Trümmer auch dort oben waren, wie alles da oben sein musste. Nur er, er war hier unten und dachte große Gedanken, als sei er wieder ein altkluger Teenager.

Verlegen senkte er den Blick. Zu seinen Füßen saßen Tauben. Es waren drei, aber jetzt erst sah er sie als was sie waren: mechanische Tiere. Sie pickten den Müll auf, flogen dann zum nächsten Mülleimer und entleerten sich über ihm. Soviel zu echten Tieren. Vielleicht hatte Adrian doch keinen so großen Rückstand. Dann würden sie eben beide viel Neues sehen im Zoo. Auf der *Erde*.

Über seinen Irrtum erheitert stand er auf und kramte sein *ComPad* hervor, um einen Platz zum Schlafen aufzutreiben. Es hatte ja doch keinen Sinn, er brauchte Schlaf und was sollte er sonst tun. Und wenn Sophie ihm dann morgen früh den Schiffnamen sagte, dann wäre er bereit.

Er öffnete die Seite mit den Unterkünften und musste erstmal schwer schlucken und dann kräftig seufzen. Die Preise für eine Nacht waren knapp das, was man auf *Astroid* eine Monatsmiete nannte. „Aber ja“, seufzte er, „das hier ist eine andere Welt.“ Die *Erde* wäre nochmal eine ganz andere. Wie er den Flug zur *Erde* bezahlen sollte, daran wollte und konnte er nicht denken. Eins nach dem

anderen. Dann fallen die Steinchen schon an ihren Platz. Hoffentlich.

Leos *ComPad* führte ihn zu einem mittelgroßen Hotel nur wenige Straßen weiter, in welchem er eincheckte. Es war nicht ganz das günstigste, aber halbwegs nahe noch am Raumhafen und von dort würde er morgen aufbrechen, um Adrian zu holen.

Das Zimmer war im Stil des 22. Jahrhunderts möbliert und moderat ausgestattet. Das große Bett war mit ansprechend blauem Stoff bezogen und übte sofort eine kaum zu widerstehende Sogwirkung aus, das Bad besaß eine große Wanne, sowie weiche Handtücher und ein modernes Holosystem verband auch den chiplosen Gast mit den Weiten des *UniNets*.

Das Bett wartete verheißungsvoll, doch Leo konnte der zweiten Versuchung noch weniger widerstehen und verbrachte die ersten zweizehn Minuten, und ohne schlechtes Gewissen, im Badezimmer. Badewannen gehörten seiner Meinung nach zu jenen Dingen, die man sich einfach nicht entgehen lassen durfte. Und ja, er empfand es als noch viel herrlicher, als man hier festhalten könnte. Seine Nerven dankten es ihm, er konnte sich endgültig ein wenig entspannen. Bis zum Kinn im warmen Wasser und Schaum über beide Ohren ließ er sich treiben, die Schrecken des Tages einen Moment zwar nicht vergessend, aber ein wenig zurückdrängend.

Er wusste gar nicht mehr, wann er das letzte Mal gebadet hatte. Auf *Astroid* gab es weder Badewannen noch ein öffentliches Bad, Dinge, die man ansonsten wahrscheinlich überall finden würde und die Schaumduschen am Flur - in den Wohnungen gab es ja keine - waren zwar effizient wenn man rasch sauber werden wollte, aber nicht dazu auserkoren großes Wohlgefühl auszulösen. Außerdem machte sich der wartende Nachbar bald bemerkbar, sobald dieser der Meinung war, man sei bereits sauber genug …

* * *

An das beste Bad seines Lebens anschließend fiel Leo, in einen weißen Bademantel gekleidet, aufs Bett und forderte eine Übertragung zur *Erde*. Das Holosystem griff automatisch auf sein *ComPad* zu, um mit der Information „Faye Tolean“ etwas anfangen zu können und sandte dann einen Anruf an die hinterlegte Adresse aus.

Davor hatte er seit vielen Stunden mit den größten Bammel: Seiner Schwester zu beichten, er habe ihren Bruder verloren. „Ja Faye, schön dich zu sehen. Wann wir da sind? Ja weißt du, dass dauert noch ein klein wenig. Ja siehst du, Adrian ist … naja, verschwunden. Nein, das ist kein Scherz. Kein Grund mich so anzusehen … Ja, ich weiß das ist nicht gut … Glaub mir, ich fühle das mit jeder Faser meines Körpers …“

Egal wie häufig er das Gespräch probte, es klang niemals gut und um sich von weiteren fruchtlosen Versuchen abzuhalten und die elende Wartezeit, ehe das *Relay* eine Verbindung hergestellt hätte, zu überbrücken, schaltete er das Radio ein.

„… Fußball vom Feinsten.“ Eine in der Lautstärke reduzierte Überblendung informierte über die Aktualität der Nachrichten indem eine Stimme mitteilte: *„Sie hören das Nachrichtenjournal am 10. Juni 2252, es ist 23:32 Uhr. Dies sind die Nachrichten vom 8. Juni, 17:30 Uhr Standardzeit. Sol-System. Mehmed Ren mit den Sport-Nachrichten.“*

„... astreines 3:0“, setzte dann die Radioübertragung mit voller Lautstärke fort. „Updates zu Olympia: *Nicht nur Sportfans haben sich ja bereits seit Jahren diesen Sommer freigehalten. In vier Tagen wird mit den Sommerspielen in Kapstadt der Sportsommer offiziell beginnen. Mit der Rückkehr in die Millionenmetropole werden die Spiele nach zweizehn Jahren wieder auf dem afrikanischen Kontinent durchgeführt. Die Vorbereitungen liefen hervorragend und würden pünktlich abgeschlossen sein, ließ der Chef des Olympischen Komitees, Jeremia Dolpher, vor knapp einer Stunde verlautbaren.*

Nicht ganz so mühelos verlaufen hingegen die Bemühungen in Sizilien, Austragungsort der Crystal-WM. Während die Vorrundenspiele bereits in die Stadien in Rom, Mailand und Bologna verlegt wurden sind von den eigentlichen fünf Austragungs-Stadien erst drei einsatzbereit. Man arbeite mit Hochdruck, sagte man uns auf Nachfrage, aber es habe einige unerwartete Widrigkeiten gegeben. Die Anforderungen sind hoch und man werde keinen Fan enttäuschen. Unser Außenkorrespondent Peter Jurij meldet sich dazu live aus Palermo."

„Hallo Peter! Erlöse die Sportfans und sage: die WM wird stattfinden!"

„Hallo Mehmed! Ich bin so freundlich: Ja, die WM wird stattfinden, es ist immerhin Acquaball und Acquaball kann man nicht abblasen und ginge morgen die Welt unter. Die Frage ist allerdings wann und wo die WM ausgetragen werden kann …"

„Ist es wirklich so schlimm wie man seit gestern Abend aus anonymen Kreisen zu hören bekam? Gerüchte von Verschiebungen der ersten Endrundenspiele. Sind diese Meldungen ernst zu nehmen und was bereitet solche Probleme?"

„Nun, genau das ist die Frage. Prinzipiell sind die Anforderungen an den Austragungsort klar definiert und überschaubar, man muss also fast von schlechter Organisation ausgehen, sollte es wirklich zu Verzögerungen kommen. Was man hier so heraushört, handelt es sich um Probleme mit dem Anti-Schwerkraftgenerator in Zusammenhang mit der Wasserkonsistenz. Es scheint, als ob die Wasserblasen an Wasser verlören, sobald zu viele Spieler sich darin aufhalten, ganz unabhängig von der Höhe. Aber wie gesagt, dass ist nur was man hier so hört, offizielle Stellen halten sich bedeckt. Den vermeintlichen Insider-Informationen von gestern würde ich erstmal nicht allzu viel Gewicht zurechnen."

„Wie versucht man die, wie auch immer gearteten, Probleme in den Griff zu bekommen?"

„Auch das gehört zu den gut gehüteten Geheimnissen hier. Wir erwarten genauere Information dazu bei der Pressekonferenz in zwei Stunden. Aber kein Sportfan muss sich Sorgen machen:

Im Ernstfall wird man die Generatoren aus der eben beendeten Sunshine-League[15] *ausleihen und mit dem modifizierten Algorithmus bespielen. Also wenn es sich tatsächlich um Probleme mit der Wasserqualität und dem Spielfeld handelt."*

„Weiß man denn irgendetwas aus sicherer Quelle?"

„Ja, es gibt Probleme. Welche das sind, ist streng geheim. Hinzugezogene, unabhängige Experten dürfen keine Details nennen, aber ich habe jetzt schon drei Meinungen eingeholt und alle bestätigen, was jedem Sportfan dort draußen am Wichtigsten sein wird: es wird keine Verzögerung der Spiele geben! Das garantiert allein der ansonsten unbändige Zorn der Gastgeber. Da kommt Acquaball zurück in eins der Heimatländer und es soll an Schwerkraftgeneratoren scheitern? Fragt man auf der Straße, hört man nur eine Antwort: Niemals!"

„Nun, das ist wirklich genau das, was wir alle hören wollen! Vor allem nach dem letzten Testspiel, dem grandiosen Sieg der heimischen Ragazze di Roma. Vielen Dank Peter!

Das war Peter Jurij unser Korrespondent vor Ort in Palermo. Das war das wichtigste vom Sport, Spielergebnisse auf Kanal 2, zurück zu Julia Faith."

„Danke Mehmed. Das ist das Ende dieses Nachrichtenjournals. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit."

Es herrschte ein Augenblick Stille, dann hörte man dieselbe Stimme wie eben verkünden: *„Sie hören Union 1, den Nachrichtensender. Es folgt das Nachrichtenjournal am 10. Juni 2252, es ist 23:35 Uhr. Dies sind die Nachrichten vom 8. Juni, Stand 18:00 Uhr Standardzeit. Sol-System. Die Schlagzeilen. Präsidentin Bali setzt ihre Reise durch das Naphta-System fort.*

---

[15] Oberste Liga des internationalen Acquaballs. Wesentlicher Unterschied zur Crystal-WM ist die jährliche Austragung und die Schwierigkeit in die Liga einzusteigen und sich dort zu halten, wohingegen bei der Crystal-WM auch Außenseiter antreten dürfen. In der Vergangenheit hat das zu einer dynamischeren Zusammensetzung der Partien bei der WM geführt.

Der Senat berät weiter über die Reformierung des Unionsrechts zur Eingliederung Ilius'. Der Ausschuss des Ministeriums für Zusammenhalt, „Alpha", wird heute die Ergebnisse der Reformationsbestrebungen des Bürgerrechts zur Gleichberechtigung von Amane, vorstellen. Militärminister Krylow beharrt auf der, letzte Woche von ihm geforderten, Aufstockung des Budgets. Im Bestreben den Streit um die Unabhängigkeit Neos' zu entschärfen besucht der Oberste Verwalter van Dyk des Planeten Neos Erde und Venus. Der Technologiekonzern Helios stellt heute Abend den lange erwarteten Chip „Neutrino" vor. Ärzte warnen vor der Einnahme des neuen Mode-Supplements Kreafin.

Im Studio, Julia Faith.

Dur. Unionspräsidentin Maria Josepha Bali wird heute auf Dur erwartet. Vertreter der ansässigen High-Tech-Industrie, die dort große Mengen ihrer Halbleitertechnik fertigt, werden die Präsidentin willkommen heißen und in den nächsten drei Tagen durch ihre Fertigungshallen geleiten. Die Präsidentin hatte am Beginn ihrer zweizehnundzwei-tägigen Reise angekündigt, sich vor allem über die Arbeitsbedingungen der knapp fünfzehnundrei Millionen im Naphta-System lebenden Arbeiter informieren zu wollen, nachdem es verstärkt Vorwürfe der Diskriminierung, Ausnutzung und Zwangsarbeit gegeben hatte.

Erde. Während Präsidentin Bali ihre Reise durch den Naphta-Sektor fortsetzt berät der Senat über die Eingliederung Ilius' in das politische System. Die große Schwierigkeit bestehe darin, so Senator Peng aus Peking, die Wirtschaftskraft, Bevölkerungszahl und Bedeutung des Ilius-Sektors in ein Verhältnis zum Sol- und Amankan-System zu setzen. Es werde mit Sicherheit bald eine Lösung geben, aber ob tatsächlich eine Union von drei gleichgewerteten Systemen am Ende steht, dürfe bezweifelt werden. Es sei unwahrscheinlich und seiner Meinung schlichtweg falsch, Ilius auf einen Rang mit der Erde zu heben. Auf Ilius werden derweil Stimmen der Entrüstung laut. Der Senat hat zur Aufrechterhaltung der Ordnung die 3. Flotte unter Admiral Jefferson stationiert, die Bevölkerung spricht von einer Besetzung.

Erste Ausschreitungen haben bereits Verletzte gefordert. Mehr dazu in Kürze.

Erde. Der vom Senat initiierte Ausschuss zur Verbesserung der Lebensbedingungen von Amane, Alpha, wird heute seine Ergebnisse der Öffentlichkeit präsentieren. Unabhängige Experten gehen davon aus, dass in der Erklärung lange geforderte Zugeständnisse wie die Ächtung des Begriffs „Beta" angeraten werden. Das die Ergebnisse des Ausschusses, sofern er zu tatsächlichen Gesetzesänderungen führt, sichtbare Früchte tragen könnten, wird von Experten allerdings in Zweifel gezogen.

Erde. Militärminister Krylow bekräftigte heute die geforderte Aufstockung des Budgets. Anderenfalls sehe er die Aufrechterhaltung der Sicherheit in den Class-D Sektoren als „Ding der Unmöglichkeit". Es könne nicht sein, dass, obwohl das Verwaltungsgebiet der Union tagtäglich wachse und der Flotte in den Außensektoren Polizeifunktion zugeschoben würde, der Militäretat nicht angemessen vergrößert werde. Experten sehen die Situation gelassen. Krylow werde seine Milliarden erhalten, so ein anonymer Sachverständiger.

Venus. Im Konflikt mit der Sonderverwaltungszone Neos bemühen sich beide Seiten um Entspannung. Heute beginnt der fünftägige Aufenthalt des Obersten Verwalters van Dyk, in dessen Verlauf er nicht nur wichtige Partnerunternehmen des Planeten besucht, sondern auch vor dem Untersuchungssauschuss des Senats erscheinen wird-"

„Musik", wünschte Leo, „irgendwas mit Space-Folk!"

Das Programm wechselte. Oh ja, *Terranova*[16]! Dann folgten Stücke von *Cassandra Anthony*[17] und letztlich, wie passend, *Fuck Space*[18].

* * *

[16] Aktiv von 2135 bis 2140. Genre: Space Folk.

[17] Aktiv von 2137 bis 2152. Genre: Space Folk.

[18] Aktiv von 2097-2120. Genres: Folk, Traditional, Country

„Leo!“, rief eine gut gelaunte Faye in den Refrain von „When the Stars are inside out“ und musterte Leo dann ganz überrascht, wie er vor Schreck mit den Vorboten eines Herzinfarkts im Eins-zu-Eins-Kampf stand.

Als er die schlimmste Konsequenz seiner Überraschung abgewendet hatte, konnte er seine liebe Schwester bereits beim Begutachten des Zimmers beobachten.

„Dein Geschmack ist immer noch nicht besser geworden“, seufzte sie.

„Ich hab dich auch sehr lieb!“, erwiderte er mit der Hand am Herz.

Faye war Leos zwei Jahre ältere Schwester. Interessanterweise wäre man auf diesen Gedanken nicht so ohne Weiteres gekommen, denn wie schon Adrian Leo nicht ähnlich sah, tat sie es ebenfalls nicht. Faye hatte brünettes Haar, das zwar ebenso dicht und voluminös wie seines war, aber ihre Augen waren ein weiches Bernsteinbraun und von ganz anderer Wirkung, wenngleich mit derselben, allen drei Geschwistern gemeinsamen Eigenschaft zu funkeln wie Edelsteine. Ihr Gesicht war sehr rundlich - als sie in der Schule, damals noch auf der Erde, jemand hänseln wollte, nannte er sie „Mondgesicht“ - mit lichten Augenbrauen, spitzen Lippen, schmalem Nasenrücken und etwas großer Nasenspitze. Leos Haut war bleich und seine Lippen blassrosa, ihre Haut war rosig rot und ihre Lippen dunkler. Leo war schlank und schlaksig, Faye hatte volle Kurven, etwas kurze Beine aber insgesamt einen athletischen Körperbau. Sie war auch immer astrein gekleidet. In Mode, die Leo nur von Filmspheres kannte. Heute war es ein enganliegendes, langes Kleid mit eleganten Ausschnitten unter denen bunte Farben hervorleuchteten. Sie sah gut aus.

„*Metropolis*!?“, stellte sie fest, „etwas das ich wissen sollte?“ Sie grinste breit, schien aber ein wenig verwirrt und auf der Hut.

Leo hatte beschlossen, ohne Vorgeplänkel zur Sache zu kommen: „Adrian ist verschwunden."

„Wie meinst du das? Verschwunden?" Sie schien kurz zu brauchen, um zu erfassen, was ihr Bruder da sagte. Dann wurde ihr Gesicht schlagartig steinern. Sie war alarmiert. „Ihr habt ihn verloren?"

Ihr Bruder konnte nur nicken. „Seit der Evakuierung."

Faye griff sich an die Stirn. Leo hielt es für möglich, dass sie jeden Moment losbrüllen würde, was er denn für ein Versager sei, doch nein, nichts davon. Stattdessen begann Sie, langsam von einem Ende des Raumes zum andern zu wandern. Sie reagierte ungeheuer gefasst. Leo hatte fest damit gerechnet, dass sie wütend werden würde. Dass sie entsetzt aufschreien würde. Dass sie den Gefühlen Luft machten würde, die er jetzt beständig in sich trug. Aber nein, nichts. Ihr Verstand saß schon am Ausgrübeln einer Lösung. Wo nahm sie diese Coolness nur her? Er wäre an ihrer Stelle ausgerastet. Vielleicht fehlten ihrem Kommunikationsabbild aber auch nur die entsprechenden Daten, um gehörig wütend zu werden … Schließlich sprach er hier nicht mit der *echten*[19] Faye.

„Adrian war nicht auf eurem Schiff?", hielt sie noch einmal fest.

Er schüttelte den Kopf.

„Wie habt ihr das zustande gebracht?", fragte sie mit unwilligem Gesicht, welches sehr real simuliert wurde.

Sie war doch ziemlich sauer. Leo beeilte sich, sie aufzuklären. „Er kam von der Arbeit nicht pünktlich nachhause. Also bin ich los, ihn suchen. Aber egal wo, ich hab ihn

[19] Die Nachrichten brauchten über zwei Tage um von hier bis zur Erde zu gelangen, sodass man auf eine Antwort zu einer geäußerten Frage entsprechend vier Tage warten müsste. Stattdessen kommunizierte man mit einem, vom Gesprächspartner erstellten, Abbild, welches im Anschluss alles Besprochene an den Gesprächspartner übermittelte.

nicht gefunden. Und niemand konnte mir helfen. Die Polizei sucht im Augenblick nach ihm“, fügte er hinzu. Das war sie, die Hoffnung, an die er sich im Augenblick klammerte.

Sie machte nur ein langgezogenes „Hm“. Sie schien das Gesagte abzuwiegen, dann blickte sie auf. „Hast du schon eine Liste mit den gedockten Schiffen?“

Er suchte nach seinem *ComPad* und öffnete die Datei, die er vom Computer der *Eclipse* erhalten hatte. Faye überflog die Namen. „Ein Anfang“, murmelte sie, und dann, etwas lauter stellte sie klar: „Die Polizei erkundigt sich bereits bei den Kapitänen?“

Ihr Bruder bestätigte und ergänzte: „Wir konnten bereits vier Schiffe ausschließen. Und natürlich die *Eclipse*.“

„Gut“, befand sie, „wir sollten also bald wissen, wo er ist“, und dann sagte sie zu seinem Erstaunen: „Kommen wir zur eigentlichen Frage! Wie und wo können wir ihn wieder einsammeln?“

Damit hatte er nicht gerechnet. Leo hatte das Auffinden für das größere Problem gehalten. „Aber wenn wir wissen, wo er ist, können wir ihm ja sagen, wo er warten soll?“

„Du willst ein Kind allein auf einer Raumstation im *Class-C* oder *D* warten lassen?“ Ihre Stimme bezeugte Entsetzen, aber eine versteckte Variante davon, weil sie wohl meinte, er würde die Tollheit dieser Idee gleich einsehen. Das tat er nicht.

„Ja? Warum nicht?“, bekräftigte er seinen Vorschlag.

Faye griff sich an die Stirn. Das machte sie gerne, wenn sie anderer Meinung war.

„Leo! Mein Bruder! Ich liebe dich, aber so einen dummen Einfall hattest du noch nie, das beschwöre ich!“

Aber er beharrte. „Wieso? Adrian ist sehr erwachsen für sein Alter, ich sehe da gar kein Problem!“

„Leo du hast keine Ahnung, was sich in diesen Sektoren alles für Gesindel herumtreibt. Ich würde selbst einem

Erwachsenen raten, sie so gut es geht zu meiden. Aber ein Kind!“

„Hast du oder ich bis gestern auf einer *Class-D* Station gelebt?“, fragte er verärgert.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein! Adrian bleibt so lange es geht auf dem Schiff, auf das er sich verirrt hat! Bis wir ihn abholen können. Ich seh’ mich hier mal ein wenig um. Ich kenne genau die richtigen Leute, um Adrian zu finden. Mach dir keinen Kopf, wir haben ihn morgen wieder aufgespürt, zusammen mit einer Route ihn wieder einzufangen.“

Leos Erleichterung musste sich auf seinem Gesicht widergespiegelt haben, denn Faye fuhr ihn schroff an: „Aber das ist noch kein Grund zu relaxen! Die eigentliche Arbeit kommt, wie gesagt, erst auf uns zu! Wie kann man nur seinen achtjährigen Bruder verlieren?“

Ihr zehnundneunjähriger Bruder schüttelte den Kopf. „Ich bin nur eben so dankbar, dass du da bist! Ich würde dich gerne umarmen und abküssen!“

Sie lächelte. „Manchmal bist du echt süß! Da vergesse ich dann fast die natürliche Abneigung einer älteren Schwester gegenüber ihrem jüngeren Bruder.“

„Das ist aber sehr freundlich von dir“, lobte er ihre Großzügigkeit.

„Ja, ich hab noch nicht herausgefunden, woher diese Gutmütigkeit kommt und wie man sie abstellt, aber ich hoffe es noch irgendwann zu erfahren. Du bist der Erste, dem ich es mitteile.“

Leo fühlte sich so erleichtert. Seine Schwester war die Beste, sie hatte bisher noch alles, das er verbockt hatte, wieder geradegebogen.

„Ich hoffe nur“, meinte Faye, „ich hoffe nur, dass niemand der Kapitäne lügt.“

Leo hörte auf, sowas wollte er nicht hören. „Warum sollte das jemand tun?“, fragte er.

„Es gibt durchaus Kapitäne, die den Umgang mit der Polizei lieber vermeiden wollen. Vor allem jene, die riesige Umwege durch *Class-D* Sektoren machen. Führt zu schnell zu unangenehmen Fragen. Und wenn du mal schaust, wie viele Frachter dort draußen im Nirgendwo herumschippern, bekommst du vielleicht einen Verdacht, was da draußen für Geschäfte ablaufen. Aber gut", gestand sie, „das ist hoffentlich nicht allzu wahrscheinlich. Was sollten Kriminelle auf *Astroid* wollen?"

„Du meinst, außer Rabin?", scherzte Leo, der sich seine mit einem Mal stark gebesserte Stimmung nicht kaputtmachen lassen wollte.

Faye winkte ab. „Lassen wir solche Hypothesen lieber, solange sie nicht nötig sind."

„Oh ja, meinen Nerven reicht schon der beste aller möglichen Fälle, danke sehr!"

„Wer von uns beiden ist hier das Mädchen?", scherzte Faye.

„Wie ich dir schon mehrfach erklärt habe, halte ich deine psychische Belastbarkeit für um ein Vielfaches höher, als die meine!"

Seine große Schwester schüttelte amüsiert den Kopf. Sie liebte ihre kleinen Brüder. „Also ich mach mich erst mal auf der *Erde* schlau. David kann mir sicher weiterhelfen. Sobald ich weiß, wie du Adrian erreichen kannst, geb' ich dir Bescheid, also schau zu, dass du immer erreichbar bist. Wenn du ihn bis zur Ankunft Papas noch nicht eingesammelt hast, helf' ich dir."

„Du willst wirklich auf ihn warten?"

„Wir haben oft genug darüber gesprochen, Leo. Ja, ich werde ihn vom Raumhafen abholen, dann kann ich aufbrechen. Das hat auch den großen Vorteil, dass, für den unwahrscheinlichen Fall, dass Adrian irgendwie bis zur *Erde* gelangt, er jemanden hat, der ihm die Tür öffnet."

„Im noch viel unwahrscheinlicheren Fall, dass Adrian deine Adresse weiß und den noch zehnmal unwahrschein-

licheren Fall, dass der Alte nüchtern genug ist, zu erkennen, dass das Klingeln nicht nur in seinen Träumen stattfindet und danach noch, sich aufzuraffen und die Tür zu öffnen."

Faye sagte nichts. Leo seufzte.

„Und was mach' ich derweil?"

„Du?!"

Sie imitierte ein Lachen.

„Du, mein Lieber, wirst warten bis du den Namen des Schiffes weißt, ob von mir oder von der Polizei und dann hinterherjagen wie ein Verrückter. Eine Verfolgung durch die halbe Galaxie, ich seh's schon vor meinem geistigen Auge! Ein großes Abenteuer!"

„Mach keine blöden Scherze!"

Sie zwinkerte. „Morgen erfährst du den Schiffnamen, dann beratschlagen wir, wie du es am besten abfängst. Ich sag's dir aber gleich, sollte es ein Frachter sein, dann wird es schwierig mit dem Einholen. Besonders, wenn sich's der Kapitän auf halber Strecke anders überlegt."

Er machte ein etwas übertrieben böses Gesicht. „Das will ich nicht hören!"

Faye winkte ab, ehe sie verkündete: „Zwei Wochen, spätestens in zwei Wochen haben wir ihn. Zu seinem Geburtstag sitzen wir mit dem kleinen Weltenbummler schon hier unter der Sonne und schlecken Eiscreme."

Leo nickte, ihren Optimismus in sich aufnehmend.

„Gut Leo, wir hören uns bald! Ich mache mich sofort auf den Weg."

Sie trat an ihn heran und beugte sich hinunter.

„Küsschen links, Küsschen rechts!"

Natürlich spürte Leo nichts.

Sie wandte sich wieder um, machte eine coole Pose zum Abschied und war verschwunden.

„Oh", machte ihre nun körperlose Stimme noch, „ich schicke dir das Geld für das Ticket zur *Erde*. Mach's gut!"

Das war der zweite wehe Punkt in Leos Kopf. Ohne Fayes finanzieller Unterstützung hätten die letzten Jahre anders ausgesehen und es niemals die ersten Tickets zur *Erde* gegeben. Und bereits die ersten Tickets hatten ihre finanziellen Mittel gesprengt. Wie sie jetzt an das Geld für neue gelangen wollte, davon hatte er keine Ahnung. Er wusste nur, sie würde es schaffen und er fühlte sich sehr schlecht dabei, sie erst dazu getrieben zu haben.

Adrian und Leo waren nicht immer gut miteinander ausgekommen. Nachdem sie ihr Vater von der *Erde* mit in den Weltraum genommen hatte, war Leo nicht bereit, Zeit mit seinem Bruder zu verbringen. Damals war Adrian kaum sieben Monate alt und Leo noch keine zehnundeins Jahre. Damals hatte er eine Wut auf alles. Er hasste es, die *Erde* verlassen zu haben, er hasste es auf dem Asteroiden, er hasste seine Familie, seine Schwester, seinen Bruder und ganz besonders seinen Vater. Seine Mutter war tot. Vermutlich nicht wirklich, aber sie hatten sie seit Monaten nicht mehr gesehen und nichts von ihr gehört. Die Schuld seines Vaters. Alles Schlimme fand seinen Ursprung in seinem Vater.

Bald hatte er sich vorgenommen, sich das Geld für den Heimflug zu erarbeiten. Er nahm schon zwei Tage später seinen ersten Job an. Zuerst als Aushilfe im Lager des einzigen Supermarktes, dann im Magazin der Werkstatt am Hafen. Das Geld, das er verdiente, war genug, um sich auf der Station einige nette Dinge kaufen zu können, aber um damit bis zur *Erde* zu fliegen, so wurde ihm bald klar, würde er Jahre brauchen. Nach ein paar Monaten hatte er sich von seinem Fluchtplan wieder getrennt. Jetzt verprasste er, was er verdiente. Nachhause kam er nur selten. Er schlief bei Freunden, oft auch einfach dort, wo er eben Platz fand.

Zuhause lag sein betrunkener Vater von einem Job nach dem andren gefeuert, weil er entweder nicht erschien oder

nicht nüchtern war. Es lag ganz an Faye sich um Adrian zu kümmern, für die Bezahlung der Miete und das Essen zu sorgen. Da war sie zehnunddrei. Auf der *Erde* hatte sie eine gute Schule besucht und war bald ziemlich gut im Programmieren. Damit ließ sich selbst hier gut Arbeit finden. Zahlen wollte man ihr nicht viel, aber damit kamen sie zumindest über die Runden. Nicht dass Leo ihr jemals etwas von seinem Geld gegeben hätte. Sie hatte aber auch niemals gefragt.

Dabei blieb es. Faye kümmerte sich um den Haushalt, versorgte Adrian, holte den Vater ab, wenn er wiedermal zu betrunken war, um heimzufinden und arbeitete in der übrigen Zeit, um ihre Rechnungen zu bezahlen. Nie nahm sie Leo in die Pflicht, und immer, wenn er denn doch einmal heimkam, war sein Platz am Tisch gedeckt und sein Bett gemacht. Diese Aufwendung ihrerseits frustrierte Leo bloß noch mehr. Bald konnte er seine Schwester nicht mehr sehen. Er sah nur Schwäche in ihrer Gutmütigkeit und der Akzeptanz ihrer Ausnutzung. Für ihn war sie eine „falsche Heilige“.

So vergingen etliche Jahre, bis von der einstigen Familie kaum noch etwas übrig geblieben war. Dann, an einem Sommertag als Leo 14, Faye 17 und Adrian vier war, blieb Leo beinah das Herz stehen. Faye tat etwas, dass er als allerschlimmste Sünde klassifizierte: Sie erschien vor ihm und seinen Freunden. Er solle auf Adrian aufpassen, sie müsse für vier Tage fort, einer Prüfung wegen.

Leo schien die Sprache verloren. Seine damaligen Kumpels waren ähnlich baff wie er. Einer schien gar nicht gewusst zu haben, dass Leo eine Schwester hatte. Dann, endlich hatte er sich zu einigen Worten aufgerafft. Er bemühte sich die erwartete Patzigkeit und Rebellion in seine Antwort zu packen und meinte, er würde nicht daran denken, wenn der alte Winiokow nackt vor *Winston's* tanze und Purzelbäume schlüge.

Daraufhin durften Leos Kumpane etwas Neues erleben. Der Junge wurde zurechtgestutzt, dass er mit etwas Geschick in den Erweiterungsschacht einer *EURATEC Millenia*[20] gepasst hätte. Leo blieb der Mund offen stehen. So verdattert war er, dass er Faye zustimmte, nur um sie von seinen Freunden zu trennen. Als Faye endlich ging, ließ sie einen wie vom Sturm verwüsteten Leo zurück.

Natürlich, nachdem er das Schlimmste seines Schockes bezwungen hatte, dachte er aber im Traum nicht daran, seinem Wort nachzukommen. Was interessierte es ihn, dass Faye nicht da und Adrian allein war. Warum sollte er sich um den Knirps kümmern? Was war mit dem Vater?

An diesem Nachmittag traf er Franziskus am Schrottplatz. Er sah ein, es musste sich etwas ändern. Er hatte sich irgendwie hier eingerichtet, zufrieden war er aber nie geworden. Im Gegenteil. Alles war scheiße. Alles war *Kaos*[21]. Aber dann siegte die Gewohnheit. Leo verdrängte alles und zog mit seinen Kumpels durch die Bars. Im Zweifelsfall würde Faye nicht vor übermorgen abreisen ...

---

[20] Baujahre: 2228-2231. Der direkte Vorgänger und Wegbereiter des *Jasper*. Viele Techniken, die den *Jasper* so erfolgreich machten, nahmen hier ihren Anfang. Das war auch das wesentliche Problem des Modells. Es war sehr unausgereift und fehleranfällig. Es war auch der Ursprung so manches Mechaniker-Spottes und Witzes. Das Modell wurde nach absolut rekordverdächtigen 3 Jahren ausgetauscht, durch das finale Produkt, den *Jasper*, den manche auch als *Millenia* 2.0 bezeichneten. Den größten Spott musste *EURATEC* wegen des unverhältnismäßig winzigen Erweiterungsschachts einstecken: Die *Millenia* bot zwei Steckplätze, wo die Konkurrenz mindestens zehn hatte.

[21] *Altes Dii*. Es sollte wohl „Scheiße“ , *Kaois*, gemeint sein, aber selbst ein so einfaches und kurzes Wort hat die Jahrhunderte nicht unbeschadet überstanden. Für einen Alten Dii hätte der Ausruf eher wie „Gold“, latinisiert etwa *Kaōs*, geklungen.

Faye allerdings schien von Leos Zuverlässigkeit ausreichend wenig zu halten, denn schon am nächsten Tag sah Leo sie erneut auf ihn zukommen. Zwar versuchte er seine Leute zu überzeugen rasch die Lokalität zu wechseln, doch entkommen konnte er ihr nicht.

„Willst du mich jetzt jeden Tag vor meinen Freunden bloßstellen?!", schrie er sie an. „Ich kümmer' mich nicht um den *Seros*[22]! Von mir aus kann er sterben!" Dann erschrak er selbst über seine Worte und Faye wusste es. Was hatte ein Vierjähriger getan, um ihm den Tod zu wünschen? Faye erwiderte nichts, blickte ihn nur an und ließ seine eigenen Worte wirken. Und das war so unfassbar klug, Leo applaudierte ihr noch heute heimlich dafür. Heimlich. Er hatte ihr nie gesagt für was für einen Übermenschen er sie hielt. Auf *Astroid* trug man seine Gefühle nicht auf der Zunge. Aber Faye war die Beste.

Endlich hatte sie ihn von der Stille erlöst. „Dir ist hoffentlich klar, dass es Adrian am schlimmsten von uns getroffen hat? Er war noch ein Baby und hat keine Ahnung von der *Erde*. Er hat seine Mutter nicht gekannt. Ansonsten ist er genau wie du. Mit einem unfähigen Vater gestraft und nicht einmal sein Bruder will was von ihm wissen."

„Was will er mit einem Bruder?", fragte Leo, nun leiser und frustriert zur Seite schauend.

„Er fragt oft nach dir. Ich sag' ihm du würdest arbeiten, damit wir die Wohnung bezahlen können."

Leo schwieg.

„Egal", sagte sie dann. Die Enttäuschung in ihrer Stimme tat Leo unerwartet weh. „Ich finde hoffentlich noch jemanden, der Adrian für die vier Tage nehmen kann."

Sie ging.

---

[22] Wesen aus der manaeschen Mythologie. In etwa „Gnom", ein kleines, mal gut- mal bösartiges Wesen, das des Nachts kommt, um einem die Schuhe zu stehlen und dafür Glück zu bringen.

Leo stierte zum Boden, mit sich kämpfend, ein einziges Knäuel an Scham.

„Warte!“, rief er, als sie schon fast zehnundfünf Meter weiter war. Morgen wird nicht wie heute.

Seine Schwester wandte sich um. „Worauf? Ich will dich doch nicht vor deinen Freunden blamieren.“

„Ich mach’s! Ich pass‘ auf ihn auf! Ich werde da sein. Mittag, zuhause.“

Drei Tage später stand Leo vor der Tür.

Er war mindestens sechs Monate nicht mehr hier gewesen. Und an Adrian konnte er sich gar nicht mehr erinnern, der schlief immer schon, wenn er in der Nacht kam und ging. Schluckend betrat er das Gebäude und fuhr mit dem Lift in den Keller.

Er hatte noch gar nicht geklopft, ging schon die Wohnungstür auf und Faye zog ihn rein.

„Endlich!“, rief sie aus. Sie war schon vollends angezogen für die Reise, ihr Koffer stand neben der Tür. „Du warst ja schon ab und zu hier, Kühlschrank findest du auch. Mit Kochen wird’s nicht weit her sein, aber stell Adrian zumindest einmal am Tag was Warmes hin, ja? Papa kommt gegen sechs nachhause, der bedient sich selbst. Streitet nicht! Adrian!“, rief sie zu einer der drei anschließenden Türen hin.

Die Tür öffnete sich fast momentan und ein vierjähriger Junge mit blondem Haar und weiß-grauen Diamantenaugen trippelte auf die beiden zu. Als er Leo sah wurde er langsamer und blieb dann stehen. Faye legte ihre Hand auf Leos Schulter und zog ihn zu sich.

„Leo wird sich in den nächsten vier Tagen um dich kümmern, Adrian!“

Der Kleine blickte mit großen Augen zu Leo auf. Dieser versuchte zu lächeln, konnte es nicht, wandte sich ab und hängte seinen Mantel an die Garderobe.

„Und wo bist du?“, fragte der Junge seine Schwester.

„Ich bin bei dieser schweren Prüfung, von der ich dir erzählt habe. Aber Leo wird mit dir spielen."

„Macht mir Leo auch Kakao?"

„So viel du willst!"

Sie umarmte ihn, strich ihm über den Kopf und trat an Leo heran. Er fühlte sich verloren und tastete sich durch sein Haar mit Fluchtgeschwindigkeit. Dann nahm sie auch ihn in die Arme. „Danke", flüsterte sie ihm ins Ohr.

Leo war versteinert. Nur ein gebrochenes „Hm" brachte er hervor.

„Das Kakaopulver ist über der Spüle!", sagte sie dann, richtete ihren Schal noch im Spiegel, packte den Koffer und war aus der Tür. „Viel Spaß euch beiden!" Dann war die Tür zu, die beiden Brüder allein in der Wohnung.

Leo drehte sich um. Adrian blickte ihn erwartungsvoll an.

Niemand bewegte sich. Keiner machte einen Mucks.

„Das kann ja heiter werden", murmelte Leo. Laut sagte er: „Also Adrian, machen wir dir einen Kakao!"

„Hm", machte der Junge, „ich will aber grad keinen Kakao!"

„Aber du magst doch Kakao?"

„Ja klar!"

„Aber jetzt nicht?"

„Nein?"

„Und warum?"

„Ich habe meine Tasse ja gerade ausgetrunken!"

Leo kratzte sich an der Stirn.

„Dann mach ich mir jetzt einen Kakao", stellte er fest.

Adrian machte einen großen O-Mund. „Du kannst doch nicht alleine Kakao trinken!", entrüstete sich der kleine Bruder.

„Und warum kann ich das nicht?", fragte der große Bruder.

Adrian überlegte mit einem angestrengten Gesicht.

„Na", begann er dann, „weil's eben nicht geht!"

„Dann musst du wohl auch einen trinken“, sagte Leo.

„Hm“, machte Adrian, und dann fügte er gedehnt hinzu, zeigend welche Überwindung es ihn kostete, „okay.“

Leos schlimmste Befürchtungen schienen real zu werden …

Er ging in die Küche. Adrian war ihm dicht auf den Fersen und musterte ihn nun beim unbeholfenen Dastehen. Über der Spüle hat sie gesagt … Leo trat heran und öffnete das Schränkchen. Was er sah, waren *einhundertausend* Gewürzdosen, aber kein Kakaopulver.

„Hm“, machte Adrian, „ich glaub es war in einer blauen Dose …“

Leo suchte nach einer blauen Dose, es gab keine.

„Hm“, machte Adrian, „vielleicht war sie grün …“

Der ältere Bruder sah genervt zur Decke. Dann suchte er nach einer grünen Dose, doch was er fand waren, er wusste nichts von seinem Glück, Thymian und Nelken. Zu Leos Verteidigung: vermutlich hatte niemand auf ganz *Astroid* eine solche Gewürzsammlung wie Faye, die sie sich sehr darum bemüht hatte. Dass die Dose auch nicht grün war, schien Adrian aber jetzt zu denken zu geben. Leo hatte genug davon. Er räumte alle Behältnisse wieder in den Schrank und machte ihn zu. Dann wandte er sich um.

Am Kühlschrank stand eine einzelne, große Dose. Und sie war rot …

Fünf Minuten später köchelte die Milch, aufgegossenes Granulat, am Herd.

„Wie viel Pulver geben wir da jetzt rein?“, fragte Leo.

„Hm“, machte der Junge, „schon ein bisschen.“

„Drei Esslöffel?“

Der Junge nickte.

Drei Esslöffel färbten die Milch schön braun.

„Mehr!“, forderte Adrian, der auf einem zurechtgerückten Stuhl stand um über den Topfrand sehen zu können.

Leo tat wie befohlen und gab noch zwei Löffel rein. Die Milch wurde dunkelbraun.

„Mehr!“, wiederholte der Junge.

„Noch mehr? Bist du dir sicher?“

Eifriges Kopfnicken. Die Milch wurde schokoladebraun und ein wenig zähflüssig. Leo füllte das Ergebnis in zwei Tassen und stellte sie auf den Tisch, einander gegenüber.

„Zu schokoladig!“, lautete das Urteil.

Trotzdem wurde der Kakao gekippt und danach, als Leo sich der Beurteilung anschloss, gab’s auch noch die zweite Tasse, die Adrian mit großer Begeisterung verschluckte. Voll, glücklich und mit schwarzem Rand um den Mund saß Adrian daraufhin auf seinem Stuhl und blickte Leo an. Der schielte auf die Uhr.

Erst kurz nach zehneins. Es war Zeit für die gefürchtete Frage: „So Adrian, was machst du denn normalerweise so, wenn Faye arbeitet?“

„Hm“, machte der Junge, „wenn Faye arbeitet sitzt sie in ihrem Zimmer und ich darf sie nicht stören.“

„Jaja schon, aber was machst *du*?“

„Hehe …“

Adrian sprang auf, nahm Leo bei der Hand und zog ihn in sein Zimmer. Dann zeigte er auf den Fußboden. Dort stand eine große Spielzeug-Ritterburg …

„Du wirst die Prinzessin niemals wiedersehen, Sonos Lancelot!“

„NEIN! Du sagst, „Du wirst die Prinzessin niemals retten!““

„Du wirst die Prinzessin niemals retten, Sonos Lancelot!“

Dann sprang der schwarze Ritter auf seinen Drachen und stieg auf in die Lüfte.

„NEIN! Der Drache spuckt Feuer!“

Der Drache des schwarzen Ritters landete und spuckte Feuer.

„Du wirst niemals gewinnen, schwarzer Ritter!“

Sonos Lancelot stürmte auf den Drachen zu, holte zum Schlag aus – und verpasste ihn. Der Drache war abermals in die Luft gestiegen.

„NEIN! NEIN! Du musst dich treffen lassen!“, kreischte Sonos Lancelot oder der Regisseur, es war schwer zu unterscheiden.

Also landete der Drache von Neuem und Sonos Lancelot nahm wieder Anlauf. Dieses Mal - Überraschung - traf er auch. Der schwarze Ritter stürzte von seinem sterbenden Drachen.

„Oh nein! Sonos Lancelot hat meinen bösen Drachen erschlagen!“

„Und jetzt gib die Prinzessin wieder her!“

„Oh nein! Die Prinzessin wird niemals freikommen!“

„Lass uns duellieren!“, forderte Lancelot.

„Wie du willst!“

Die beiden kämpfen. Sonos Lancelot wird getroffen.

„Haha! Sonos Lancelot du bist tödlich getroffen. Das Gift auf meiner Klinge wird dich langsam töten!“

„NEIN! Die Klinge ist nicht vergiftet!“

„Haha! Sonos Lancelot du bist getroffen. Leider war meine Klinge nicht vergiftet und du wirst nicht langsam sterben!“

Sie kämpfen weiter.

„Bleib stehen!“, forderte Sonos Lancelot.

Der schwarze Ritter wich aus.

„Du sollst stehen bleiben!“

„Haha! Ich werd‘ doch nicht so blöd sein und stehen bleiben, weil du es sagst, Sonos Lancelot!“

„Bleib stehen!“, beschwerte sich der Regisseur.

Plötzlich hielt der schwarze Ritter inne und wurde von Lancelots Schwert erschlagen.

„Und so siegt das Gute wieder einmal über das Böse!“, rief Sonos Lancelot.

„Du bist frei Prinzessin!“

Der Drache und der Ritter verschwinden, die Prinzessin erscheint. Die Prinzessin räuspert sich und spricht mit erstaunlich tiefer Stimmlage: „Sonos Lancelot! Mein Retter!“ Sie fällt ihm um den Hals.

„NEIN!“, tönte es vom Regisseur, „erst muss Sonos Lancelot ihr seine Liebe gestehen!“

Leo schaute sehnsüchtig auf die Uhr.

12 Uhr 47 …

„Hast du Hunger, Adrian?“

Die Hoffnung wurde mit einem Kopfschütteln zunichte gemacht.

Um halb zwei dann doch: Adrian hatte Hunger, Leo war glücklich von den Rittern, Drachen und Prinzessinnen loszukommen. Erst als er vorm Kühlschrank stand wurde Leo wieder bewusst, dass er ja keine Ahnung vom Kochen hatte. Fast mit Grauen öffnete er die Tür, nur um zu erkennen, dass Faye wohl über den Stand seiner Kochkenntnisse bestens im Bilde war: Vor ihm fanden sich vier säuberlich beschriftete Päckchen mit Zutaten in Frischhaltefolie und jeweils mit kleinen, gelben Zettelchen garniert, jedes mit einem Rezept und einem Datum versehen. Es gab da einen Montag, einen Dienstag, einen Mittwoch und einen Donnerstag.

Leo fasste Mut. Viel konnte jetzt ja nicht mehr falsch laufen … Oder?

Nun, beim heutigen Gericht handelte es sich um einen „original italienischen Nudelsalat“, auf der Zutatenliste unter anderem Tomaten, Mozzarella und … Balsamico.

Selbst in einem Supermarkt am Ende der Welt, und *Astroid* hatte exakt einen für seine 8000 Einwohner, bekam man im 23. Jahrhundert relativ viel zu kaufen. Selbstverständlich war man in aller Regel darauf angewiesen, dass die Schilder richtig platziert waren, denn häufig hätte man sonst Schwierigkeiten zu wissen, was man da kauft. Tomaten zum Beispiel, die, welche da vor Leo auf der Arbeitsplatte lagen gehörten zu den besseren Vertretern, die man

hier draußen zu kaufen bekam - sie waren immerhin rötlich, wenn auch trotzdem vor allem blau - Erde oder Sonne hatten die aber garantiert auch keine gesehen. Man schiffte irgendwelche maßgeschneiderten Samen auf die Station, steckte sie in Nährlösung und eine Woche später konnte man sie im Laden kaufen. Rötlich blaue Tomaten. Was genau in diesem „Mozzarella“ steckte war allerdings wohl eine etwas schwerer zu beantwortende Frage …

Balsamico also. Mit „Tomaten“ und „Mozzarella“ konnte Leo was anfangen, aber was zum Henker war „Balsamico“?

Leo starrte auf die Buchstaben. Was konnten sie bedeuten? Wovon sollte er drei Esslöffel in den Salat mengen? Aber noch war Leo nicht verloren. Er hatte eine gewitzte Idee. „Adrian!“, sagte er, „kannst du mir mal bitte den Balsamico geben?“

Gespannt wartete er, bis ihm der kleine Bruder das gesuchte Behältnis überreichen würde … doch es kam nicht. Adrian hatte genauso wenig Ahnung wie Leo, was er meinte. Jetzt war er verloren.

„Ist es *die* Dose?“, fragte Adrian und kam mit einer Dose voll mit grünem Kräuterzeug.

„Hm“, machte Leo, selbstverständlich wissend wonach er suchte, „lass mich mal sehen!“

Er öffnete die Dose mit dem Thymian und roch.

Adrian beobachtete es ehrfürchtig.

„Hm“, machte Leo, „das ist es nicht!“ Adrian stellte die Dose zurück und kam mit einer anderen angetrippelt.

„Ist es das?“, wollte er wissen und reichte ihm Oregano.

„Hm“, machte Leo, „jaaah“, sagte er dann, „das ist es, Balsamico.“ Und er tat drei Esslöffel rein.

Dann bat er zu Tisch.

„Duuu?“, machte Adrian.

„Ja?“

„So hat das aber noch nie geschmeckt!“

„Iss!“

* * *

15 Uhr 12.

„Du, Adrian?“

„Jaaa?“, machte der Junge, seit dem Mittagessen etwas verstimmt.

„Wann gehst du normalerweise ins Bett?“

Adrians Augen wurden groß.

„Oh! Gaaaanz spät!“

„Ganz spät?“, wiederholte Leo, „wie spät?“

„Gaaaanz.“

„Wie viel Uhr?“

Fast konnte man sehen wie Adrian nach einer großen Zahl suchte.

„Neun!“

Nun war es Leo, der überlegte.

Zweizehneins weniger zehnfünf … noch fast sechs Stunden …

„Adrian?“

„Leo?“

„Was machst du denn sonst noch so?“

„Wenn Faye arbeitet?“

„Überhaupt.“

Adrian nahm Leo bei der Hand und zog ihn zurück in sein Zimmer. Dann kramte er eine akustische Gitarre unter dem Bett hervor. Leo erkannte sie sofort. Faye hatte früher häufig darauf gespielt. In ihrer alten Wohnung, auf der *Erde*. Erstaunlich, dass die es ans Ende der Welt geschafft hatte.

Adrian setzte sich aufs Bett, bereit zu spielen. Leo nahm an seiner Seite Platz. „Spielst du mir was vor?“, fragte er.

Der Junge nickte. Dann schlug er einen nicht differenzierbaren Akkord an. Leo brauchte zwei Sekundenbruchteile, um zu erkennen, dass sein Bruder wohl nichts von Fayes Musikalität hatte. Was wie „The times they are a changing” hätte klingen sollen, war ein einziges Gewirr

vollkommen dissonanter und schlichtweg falscher Akkorde.

„Und wie oft spielst du?“, fragte Leo.

„Naja. Meistens so zwischen fünf und sechs.“

Leo bewunderte Fayes Ausdauer. Oder ihr Raum musste schalldicht sein.

„Meistens spielt mir aber Faye vor.“

Leo hörte auf.

„Sie spielt viel schöner als ich!“

Basierend auf Erinnerung konnte er ihm da nur zustimmen.

„Und was spielt sie?“

Adrian schüttelte den Kopf.

„Keine Ahnung. Aber ich lieg immer auf’m Bett und sie sitzt da wo du jetzt sitzt und spielt und singt.“

Leo lächelte.

„Kannst du mir was vorspielen?“

„Oh!“, machte Leo, „ich weiß nicht Adrian, ich habe selber schon lange nicht mehr gespielt.“

„Dann spiel ich noch was!“, meinte Adrian und griff in die Seiten.

„Oooooh nein!“, beschwichtigte Leo und umarmte Adrian, so dass er nicht spielen konnte.

„Du solltest lieber Faye vorspielen, die … äh … weiß das mehr zu schätzen als ich! Aber hey, lass mich doch mal ran. Vielleicht kann ich noch was.“ Schlimmer konnte es kaum werden, dachte er amüsiert.

Adrian reichte ihm die Gitarre mit erwartungsvoll glänzenden Augen. Leo hielt das Instrument einen Augenblick abschätzig in der Hand. Das war wirklich einige Zeit her. Auf der *Erde* hatte er tagtäglich gespielt, auf *Astroid* wurde es immer weniger und mit zehnundzwei hatte er es ganz aufgegeben. Es fühlte sich gut an es wieder mal zu versuchen. Er prüfte die Seiten grob nach Gehör und spielte dann den ersten Akkord von „The Stars are my Family“

von *SAND*[23]. Ja, das klang gut. Er fing von vorne an und spielte den ganzen Song mit nur zwei, drei kleinen Unsicherheiten.

Adrian schien, als hätte er davon nichts mitbekommen. Er lag ruhig atmend am Bett und war eingeschlafen.

„Na ich weiß ja nicht, aber ich nehme das mal als Kompliment hin“, dachte Leo schmunzelnd. Dann spielte er leise eine zweite Nummer, klassischen Slice-of-Life („If I was a Spaceship“) und einen Song von *The Bees*[24], den Beatles des 22. Jahrhunderts („Before Yesterday ... was Tomorrow“). Leo war fassungslos: wie hatte er so lange nicht mehr spielen können? Er schüttelte den Kopf, ob seines eigenen Ungeschicks, spielte noch „Live long and *proper*“ von *Mr. Spock*[25], packte die Gitarre dann vorsichtig zurück in die Tasche und wollte diese eben leise unters Bett schieben, knallte dabei aber mit dem Korpus kräftig gegen die Bettkante. Leo hüpfte fast vor Schreck.

Adrian schlug die Augen auf wie ein Roboter aus dem Ruhemodus. „Was machen wir jetzt?“, fragte er eifrig. Leo musste lachen. Es war gar nicht so übel hier.

Er zuckte mit den Achseln und sah sich um. Sein Blick fiel auf den ehemaligen Schreibtisch und jetzige Werkbank. Schneidspuren, Brandflecken, feine Drähte, Lötzinnbatzen … „Faye bastelt?“, fragte er seinen jüngeren Bruder. Dann hatte er den Bücherstapel im Schatten des Tisches erkannt. Elektro- und Digitaltechnik, Kompendium der Elektronik, Physikalische Grundlagen der Kernfusion, Einstein im 23. Jahrhundert, Thermodynamik, Schiffe der Schmiede *Gabri-*

---

[23] Aktiv von 2150 bis 2161. Genre: Slice of Life.

[24] Aktiv von 2097-2120. Genre: Classic Rock. In Anlehnung an die Beatlemania sprach man rückwirkend von der Beesmania.

[25] Aktiv ab 2200. Genres: Space Rock, Space Folk, Space Electro, Space House, Psycho. Die erfolgreichste Band des 3. Jahrtausends. Die Stones multipliziert mit den Beatles.

el … Die Liste wäre in dieser Art fortzusetzen. Leo schaute auf die Buchtitel, dann auf Adrian. Er öffnete das Buch über die Thermodynamik und wurde von Mathematik erschlagen.

„Ich wusste gar nicht, dass sie so schwere Sachen liest."

„Aber nein!" Adrian lachte. „Die habe ich von meinem Lehrer bekommen."

„Sehr zuversichtlich. Wann glaubt er denn, dass du die zu Lesen beginnst? Kannst du überhaupt schon lesen?" Er sah zu seinem Bruder. Was für eine Frage, der Junge war noch keine fünf.

„Ein bisschen!", behauptete Adrian, „Du kannst dir gerne welche nehmen, ich brauch sie sowieso kaum."

„Das kann ich mir vorstellen!", lachte Leo und legte das Buch mit den vielen Zahlen weg, von denen *er* kaum was verstand. Dabei fiel sein Blick auf die Tischplatte.

„Warum sieht der Tisch so aus?"

„Hm", machte Adrian, „was meinst du?"

„Warum zum Beispiel ist hier so ein großer Brandfleck?"

„Da hat Fabs den Gasbrenner nicht ordentlich abgedreht."

„Den Gasbrenner", wiederholte Leo tonlos.

„Den Gasbrenner", wiederholte Adrian bestimmt.

„Du willst mir sagen, Faye lässt dich mit dem Gasbrenner arbeiten?"

„Nur wenn sie dabei ist. Aber ich bin schon richtig gut damit, soll ich's dir zeigen?"

„Danke, nein!", rief Leo. Das Letzte, was er jetzt brauchen konnte, war mit einem schreienden Kind zur kleinen Klinik zu hasten, weil es sich die Finger verbrannt hatte. Und Leos erstes Vorhaben nach der Rückkehr ihrer beider Schwester würde sein, sie zu fragen, ob sie noch ganz bei Trost sei. Vier war nicht länger vier, aber trotzdem.

„Was habt ihr damit gemacht?", fragte er seinen Bruder.

„Gelötet."

„Und was?"

Adrian lächelte verschmitzt und kramte im Schrank neben dem Bett. Dann zog er einen Roboterarm von Menschengröße heraus, legte ihn auf den Tisch und sah stolz zu Leo auf ...

Dieser war einfach nur baff. „Wisst ihr eigentlich was ihr da tut?“

„Nö“, sagte Adrian, „aber es macht Spaß …“

Adrian blieb an diesem Abend bis halb zehnundeins auf. Er und Leo hatten sehr viel Spaß damit, den Roboterarm, der tatsächlich funktionierte, ob durch oder trotz Adrians herumdoktern daran, umzuprogrammieren, damit kannte er sich ganz gut aus, bis ihnen der Arm letztlich, sich selbst über den Boden schleifend, durch die Wohnung folgte. Seinen Vater bekam er nicht zu Gesicht.

Leo konnte nicht schlafen. Das angenehme Gefühl, alles würde jetzt wieder in geordneten und zielgerichteten Bahnen ablaufen, war verflogen. Es war 23 Uhr 52. Er lag seit zweieinhalb Stunden wach. „Okay“, dachte er laut, „dann noch ein bisschen die Füße vertreten!“, und schwang sich aus dem Bett.

Draußen war es ein lauer Sommerabend. Es gab wirklich keinen Vergleich zur Klimaanlage *Astroids*, dazwischen lagen im wahrsten Sinne Welten. Und auch der Sternenhimmel funkelte in einer Intensität, dass man die Sterne mit der Hand zu erreichen glaubte. Natürlich war der irdische Himmel in seinen Erinnerungen nochmal etwas ganz anderes, aber das mochte verklärende Nostalgie sein. War es vermutlich auch.

Auf den Straßen war noch ziemlich viel los, es war ja auch ein Freitagabend und Leo überlegte, ob es eigentlich sehr traurig war, alleine in diese, von außen sehr ansprechende Bar, *Der Hafen*, zu gehen. Der Schuppen, so musste man es fast bezeichnen, fiel ein wenig aus dem Rahmen der sauberen Fassaden. Nackter Beton, daraus ragende blanke Kupferrohre, das Schild mit dem Namen verwitter-

tes Holz. Sehr rustikal, sehr Wasi Sabi. Es war schon noch etwas gepflegter als das *Fuck Space* es gewesen war, dieser legendäre Ort, der jetzt nur noch atomarer Staub war, aber es fehlte nicht viel. Leo entschied sich dafür, dass es nicht allzu traurig war und im Vergleich zu seinen sonstigen Problemen war es ihm ohnehin egal, was andere von ihm denken mochten.

Drinnen wurde ihm sofort klar, dass es die richtige Entscheidung gewesen war. Sie spielten *The Spikes*[26], eine ungerade Zahl an Spotlights akzentuierte die industrielle und schmutzige Einrichtung und spendete, quasi nebenbei, noch etwas schummriges Licht. Über der Bar hing ein gewaltiges gusseisernes Ding, das Leo nicht kannte, aber mächtig Eindruck machte. Es war ein alter Schiffsanker.

„Was darf's sein, Captain?", fragte ein vollbärtiger Mann, mit drei oder vier Rettungsringen aus Körpermasse am Leib und hölzerner Pfeife im Mundwinkel.

Leo überlegte nicht lange, er wusste exakt was er heute brauchte: „Nippeltwister."

Der Mann machte eines seiner, unter einer, Leos noch an Buschigkeit überbietenden Braue liegenden Augen weit auf. „Teufel! Das gibt's doch nicht. Da verkaufe ich diesen Drink vielleicht fünfmal im Jahr und dann gleich zweimal an einem Abend! Ich sollte meine Vorräte aufstocken!" Der Mann drehte Leo den Rücken zu und suchte die Flaschen zusammen. „Bist nicht von hier, was?"

„Nein", gab Leo zu.

„Nur Leute aus *Class-D* können einen Nippeltwister bestellen", erklärte der Barkeeper.

„Sie haben heute schon einen verkauft?"

„Einen? Drei! Aber alle an dasselbe Mädel." Er wandte sich wieder um und stellte Leo das kleine Glas mit der

[26] Aktiv von 2140bis 2157. Genre: Grunge

roten Flüssigkeit vor die Nase. Leo kippte es ex, die einzige Art dieses Getränk zu konsumieren, wenn man die nächsten Stunden noch etwas schmecken wollte.

„Sitzt übrigens dort hinten, wenn du Bekanntschaft machen willst." Der Mann deutete mit seinen dicken Fingern in einer der hinteren Ecken des Lokals.

Auf die *Spikes* folgten *Candle*[27]. Leos *ComPad* zahlte automatisiert und er folgte der angezeigten Richtung.

Die Nacht schien dem vorangegangen Tag an Überraschungen in nichts nachstehen zu wollen:. „Marie!", rief er aus, als er sie erkannte. Sie lungerte, auf dem rechten Ellenbogen gestützt, halb auf der Tischplatte und strich über ihr leeres Glas, sprang aber auf, als sie Leo erblickte.

„Was machst du denn hier?", kam es unisono aus beider Münder.

„Also hör mal!", rief Marie, „ich habe dir doch erzählt wo ich hinwollte! *Du* musst *mir* erklären, was du hier tust! Und jetzt setz dich mal her!"

Leo holte zwei Bier, zu Nippeltwistern konnte man schlecht Geschichten erzählen, dann setzte er sich zu ihr und erklärte ihr, weshalb er hier war.

„Ach du scheiße! Und morgen weißt du erst wo er ist?" Marie war bereits etwas angetrunken und zog ihre Vokale etwas lang.

„Hoffentlich", bestätigte Leo.

Marie streichelte seinen Oberarm. „Hey, du wirst sehen, alles wird gut gehen. An jedem Plätzchen, sein Steinchen!"

Leo lächelte. „Ja, genau so." Der Nippeltwister hatte seine Nippel mit dem Hirn verwechselt. Und Marie sollte schon drei davon getrunken haben?

Er lehnte sich zurück. Was für ein schöner Zufall hier und jetzt auf Marie zu treffen. Ein bekanntes Gesicht. Von Jeff und den anderen hatte er noch nichts gehört, obwohl

---

[27] Aktiv von 2074 bis 2095. Genre: Endzeit-Rap

er ihnen im Hotel geschrieben hatte. Aber die mussten noch alle zu ihren neuen Stationen unterwegs sein.

„Wie schaut's aus mit deiner neuen Wirkungsstätte?"

„Du meinst dem Sexladen?"

„Du sagtest was von Erotik mit Niveau und Sex sei optional."

Sie fixierte ihn und fuchtelte mit dem Finger vor seiner Nase. „Sex, mein lieber Leo, ist niemals optional." Noch sagte sie optional, doch zumindest dem T ging es wohl demnächst an den Kragen.

Er hob ergeben die Hände. „Auch nicht im Geschäft?"

„Ja doch, der Laden ist voll in Ordnung. Morgen fange ich an."

Leo kannte die Antwort, aber fragte trotzdem: „Hast du dich auch nach was anderem umgeschaut?"

„Du kennst doch meine Prinzipien, Leo. Solange ich Geld bekommen kann, dafür dass ich mich auf den Rücken lege und bis einhundert zähle, gibt es keinen besseren Job für mich."

Er hatte Maries Einstellung in dieser Hinsicht nie ganz verstanden, aber solange sie glücklich war.

„Manchmal auch nur bis fünfzehn", sagte Marie und lächelte ihn an.

Leo stand einen Moment auf der Leitung und schaute verdutzt, ehe er begriff. Es sollte „Hirntwister" heißen ... Wirklich.

Als sie vor Leos Hotel standen war es 2 Uhr 12, Marie verschliff noch ein paar weitere Buchstaben und fragte, ob Leo nicht eine Badewanne im Zimmer hätte. Fünf Minuten später lag Leo dösend auf dem Bett und Marie lallte im Badezimmer ein Lied, dass er eigentlich kannte, dessen Namen ihm aber nicht einfallen mochte. Vielleicht sang sie auch einfach zu falsch. Wo hörte eigentlich singen auf und wo fing gurgeln an? Er war allerdings sehr beruhigt sie röhren zu hören, denn das sagte ihm, dass sie noch nicht

ertrunken war. Trotz seines Vorsatzes ihr fortwährendes Überleben anhand ihrer akustischen Signale zu kontrollieren schlief er dann allerdings doch ein.

Leo erwachte vom Klacken der Tür und Marie stand nackt im Zimmer.

„Marie, du bist betrunken."

„Und du bist Jungfrau!"

Das stimmte nicht, aber Marie war felsenfest davon überzeugt und Leo hatte es aufgegeben ihr die Wahrheit zu beteuern. Eigentlich wollte er sich auch nicht recht an seine ersten Erfahrungen erinnern, die in seiner Rebellenphase stattgefunden hatten und wenig Wiedererzählwert hatten. Als er zuhause immer mehr Fayes Platz eingenommen hatte nahm auch das Interesse an den in den Tag hineinlebenden Mädels auf *Astroid* rapide ab. Und deshalb hielt Marie ihn für eine Jungfrau.

„Du hast recht!", sagte er, „Ich frage mich, wessen Urteilskraft eigentlich stärker beeinträchtigt ist."

Sie visierte ihn mit ihrem rechten Zeigefinger an. „Sagst du!", stellte sie fest und Leo überlegte, ob das die logische Antwort auf seine Aussage war.

Marie fasste sich an die Brüste. „Gefällt dir nicht, was du siehst?"

„Das ist es nicht."

„Gut, denn bisher hat es noch jedem gefallen."

„Wie beruhigend, das zu wissen", lachte Leo.

Sie kroch langsam aufs Bett.

„Marie, bitte!", sagte Leo, jetzt aber etwas verunsichert, ob sie nicht doch Ernst machte.

„Leo!", hauchte sie und fasste nach ihm.

Er rollte sich weg und vom Bett und verlor fast das Gleichgewicht. Unterschätze niemals einen Nippeltwister. Die paar Bier danach dürften allerdings auch nicht geholfen haben.

„Marie, ich meine es ernst!"

„Ich auch, Leo!" Sie erstarrte. „Du stehst auf Männer!"

„Ähm, nicht das ich wüsste“, entgegnete Leo und warf Marie die Kleider vom Stuhl zu.

Marie setzte sich auf und überlegte weiter: „Du glaubst an das Gebot, keinen Sex vor der Ehe!“

„Marie, ich bin nicht mal bei der Kirche!“

„Dafür warst du aber oft *in* der Kirche!“

„Franziskus“, erinnerte Leo, „Und ich weiß nicht, warum wir diese Diskussion führen.“

„Du willst nicht mit mir schlafen!“, erinnerte Marie. Sie sagte „schlaffen“.

„Weil es sich nicht richtig anfühlen würde!“, sagte er aufgebracht.

„Du willst doch wohl nicht meine Fähigkeiten in Frage stellen. Das mit dem Zählen-“

„Keine Details!“, wehrte Leo ab.

Er setzte sich zu Marie an die Bettkante und griff nach ihrer Hand, darauf bedacht trotzdem möglichst großen Abstand zu wahren. „Marie, du bist meine Freundin, aber ich will nicht mit dir schlafen.“

Marie schaute ihn lange an.

„Es macht mir nichts aus, wenn dein Schwanz nicht recht groß ist-“

„Gottverdammt, Marie du-“, rief er aus, ehe er innehielt und sie anstarrte. Sie hatte das breiteste Grinsen im Gesicht, das man sich vorstellen konnte.

„... du Biest!“, vollendete er seinen Satz. „Du verarscht mich hier nach Strich und Faden!“

Er schüttelte lachend den Kopf. „Mach dass du hier rauskommst, oder ich muss dir den hübschen Po versohlen!“

Marie zog sich betont lasziv die Unterwäsche an, so lasziv, dass sie dabei umkippte und am Teppich landete und Leo schenkte ihnen noch einen Schluck aus der Minibar ein, allerdings bewusst alkoholfrei.

„Auf Leo, den größten Romantiker der Galaxie!“

„Und auf Marie, die hartnäckigste Verführerin des Weltalls!“

Es war kurz vor sieben, als Leo am nächsten Tag die Augen aufriss. Sein *ComPad* spielte ein Konzert, das hätte Tote erwecken können. Sein Kopf ließ in ihm das Gefühl aufkommen, dass er vielleicht auch nahe dran war, dessen zu bedürfen.

Ohne Orientierung und ohne Ahnung, wo es genau lag und voller übler Gedanken an den mit Marie genossenen Alkohol, brummte er laut ins Zimmer hinein, es solle doch durchstellen. Es war Sophie, die Polizeibeamtin, die im Raum erschien.

Schlagartig war sein Kopfschmerz vergessen. Sie hatten ihn! „Gibt es was Neues?“, brummte er mit belegter Stimme.

Sie nickte mit einem breiten Lächeln. „Wir haben ihn.“

Ja! Ja! Ja! „Wo?“

„Er ist an Bord der *UPMS Sleeping Beauty*.“

„Ja?!“, rief er aus und war drauf und dran Sophie zu umarmen. „Wo kann ich ihn abholen?“

„Der Grund für meinen frühen Anruf! Du musst sofort zum Raumhafen und einen Flug nach *Sybill 2* erreichen. Das Schiff wird dort in Kürze docken.“

„Wann geht der Flug?“, fragte er und langte bereits nach seinen Sachen.

„7 Uhr 30.“

Ein Blick auf das Pad trieb zur Eile: Es war 7 Uhr 2.

Leo riss sich das Shirt vom Körper, zog das andre über, hechtete zur Hose, ihm war’s egal, dass er nicht allein war.

„Wie lange brauche ich?“

„Zehnfünf Minuten, wenn du dich beeilst. Aber die Straßen *Metropolis*‘ sind schwer zu überschauen, verirren darfst du dich nicht!“ Der eben noch Schlafende nickte und wechselte in die Hose.

Sophie zeigte ihm den Weg auf der Karte, die sie neben sich in die Luft projizieren ließ.

„Du folgst einfach der Straße wie gestern bis zum *Unionsplatz* und nimmst dort die U2 nach *Nordstern*. Drei Stationen, *Makoto-Suzuki-Raumhafen* musst du raus."

„Okay, okay!"

Leo warf die wenigen Sachen, die er ausgepackt hatte zurück in seinen Koffer, ließ seinen Blick noch einmal durchs Zimmer schweifen und war schon am Weg zur Tür.

Sophie blieb stehen. Er wandte sich noch einmal um.

„Viel Erfolg!", sagte sie und er lief die paar Schritte zurück, um ihr die Hand zu schütteln. Dann fiel ihm ein, dass sie nur ein Hologramm war.

„Los!", rief Sophie grinsend und Leo nickte, bedankte sich mit einem Wort und ganzem Herzen und war durch die Tür.

7 Uhr 7! Die Zeit war knapp bemessen, aber wenn Sophie sich nicht völlig verschätzt hatte, sollte er seinen Flug erreichen.

Die Straßen waren bereits wieder gut gefüllt und er musste sich durch die Leute durchschlängeln, um voran zu kommen, aber Leo machte trotzdem gut Tempo. Je näher er aber zum *Platz der Union* kam, desto schlimmer verstopften die Straßen. Bald war es eine einzige Schieberei. Die Menschen klebten wortwörtlich aufeinander und der Eilende hätte sich nicht getraut mit einem kleineren Kind als Adrian hier lang zu laufen. Wobei, hätte er Adrian bei sich, müssten sie gar nicht ...

Leo war zunächst fassungslos als er feststellte, dass er von der Menge verschluckt worden war. Bis eben war ein solches Gedränge unvorstellbar für ihn gewesen. Auf *Astroid* hätte man nicht mal am dortigen *Platz der Union* so viele Leute untergebracht. Egal in welche Richtung er schaute, nur Menschen, die hier und dort und überall hin liefen, sich dabei auf die Füße stiegen, aneinander stießen,

sich beschimpften und weiter drängelten. Ellbogen wurden ausgefahren und dann wieder eingefahren, weil es zu anstrengend wurde, all die Leute wegzuschieben. Für Leo begann ein Wettkampf gegen die Zeit.

Das *ComPad* sagte ihm den U-Bahn-Abgang in dreihundert Meter voraus, sehen konnte er ihn noch lange nicht. Bald wagte er es gar nicht mehr die Uhrzeit zu prüfen, egal wie sehr er sich bemühte seinen schmalen Körper durch die Massen zu schlängeln, wie viele Leute er fast schon aggressiv zur Seite stieß, wie oft er von einem Notfall sprach – er kam kaum voran. Wut machte sich in ihm breit, einmal trieb ihm ein Mann, den er wohl etwas ungünstig geschubst hatte, den Ellenbogen in die Flanke. Er steckte den Hieb ein und hastete weiter.

Die Meldung, die um 7 Uhr 17 durch Lautsprecher durchgegeben wurde, dass man heute den Unionsplatz aufgrund des Markttages meiden sollte, hielt er für puren Hohn.

„Du dort oben, reiß dich am Riemen!“, zitierte er Franziskus ohne eigenen Glauben aber mit voller Wirkung: die Menge spuckte ihn direkt vorm U-Bahnabgang aus und geradewegs in einen Strom hinunterfließender Menschen hinein. Das waren die Momente, in denen man sich doch fragte. Dann aber erinnerte man sich, dass in diesem Moment ein achtjähriges Kind unbeaufsichtigt durch den Weltraum reiste.

Man schob ihn die Treppe hinunter, die Menge teilte sich, er versuchte die richtige Fahrtrichtung zu erkennen. Eine U-Bahn stand da. Er wollte einsteigen, aber noch wusste er nicht, ob es die richtige Richtung war. Fünf Sekunden später war er sich sicher und die Türen geschlossen, die Bahn fuhr ohne ihn ab.

„Scheiße! Kaos! Gottverdammter Anikh-Mega-Sack!“ Er stampfte mit dem Fuß auf, dass ihm der Knöchel weh tat. Eine Frau legte die Hand um ihre Tochter und schaute ihn missbilligend an.

Laut Anzeige fuhr die nächste in drei Minuten. „Du kleiner Scheißer da oben! Lass diesen Flug verspätet abfliegen!“, grummelte er, unruhig auf und ab schreitend, es kaum aushaltend, die Bahn herbeisehnend, von einem Fuß auf den anderen springend, stumm und weniger stumm vor sich hin schimpfend und dabei neue Kraftausdrücke erfindend und alle Wortfetzen *Altes Dii*, die er zu kennen glaubte, weiter verunstaltend.

Endlich fuhr sie ein, die Bahn. Leo sprang hinein, klammerte sich an die erstbeste Stange und wartete auf den ersten Ruck. Wann fuhr sie an? Worauf warteten sie noch? Schneller einsteigen! Plötzlich schien niemand mehr gestresst, alle hatten Zeit, wechselten vielleicht noch den Sitzplatz, der bequemer aussah und hielten die übrigen Leute beim Einsteigen auf. Am liebsten hätte er die Leute angepöbelt, doch das hätte ihm wohl auch nicht weitergeholfen. Als die Türen endlich schlossen war es 7 Uhr 25.

Der Bahnsteig vor den Fenstern verschwand, es wurde dunkel draußen.

„Nächster Halt: *Unionsstraße*“, sagte eine Stimme.

Erneut, Gedränge und Gerangel. Dann waren die Türen wieder zu.

7 Uhr 26.

„Nächster Halt: *Sid Vappavuori Straße*.“

Ankunft. Abfahrt. Schweiß auf der Stirn. Das Hemd klebte Leo am Körper. Jemand stolperte und drückte Leos Rücken an die Stange. Er war zu angespannt, um den Jungen anzufahren. Seine saphirblauen Augen mit dem unscheinbaren Stich ins Grüne klebten an der Anzeige mit dem Stationsnamen.

7 Uhr 28.

„Nächster Halt: *Makoto-Suzuki-Raumhafen*.“

Als stünde sie unter Strom ließ er die Stange los, bahnte sich seinen Weg ziemlich ruppig, eine ältere Dame rannte er einfach nieder, durch die Mitfahrenden und war als Erstes draußen. Die Rolltreppen hinauf in die Abferti-

gungshalle nahm er, den Koffer im Arm, im Laufen, weitere Menschen, die nicht rasch genug zur Seite stiegen, einfach wegschiebend. Er stierte auf die große, blaue Abflugtafel, endlich hatte er seinen Flug ausgemacht. Sein Blick wanderte auf die Abflugzeit und eben wollte er lossprinten ... da schaltete die Anzeige von 7 Uhr 30 auf *departed* um.

Leo fiel in Schockstarre. Stumm und ungläubig starrte er auf die Tafel, wo der Flug eben von der Anzeige verschwand. Eine Frau gab ihm eine Ohrfeige, „für meine Großmutter, du Arsch!“, und er hatte sich immer noch nicht beisammen. Ausdruckslos, mit offenem Mund, den Koffer im Arm wie ein Baby und die Wange zunehmend errötend stand er da und starrte auf die Tafel, welche seinen Flug eben gestrichen hatte. Leos Kopf sank auf seine Brust. Er hatte es erneut vermasselt. Wieso hatte er solange geschlafen? Warum war er nicht schon seit Stunden hier am Raumhafen gewesen? Er hatte doch gewusst, dass er so schnell wie möglich los müsste, wenn sie Adrian erst gefunden hätten. Konnte er den gar nichts mehr richtig machen? Faye wäre das nicht passiert. Faye wäre pünktlich gewesen. Sein Kopf schoss wieder hoch und sein Ärmel wischte über das Gesicht. Faye wäre schon bei Plan B. Plan B!

Das Hologramm des *ComPads* an seinem linken Arm leuchtete auf und er begann hastig nach einer anderen Verbindung nach *Sybill 2* zu suchen. Die Liste an Flügen war lang. Er wischte und wischte, so viele Flüge - da musste es doch bald wieder einen nach *Sybill 2* geben! - doch erneute Ernüchterung: der nächste Flug ging in drei Tagen …

Das Verpassen seines Fluges war übel. *Metropolis*, das geschäftige Treiben am gewaltigen Raumhafen bewies es, wenn man es nach dem prunkvollen Denkmal am *Platz der Union* noch nicht glauben wollte, war nicht unbedeutend.

Wenn es von hier kaum Flüge zu *Sybill 2* gab ... von wo denn sonst?

Leo setzte sich auf eine der Bänke, ließ den Kopf zurückfallen und dachte nach. Das war nicht recht bequem, aber er war der festen Überzeugung, es half ihm beim Denken. Und welchen Komfort hatte er schon noch verdient? Badewannen? Er sollte wohl besser beim Duschen bleiben und dafür dankbar sein.

Sein Kopf war rot und dem Gefühl nach mit zu viel Blut gefüllt, doch vielleicht half es wirklich, denn er sah erstaunlich klar. Prinzipiell war die Sache offensichtlich, die Lösung einfach. Wenn kein *öffentlicher* Flug dorthin führte, musste er eben jemanden finden, der *privat* dorthin wollte und ihn mitnehmen konnte. Das war gefährlich, vor allem alleine, man wusste nie an wen man geriet und draußen im Weltall konnte einem niemand helfen, aber er war weit über den Punkt hinaus, an dem er eine Option aufgrund persönlicher Sicherheitsbedenken ausgeschlagen hätte. Und es schien, als könne einem selbst hier niemand *wirklich* helfen. Also Mitfliegen. Die eigentliche Frage war nur, ob er auf die Schnelle jemanden zum Mitfliegen finden könnte.

Jeder Hafen, und einer dieser Größe sowieso, hatte eine Anzeigenbörse, auf der man Waren feil- und Transportdienste, Jobs und Überfahrten zu anderen Planeten und Stationen anbot. Aber das gerade heute so ein Angebot da sein sollte ... Da wären wir wieder beim Glauben an eine höhere Gewalt ... Kein Wunder, das Franziskus' Verein immer noch solchen Zulauf hatte ...

Dennoch, Leo öffnete die Anzeigen, die am Raumhafen hinterlegt waren und gab *Sybill 2* als Suchbegriff ein. Was er fand, war exakt ein Treffer: Ein gewisser Jesse Adams suchte nach einem Piloten für einen kleinen Jäger, der das Schiff nach *Sybill 2*, *Haman* und … *Saturn* flog. Leos Augenlieder wollten in seinen buschigen Brauen verschwinden. Es klang fast zu perfekt um wahr zu sein. Das wäre nicht

nur die Möglichkeit Adrian einzusammeln, sondern auch noch ohne Fayes Hilfe bis ins *Sol*-System zu gelangen. Damit wären alle seine Fehler mit einem Schlag ausgemerzt! Leo sprang auf die Beine. Das war seine Chance!

Geforderter Pilotenrang war sieben. Das war vielleicht der einzige Aufhänger. Leos Schein bekundete ihm nur eine sechs. Aber das war seine Chance! Es musste einfach klappen! Er prägte sich die Kontaktdaten ein, wiederholte sie mental immer und immer wieder und rannte in Richtung der privaten Hangars. Es galt keine weitere Zeit zu verlieren.

Abstellplatz 13-475. Das war nur auf den ersten Blick schnell zu finden. Ebene 13 hatte Leo ja noch schnell erreicht, aber 475 verlangte einiges von seinen Sohlen. Aber Leo schonte weder sich noch seine Schuhe und gelangte rasch auf die erhabene Plattform in Ebene 13, auf die man aus dem Lift heraus trat und blickte auf ein Meer an Raumschiffen hinab. Der Techniker in ihm war begeistert. Der Adrian suchende Bruder weniger. Doch immerhin wusste er nun wo die 475 lag.

Er eilte vorüber an alten *Typhooons*, an *Zyklons*[28] und an *Millenias* und immer weiter in den Dschungel der mit teils abenteuerlichsten Modifikationen ausgestatteten Schiffe und wäre er nicht auf dringender Mission gewesen, er hätte es genossen. Jetzt aber waren ihm alle diese Schiffe

[28] Von *THOR* als direkter Konkurrenz zum *EF-Science Typhooon* konstruiert, teilt sich die *Zyklon* (2185-2212) viele Vorteile mit diesem, nutzt aber die ausgereiften Offensivtechnicken von *THORs* Großkampfschiffen und wurde generell offensiver ausgelegt. Das Schiff gab sich keine Blöße gegenüber seinem direkten Konkurrenten und schlug es in Sachen Panzerung und Offensivkraft teils deutlich - war dabei aber fast doppelt so teuer. Das hat ihm letztlich den durchschlagenden Erfolg des *Typhooon* vereitelt.

nur lästig. Zweihundertvierzehndrei, dreihundertsiebzehnsieben, vierhundertzweizehnunddrei. Dann - endlich! - stand er vor 475 und kam eben recht.

„*Das* nennst du fliegen?", hörte er einen kolossalen Mann brummen. Es klang wie das Brüllen einer wütenden Raubkatze. „Dir würde ich nicht einmal mein Fahrrad anvertrauen!" Dann küsste ein im hohen Bogen geworfener junger Mann den Boden vor Leos Füßen. Als hätte das Brüllen allerdings die eigene Katzennatur geweckt landete der geworfene so halb und halb auf den Extremitäten, wechselte auf die kräftigeren beiden und sah zu, dass er Land gewann.

„Gibt's was?", bellte der Riesenbeta nun Leo an. „Geht dich nichts an hier, verpiss dich!" Und er wandte sich um, um wieder im dunklen Raum hinter der Luke zu verschwinden.

Einen Augenblick war Leo drauf und dran genau das zu tun, sich verpissen, ehe ihn der Gedanke an seinen Bruder zwang sich rasch zu räuspern und mit möglichst fester Stimme zu sagen: „Ihr sucht einen Piloten?"

Der Mann hielt inne wie ein Raubtier, das sich überlegte, ob es sich lohnte sich für eine kleine Störung umzuwenden. Offensichtlich kam er zum Schluss, dass es sich lohnen könnte. Dieses Mal sah der Mann Leo mit anderen Augen an, Augen, in denen Leo zumindest ein wenig Interesse zu erkennen glaubte, sich vor allem aber Belustigung spiegelte. Zugegeben, gegen diesen Zyklopen war er ein Strichmännchen.

„Und wenn?", fragte der Schwergewichtsweltmeister mit lässiger Stimme, ihn von oben bis unten musternd, ein breites Grinsen im großen, quadratischen Gesicht mit den runden Sonnenbrillen vor den Augen.

„Nun, ich sage mal, ich fliege nicht schlecht", sagte Leo und verfluchte sich, weil er sich in dieser wichtigen Situation von dem Mann einschüchtern ließ.

„Nicht schlecht?", wiederholte der Mann, trat mit wenigen großen, brutal schweren Schritten die Rampe herab und näher heran. Er war deutlich mehr als einen Kopf größer und zweimal so breit wie Leo und sah über die Ränder seiner, nach vor gerutschten, Sonnenbrille in seine Augen. Die seinen waren grau wie seine Haut und kalt abschätzig.

„Wir suchen nicht jemanden der *nicht schlecht* fliegt. Wir suchen jemanden der *beschissen ausgezeichnet* fliegt!“ Beim „beschissen ausgezeichnet“ hatte er mit seinem rechten Arm – reine Muskelmasse - eine wischende Bewegung durch die Luft vollführt. „Also Kleiner“, fuhr er fort und steckte sich eine Zigarette an, „entweder bist du so einer oder du siehst zu, dass die Straßen dich wieder verschlucken. Siehst nicht so übel aus. Wenn man uns verarscht, sieht man nachher *immer* übel aus. Bis die Maden kommen.“ Dabei deutete er in die Menschenmenge, die sich um das Hindernis, das sie bildeten, respektvoll herumwand. Das Gesicht des Mannes war kaum fünfzehn Zentimeter von dem Leos entfernt. Er roch durch und durch nach Tabak. Und Metall. Und Schweiß. Und tödlichem Ernst.

Aber irgendwas an diesem Auftreten weckte in Leo den Rebellenmodus. „Jetzt hören Sie mal zu!", sagte Leo, bevor er recht wusste was er tat, „ich hatte gestern den schlimmsten Tag meines Lebens, heute einen verdammten Schädel von gestern Abend, zusätzlich, weil mich eine Betrunkene nicht schlafen lassen wollte, viel zu wenig geschlafen, bin heute beschissen unsanft geweckt worden, bin hierher gespurtet um meinen gottverdammten Flug zu bekommen und habe ihn arschknapp verpasst. Ihr braucht einen Piloten, ich brauche eine Transportmöglichkeit. Ich würde sagen, wir haben einen Deal!“

Dann hielt er die Luft an und fragte sich, ob das klug gewesen war.

Der Mann schaute ihn zunächst ausdruckslos an. Sein Blick ruhte regungslose Augenblicke auf Leos Gesicht, dann checkte er ihn nochmal von oben bis unten mit den Augen ab und grinste breit. „Okay Kleiner, sag das doch gleich. Komm ich zeig dir den Rest der Bande. Und dann kannst du mal machen. Und", er wandte sich ein weiteres Mal um, „hier gibt's kein *Sie*. Dem letzten, der das gesagt hat, hat mein Kollege einen Finger gebrochen. Da gab's dann nur mehr ein kreischendes „iiiih"."

Leo beschloss gar nicht erst zu fragen. Er erfuhr es bald genug ...

Jesse, so der Name des Mannes, war nur einer von sechs, die im Inneren des kleinen Jägers beisammen saßen, Whiskey und einer Whisky mit Space Cola, in diesem Mengenverhältnis, tranken, und, eher nebenbei, nach einem neuen Piloten fahndeten. Oder vielmehr darauf warteten das so jemand bei der Tür hereinstolperte. Jemand wie Leo.

Neben Boxerkönig Jesse, eindeutig ein *Rikku*, gab es noch den schmalen Simon, der weißes Hemd und schwarzen Herrenanzug mitsamt Melone trug und *Sol* war, und den muskulösen, in Sweatshirt und Shorts dasitzenden und Jesse an Körperumfang noch einmal überbietenden Eddie, noch ein *Rikku*, James, der irgendetwas an sich hatte, das es einem unmöglich machte ihm den Rücken zuzukehren, ohne gleich ins Schwitzen zu geraten, der war wieder ein *Sol*, den mit seiner Brille sehr gelehrt wirkenden Bo in einem Strickpullover, noch ein *Sol*, und den, mit Verlaub, die ganze Zeit blöde grinsenden Swen, wiederum Beta und wiederum *Rikku*, wenn auch mit leicht goldenem Einschlag. Sie alle musterten Leo zunächst von oben bis unten und deuteten dann auf einen freien Sessel.

„Noch ein wenig jung", urteilte James, nach einigen Sekunden Stille, in welcher die anderen fünf den Neuankömmling musterten, als begutachtete man einen Zuchthengst, den man unter Umständen bereit war zu kaufen. Er trug langes, rabenschwarzes Haar, zu einem Zopf zu-

sammengebunden und trug einen ungepflegten Bart jenseits von zehn Tagen. Außerdem teilte seine Stimme eine gewisse Eigenschaft mit Schmieröl. „Wie alt bist du?“, wollte er wissen.

„Zehnundneun“, antwortete Leo wahrheitsgemäß, nachdem er kurz mit dem Gedanken gespielt hatte sich ein paar Jährchen älter zu machen, dies aber augenblicklich wieder verwarf, als ihm einfiel, das auf seinem Flugschein sein Geburtsdatum stand. James nickte bestätigt. Seine dunklen, schaurig leeren Augen ließen nicht von Leos Gesicht ab. Soulless James. „Zu jung“, urteilte er und Leo hatte keine Zweifel, dass seine intuitive Antisympathie vollends erwidert wurde.

„Was bist du bisher geflogen?“, fragte Bo James' Urteil ignorierend, der mit der Brille und dem spitz auslaufenden Gesicht und schenkte seinen Kumpels nach. Professor Bo. Danach standen drei leere Whiskeyflaschen am Tisch und zwei volle in Reserve darunter. Sie tranken während Leo von seiner Erfahrung mit Schiffen erzählte und dabei nur ganz wenig ausschmückte. „Auf *Astroid AG F2* arbeitete ich in der Werkstatt, und abends, wenn die Besitzer was

trinken waren, flogen wir alles Mögliche, *Jasper*s, *Typhoon*s, *L22*s[29], die kleineren *Nocturna*-Modelle, die *1428*er[30] …“

„Kleine Fische“, unterbrach der Professor abwinkend und stellte das geleerte Glas auf den Tisch zurück.

Leo starrte ihn an. War das eine Absage?

„Die eigentliche Frage ist“, fuhr Bo fort, „kannst du *dieses* Baby hier fliegen?“

„Eine *Nocturna Fatalius*“, stellte Leo fest.

„Sag jetzt nicht, du wärst mit sowas schon mal geflogen“, warf Soulless James mit einem ekligen Grinsen ein.

---

[29] Die L22 (Baujahre ab 2209) ist nicht nur der günstigste Jäger der Schiffsschmiede *Lilium*, sondern der günstigste Jäger am Markt. Mit gehörigem Abstand. Es war der erste Versuch *Liliums* neben dem Highend-Segment auch die preisbewussten Käufer zu erreichen. Und er glückte. Man sparte an den Materialien und an der Ausstattung, aber nicht an der Qualität. L22er gelten als unverwüstlich. Jeder Richtungswechsel riss einem halb die Eingeweide raus, da die Stabilisatoren aufs Minimum reduziert wurden. Aber das Ding würde fliegen und fliegen. Und drinnen wäre man immer dabei. Nur vielleicht am Ende ohne Eingeweide.

[30] Einer der größten Erfolge *Liliums*, war der L1428 (Baujahre 2167-2232) für 29 Jahre die unangefochtene Königsklasse für alle Interessierten mit unerschöpflichen Geldvorräten. Fürs viele Geld bekam man die hochwertigsten Materialien, die beste Technik und die komfortabelste Innenausstattung. Neider äfften man habe bei der Konzeption die falsche Seite ihm Lehrbuch aufgeschlagen, Kreuzfahrtschiffe gäbe es schon zur Genüge. Aber bei der Gelegenheit selbst einmal eine zu besteigen sagte niemand Nein. Auch nach Produktionsende waren die Schiffe sehr begehrt und wurden noch viele Jahre neueren Modellen vorgezogen, was dazu führte, dass die L1428 auch am Gebrauchtmarkt Preisrekorde aufstellte.

„Nein, bin ich nicht“, gab Leo zu, „aber die Steuerung ist ähnlich wie die *Infinitum*[31] und ...“

„… die kann jedes Kind fliegen“, schnitt ihm James das Wort ab.

„Das würde ich nicht unterschreiben“, sagte Bo, der eigentliche Pilot und erntete einen vernichtenden Blick von James, „aber das hier ist ein kleines Kanonenschiff im Vergleich. Traust du dir das zu?“ Professor Bo hatte, soweit Leo das verstanden hatte, ein temporäres Problem mit seiner Fluglizenz, welches Leo überbrücken sollte. Er hatte es nicht für klug befunden, weiter nachzufragen.

„Kein Problem“, behauptete Leo, „ich hatte noch jedes Schiff unter Kontrolle.“

„Deinen Flugschein, bitte“, sagte Gentleman Simon und streckte die Hand aus. Leo kramte ihn aus seiner Gürteltasche.

„Ziemlich erstaunlich“, urteilte Bären-Eddie, er hatte die passende, sehr tiefe, brummige Stimme, „dass man dir das hat durchgehen lassen, all diese Schiffe zu fliegen. Sonstwo hätte dich der eine, oder der andere, Besitzer, wohl schnurstracks ins Grab befördert. Jesse würde dich zermalmen und James vierteilen.“ Er machte ganz eigenartige Pausen an den ungewöhnlichsten Stellen im Satz. Die beiden genannten reagierten nicht auf die Aussage, aber Leo

---

[31] Die *Nocturna Infinitum* (Baujahre ab 2239) ließ *Nocturna* zum Inbegriff des schnellen, flexiblen Kleinschiffes werden. Die Schiffe waren schnell, flexibel auszustatten, bewaffnet, wendig, effizient und mit dem besten Antrieb ausgestattet, der in einen so kleinen Baufaktor eingepasst werden konnte. Diplomaten, hohe Militärs, Politiker, CEOs, Agenten,... alle nutzen für Reisen privat oder mit kleiner Entourage bevorzugt die *Infinitum* (oder ihre Schwester *Eterna*). Die Schiffe wurden nie als Angriffsmaschinen entworfen oder eingesetzt. Dafür waren sie auch bedeutend zu groß und zu teuer, wenn sie auch neben einer *Fatalius* zum Spielzeug verkamen.

zweifelte keine Sekunde daran, dass sie stimmte. Eddie hatte alles, was James zu wenig an Sympathie hatte und, ob es nun so war oder nicht, Leo hielt ihn bereits jetzt für seinen größten Fürsprecher. Die Aussage Eddies klang nicht missbilligend, sondern so als hätte es ohnehin keinen anderen Weg zu handeln gegeben.

„Das kann gut sein, aber bei uns war das halt so. Jeder tat es. Du wärst ausgelacht worden, hättest du gesagt du hättest zu viel Schiss."

„Ach lasst diesen Scheiß, ich will den Wicht fliegen sehen und dann nichts wie weg von hier, bevor man uns die Tür eintritt", rief Grinsekater Swen, wurde aber von Gentleman Simon mit einem Schlag auf die Brust zum Schweigen gebracht. Simon, mit der Melone und den Lackschuhen, stellte dann, als wäre nichts gewesen, mit süffisanter Stimme fest: „Fluglevel sechs steht hier. Hatten wir nicht nach sieben gesucht?", fragte er Professor Bo.

„Hatten wir", sagte Soulless James und schien zufrieden nun einen absolut stichhaltigen Grund zu haben, Leo rundheraus abzulehnen.

Leo warf einen Blick zu Anführer Jesse, der bisher noch gar nichts gesagt hatte. Er schien das Gespräch kaum zu verfolgen und schwenkte nur gelangweilt sein Glas.

„Ich könnte ohne weiteres sieben oder sogar acht haben, aber die Prüfungen kosten einen Batzen Geld", versuchte Leo die Situation zu retten.

„Ach was. Meinetwegen kannst du das Schiff fliegen, aber was mich genauso interessiert, ist wie du dir unsere Zusammenarbeit vorgestellt hast", fragte Gentleman Simon und warf Leo seinen Flugschein zurück. Leo zögerte kurz, abschätzend ob das mit dem „Tür eintreten" ein Scherz hatte sein sollen. Niemand hatte gelacht und er wollte nicht zu sehr überlegen, wer denn die „Tür eintreten" wollen könnte. Polizei? Mehr Gangster?

„Ich muss so schnell es geht nach *Sybill 2*. Um mehr geht es mir eigentlich nicht. Auf *Sybill 2* will ich meinen kleinen

Bruder abholen, dann flieg ich euch noch auf diese andere Station und nach Saturn, wo wir euch verlassen werden.

„Kleiner Bruder?!“, echote Simon belustigt. „Was glaubst du denn, dass wir tun Bürschchen?“

„Ihr seid Auftragnehmer, Söldner, vielleicht Piraten“, sagte Leo klipp und klar, um zu zeigen, dass er wusste woran er war.

Allgemeines Gelächter brach aus. Alle krallten sich an ihr jeweiliges Sitzmöbel, als bestünde die Gefahr herauszufallen. Zuletzt breites Grinsen im ganzen Raum, Swen trat beim Versuch mehr als gewöhnlich zu grinsen der Schweiß auf die Stirn. „Ja“, sagte Jesse endlich und wischte sich die Augen, „wir sind *Piraten*.“ Dann blickte er in die Runde. „Machen wir aus einer Hure keinen Kreuzer, dafür geht’s nicht um genug Zeit. Also Junge“, sagte er an Leo gewannt und steckte sich noch eine Zigarette an, „wir fliegen jetzt ein Ründchen, und wenn du das schaffst, ohne das dir Bo das Steuer aus der Hand reißt oder James dich abmurkst, dann fliegst du uns nach *Sybill 2*, wir machen unsere Sache, du kannst deinen Bruder mitnehmen. Dann fliegst du uns noch ein bisschen weiter und alle sind glücklich.“

Jesse warf einen Blick in die Runde. Niemand sagte etwas Gegenteiliges.

„Er soll zeigen, ob er was kann“, meinte Swen und wischte sich in den Ärmel. Soulless James erhob sich mit düsterem Blick.

Leo atmete durch. Das waren nicht unbedingt die Leute, in deren Gegenwart er sich wohlfühlte, aber einen so deutlichen Wink des Schicksals - Adrian abholen und gratis bis ins *Sol* - wollte er nicht vergeuden. Das mit dem Abmurksen war ein weiterer Scherz ... ja? Wobei James‘ augenblickliches Gesicht, zusammen mit seinem bisherigen Gebären die Aussage erschreckend real erscheinen ließ. Und irgendwie hatte Leo den Eindruck an James’ Schenkel zeichnete sich etwas ab, dass auf Pauspapier

übertragen der Silhouette eines Messers entsprechen dürfte. Eines sehr langen Messers.

„Das Cockpit ist da hinten“, sagte Bo, als käme Leo überhaupt in Frage, wüsste er nicht einmal das, und deutete mit einem Kopfnicken, er solle ihm folgen. „Den Pilotenstuhl wirst du wohl noch finden, dann schau dir die Kontrollen kurz an, ich will nicht, dass du die falschen Knöpfe drückst, und dann kann es losgehen.“

Leo setzte sich in den riesigen Lederstuhl und studierte die Kontrollelemente vor sich. Fast fragte er sich, ob er wirklich jemals eine *Nocturna* geflogen hatte. Aber dann erkannte er doch das System in der Anordnung der Knöpfe und stellte fest, dass es gar nicht *so* anders war. Trotzdem kam er sich vor wie ein Autofahrer, den man in einen Panzer gesteckt hatte.

Professor Bo hatte, bereit die Prüfung abzunehmen, im Copilotenstuhl platzgenommen. „Sind wir dann soweit, Misonas?“

Leo atmete tief durch, steckte seinen Flugschein in den Schlitz und erhielt nach einigen Sekunden Starterlaubnis. Er griff nach dem Steuerknüppel und legte dann mit der linken Hand, tack, tack, tack Schalter um. Ein leichtes Summen und Vibrieren ging durch die Maschine. Der Fusionsreaktor lief an. Immer mehr Lichter an der Armatur erwachten zum Leben.

In Gedanken ging Leo den ganzen Vorgang durch: Bordcomputer, Navigationscomputer, *FlightHelp*, Künstliches Gravitationsfeld, Frontal- und Backsensoren, Verbindung zur Hafenaufsicht, Antrieb vorstarten, Luken schließen, Druckausgleich checken, Energieversorgung kontrollieren ..."

Dann machte er all das in einem Tempo, dass Bo beweisen sollte, dass er eigentlich mindestens Klasse acht haben könnte, einem Tempo, das aber auch geboten war, wollte er das Schiff davon abhalten, gleich mit dem Einschalten der Triebwerke abzuheben.

Mit einem sanften Surren fuhren die drei Triebwerke des Jägers der *Zeus*-Klasse hoch und das leichte Vibrieren verstärkte sich, als Leo vom Boden abhob und die Stützen einfuhr. Leicht neigte er den Knüppel und das dreizehn Meter lange Schiff machte eine rasante 180° Drehung.

Meine Fresse, dachte Leo bei sich, das Ruder war erstaunlich leichtgängig! Da hatten sie jahrelang über die *Fatalius* gescherzt, dass man damit kaum eine Kurve kriegte, oder gar einen Looping, aber jetzt war sich Leo gar nicht mehr so sicher. Kurven zumindest würden kein Problem darstellen.

Dann war er gebannt und alles übrige vergessen, mit wem er sich hier eingelassen hatte und sogar, einen kurzen Augenblick nur, dass er so schnell wie möglich zu Adrian musste: Ein bekanntes Bild lag vor seinen Augen. Der weite Weltraum. Er spürte, wie das Adrenalin durch seine Adern kroch.

„Okay", sagte der Professor, „keine Stunts, nur ein paar schöne Run-"

Leo gab vollen Schub und sie wurden in ihre Stühle gepresst.

Sie ließen den Hangar hinter sich und Leo wollte eine schöne, lange Kurve fliegen, um letztlich die Station im Blick zu haben. Aber daraus wurde nichts. Kaum hatten sie den Hangar verlassen ging eine kräftige Erschütterung durch den Flieger.

„Was - verdammte Scheiße - soll denn das sein du verfickter-", brüllte Jesse und stürmte ins Cockpit.

„Wir werden beschossen! Jäger der *Herkules*-Klasse", warf ihm Bo entgegen und knirschte mit den Zähnen, als er seinen Gurt löste und aufsprang.

„Raus!", brüllte er Leo an und griff nach Leos Shirt. Dieser hatte aber für nichts Augen, als für den Weltraum vor sich. Er machte einen horizontalen Flip und schlug einen Haken nach unten, um ihren Verfolger

abzuschütteln. Bo purzelte die zwei Meter zur Cockpittüre zurück.

„Setz' dich in den Copiloten", rief Leo, als gehöre das Schiff nun ihm, „bis wir Plätze getauscht haben, sind wir tot." Damit riss er das Schiff ein weiteres Mal herum, um den feindlichen Projektilen auszuweichen.

„Nimmt diesem durchgeknallten Anikhsack endlich mal jemand das Steuer aus der Hand?!", brüllte James und stolperte über Bo. Dieser befreite sich von James' Gliedmaßen und hechtete zum Holoscreen. „Ich glaube wir haben ein dringlicheres Problem", hörte man ihn sagen. Er sprang mit großer Geschicklichkeit über Leo hinweg und in den Stuhl des Copiloten zurück. Am Hologramm zeigten sich zwei weitere Jäger, die die Verfolgung aufnahmen.

„Mach weiter so, Junge", forderte er, „ich kümmere mich um die Schmeißfliegen."

Leo hatte gar keine Zeit die Situation im Cockpit zu verarbeiten, zu sehr nahm ihn das Geschehen um das Schiff in Anspruch.

„Mit wie viele Watt ist so eine Station geschützt?", rief er in den Raum, als auch noch Simon, Eddie und Swen durch die Tür stürzten und ebenfalls mit dem Gleichgewicht zu kämpfen hatten. Gentleman Simon zog sich an einer Konsole hoch und beantwortete die Frage. „Bei der Größe ein paar TW." Dann schwante ihm Böses. „Nein", sagte er mit einem entschiedenen Kopfschütteln. „Nein!"

Leo ließ den Antrieb hochfahren und schoss geradewegs auf die Station zu. Den übrigen Männern im Cockpit, sechs knallharten Kerlen, wurden die Knie weich. Mit dem sprichwörtlich unmöglichen Looping stürzte sie Leo in das Gewirr an Stahlrohren und Stationsaufbauten.

„Wie wahrscheinlich ist es, dass wir durchkommen?", fragte Jesse, dem man ansah, dass er nicht damit gerechnet hatte, einen Verrückten ans Steuer gesetzt zu haben. Er hielt sich mit beiden Händen an den Sicherheitsriemen fest. Die Adern an seinen Armen traten deutlich hervor.

„Wenn wir die Schilde nur berühren-“, Soulless James machte eine grässliche Imitation vom letzten Laut einer ersterbenden Kehle. Seine Finger krallten sich an einer Armatur fest. „Wenn wir das Überleben, mach ich dich einen Kopf kürzer!", verhieß Eddie, dessen Muskeln eindrucksvoll hervortraten. Nur Bo ließ sich keine Reaktion anmerken. Er hämmerte selbst auf einer Handvoll Hologrammen herum und ein lauter Knall zauberte ihm ein erfreutes Lächeln auf die Lippen.

„Gibt nichts Schöneres als ein paar Minen im Weltraum“, lachte er, dann ließ Leo die Maschine in einem steilen Sturzflug sinken und das Lachen wurde zu einem inbrünstigen Schrei. „Wooooooooooooooooooooooo", ging es durch die Kabine - und vor ihren Augen lief das passende Begleitprogramm von tausenden ineinander verwobenen Stahlröhren, Betonpfeilern, Stahlseilen und sonstigen, sie bei der kleinsten Berührung aufschlitzenden, aus allen Richtungen ihnen entgegenragenden Objekten - bis Leo die Maschine inmitten des schlimmsten Ganggeflechts der Station wieder hochzog. Swen fluchte, rappelte sich vom Boden hoch, warf einen Blick nach vorne auf die Außenansicht und legte sich wieder zu Boden. James warf einen Blick auf die Abstandssensoren und spürte, wie sich ihm langsam der Magen umdrehte, als er las, dass der Abstand zum Stationsschild bereits in Zentimeter gemessen wurde, während sie mit etwa 180 Metern pro Sekunde vorwärts schossen. Simon war aus der Kabine verschwunden. Jesse beobachtete das Ganze sichtlich angespannt, sagte aber nichts. Bo hingegen versuchte die ebenfalls abtauchenden Verfolger ins Visier zu nehmen und hatte seine Augen starr nach hinten gerichtet.

Der Einzige, der seinen Spaß hatte, war Leo, der durch die Stahlschluchten jagte, als würde er selbst jemanden verfolgen. Der Schweiß perlte ihm von der Stirn, aber seine Informationspipeline hatte keine Kapazitäten mehr, um das zu bemerken. „Wuhu!“, rief er als er einen Looping um

einen stählernen Korridor machte und dann kopfüber noch tiefer in den Komplex eintauchte.

Vor ihrer aller Augen schossen Stahlwände vorbei, hinter denen die Menschen ihrer Wege gingen, Stahlträger, die beim Näherkommen gewaltig an Eindruck gewannen und Querstreben, die an den unmöglichsten Plätzen aus den Gebäuden ragten.

Bloß hatten die kleineren Jäger, die ihnen folgten, einen entscheidenden Vorteil: ihre Agilität. Die *Fatalius* war wirklich ein kleines Kanonenboot, und kam nicht nur mit überdurchschnittlicher Größe, sondern auch mit der entsprechend verminderten Reaktionsfreudigkeit. Dafür war es enorm was Leo daraus hervorkitzelte.

„Rechts!“, rief Jesse aus, war damit aber bereits zu spät. Leo hatte den Wartungsroboter nicht kommen sehen, und versuchte nun im letzten Augenblick auszuweichen, was kräftig misslang. Das Schiff wurde mächtig durchgeschüttelt und verlor seinen Kurs. Der Roboter hatte sich verkeilt und ihre Balance war dahin. Leo musste hart gegensteuern, um nicht in die Kuppelwand zu rasen. Gestresst wartete er auf die Ergebnisse der Korrekturrechnung des Bordcomputers und hielt das Schiff in der Zwischenzeit vollständig manuell in der Höhe. Die Männer hinter ihm vermochten vor Schreck kein Wort mehr hervorzubringen.

Es dauerte ein paar lange Sekunden, dann endlich war der Computer wieder bereit, Leo reduzierte die Geschwindigkeit, machte eine Drehung und verhalf dem Roboter damit zur Lösung vom Flugzeug. Er beschleunigte ein letztes Mal und sie erreichten das andere Ende der Station, waren wieder im freien Raum. Eine Explosion verkündete das Ende des zweiten Verfolgers.

„Zurück“, kreischte Bo, neben Leo nun der Zweite, der voll in der Situation aufging. „Den Letzten holen wir auch noch.“ An der Stimme allein erkannte Leo, dass sie nun

Partner waren. Eine Verbindung, die Leo bei denen ihnen ausgelieferten Männer noch nicht so ganz spürte.

Auf der Stelle wandte er den Jäger um 180° und schoss auf die Öffnung zu, aus der sie eben noch gerast waren, bereit für eine zweite Runde Selbstmordtrip. Doch der war beträchtlich kürzer: Der Angreifer bog wie gerufen um die nächste Ecke und direkt in das Feuer Bos Projektilkanonen. Leo holte sie aus dem Komplex, stellte auf Autopilot und wandte seinen Stuhl, bereit sich dem Urteil zu stellen. „Was sagt ihr?", fragte er mit einem Hauch mehr Lässigkeit, als er wirklich bewahrt hatte, aber die mochte auch dem Bewusstsein entstammen, gerade eben mehrfach nur knapp dem sicheren Tod entronnen zu sein.

Die meisten schienen noch nicht entschieden zu haben, ob sie ihn feiern oder ihm doch lieber ernsten, körperlichen Schaden zufügen wollten. James war der Erste, der sich zu einer Entscheidung durchrang: Er packte Leo am Kragen und zog ihn aus dem Sessel hoch. „Dafür sollte man dich aus dem Schiff werfen", zischte James und machte dabei ein so wütendes Gesicht, das Leo nicht einen Moment daran zweifelte, dass er diese Drohung auch in die Tat umsetzen oder gleich Gewissheit über die vermeintliche Silhouette haben würde. Dann griff aber Eddie ein. Er legte seine Hand auf James' Schulter, woraufhin der letztlich von Leo abließ. Ausgelaugt vom Flug und darüber erschrocken, plötzlich am Kragen in der Luft gehalten zu werden, sank Leo zurück in den Stuhl.

„Sonst noch Meinungen?", fragte Jesse. Ein breites Grinsen hatte sich wieder auf sein Gesicht gekämpft, ähnlich wie es Leo bei ihrer ersten Begegnung gesehen hatte.

„Vollkommen unverantwortlich so zu fliegen", stimmte Swen zu und grinste.

„Wahnsinnig", sagte Gentleman Simon.

„Also bestens geeignet", meinte Professor Bo und klopfte auf Leos Schulter. „Der Junge weiß zu fliegen. Besser als

all die andren Nieten hier auf alle Fälle. Und Mumm hat er für drei Männer."

„Wahnsinn auch", sagte Soulless James.

„Gut", sagte Jesse und wandte sich zur Tür, „willkommen im Team. Und jetzt brauch ich 'nen ordentlichen Whiskey." Die anderen schlossen sich an, um die vierte Flasche in Angriff zu nehmen und Leo blieb vorerst allein im Cockpit zurück. „Bring uns hier weg, der Kurs ist im Computer. Die Bullen müssten jeden Moment hier auftauchen", hörte er Bo noch rufen, dann waren sie fort, ihm die volle Kontrolle über ihren Kurs überlassend.

Leos Körper erschlaffte wie eine Luftmatratze, an der man das Ventil geöffnet hatte und dann draufgesprungen war. Er hatte es wohl geschafft. Vorerst. Noch war er sich unschlüssig, ob das Ganze eine gute Idee gewesen war. Mit dieser Gruppe war garantiert nicht zu scherzen und dass ihnen Angreifer vor einer so bedeutenden Station auflauerten war ein wirklich übles Zeichen. Was half es Adrian, wenn er hier mit diesem Schiff in die Luft gejagt würde? Aber was hätte er sonst tun können? Und jetzt war es ohnehin zu spät sich anders zu entscheiden. Nach diesem Raumkampf konnten sie nicht mal eben landen und er wieder aussteigen. Vermutlich würde er auf der Stelle vom Gelächter ertauben, wenn er jetzt in den Gemeinschaftsraum ginge und das vorschlüge …

Mit solchen gemischten Gedanken lud er den Kurs in den Navigationscomputer und gab den Triebwerken wieder Feuer. Der schwarze Weltraum verschluckte sie umgehend. Leo war wieder unterwegs.

SLEEPING BEAUTY

wiki.unipedia.uni
Artikel des Tages
Visuelles Alter

Wie Adrian früh feststellen würde, sahen die Menschen auf der *Sleeping Beauty* im Mittel anders aus, als die auf *Astroid AG F2*. Besser. Der Unterschied war der zwischen Menschen mit Neuralimplantat im Kopf und denen ohne. Die Ersten konnten ihr Äußeres nahezu beliebig ihren Wünschen anpassen, die Zweiten nicht. Ade Speckröllchen, Falten und Pickelchen, Hallo, Jugend, Fitness und Waschbrettbauch.

wiki.unipedia.uni

Artikel des Tages

Acquaball Sammelkarten

„Das Acquaball Sammelkartenspiel spaltet die Welt in zwei Teile: Die, die es lieben, alle Kinder dieser Welt, auch die großen, und jene, die seinen Erfindern grollend Respekt zollen und die Karten dann kaufen, den Eltern." – Laslo Men, Acquaballstar

Acquaballkarten sind Spiel- und Sammelkarten, auf denen die Spieler aller bedeutenden und aller unbedeutenden Vereine abgebildet sind. Jeder Verein, der etwas auf sich hält, hat eigene Karten und bringt jede Saison eine neue Garnitur mit den aktuellen Spielern heraus.

Alle Spieler haben dabei Werte für die wesentlichen Spielfunktionen wie *Blitz* und *Donner*, sowie Ausdauer und Geschwindigkeit, die von einer Sportexpertenkommission unter so großer Abgeschiedenheit und Geheimhaltung verhandelt werden, als handele es sich um ein zweites *Manhattan-Project*. Tatsächlich ist ihr Einfluss auf die Gesellschaft und den sozialen Frieden wohl ungleich größer …

Einen wesentlichen Anteil am Erfolg des Spiels wird auch der Tatsache zugerechnet, dass es Sonderkarten gibt, die nur direkt im Stadion zu erwerben sind. Die seltensten von allen sind nur exakt an einem Tag zu kaufen und alle unverkauften werden nach dem Spiel zerstört. Das führt dazu, dass manche Karten in nur sehr geringer Anzahl im Umlauf sind und manche davon stellen, in gutem Zustand, den finanziellen Gegenwert zu einem kleinen Haus dar.

Die teuersten Karten aller Zeiten sind aber die aus der *Signature Series*. Diese streng limitierten Karten wurden von den Sportlern unterschrieben und eine davon aus der Packung zu ziehen gleicht einem Lottogewinn.

Das Spiel kann ohne technische Hilfsmittel oder mit einem Hologenerator gespielt werden, welcher das Spiel-

geschehen in einem Miniaturstadion vor den Spielern projiziert. So oder so ringt das Spiel mit *Space Poker* um Platz eins in der Rangliste der beliebtesten Kartenspiele.

Außerdem werden die Karten mancherorts neben Unionscredits als Zweitwährung genutzt.

wiki.unipedia.uni
Artikel des Tages
Layermelt

… beschreibt das Konzept der Verschmelzung von Realität und Virtualität. Ein *Layermelt* kommt zustande, indem der Chip eines Menschen auf Anweisung beginnt virtuelle Elemente in die echte Welt zu übernehmen, anstatt in eine vollkommen artifizielle Welt zu entführen. Vor langer Zeit gab es die Begriffe der Virtuellen und der Augmentierten Realität (VR, AR). *Layermelts* sind AR perfektioniert.

Adrian wischte sich den Schweiß von der Stirn. Müde, aber mit sich zufrieden. Am Ende, nach mehrminütiger Plagerei, hatte er sein Kuvert doch noch zurückbekommen, auch ohne Hilfe, ganz so wie man es hier draußen von einem fast Neunjährigen erwarten durfte. Eingerissen und zerknittert, aber mit Inhalt.

Zeit, sich seines neuen großen Problems bewusst zu werden: „Wo bin ich?“, fragte er in die Stille seiner Box.

Er schaute nach oben. Silberne Decke. Kein Himmel. Als hätte man das Hologramm schon heruntergefahren. Und die Decke dreizehn Meter abgesenkt!

Er schaute nach unten. Kalter Stahlboden.

Er schaute nach links und rechts. Paket über Paket stapelte sich an den Containerwänden. Die Box war etwa vier mal vier Meter und ebenso hoch, würfelförmig. Bloß ohne Deckel. Adrian suchte nach einem Weg, der ihn von Paket zu Paket hinauf- und letztlich hinausführen würde. Aber das war gar nicht so einfach. Wer auch immer die Pakete gestapelt hatte, hatte vergessen den Fall zu bedenken, dass ja jemand hineinfallen könnte!

Aber dann hatte er doch einen aussichtsreichen Pfad gefunden und er machte sich an den Aufstieg. Vorsichtig kletterte er auf ein erstes Paket, dann auf ein zweites, etwas höher Liegendes. Er erklomm den Berg, sein Herz schlug schnell, nicht bloß wegen der Anstrengung. Nicht alle Boxen waren voll befüllt, oder wenn doch, dann zumindest mit sehr leichten Gegenständen. Zweimal hatte er Angst, der Stapel würde unter seinen Füßen nachgeben und tatsächlich fing er an einer Stelle an zu wackeln. Zumindest in Adrians Vorstellung. An einer Box hatte er ein wenig länger zu kämpfen: sie ging ihm bis zum Kinn und er schaffte es erst beim dritten Versuch sich hochzuziehen. Dann aber war er hoch genug, um aus dem Containment zu lugen. Und was er sah war nicht länger der Raumhafen, soviel war augenblicklich klar. Diese stählerne Decke war auch nicht die Kuppel, die man hin und wieder sah, wenn

die Generatoren versagten, oder man von einem ungünstigen Blickwinkel aufsah.

Das war ein Frachtraum.

Die Luft war kühler temperiert, merklich unter Standardraumtemperatur, der Lärm der vielen aufgeregten Menschen war einer eigenartigen Stille gewichen, unterbrochen nur von einem leisen Hintergrundgeräusch, einem seichten Rauschen. Das gefiel Adrian. Was Adrian nicht gefiel: er wusste nicht auf welchem Schiff er gelandet war. Es musste groß sein. Zwar standen, wie auch am Hafen, Kisten, Boxen und sonstige Behälter zahlreich am Boden, doch die Höhe der Stapel, bis hinauf zur Decke gestapelt, konnte er sich am Hafen niemals vorstellen. Und die Sauberkeit schon gar nicht.

Adrian setzte sich, um alles bis zum Ende durchzudenken. Er wusste, dass er nicht mehr auf der Station war. Ebenso war ihm bewusst, dass dies hier der Frachtraum eines Schiffes sein musste. Die Frage, die er nun noch zu klären hatte, war, ob es sich denn um das richtige handelte. Und wenn nicht, wie er wieder herunterkäme! Bevor das Schiff abhöbe. Ihm fröstelte und das nicht wegen der Kälte. Auf dem falschen Schiff zu stranden wäre die Realisierung seines in den letzten Wochen immer wiederkehrenden Alptraums, dass Leo ihn am Raumhafen verabschiedete, stolz wie groß und erwachsen er sei und ihm alles Gute für die Zukunft wünschte, er fliege ja jetzt alleine fort ...

Noch bevor er jedoch alles bis zum Ende hatte durchdenken können, hörte er Rufe durch die Halle schallen. „Hey! Junge, komm sofort da runter! Das ist mordsgefährlich!"

Adrian sprang auf, was ein Fehler war. Eine Box unter ihm gab nach und sein Fuß rutschte in den sich auftuenden Spalt. Fast verlor er das Gleichgewicht und wäre die drei Meter zum Boden des Würfels hinuntergefallen. Jetzt hing er mehr, als das er stand, an der kalten Wand des Containers, dessen Inhalt er war.

Der Mann rief erneut. Seine Rufe hallten von den stählernen Wänden reflektiert zurück und Adrian sah den Mann nicht gleich, da die vielen hohen Stapel ihm die Sicht auf wenige Meter begrenzten. Obwohl er selbst mindestens zehnzwei Meter über dem Stahlboden stand. Dann aber sah er ihn. Ein Mann in schwarzer Uniform und blauem Cap kam eilig herbeigelaufen. Adrian blickte zu ihm hinunter. Ihm wurde schwindlig. Das war wirklich hoch. Der Mann erreichte die Kisten und sah herauf.

Er sah aus wie knappe 30, hatte kurzes schwarzes Haar und ein Gesicht mit eleganten Proportionen. Die Backen zierte ein leichter Bart, die restliche Haut schimmerte leicht im hellen Licht. Die grünen Augen wirkten freundlich, doch das änderte nichts an Adrians Schwindelgefühl. Offenbar konnte man Höhenangst schlagartig entwickeln. Oder es hatte etwas mit dem Wissen zu tun, dass dieser Boxenhaufen eigentlich nicht dafür gemacht war, drauf herum zu klettern. Oder mit den, bei näherer Betrachtung, nicht ganz gerade gestapelten Boxen. Adrian wagte es nicht den eigenen Stapel genauerer analytischer Betrachtungen zu unterziehen.

„Komm runter!“, forderte der Mann ein weiteres Mal, doch Adrian schüttelte bloß den Kopf und hielt sich an seiner Kiste fest. Hier war er fürs Erste sicher. Niemals würde er da runterklettern.

Der Mann begriff das er gefordert war. Flink kletterte er auf die bodennähste Kiste und weiter über die daneben. Zielsicher hüpfte er von einer zur nächsten. Zuletzt sprang er auf eine benachbarte Box und erreichte Adrian.

„Alles in Ordnung“, behauptete er. „Die Boxen sind so schwer, es ist fast unmöglich, dass eine umkippt.“ Mit diesen Worten reichte er Adrian seine Hand. Adrian zögerte einen Moment. Der Mann lächelte ihn aufmunternd an. „Na komm schon“, sagte er freundlich. Adrian musterte die schlanke, elegante Hand mit den langen Fingern. Dann legte er die seine hinein.

Die Kraft, mit der er herausgezogen wurde, überraschte Adrian so sehr, dass er nicht einmal protestierte, als er weiter hochgehoben und wie am Rücken einer Gams hinuntergetragen wurde. Nicht das Adrian eine Gams gekannt hätte. Aber es war nicht übel von einer getragen zu werden.

Am Boden angekommen stellte man ihn leichthändig wieder auf die noch etwas wackeligen Beine. Und Adrian dachte bei sich, das könne man ruhig noch einmal machen.

„Alles klar?“, wurde er gefragt. Der Mann musterte ihn.

Adrian nickte. „Das war große Klasse!“, verkündete er. Nach erfolgter Rettung sah die Welt gleich ganz anders aus.

Sein Retter wurde um seine Möglichkeit gebracht zu antworten: „Hey ihr beiden!“, hörte man die Stimme einer Frau ganz in blau. Sie stand fast am anderen Ende der Halle. Jetzt standen die beiden in der Flucht der Boxenstapel und Adrian erkannte, dass man hier wohl den ganzen *Platz der Union* untergebracht hätte. Die Frau stemmte die Arme in die Hüften, „wir wollen starten!“

„Schon auf dem Weg, Petty Officer!“, gab der Mann zurück reichte Adrian erneut die Hand und zog ihn dann im Laufschritt mit sich zurück in die Richtung, aus der er eben herangeeilt war. Kaum hatten sie eine weiße Markierung am Boden übertreten ertönte eine Sirene und rote Warnleuchten blinkten auf.

„Achtung! Erhöhung der Schwerkraft eingeleitet. Durchführung in zehn Sekunden ... neun … acht …“, tönte eine weitere Frauenstimme durch die Halle.

Adrian stand noch ein wenig neben sich, sonst hätte er gewusst wie dringend es war, zu fragen, ob er sich denn auch auf der *Eclipse* befand. Aber dazu war die Entspannung nach der überstandenen Gefahr - sprich Höhe - zu präsent und seine Rettung und der Alarm und alles einfach zu große Klasse.

Kaum hatten sie die Linie passiert verlangsamte der Mann seine Schritte und ließ von Adrians Hand ab. Er verschränkte die Arme und seufzte. „Ich hoffe du hast eine Ahnung, wie viel Glück du eben hattest!“

„Gravitationsfeld erfolgreich von neunkommacht auf achthundert Meter pro Quadratsekunde erhöht", meldete die Stimme.

„Wenn meine Kollegin nicht noch einen Blick auf die Anzeige geworfen hätte, dann wärest du jetzt ein gutes Stück flacher! Also, in etwa“, er zeigte mit den Fingern etwas über zwei Zentimeter, „so flach.“

Adrian überlegte, welche Wirkung eine so stark erhöhte Anziehungskraft auf seinen Körper ausüben würde und das ließ ihn jegliches potenziell zutage tretende Schuldgefühl vergessen. Er konnte es sich nicht vorstellen. Die Schwerkraftgeneratoren auf *Astroid* waren bestenfalls ausgefallen, nicht leistungsfähiger geworden.

„Hast du dein Spielzeug in die falsche Box getan?“, scherzte der Mann und wiegelte sofort wieder ab: „Hey! Hey! War nur ein Scherz. Kein Grund für so einen Blick.“

Adrian überlegte. Wollte er nicht eben etwas ganz Wichtiges fragen? Nur langsam bahnte sich die Frage nach dem Schiffsnamen in seinen Gedanken ihren Weg, denn nach durchgestandener Gefahr waren ihm die Dimensionen des Frachtraumes unbegreiflich und absolut fesselnd. Wie groß musste erst das ganze Schiff sein?

Der Mann zuckte mit den Schultern. „Nichts wie raus hier. Du kommst mit mir, junger Mann!“ Der Mann schritt voran. „Aja, ich weiß es ist schwer und vermutlich sage ich es auch umsonst, aber bitte fass’ nichts an!“

Adrian nickte eher beiläufig und folgte ihm.

„Also was suchtest du wirklich dort oben?“, fragte der Uniformierte, „wollten deine Eltern bei der Unterkunft sparen?“ Er schien hoch amüsiert bei dem Gedanken, bekam aber keine Antwort. Er wehte mit der Hand vor

Adrians Augen. „Hey, ich rede mit dir!“, sagte er etwas lauter, „was hast du dort drinnen gemacht?“

„Ich habe etwas gesucht“, erklärte Adrian.

„Diesen Umschlag in deiner Hand? Bist du ein Meisterdieb? Wo bist du denn so schmutzig geworden?“

Erst jetzt fiel Adrian das schwarze Schmiermittel an seiner Hand auf. Und auf seiner Brust prangte ebenfalls ein großer schwarzer Fleck. Er wusste nicht wo beides herrührte.

„Die Finger wieder wo gehabt wo sie nicht hingehören“, schmunzelte der Mann, ehe er „Halt!“ rief. Da war es schon zu spät. Adrian hatte sein Hemd zur Reinigung seiner Hand verwendet. Fabians Fleck hatte Gesellschaft bekommen.

Dieses Mal unterließ der Mann es, etwas zu sagen und begnügte sich mit einer anderen Frage: „Was ist da drinnen, wenn man fragen darf?"

Adrian antwortete beiläufig, längst auf die immer näherkommenden Anzeigen im Kontrollraum fokussiert: „Mein Lohn."

„Dein Lohn? Was arbeitest du denn?“

„Hmmm“, überlegte Adrian, „ich repariere die Maschinen und Roboter in der Werkstatt. Das können nur kleine Menschen machen.“

„Und was verdient man da so?“

„1.500! Und heute hab‘ ich noch mal fünfhundert extra bekommen.“

„2.000 Credits?!" Er pfiff anerkennend. „Du bist ja schon ein ganz ansehnlicher Geschäftsmann.“

„Ingenieur!“, korrigierte der Junge den Fehler.

Sie erreichten die Wand und zwei Türen, eine, die in den Kommandoraum führte, sie stand offen, und eine, die verschlossen war und wohl auf den Korridor ging.

„Jackie, ich habe unseren verirrten Passagier“, rief der Mann durch die offene Tür.

Eine Frau mit brünettem, schulterlangem Haar erschien in der offenen Tür, neben sich eine Handvoll Hologramme schwebend. Sie musterte den Jungen vor sich.

„Hast uns ganz schön auf Trab gehalten, Misonos!“, erklärte sie. „Nicht viele Kinder in deinem Alter können von sich behaupten einen ganzen Kreuzer am Boden gehalten zu haben!“, ergänzte sie mit einem verzeihenden Lächeln.

Adrians Augen weiteten sich - weiter noch, als beim Erblicken der Hologramme. Was hatte sie da eben gesagt? Er wandte sich dem Mann zu. Dieser blickte fragend zurück. „Das Schiff kann ja schlecht abheben, bevor nicht die Fracht fixiert ist. Auch wenn die Fracht ein kleiner Junge ist“, feixte er.

Das war es nicht, was Adrian zusetzte.

„Ein Kreuzer!“, rief er aus, „Militär?“ Die Frage nach dem Schiffsnamen hatte seine volle Aufmerksamkeit zurück. „Das ist gar nicht die *Eclipse*?“, schrie er.

Die Frau und der Mann tauschten einen vielsagenden Blick aus, der Adrian alles sagte. Er war am falschen Schiff. Einem Militärschiff. Einem Kreuzer! Er war blinder Passagier auf einem Unionskreuzer! Was machte man mit blinden Passagieren auf einem Unionskreuzer? Einem blinden Passagier, der sich über die Fracht an Bord schmuggelt und auf frischer Tat ertappt worden war?

Man bot ihm was zu trinken an. „Wie heißt du, mein Junge?“, fragte der Mann. Adrian nannte seinen Namen, jeden Augenblick mit seiner Festnahme rechnend.

„Willst du was zu trinken, Adrian?“, fragte Jackie.

Adrian nickte. Sein Mund war urplötzlich so trocken.

„Space Cola?“, fragte sie. Erneutes Nicken und sie drückte ihm eine rote Dose in die Hand. Adrian nahm einen großen Schluck. Schmeckte wie zu Hause. Aber war es normal, dass man Verhafteten eine Cola anbot?

„Magst du Raumschiffe?“, wollte Jackie wissen. Adrian nickte langsam, als würde er sich fragen, ob diese Antwort

gegen ihn verwendbar sein würde. Offenbar würde jetzt sein Verhör beginnen. Er starrte auf die Dose. Vielleicht war da schon etwas reingemischt? Etwas das ihn zwingen würde die Wahrheit und die *ganze Wahrheit* zu sagen?

„Wie auch immer“, unterbrach der Mann seinen Gedankenstrom, „du bist hier nicht auf einem Zivilschiff gelandet, das hast du wohl schon begriffen. Das ist nicht die *Eclipse*, sondern die *UPMS Sleeping Beauty*. Also krame nach deinen guten Manieren, denn du wirst sie brauchen. Ich bringe dich zum 1. Offizier. Er wird deine Eltern ausfindig machen.“

Zu seiner Kollegin sagte er: „Ich bringe ihn zu Callahan."

Sie nickte und machte ihnen Platz. Der Mann ging auf die zweite Tür zu. Adrian trabte hinterher. Lieber wäre er bei der Frau geblieben. Die hatte Cola.

„Adrian", rief die Frau und er wandte sich noch einmal in ihre Richtung, „frage was das Zeug hält! Commander Jijian lässt es sich nicht anmerken, aber er ist mindestens so begeistert vom Schiff wie du." Sie grinste. Adrian mochte sie. Cola *und* Freundlichkeit.

Dann schloss sich die Tür hinter ihnen und sie standen in einem kreisrunden Raum, etwa zwei Boxen im Durchmesser. Adrian musste es wissen, bis eben hatte er in einer gesteckt. Sie blieben stehen. Adrian musterte den Mann abwartend, ob er sich nicht doch als sadistisches Monster mit Folterwerkzeugen entlarven würde. Dafür sprach, dass es keine weiteren Türen in diesem Raum gab. Adrian rechnete mit dem Schlimmsten, doch die Verwandlung zu Mr Hyde blieb aus.

„Ich bin Commander Mao Jijian", stellte sich der Mann endlich vor, ohne sich dabei aber Adrian zuzuwenden.

„Ich heiße Adrian", wiederholte der Junge seinen Namen und überlegte worauf sie eigentlich warteten. War das hier nun das Verhörzimmer oder nicht?

„Warst du schon mal auf einem großen Schiff?", wollte der Commander wissen.

„Hm“, machte Adrian, „ein-, zweimal“, sagte er lässig, „die waren eigentlich auch schon richtig groß!“, schwindelte er.

„So?“, sagte Jijian und glaubte ihm nicht, „dann wette ich mit dir, dass sie *das* hier nicht hatten!“

Die Tür hinter ihnen öffnete sich wieder. Adrian wandte sich um. Aber jetzt blickte er nicht mehr in den Frachtraum hinein. Jetzt führte die Tür zu den Unterhaltungsdecks und gleichsam dem menschlichen Herzen des Schiffes.

„Das ist ein Aufzug!“, rief Adrian und Jijian konnte sich nur wundern, was es sonst sein sollte. Adrian lief hinaus. Ihm gingen die Augen über. Alles war voller Pflanzen und hoch über ihnen tat sich der Weltraum auf, denn die, den Komplex von stufenweise sich nach oben verjüngenden Etagen überspannende Decke, war aus einem einzigen Stück Glas und erlaubte freien Blick auf die Sterne. Just in diesem Augenblick blitzte ein helles Licht auf und man sah an der rechten Seite den Asteroiden zerbersten. Die Menschenmenge die sich auf den zehnundzwei Stockwerken, allesamt mit gläserner Balustrade, versammelt hatte, raunte ob des Geschehens, nur um sich, sogleich es vorüber war, wieder in all den Bars und Klubs zu zerstreuen, die sich hier aneinander reihten, wie die Geschäfte in einem gigantischen Einkaufszentrum, oder in Türen, Gängen und Fahrstühlen zu verschwinden, um an die Arbeit zurückzukehren.

Hier und dort und überall waren Bäume, japanische Kirschblüten, Weiden und Birken, Inseln mit Blumen und weiteren Pflanzen auf allen Ebenen, manche sogar einfach so in der Luft schwebend! Blütenreiche Ranken wuchsen, irgendwo unsichtbar verankert Richtung Boden oder in die Höhe, das war schwer zu sagen, und im Erdgeschoss, Adrian stand im achten oder neunten Stockwerk, befand sich ein großer Springbrunnen an dem einige Kinder

planschten. Pflanzen und Springbrunnen, beides hatte es auf *Astroid* nicht gegeben.

Das Gemisch der vielen Stimmen, das Plätschern des großen Brunnens, den Rufen der Kinder und der Musik aus den Bars und Treffs umgarnte ihn vollständig. Die Menschen, nahezu allesamt in schicken Uniformen in den Farben dunkelblau, weinrot, dunkelgrau und vereinzelt schwarz, lachend und scherzend, plaudernd und schwatzend waren etwas, das er in dieser Dimension von *Astroid* nicht kannte. Nein, das er *gar* nicht kannte.

Ein lautes Summen drang an Adrians Ohr, dann machte er einen Satz nach hinten und landete fast Jijian auf den Füßen.

„Hoho“, rief dieser aus, „das ist doch bloß eine Biene!“

Adrian starrte auf das sich rasch entfernende Insekt.

„Ja, aber die wollte mich angreifen!“, rief er immer noch erschrocken. Adrian wusste was eine Biene war, theoretisch. Er hatte sie auf Sphere gesehen, in Videos und Simulationen, aber niemals in echt.

„Das würde mich schwer wundern. Ich glaube die hatte eben mehr Angst vor dir, als umgekehrt.“ Jijian trat an ihm vorbei und voraus, doch Adrian folgte keinen Schritt. Sein Blick wanderte über die Sternendecke.

„Ist die echt?“, fragte er zweifelnd.

Jijian kam einen Schritt zu ihm zurück und deutete mit dem Zeigerfinger auf ihn: „Gute Frage. Lass mich dir etwas zeigen!"

Er trat an die Wand zu ihrer rechten und ließ sich über das Geländer, um mit dem Finger das Glas zu berühren, doch … Es löste sich auf! Dort wo er eben den Finger ans Glas drücken wollte war nichts mehr zu sehen. Sein Finger verschwand einfach im Glas! Adrian war wie von einem Wirbelsphaero getroffen und schlug sich an die Stirn. „Ein Hologramm!", rief er begeistert. „So wie die vorher im Frachtraum!“

Der Mann richtete sich wieder auf. „Die Wand selbst ist komplett aus Stahl. Um ehrlich zu sein, der ganze Rumpf des Schiffes ist aus Stahl. Es gibt kein echtes Glas wie ganz vereinzelt beim Bau von Raumstationen. Stattdessen befinden sich hundert kleine Kameras auf der Außenhaut montiert und diese liefern die Bilder für dieses Hologramm."

Natürlich hatte Adrian gewusst, dass Schiffe keine Fenster hatten, er hatte es nur einen Augenblick vergessen.

„Darf ich den Generator mal sehen?!", fragte er, dem Mann nun doch hinterhereilend, denn dieser schien sich seiner eigentlichen Absicht erinnert zu haben und war, sich auf sein Folgen verlassend, immer weiter vorausgegangen. Adrian hatte sich augenblicklich in das Schiff verliebt. Vergiss die *Eclipse*! „Und den Maschinenraum? Den Antrieb? Und die Kommandobrücke!"

„Noch bist du ein blinder Passagier hier. Da hast du Glück, wenn wir dich nicht einsperren oder rauswerfen. Aber ja, du hast tatsächlich Glück. Du wirst die Kommandobrücke sehen. Auf der Stelle sogar."

Adrian wurde still. Rauswerfen? Er stellte sich vor wie er da draußen, um das Schiff kreiste und ein Kind nach oben zeigte und zu seiner Mama sagte: „Schau Mama, ein Außerirdischer!" Ihm gruselte.

„Na", ergänzte Jijian beiläufig, „vielleicht hast du ja Glück und es findet sich jemand, der dir etwas mehr zeigt!" Das beruhigte Adrian genug, um sich wieder ein wenig seiner Umgebung zu widmen. Beziehungsweise war das hier einfach zu klasse! Besonders interessant fand er die Bars, an denen sie eben vorbeikamen. Von dort drang Jazz heraus, dort Klassik und auf der anderen Seite säuselte eine Frau ihre Interpretation von Blues. Und allesamt waren sie, sofern von außen ersichtlich, in gänzlich unterschiedlichen Stilen gehalten. Adrian kannte sich nicht aus mit Geschichte, aber hätte er es getan, hätte er eine Bar im Stil einer antiken griechischen Kultstätte, eine im Stil des glorifizierten Wilden Westens Amerikas und

eine, dem späten 20. Jahrhundert entnommene, ausgemacht. Und das waren nur drei von vielen mehr.

Adrian glaubte zu wissen, worauf sie zusteuerten. Vor ihnen führte eine Brücke zu einer frei schwebenden Mittelinsel, die von einer großen, weißen Röhre vertikal durchstoßen wurde. Er war sich sicher, dass darin weitere Aufzüge, die zur Kommandobrücke, steckten.

Eine Gruppe Kinder in Adrians Alter lief an ihnen vorbei, zwei Frauen saßen mit ihren Kleinkindern auf einer Bank und unterhielten sich. Ein Junge steuerte ein ferngesteuertes Auto zwischen den Beine der Menge hindurch und wurde daraufhin von seinem Vater ausgeschimpft.

„Ist das hier wirklich ein Militärschiff?“, äußerte Adrian seinen Eindruck.

„Nun, das Dockmanöver am Asteroiden war keine Herausforderung für die Mannschaft. Abgesehen von den über dreihundert Soldaten, welche die Räumung vorgenommen haben, hat der große Rest der Crew in solchen Zeiten frei.“

Wie von Adrian vorhergesagt führte ihn Jijian über die gläserne Brücke auf die Mittelinsel und weiter zu den weißen Säulen. Auf dem mittleren stand rot auf weiß die Nummer 1. Daneben schwebte ein Hologramm, erneut in einer Plastizität, dass man es für eine freischwebende Tafel hätte halten können. Neugierig überflog Adrian die Namen der erreichbaren Decks und war begeistert als er gleich ganz oben und wie versprochen „Kommandobrücke“ sichtete.

Die gebogene Tür glitt lautlos auf und sie traten ein. Dieser Fahrstuhl maß nur etwa vier Meter im Durchmesser, die Größe einer einzelnen Box, war aber ebenso kreisrund wie der erste. Jijian hatte dieses Mal tatsächlich keinen Knopf betätigt, beim letzten Mal konnte Adrian das nicht mit Sicherheit ausschließen, aber das Licht, das neben „Offiziersapartments“ angegangen war, sagte Adrian auch so wohin sie unterwegs waren.

Im Hintergrund liefen die Nachrichten.

„Nachrichtenjournal am 10 Juni 2252, es ist 15:00 Uhr“, kündete die Sprecherin. *"Es folgen die Nachrichten vom 8. Juni, Stand 7:30 Uhr Standardzeit. Erde. Der Polizei ist vor zwei Tagen im Kampf gegen illegale Neuralsoftware ein großer Coup gelungen. Bei der seit Monaten vorbereiteten Operation wurden laut offiziellen Angaben dreizehnundzwei Personen verhaftet und eine als „Liberty“ bekannte Distribution sichergestellt ...“*, die Tür schloss sich hinter ihnen und wieder konnte Adrian keine Bewegung des Fahrstuhles wahrnehmen. *„Diese Version, welche das Restriktionssystem aushebeln soll und bisher, wenn erst installiert, nicht mehr vom Original unterscheidbar war, dürfte somit in wenigen Tagen aus dem Verkehr gezogen werden. Die Polizei lässt erneut darauf hinweisen, dass die Manipulation eines Neuralimplantates eine Straftat ist und das bereits das Aufspielen nicht authentifizierter Software als Manipulation gilt …"*

„Wie heißen deine Eltern?“, wollte der Commander wissen.

„Mein Papa heißt Wilhelm."

„Und der Nachname?"

„Ja genau wie ich!", antwortete Adrian, wo er doch das Offensichtliche gefragt hatte.

„Du hast mir deinen Nachnamen nicht verraten, Adrian.“

„Hm“, machte der Junge, „meine Familie heißt Tolean. Mein Bruder hat mir gesagt es kommt aus dem Deutschen, wird aber französisch ausgesprochen."

Plötzlich wurde es heller und die Tür stand offen. Adrian war überrascht. Er hatte tatsächlich wieder rein gar nichts gespürt. Es hatte sich einfach nur die Welt vor der Fahrstuhltür verändert. Es war klasse. Vor ihnen standen nun ein Mann und eine Frau, in schwarzen Exemplaren der schneidigen Uniform, offenbar in ein Gespräch vertieft auf den Fahrstuhl wartend und sie zunächst gar nicht wahrnehmend.

„Captain Lavie, Commander Callahan!", grüßte Jijian die beiden.

Die beiden hielten inne und wandten sich ihm und Adrian zu. „Jijian, Sie kommen wie gerufen", begrüßte ihn die Frau und schien noch erläutern zu wollen, weshalb das der Fall war, stoppte dieses Vorhaben aber, als sie die Anwesenheit eines Jungen feststellte.

Der Mann hatte Adrian schon zuvor wahrgenommen, da er im Gespräch in Richtung Fahrstuhl geblickt hatte, und unterzog ihn zu diesem Zeitpunkt bereits aufmerksamster Musterung. Adrian fühlte sich etwas unwohl dabei, denn Callahans scharfem Auge schien nichts zu entgehen. Sein Blick leckte über sein Kinn, seine Lippen, seine Nase wie eine gewaltige Zunge auf der Suche nach den Geschmacksstoffen, die ihr mitteilen würden, worum es sich handelte, bohrte sich in seine Augen, bemaß die Konturen seines Schädels zog über seinen Hals und seine Schulter, über den Fleck auf seiner Brust zu jenen über seinen Hüften, die Beine hinab bis zu den Zehenspitzen, als könne er durch die Schuhe schauen. Es war Adrian unangenehm so gründlich durchleuchtet zu werden. Und so kam es ihm vor. Als könne dieser Mann in sein Innerstes blicken. Als bliebe ihm nichts verborgen. Dann aber schien er alles gesehen und sein Gesicht wurde weicher und mit einem Mal doch überraschend freundlich, wie ein Hund, der nach anfänglicher, skeptischer Inspektion Vertrauen gefasst hatte.

Dann war Adrian wieder sehr erstaunt. Es hatte vereinzelt Menschen gegeben auf *Astroid*, die schön waren und ein paar wenige, die sogar sehr schön waren. Aber hier waren es alle. Wenn er an Jackie im Frachtraum zurückdachte, Jijian hier und der andere Mann, Callahan, und diese Frau, das war die schönste Frau, auch wenn er Faye noch ein bisschen lieber ansah.

„Wer ist denn Ihre junge Begleitung, Commander?" Es war weiter die Frau, der Captain, die als Erstes sprach. Sie

schien ein wenig verdutzt, hatte aber nun ebenfalls ihre Aufmerksamkeit ganz Adrian gewidmet. Auch sie blickte ihn forschend an, aber ihr Blick war gleich von Anfang an so viel weniger abschätzend, wärmer, mit rein positivem Interesse und freundlich. Sie war ihm sofort sympathisch. Trotzdem war sie in der Lage eins und eins zusammenzuzählen und beantwortete ihre Frage gleich selbst: „Ich vermute du bist der Grund für unsere kleine Startverzögerung? Hmmm?"

Adrian erstarrte. *Das* hatte er bereits vollends verdrängt.

„So ist es, Captain“, bestätigte Jijian, als Adrian nicht antwortete. Auf Tadel wartend senkte Adrian den Kopf ein wenig. Der Captain jedoch schien nicht weiter sauer, im Gegenteil lächelte sie sogar.

„Wie ist dein Name?", wollte sie wissen.

„Adrian", nuschelte er, noch nicht entschlossen, ob er sich nun sicher fühlen durfte.

Lavies Haar leuchtete als würde es von einer unsichtbaren Sonne beschienen oder als wären es nicht Haare sondern viele, viele - Millionen! - physisch manifestierte Lichtstrahlen. Es reichte vorne in etwa bis zum Kinn, war hinten länger und fiel über Schultern und Rücken hinab. Zwei helle, stahlblaue Augen funkelten aus dem schmalen, aber ausdrucksstarken Gesicht. Einige wenige Haarsträhnen fielen über ihre Schläfen. Die zierliche Nase und der dezente Mund, zusammen mit der ungewöhnlich hellen Haut ließen sie unvergleichlich filigran aussehen. Was Adrian aber am meisten beeindruckte war ihr rechtes Ohr, dem ein kleines Stück fehlte.

Commander Callahan, der Mann zu ihrer Seite, hatte das Lehrbuchbeispiel eines V-Körpers, schlanke, schmale Hüften, sehr breite Schultern und daran zwei muskulöse Arme. Das Gesicht war weniger definiert, sogar leicht rundlich und etwas, nein *sehr* jugendlich. Die Nase war kräftig, die Augenbrauen sehr schmal. An Oberlippe, Backen und Kinn trug er einen kurzen, aber kräftigen Bart.

Sein Haar war dunkles Braun und gewissenhaft gegelt, sodass es leicht wellenförmig von seinem Kopf abstand und Adrian an ein weiteres Tier denken musste, welches er nur aus Simulationen kannte: Callahans Haar sah aus als schwämme eine ganze Meute an Haifischen in einem aufgewühlten Meer. Die Augen letztlich waren blau ohne blau. Nicht grau, blau ohne blau. Aber nach anfänglichen Startschwierigkeiten wirkte er mittlerweile doch ganz nett.

Captain Lavie neigte den Kopf, um Callahans Blick anzufordern.

„Was machen wir mit blinden Passagieren, Commander Callahan?“, fragte sie in verschwörerischem Tonfall, der den Angesprochenen ein wenig zu verwirren, zumindest aber zu überraschen schien. Mit gerunzelter Stirn antwortete er zögernd: „Blinde Passagiere“, sagte er langsam, „werden üblicherweise unter Arrest gestellt“, setzte er dann fort, um Lavie dann einen fragenden Blick zuzuwerfen, wie um zu prüfen, ob sie das denn nun ernst meinte, bevor er, ungeübt und unbeholfen mit Kindern wie er war, verschlimmert noch um seine übliche Ernsthaftigkeit, verstand, dass sie bloß den Jungen necken wollte. „Ich hoffe wir haben noch Platz“, erklärte er dann in seine neue Rolle schlüpfend, „letzte Woche mussten wir schon jemanden von Bord werfen. War keine schöne Sache, die Angelegenheit. Aber wenn es das Protokoll verlangt ... Manchmal muss man einfach tun, was die Pflicht vorschreibt.“

Adrians Augen wurden weit, was so witzig aussah, dass Lavie laut lachte und dabei den Kopf schüttelte, sodass ihr leuchtendes Haar ihr Gesicht umspielte. „Das ist natürlich Unsinn“, beruhigte sie, „aber irgendwas müssen wir schon mit dir anstellen“. Sie tippte sich mit dem Zeigefinger ihrer rechten Hand an ihre Lippen, als müsse sie gründlich überlegen. „Meine Anwesenheit ist leider anderswo vonnöten, aber – Commander Jijian“, richtete sie sich an den ersten Mann, „könnten Sie Adrian noch etwas betreuen?“

„Tut mir leid, Captain, aber ich muss zurück in den Frachtraum. Wir sind, aus gewissen Gründen“, Adrian schluckte, „ein gutes Stück hinterm Zeitplan und haben noch viele Container zu sortieren, deren Beladung zu prüfen und was sonst noch alles im eben erwähnten Protokoll steht.“

„Gut, machen Sie das“, sagte sie und hatte ganz vergessen, weshalb ihr Commander ganz wie gerufen erschienen war, sprich was sie ihn eben noch hatte fragen wollen. Jijian salutierte und fuhr mit dem Fahrstuhl nach unten. Lavie fuhr sich etwas zerstreut durch die Haare und zog dann leicht an ihrem rechten Ohr, dem Ohr, dem oben ein Stück fehlte.

„Kümmern Sie sich bitte um das Informieren seiner Eltern, Commander“, sagte sie zu ihrem Ersten Offizier und schien gedanklich mit der Situation abgeschlossen zu haben.

Der nickte. „Selbstverständlich. Gleich nach meinem Rundgang.“

Sie lächelte schelmisch. „Wieso nehmen Sie den Jungen nicht mit, Commander?“, schlug sie mit ganz unschuldiger Miene vor.

Sein Gesicht gefror und Adrians leuchtete auf wie ein Leuchtturm bei Sonnenuntergang.

„Ihn ... mitnehmen?“, wiederholte er, als würde sich die Bedeutung dieser Aussage erst durch langsames Repetieren erschließen. Er überlegte, ob das ein erneuter Scherz sein könnte. Lavies Wankelmut nahm allmählich beängstigende Dimensionen an.

„Warum nicht? Unserem jungen blinden Passagier scheint die Idee auch zu gefallen.“

Sie zwinkerte Adrian zu. Callahan überprüfte diese Aussage auf ihren Wahrheitsgehalt. Adrians Gesicht ließ keine Fehldeutung zu. Zur Sicherheit verpackte er seine Meinung darüber, für wie klasse er das hielte, noch einmal in ein reges Kopfnicken.

„Ich verlasse mich auf Sie, Commander“, sagte sie, drückte Adrian mit einem Lächeln die Schulter und trat in den nun wieder leer retournierten Fahrstuhl. Dann ging die Tür zu und sie war fort, und die beiden Männer, der mit den diamanthellen Augen und der mit den Haifischhaaren, nun unter sich.

Der jüngere wandte sich strahlend dem älteren zu. „Es ist wirklich sehr nett von Ihnen mich mitzunehmen, *Misonos*! Mein Name ist übrigens Adrian, Adrian Tolean. Das kommt aus dem Deutschen, wird aber französisch ausgesprochen."

Der Commander schien einige Momente zu brauchen, um sich der neuen Situation klar zu werden.

„Ich hoffe du weißt, dass das hier kein Spielplatz ist", begann Callahan und verfiel wieder in die anfängliche Erwachsenenrolle, die ihm in Adrians Augen so viel weniger gut stand. „Und dass all die Männer und Frauen, die wir an den Computern sehen werden mit ihrer Arbeit beschäftigt sind. Und dass du mir nichts anrührst!"

„Ja, Misonos“, versprach Adrian mit lauter Stimme und erregtem Nicken. Mental war er bereits gar nicht mehr hier.

Der Commander seufzte. Wenn er sich einer Schwäche bewusst war, dann seinem Unwohlsein im Umgang mit Kindern.

„Und lauf mir ja nicht weg, egal was passiert! Verstanden?“

Selbstverständlich dachte Adrian gar nicht daran, sich all den Spaß, jetzt wo er sich fürs Erste sicher fühlte, verderben zu lassen. Er betatschte alles und sprach mit jedem, egal wie beschäftigt er oder sie aussah. Eben jetzt quatschte er den Chefingenieur der Schildgeneratoren an. Wahrer wäre es zu sagen, dass er ihn mit Fragen geradezu löcherte. Zuerst schien der Ingenieur kurz angebunden und nicht ganz zu verstehen, wie ihm hier geschah, doch

als der Junge an ein Pult trat und zu raten begann, worum es sich dabei handle, war er höchst erstaunt und bald auch belustigt interessiert an dem Jungen. All die vielen technischen Handbücher auf Adrians Schreibtisch, ein wenig war letztlich doch hängen geblieben.

„Wo hast du diesen Jungen aufgetrieben, Greg?", fragte er, Adrian befragte die Frau am nächsten Pult über den mathematischen Zusammenhang zwischen Reflektorwirkung und Energieaufwand bei verschiedenen Schildausformungen. Nicht das er viel darüber wusste, aber eben genug, um die richtigen Fragen stellen zu können und das war für ein Kind seines Alters bereits sehr formidabel. „Entweder der Junge sieht deutlich jünger aus, als er in Wahrheit ist, oder man hat ihm anstatt *Michel aus Lönneberga* die *Große Enzyklopädie der Elektrotechnik* vorgelesen."

„Ehrlich gesagt, ich habe keine Ahnung wo der herkam", scherzte Callahan nur halb. „Mao brachte ihn herauf und unser guter Captain war der Meinung, als Belohnung für das Verzögern der Betriebsabläufe, habe er sich einen Schiffsrundgang mit dem Ersten Offizier verdient."

„Oh, daher weht der Wind. Der *Captain*!" Williams grinste wissend, was ihn selbst aussehen ließ wie ein großer Junge mit seinem ungebändigten Wuschelhaar und den jugendlichen Zügen.

„Befehl ist Befehl", sagte sein Freund mit einem Schulterzucken und breitem Schmunzeln. Aber Williams tat als habe er ihn nicht gehört.

„Das könnte echt funktionieren. Frauen stehen auf Männer, die mit Kindern können!"

„Das, mein Freund, ist wohl kaum mehr als ein uraltes Klischee."

„Nein, nein. Das ist wissenschaftlich bestätigt. Die Frau sucht in einem Partner immer auch jemanden, der das Nest behüten kann."

„Adrian! Wir gehen!"

Der Junge allerdings war gebannt von den Ausführungen der Ingenieurin, die sie mit in die Luft geschriebenen Skizzen und anderen Hologrammen begleitete und nahm ihn nicht mal mehr wahr. Callahan seufzte und ließ sich in einen Stuhl fallen. Williams feixte.

„Sind denn jetzt alle verrückt geworden?“, hörte er Callahan fragen. „Als ich in seinem Alter war, da wurde man nicht mit einem Schiffsrundgang belohnt, wenn man tausend Leute an ihrer Arbeit hinderte.“

„Ganz locker Greg, entspann dich. Lass die Schultern kreisen. Es ist nicht so, als seien wir auf zeitkritischer Mission. Und wenn, dann würde unser Baby die Zeit problemlos wieder reinholen. Außerdem hatte ich stets den Eindruck du respektierest die Nachgiebigkeit *Big Js*“, meinte William und lehnte sich gegen ein Pult.

„Oh natürlich muss ein Captain seiner Crew gegenüber *hin und wieder* nachgeben können - aber einen blinden Passagier durch das Schiff zu führen? Und lass diesen *Big J* Unfug.“

„Eigentlich *lässt* sie ihn ja führen“, bemerkte Williams ganz unschuldig.

Callahan warf seinem Freund und Kollegen einen ironisch nachdenklichen Blick zu, als wäre das ein Grund die Welt mit ganz neuen Augen zu sehen.

„Tja, was sagt uns das über meine Position auf diesem Schiff? Warum eigentlich ich? Zwar war ich anwesend und selbstverständlich bin ich für Passagiere und die Mannschaft verantwortlich. Aber hallo! Der Junge ist acht, wenn man ihm trauen kann, denn er schwebt gerade ein wenig auf Wolken und wer kann es ihm verübeln. Ein Schiffsrundgang … Also John, warum schickt sie *mich* mit dem Jungen weg? Die Räumung war doch unter Raos Aufsicht. Das fällt doch in ihre Zuständigkeit. Ich hätte seinen Fall auch in zwei, drei Minuten abhandeln und ihm einen Vormund zuweisen können!“

„Die Launen einer Frau“, meinte Williams theatralisch mit dem Kopf nickend, „auch im zweizehnundritten Jahrhundert sind sie noch unberechenbar.“

„Quatsch.“

„Sicher?“ Williams begann zu lachen. „Du weißt den Grund so gut wie ich. An solchen Tagen ist sie für gewöhnlich gut gelaunt.“

„Du musst es ja wissen“, erwiderte Callahan mit leicht satirischem Unterton.

„Freilich. Ich brauche keine zehn Sekunden, um dir zu sagen, wie diese oder jene Frau tickt.“

„Diese Aussage wäre um einiges beeindruckender, wenn du nicht eine so traurige Bilanz mit deinen Beziehungen führtest.“

Williams überlegte einen Moment, dann begann er ihr traditionelles Spiel: „Eugénie-“

„Nicht einmal fünf Wochen, mein Lieber“, würgte Callahan ab.

„Juliet-“

„Sieben Wochen. Gib auf.“

Williams verschränkte die Arme. „Mit Marie war ich mindestens -“

„Neun Wochen und zwei Tage zusammen“, beendete der 1. Offizier den Satz.

„Man könnte fast glauben du führst Buch über meine Frauengeschichten.“

„Mach ich auch.“

„Miyako?“

Callahan grübelte eine Sekunde, ehe er das Gesicht Miyako’s im Pantheon von Johns Verflossenen wiedergefunden hatte. „Zehnundeine Woche“, sagte er bestimmt, „plus zehndrei Stunden, wenn du feilschen möchtest.“

„Warum genau zehndrei Stunden? Wie zum Teufel merkst du dir sowas?“

„Du hast Sara für sie an einem Abend in der Bar verlassen und sie wiederum nach einer Nacht mit Eugénie.“

„Ah, ja klar, dass du dir das merkst ist klar. Wie auch immer“, meinte Williams achselzuckend, „beim Captain weiß ich’s ganz genau. Ich spar mir negative Meldungen stets auf Tage wie heute auf. Damit entkam ich schon so manch unangenehmem Gespräch.“

„Deine Einbildungskraft hätte ich auch gerne. Dann wären wir schon verheiratet. Also wenn ich das wollte.“

„Möglich“, gestand der Freund, „aber nicht sicher“, zwinkerte er.

Callahan wandte sich um. Adrian schien nach wie vor nicht fertig, doch wenn sie in diesem Tempo weitermachen würden, kämen sie bis morgen nicht auf die Brücke zurück.

Commander Williams blieb lächelnd, ob des Bildes, das sein Freund neben dem aufgeweckten Kind abgab, zurück. Irgendwann hätte auch sein bester Freund Gregory Callahan ein Kind. Und das würde ein regelrechter Spaß werden. Dann dachte er daran selber eins zu haben und er prüfte zweimal nach, ob er mittels seines Chips auch wirklich die Samenproduktion deaktiviert hatte.

„Die Reaktoren sind hinter dieser Tür", sagte Commander Beatriz Costa und wies in besagte Richtung. Sie hatte ein sehr rundes und sehr buntes Gesicht und ihr Mund war ein Schmetterling, der mit jedem Wort mit den Flügeln schlug.

„Darf ich sie sehen? Darf ich sie sehen?", bettelte Adrian vor Aufregung hüpfend und Callahan wollte eben mäßigend eingreifen, als sich die Technikerin, sehr zu seinem Grauen, geschlagen gab. Er zuckte bloß hilflos mit den Achseln. Heute war nicht sein Tag.

„Aber nur einen kurzen Augenblick. Und dass du mir nichts anfasst!“

„Vorsicht, das Kind ist immun gegen diesen Satz", warnte der Commander, den Kopf über die Nachgiebigkeit seiner Kollegin schüttelnd.

Eine Sirene und gelbe Warnlichter leuchteten auf nachdem Costa ihre Zugangsdaten eingegeben hatte, in Callahans Kopf alles Zeichen dafür, dass das hier kein Spielplatz sein sollte. Dann erklang die unsichtbare Frauenstimme, die bereits im Frachtraum zu hören gewesen war. „Druckausgleich wird ausgeführt", gefolgt von einem lauten Zischen, ehe sich die Tür langsam hob und Einlass in die Versorgungskammer des Schiffes gab. Die Tür war noch keinen Meter weit oben, da stürmte Adrian schon hinein in die weiß ausgeleuchtete, 250 Meter lange Halle.

Abgesehen von den 32 Kuppeln, die zweireihig platziert waren und etwa einen halben Meter aus dem Boden ragten, war sie komplett leer. Aber Adrian wusste was ihn interessierte und er blickte durch die gläsernen Aussparungen in den Druckbehältern. Das Wasser darin war klar und so konnte er die ganzen 20 Meter bis zum weiß erleuchteten Boden sehen. In der Mitte des etwa zehn Meter im Durchmesser betragenden Behälters fand sich der eigentliche Fusionsreaktor, der durch zahlreiche Stahlrohre an seinem Platz gehalten und mit Wasserstoff versorgt wurde und die gewonnene Energie zurück in das Schiff einspeiste.

„Die Waffensysteme der *Sleeping Beauty* werden mittels 32 Fusionsreaktoren mit einer Leistung zu je 96 Gigawatt gespeist", erläuterte Costa hinter Adrian tretend.

„Die sind nur für Schilde und Offensivwaffen?", fragte Adrian und hatte dabei die Miene eines Fachmanns aufgesetzt, was Costa erstaunte. Sie warf Callahan einen belustigten Blick zu. Er starrte finster zurück. *Er* hatte keinen Spaß. Sie tadelte Callahan dafür mit einem überzeichneten Kopfschütteln, dann lehnte sie sich etwas vor, um auf Augenhöhe, von Fachfrau zu Fachmann zu sprechen. „Ganz genau. Die Reaktoren für den Antrieb finden sich im Heck des Schiffes. Das sind sechs Stück zu je einhundertfünfzehnundvier Gigawatt und die Versorgung der

Schiffselektronik und der Lebenserhaltung wird von zwei Reaktoren zu je siebzehnundzwei Gigawatt gewährleistet."

„Wobei der zweite inaktiv und nur für den Notfall ist", hielt Adrian nickend fest, vollständig in seinem Metier … Er hatte ein sehr zerlesenes Buch über die Flotte der Union gehabt, dass irgendwann verschwunden war. Aber bis dahin hatte er es sehr, sehr gerne gelesen.

„Tage wie diese", überlegte Callahan und folgte den beiden mit den Augen. Er wusste Williams Behauptung, an Tagen, an denen sie Julian traf, sei sie nachlässiger oder zumindest nachsichtiger, war vollständiger Unsinn. Trotzdem traf es ihn persönlich, dass sie sich mit diesem Mann traf. Er war weit darüber hinaus sich nicht damit abfinden zu können, dass Jeanne einen anderen Mann anziehender fand. Das Problem war, *welchen* Mann sie anziehender fand. Julian war nicht Mitglied der Besatzung. Eigentlich hatte er gar nicht an Bord zu sein. Und das war nur eine Sache von vielen, die mit diesem Mann nicht stimmten. Er hatte seine Akte genauestens analysiert und zusätzlich externe Dienste in Anspruch genommen, um eventuell geschönte Informationen zu erkennen und er war sich sicher: irgendetwas stimmte mit dem Mann nicht. Auch wenn seine Recherche nicht ergeben hatte, *was* nicht stimmte. Er hatte auch versucht seine Bedenken zu äußern, aber die Akte gab zu wenig her und seine anderweitigen Informanten waren nicht sonderlich zitierfähig. Außerdem hätte es die Frage aufgeworfen, warum er soviel Zeit und Geld aufwand, um einen Mann zu prüfen, der das Vertrauen der Vice-Admiralität und des Captains besaß, anders wäre er nicht auf dieses Schiff gelangt. So konnte er ihn nur für sich im Auge behalten …

„Du siehst heiß aus", sagte Costa und riss Callahan aus seinen Gedanken.

„Bitte was?"

„Ja, doch", sagte Costa und tat als könne sie es nicht ganz zuordnen woher das käme. Dann grinste sie ihr

breites Teenagergrinsen. Ein sehr wissendes Grinsen. „Und hat's funktioniert?"

„Hat was funktioniert, Bea?", fragte Callahan auf alles gefasst.

„Hat deine kindliche Begleitung Jeannes Herz in Wallungen versetzt?"

„Du nicht auch noch", stöhnte er. „Manchmal denke ich du und John, ihr seid füreinander bestimmt. Er hat genau das Gleiche gesagt." Insgeheim war er überzeugt die beiden seien füreinander bestimmt. Beider Promiskuität, ihre beständige weiterentwickelte Fehde. Es war geradezu augenscheinlich.

„Hm", machte Bea, „also ist sie auch heute und trotz deiner geschickten Unternehmung zu Julian, was?"

Callahan blieb ihr eine Antwort schuldig, aber sein Blick war wieder ein wenig düster geworden.

„Hm. Was ist mit Jeanne?", fragte sie.

„Das ist Vergangenheit."

„So?" Sie schien nicht ganz überzeugt. „Gut", meinte sie dann, „ich will nur nicht, dass jemandem weh getan wird. Weder Jeanne, noch dir."

Callahan blickte sie nachdenklich an.

Dann lachte sie. „Schau nicht so ernst!", rief sie und klopfte ihm viel zu kräftig auf die Schulter. „Sonst bekomme ich den Verdacht du hättest bereits Mist gebaut. Und das wollen wir ja beide nicht hoffen", sagte sie mit einem gruseligen Grinsen und ihre Hand auf Callahans Schulter drückte mit einem Mal ein wenig fester.

Er klopfte ihr leicht mit der eigenen Hand auf die ihre und sie ließ ihn los und ihr Scherz war ausgespielt.

Suchend schaute Callahan über Beas Schulter, „Adrian, wir wollen weiter!"

Adrian ließ sich in seinem Gespräch mit Costas Leuten nicht stören, doch der Ingenieur, den er mit Fragen löcherte, nickte Callahan zu, um zu signalisieren, er werde das Gespräch jetzt beenden.

„Wie lief die Evakuierung?“, wechselte Bea das Thema. Sie verfolgte mit den Augen wie der Mann, der Adrian den prinzipiellen Aufbau der Reaktoren näher gebracht hatte, einen fiesen Erwachsenentrick ausspielte und Adrians Wissensdurst auf die Zukunft vertröstete.

„Siehst du ja. Dieser Junge, der da gekonnt die Aufforderung des 1. Offiziers verweigert. Blinder Passagier. Mao hat ihn ihm Frachtraum aufgegabelt.“

„Und wie kommt es, dass ihn der Erste Offizier persönlich durchs Schiff führt? Wenn es kein ausgefuchster Plan sein soll?“

Callahan sagte nur: „Jeanne“ und Bea grinste ihr breites Teenagergrinsen.

„Die Wahrheit über Jeanne Lavie, der Heldin der Union“ titelte der *Titan Express* und darunter prangte ein großes Foto von Jeanne auf der virtuellen Seite, ein sehr unvorteilhaftes Bild. Es war offensichtlich aufgenommen worden, als sie auf dem Weg zu ihrer dritten Aufgabe gewesen war, dass heißt, mit dem sicheren Gefühl im Kopf, im nächsten Asteroiden einen schnellen Tod zu erleiden, ein Gedanke, der ihren mürrischen Gesichtsausdruck perfekt erklärte, der aber dem Publikum des Artikels vorenthalten wurde. Für Leser sah sie einfach nur missmutig und unnahbar aus.

„Ich verstehe ja, dass du es als deine Pflicht ansiehst über alles informiert zu sein“, erklärte Beth, „aber warum du ausgerechnet die Zeitungen aus *Ilius* lesen musst … Lies doch den *Moon Observer* oder irgendwas anderes aus *Sol*.“ Sie schaute unsicher zu Maya hinüber, die ihres Frauchens Gemütsstimmung reflektierte und bereit zum Angriff schien, bereit jemandeN mit ihren scharfen Krallen zu zerfleischen. Jeanne hatte den Artikel mindestens zehnmal gelesen. Satz für Satz und vorwärts und rückwärts und hatte geschrien und geflucht vor Wut und ihn dann, am Ende, ohne weitere Nachricht an Beth weitergeleitet. Diese

hatte sofort alles stehen und liegen gelassen und war aus der Gesundheitsstation herauf gehetzt.

„Lavie ist kein *Mensch* im üblichen Sinne?“, brüllte Jeanne mit Tränen der Wut in den Augen, „hast du das gelesen?“

Natürlich hatte Beth das, Jeanne hatte ihr doch eben den Artikel geschickt.

„Beruhige dich“, sagte Beth, „das ist doch alles-“

„Beruhigen?“, kreischte Jeanne außer sich und dann kam nicht mehr viel Zusammenhängendes aus ihrem Mund so zornig und so hart getroffen war sie.

Der Artikel lautete wie folgt:

Die Wahrheit über Jeanne Lavie, die *Heldin der Union*. Während nebenan im Justizpalast die Verhandlungen das Ende unseres Staates vorantreiben, lohnt es sich einen näheren Blick auf die Frau zu werfen, die die Union ausersehen hat, uns den Kuss des Todes aufzudrücken. Und wir hatten kaum angefangen mit unserer Recherche, da war uns klar, es gäbe keine Person, die besser für diesen dunklen Dienst geeignet wäre. Wer also ist der platinblonde Todesengel?

Lavie ist kein *Mensch* im üblichen Sinne. Sie hat weder Vater noch Mutter. Sie wurde im Labor gezüchtet, vom seinerzeit äußerst anerkannten Wissenschaftler Antoine Lavie, der für seine, heute weit nicht mehr so positiv aufgenommene Forschungsarbeit, mitunter den Nobelpreis gewann. Antoine Lavie war die führende Instanz in der Heranzüchtung von „Menschen“, sogenannten *Imitatio*. Diese Laborwesen wurden zu Forschungszwecken kreiert, um neue Medikamente zu testen und Experimente durch-

zuführen. Der skrupellose Forscher hatte sich allerdings auch ein ganz besonderes Experiment vorgenommen: Die Erschaffung und Aufzucht eines *Imitatio* wie ein gewöhnliches Mädchen. Jeanne würde dieses Mädchen sein. Niemand sonst hätte dieses Unterfangen durchsetzen können, aber es heißt Lavie habe die zuständigen Behörden vor vollendete Tatsachen gestellt. Dennoch wurden die ersten Schritte und Jahre des Mädchens skeptisch beäugt. Zurecht, wie sich bald herausstellte, denn anstatt sich für Klamotten und Jungs zu interessieren baute sie in ihrer Schulzeit ein Netz von ihre Mitschüler mobbenden, schlagenden Delinquenten auf, die ihre Gleichaltrigen in den Straßen von *MOON1* terrorisierten und zu gefährlichen Mutproben anstachelten. Als Marco Patell, ein damals zehnundvierjähriger Junge, bei der Umsetzung eines dieser üblen Pläne ums Leben kam, flog Jeanne Lavies Clique endlich auf. Doch sie hatte gelernt ihrer Bestrafung zu entkommen. Ihr „Vater" hielt sie von jeder weiteren Konsequenz fern und anstatt ins Jugendgefängnis machte man ihr Platz im Ausbildungsprogramm der so genannten Polizeielite der Union, den *Judges*, Richter, Polizist und Scharfrichter in einer Person. Offensichtlich der ideale Platz für jemanden wie Lavie. Sie brillierte und schloss ihre Ausbildung mit Bestnoten ab. Und als ob sie in dieser furchteinflößenden Position noch nicht genug Schaden anrichten könnte, nahm man sie als Quereinsteigerin in die Dienste des gewaltigen Militärapparates der Union auf. Auch dort scheint Lavie ihren Charme erfolgreich versprüht zu haben, denn nach bisher unvorstellbar kurzer Dienstzeit versah man sie mit dem ersten eigenen Kommando über eines der kampfstärksten Schiffe der Flotte. Vermutlich über ihre eigenen Erfahrungen in diesem Gebiet bestens Bescheid wissend war einer ihrer ersten Aufträge das Fassen des berühmt-berüchtigten Sklavenbarons Saren Shahid Karen Rikkae. Ein anonymer Informant deutete der Redaktion gegenüber allerdings an, dass da

mehr hinter der Sache stecken könnte. So sei Jeanne erstaunlich gut über die internen Strukturen von Karen Rikkaes Netzwerk informiert gewesen, „fast wie ein Insider". Wie dem auch sei, in den Augen der Union scheint Erfolg Recht zu geben und ihr Weg führte weiter steil nach oben. Als es zuletzt darum ging jemanden zu finden, der den Einfluss der Union auf das *Ilius* System erweitern sollte, da schien Jeanne Lavie zweifelsfrei als die bestgeeignetste Kandidatin. Wer wollte *daran* zweifeln? …

„Da hast du dir aber auch wirklich das scheußlichste Blatt ausgesucht", sagte Beth. „Aber lies dir das doch noch einmal durch-", sie erstarrte ob Jeannes finsteren Blick, „oder hör' besser auf mich: Schon der Schreibstil sagt doch, was von dieser Zeitung zu halten ist. Niemand glaubt diesen Quatsch."

„Es ist die auflagenstärkste Zeitung auf *Ilius*", sagte Jeanne nur.

„Na, dann habe Mitleid mit den armen Menschen."

„Ich weiß gar nicht, ob ich dazu in der Lage bin. Offensichtlich bin ich ja gar kein Mensch."

„Okay, Jeanne", sagte Beth mit einem plötzlich ebenfalls ärgerlichen Blick, „du kannst dir diese Horrormärchen reinziehen soviel du willst, aber ich lasse dich nicht so einen Unsinn sagen."

Jeanne zuckte mit den Achseln, aber ihre Wut wich langsam der Enttäuschung so verkannt zu sein. Wie kam man überhaupt dazu etwas dermaßen Gemeines zu schreiben. Die Fakten waren nicht unbedingt falsch, aber die Art wie sie erzählt und mit Mutmaßungen und Kommentaren versetzt waren …

Beth nahm Jeanne entschlossen bei der Hand und zog sie zum Sofa und mit sich hinunter, als sie sich darauf setzte.

„Jetzt hörst du mir mal einen Moment zu", sagte Beth, „ich weiß diese viereinhalb Monate waren knochenhart

und dann sowas von sich lesen zu müssen und dein Vater und alles … ich verstehe, dass du nicht vor Freude am Tisch tanzt, aber deswegen hast du noch kein Recht irgendwelche Lügen eines Jason Smiton, Jason Smithon, Jason Schmeißfliege oder wie der Lümmel auch heißt, so an dich heranzulassen. Du bist ein großartiger Mensch und alle, deren Meinung dich interessieren sollte, werden dir das bestätigen."

Jeanne nickte allmählich. Beth hatte natürlich Recht. Aber es ging in den Artikeln ja auch nicht um sie. Nicht für sie. Und es war nicht nur dieser eine. Es gab davon viele. Seit viereinhalb Monaten mindestens einen täglich. Und Jeanne hatte sie alle gelesen. Die positiven aus *Sol* kamen erst im letzten Monat und waren weder so extrem positiv, wie die aus *Ilium* negativ, noch hatte man es in der Union zur Staatssache erhoben, sodass sie auch an Zahl und Umfang beträchtlich weniger Staub aufwirbelten. Dann kam natürlich noch der siebte Juni, die Sache mit ihrem Fuß und Beths Vorwürfe, sie nehme zu viele Tabletten. Als ob sie in ihrer Haut nicht selbst welche bräuchte.

„Jah", sagte sie sehr langsam und mit viel Luft, „du hast ja Recht, Beth. Manchmal kommt es halt ein bisschen dicht auf dicht, der ganze Scheiß."

„Schon klar", sagte Beth verständig. „Aber darum hast du ja mich und Bea und Gregory und Takeshi und-", sie lächelte breit, „Julian."

Jeanne gab ihr einen Klaps und stand auf um sich die Haare zu richten, die sie in ihrer Wut aus ihrer Form geschüttelt hatte. „Den ich übrigens in fünf Minuten treffen sollte."

„Na dann nichts wie los!", rief Beth und sprang auf als gelte es die Bastille zu stürmen, „ich will eurem wöchentlichen Rendezvous nicht im Wege stehen."

Dafür erntete sie einen weiteren Hieb.

„Wie sehe ich aus?", fragte Jeanne.

„Heiß", antwortete Beth feixend.

„Du bist nicht Bea“, sagte Jeanne, musste aber auch grinsen. „Ich meine eigentlich, ob ich wie eine Dampflock aussehe?“

„Nö, nicht mehr als üblich. Aber wenn du wissen willst, ob man dir den eben durchgestandenen Wutanfall ansieht, nö, du hast nur ein bisschen rote Bäckchen, aber das wird wohl die Aufregung sein gleich Julian zu treffen.“

Dafür erntete sie einen Stoß mit dem Kopf seitens Jaguardame Maya.

„Zwei gegen einen!“

„Tja“, machte Jeanne, „die Welt ist eben kein fairer Ort.“

Die beiden verließen Jeannes Quartier und verschwanden im Schiff. Das heißt Beth verschwand, Jeanne blieb noch einen Moment im Offiziersflur, wo ihnen beiden Gregory Callahan entgegengekommen war, um ihr mitzuteilen, die Evakuierung wäre abgeschlossen. Dann traten Mao und Adrian aus dem Fahrstuhl.

An Tagen wie diesen konnte Jeanne nicht anders, als sich einzugestehen, dass es die Menschheit weit gebracht hatte. Vielleicht gab es immer noch niederträchtige Zeitungsredakteure, aber das Außendeck war eine spektakuläre Konstruktion, wie es sie noch nicht allzu lange gab. Dank Hologrammen bot sich der Eindruck, vor dem offenen Weltraum zu stehen, eine immens fesselnde, aber nicht nur angenehme Erfahrung. Wenn man zu lange hier war, und Jeanne hatte es am eigenen Leib erfahren, konnte man spüren, dass einem die vorherrschende Dunkelheit ziemlich zuzusetzen begann. Jeanne fröstelte alleine beim Gedanken daran, wie es sich angefühlt hatte, obwohl es nur Tage nach ihrem Dienstantritt auf dem Schiff und damit vor mittlerweile über zwei Jahren passiert war. Aber Zeit war ein sehr flexibles Gebilde. Einmal ist ein Jahr eine Ewigkeit und das nächste Mal gefühlt kein Tag. Gefühlt war damals wie heute: Die Ereignisse in ihrem Leben überschlugen sich und sie suchte die Stille im Weltraum.

Das war einige Zeit sehr angenehm, diese Entrücktheit, diese Abgeschiedenheit. Die Finsternis konnte sehr schön sein und im nächsten Augenblick unfassbar grauenvoll. Sie wusste nicht mehr wie genau es gekommen war, sie musste eingeschlafen sein, aber als sie erwachte, da wir sie nicht mehr länger allein. Da war etwas in der Dunkelheit, die plötzlich gar nicht mehr so leblos schien und ihr war es, als würde sie ihr durch die Augen in den Körper kriechen und sich um Lunge und Herz legen, drauf und dran sie zeitgleich zu ersticken und zu erdrücken, durch einen viel zu engen Tunnel jagen und das Licht an dessen Ende war fern und unerreichbar.

Danach kam sie eineinhalb Jahre nicht mehr hierher. Der Ort war ihr nunmehr suspekt. Klar, all das war ihre Psyche. Das war alles. Sie war angeschlagen und vor allem: der Mensch war noch nicht lange genug im Weltraum, um sich darin vollkommen wohl zu fühlen. Ja, das musste es gewesen sein, hatte sie überlegt und das Außendeck geflissentlich gemieden.

Fast 20 Monate war sie nicht wieder in den Ozean der Sterne am Aussichtsdeck zurückgekehrt. Dann hatte sich das von einem Tag auf den anderen, auf ganz eigenartige Weise, geändert. Julian wartete bereits auf sie.

Julian hatte keine Funktion am Schiff und war ein bloßer Reisender an Bord. Allein das machte ihn interessant … und Jeanne sehr skeptisch. Der Zeitpunkt war zu perfekt gewesen. Sollte er ihre Fortschritte kontrollieren? Vertraute ihr Nielson doch nicht so sehr, wie er das behauptete?

Ihr erstes Treffen löste in Jeanne zunächst alles andere als wohlige Gefühle aus, doch ihr Interesse war geweckt. Selbstverständlich war sie versucht etwas mehr für die Gründe seines Hierseins aus ihm herauszubekommen, mehr, als die erste gegebene Antwort und der Brief verraten hatten und sie nützte jede Gelegenheit dazu. So hatte das hier angefangen. Bloß mit ihrer ursprünglichen Intention kam sie nicht weiter, denn soviel Julian auch erzählte,

über ihn selbst erfuhr man dabei überraschend wenig. Und bald war es ihr nicht länger wichtig. Was sie wusste ließ sich demnach in einem Satz zusammenfassen: Er war Wissenschaftler auf Weltreise. Kein Wächter über ihren Fortschritt, kein Aufpasser.

Ihr erstes Treffen also, das hatte vor knapp fünf Monaten stattgefunden. Sie hatte eben den Befehl erhalten die Verhandlungen in *Ilius* zu erwirken und da stand er vor ihr mit einem Brief in der Hand, der ihm ein unbegrenztes Mitflugsrecht auf ihrem Schiff bescheinigte und Jeanne wollte wissen, wie er daran hatte kommen können und er verbrachte weite Teile seines Tages am Außendeck und so hatte Jeanne sich zu entscheiden, ob sie mehr erfahren oder weiterhin das Außendeck meiden wollte.

Jeanne dachte die richtige Entscheidung getroffen zu haben, denn Julian war ihr mit zum liebsten Gesprächspartner geworden. Klar, da waren Bea und Beth und die beiden waren absolut unersetzlich. Aber das mit Julian war etwas gänzlich anderes. Und egal was Bea dazu sagte und Beth mit wissendem Blick andeutete, Jeanne war nicht bis über beide Ohren verliebt. Sie und Julian, sie waren ganz schlicht und simpel auf einer Wellenlänge. Dabei waren sie einander bis heute nahezu Unbekannte. Jeanne war sich ganz sicher, sie wäre nicht über beide Ohren verliebt …

Jeanne wusste nicht einmal, wie alt Julian war. Das beruhte, wie das meiste in ihrer Beziehung, auf Ab- und Einschätzungen. Die Fülle an Anekdoten, die er ihr in den letzten Monaten erzählt hatte, zwangen ihr fast die Vermutung auf, er müsse jenseits der hundert sein. Sein Gesicht und Körper verrieten selbstverständlich keinerlei dergleichen. Beides glich dem eines knapp 35-Jährigen. Sie hatte schon mehrfach überlegt, ob ihm das Beibehalten seines jungen Aussehens nicht ein klein wenig schadete. Aber was interessierte sie das eigentlich? Sie war ja schließlich nicht über beide Ohren verliebt.

„Schön, dass du's geschafft hast", sagte sie.

Julian wandte sich um und begrüßte sie mit seinem jungenhaften Lächeln. Vielleicht tat er doch ganz gut daran jung zu bleiben ... „Schau an wer spricht", entgegnete er. „Captain Komm-zu-spät."

„Tja", sagte Jeanne und lehnte sich weit über die Reling, „wir können nicht alle faul in den Tag hineinleben. Irgendjemand muss das Schiff ja steuern."

„Ja", erwiderte Julian, „richte doch *dem* Commander bitte meine allergrößte Dankbarkeit darüber aus."

„Wird gemacht", sagte Jeanne und feixte breit. *Der* Commander war Gregory Callahan und er und Julian teilten eine Hassliebe, also die Liebe einander zu hassen, aber auf eine sehr freundschaftliche Art und Weise oder einfach bloß mit einem hohen Maß an Zivilisiertheit.

„Alles klar?", fragte Jeanne.

„Kein Grund zum Klagen. Zumindest kein neuer."

„Klingt gut."

Die beiden schmunzelten. Jeanne fühlte sich jetzt schon besser.

Er blickte in das Sternenfeld zu ihren Füßen, obwohl er genauso gut nach oben, links oder nach hinten hätte blicken können, denn Sterne und Finsternis waren überall.

„Weißt du, dass es mir immer wieder durch Mark und Bein geht, da hinunterzublicken", sagte er nach einiger Zeit.

Jeanne tat es ihm gleich und suchte die Tiefe, ohne aber den gleichen Mangel an Reserviertheit davor zu zeigen. Sie war schließlich ein verbranntes Kind.

„Man kann sich vollkommen darin verlieren, wenn man zulange hineinschaut", sagte er.

Jeanne hatte es ihm nie erzählt. Sie hatten über alles Mögliche gequatscht, aber dass sie ausgerechnet an dem Ort, an dem sie einander immer trafen, den schlimmsten Horrortrip ihres Lebens mitgemacht hatte, das hatte sie ihm nie gesagt. Es war ihr zu eigenartig erschienen, einem

damals, nach kurzer, durch Skepsis induzierter Antipathie, zwar unendlich sympathischen, aber doch fremden Mann anzuvertrauen, dass er sie, ohne dass sie es zunächst bemerkt hatte, geradewegs an den Schauplatz ihres absoluten Albtraums geführt hatte. Und im Rückblick war sie eigentlich sehr zufrieden mit ihrer Entscheidung das für sich zu behalten. Nicht auszudenken wo Julians Ego nun stünde, wenn sie ihm verriete, dass sein erster Auftritt in ihrem Leben sie so gefesselt hatte, dass sie ihre Abneigung vor diesem Raum vergaß.

„Dunkelschock", sagte sie.

„Dunkelschock?", wiederholte Julian und schaute sie ernst an.

„Dunkelschock", erwiderte sie ebenso ernst, als spreche sie vom etablierten Namen einer Krankheit und sie dachte an diesen Moment, als sie erwachte und in absoluter Finsternis stand, „ich nenne das so. Das Gefühl, dass die Dunkelheit dein Herz umklammert und immer fester zudrückt wie eine böse Schlange. Davon sprichst du doch? Das ist Dunkelschock."

„Dunkelschock", echote Julian und wog das Wort auf der Zunge wie eine Köstlichkeit, „ja", sagte er, „genau das ist es."

Beide fuhren fort, sich der Gefahr des Dunkelschocks vollends bewusst, in die Tiefe zu blicken, hatten aber je ein sehr breites Lächeln auf dem Gesicht.

Julian war schlank, aber nicht muskulös, sein Gesicht dunkel, lang und schmal, aber mit breitem Kinn. An Backen, Oberlippe, Kinn und Hals trug er etwas zwischen sieben und zehn Tage Bart und die Augen waren weich und braun. Die Haare aber waren echt ausgefallen: Sie sammelten sich bündelweise wie Borstenpinsel, als hätte er in die Steckdose gefasst. Jeanne dachte beeindruckt er habe Haar wie einhundert elektrisierte Pinselköpfe. Er hatte sehr, sehr lange gelacht, als sie ihm diese Meinung anver-

traut hatte. Den Mut dafür aufzubringen hatte sie auch immerhin zwei Monate gekostet.

„Warum das wohl so ist?“, überlegte er.

„Vermutlich fehlt uns noch etwas Zeit, bis uns dieser neue Lebensraum in Fleisch und Blut übergeht. Wenn überhaupt jemals.“

„Ja, aber wollen wir das? Die Dinge, von denen man am wenigsten weiß, sind stets am spannendsten", gab Julian zu bedenken.

„Manchmal ist es aber auch sehr schön, sich etwas gewiss sein zu können“, hielt Jeanne dagegen.

„Du wirst es nicht glauben“, sagte Julian.

„Dazu fällt dir eine *aberwitzige* Geschichte ein?“ So fing es immer an.

„Na, *aberwitzig* ist ein bisschen stark. Aber was hältst du von der Geschichte eines Priesters, der sich seines göttlichen Beistandes so gewiss war, dass er glaubte, auch zwei Dutzend Kanonen könnten ihm nichts anhaben."

„Das klingt nach genau der Geschichte, die ich jetzt hören möchte. Schieß los!“, forderte Jeanne und wandte sich, weiter an der Reling lehnend, Julian vollends zu. Die Finsternis unter ihr war schon längst wieder vergessen.

Jeanne musste ihre Aufforderung nicht zweimal sagen, denn Julian hatte bereits seine nostalgische Erzählermiene aufgesetzt. „Hat eigentlich fast Unterhaltungswert, die Geschichte. Also *fast*“, befand er mit einem vielsagenden Lächeln. Julian wandte sich um, den Rücken zu den Sternen, den Blick zum Schiff, ehe er zu erzählen begann.

„Wenn ich ehrlich bin, weiß ich gar nicht mehr so genau, wie ich da eigentlich hingeraten war. Jedenfalls war es in einer Bar auf einer der eher abgelegenen Stationen. *Class-D*, mindestens zehnundvier Standardtagesreisen von der *Erde*, *Aida*-Sektor. Dort gab es einen Cluster ...“ Er schien zu überlegen, als koste es ihn Mühe sich alles in Erinnerung zu rufen, bevor er sie mit einem fast nachdenklichen Blick musterte. „Sagt dir der Name *Infinity* etwas?“

Jeanne dachte nach. „Es gab mehrere Raumschiffe mit dem Namen, darunter dass mit dem ersten *MUA*[32].“ Sie zuckte die Achseln, „aber sonst …“

Julian schüttelte den Kopf und war wieder ganz bei seiner Story: „Auf alle Fälle hatte man mir abgeraten, dorthin zu reisen. Frag mich nicht wie oder warum ich da gelandet bin“, sagte er, um Jeanne, die eben den Mund geöffnet hatte, aufzuhalten. „Wie du ja aus meinen andren Geschichten schon erfahren hast, findet man in dieser Galaxie die merkwürdigsten Käuze in den entlegensten Ecken. Damals traf ich einen gewissen Johnathan Matthew, einen Priester der *Christen des neuen Jahrtausends*, wobei, ich weiß nicht welche Bibel der gelesen hat, mit dem Text, an den ich mich erinnere, hatten seine Lehren nicht viel zu tun. Jedenfalls wartete der mit einer schmalen Jüngerschar auf den nächsten Transporter.“ Julian gluckste. „Wir nannten ihn nur Sankt John. Und er war ein wirklich erinnerungswürdiges Männchen in seiner langen weißen Robe und mit den überlangen Koteletten und der zu kleinen Nase und den tiefen Augen. Außerdem war er so kaum seine eins siebzehn groß und ziemlich mager. Na, wie auch immer. Er hatte wohl irgendwie den Eindruck gewonnen, die Welt sei ein Nichts gegen seinen Willen. Stolzierte herum wie ein König“, erinnerte er sich. „Und seine Begleiter hielten ihn für einen Gott oder dessen neuen, fleischgewordenen Sohn. Wir warteten also dort, auf der abgelegenen Station auf den nächsten Transporter.

Wir warteten frustrierend lange. Allein laut Plan wäre nur jede zweite Woche ein Schiff angekommen. Aufgrund eines Sonnensturmes drei Systeme weiter dauerte es eine

---

[32] *Materienumkehrantrieb*. Erlaubte die Reise durchs All mit Überlichtgeschwindigkeit. Die *Sleeping Beauty* war, zusammen mit ihrem Schwesterschiff, das erste Schiff, das mit dem *MUA Mark VI* ausgestattet wurde.

ganze Woche länger. Genug Zeit also, sich mit Johnathan Matthew und seinen Lehren auseinanderzusetzen und das kann man nur als Zeugnis der großen Langeweile ansehen, die ich dort durchlitt. Aber wie immer gibt es einen Lichtschein: Ich könnte auf der Stelle loslachen, wenn ich mich an seine Predigten erinnere. Du musst dir vorstellen, wir saßen dort in der einzigen, *gott*verlassendsten Bar auf der Station, knapp dreizehn Leute, knapp zweizehn davon muskulöse Minenarbeiter, die sich die Abende mit Karten, Acquaballwiederholungen auf Sphere und Alkohol vertrieben und das Männchen war gewillt Gott dort allein mit seinen Worten wieder einzuführen. Stellte sich auf einen Tisch in der Ecke und begann von Engeln und Teufeln zu sprechen und Miltons *Paradise Lost* zu zitieren. Seinen Aussagen zufolge hatten wir bereits genug Sünden gesammelt, um für fünf Wiedergeburten in die Hölle zu gehen. Ich habe bis heute noch nicht begriffen was mir die Hölle antun soll, wenn ich ohnehin wiedergeboren werde, aber ja, das war fast noch eine Kleinigkeit unter vielen Widersprüchen. Jedenfalls, wenn er erst einmal zu predigen begonnen hatte, dann war er nicht mehr aufzuhalten. Ganz rot angelaufen ist er, so hat er sich hineingesteigert. Rechnete schon jeden Augenblick damit, dass er mit Schaum vor dem Mund vom Tisch fiele. Es kam dann aber doch anders.

Letztlich war er da, der erwartete Transporter und wir gingen an Bord. Alle dreizehn Leute, denn für die Arbeiter hieß es Schichtwechsel und wir andern wollten weiter. So auch St. John und seine Schar Jünger.

Das Schiff war etwa ähnlich gut in Schuss wie die Station mit der kleinen Bar und wir flogen mit geschätzten 0.5K wie man mir später erklärte, aber das Schiff stöhnte, als wäre es drauf und dran einen neuen Geschwindigkeitsrekord aufzustellen oder beim Versuch zu bersten. Alles in allem war es zumindest aus technischer Sicht keine Überraschung, dass uns die Piraten eingeholt haben.“

„Piraten?“

„Piraten. Es war irgendeine Gang, die sich ihr Geld mit dem Entern und Ausrauben von Transportern verdiente. Sie kaperten das Schiff innerhalb nicht einer Minute, denke ich. Die meisten der Arbeiter sind nicht einmal aufgestanden, da wurden wir bereits mit Pistolen in Schach gehalten. Wir dachten im Übrigen gar nicht daran etwas zu unternehmen. Jeder Widerstand schien zwecklos und ein Kampf in dieser Blechdose schien das sichere Ende für alle. Seelenruhig ließen wir uns von Bord führen. Um ehrlich zu sein, insgesamt konnte man sich als Gefangener auf dem anderen Schiff bloß sicherer fühlen. Und die Gruppe hatte ein ganz beachtliches Schiff, eine halbwegs große Fregatte. Allerdings merkte man ihm eine lange Dienstgeschichte an. Das Ding wurde mindestens dreimal generalüberholt und stellenweise hatte man sich nicht einmal die Mühe gemacht die Wandplatten wiedereinzusetzen, sodass man bis auf die Elektronik hinuntersehen konnte. Mancherorts waren die Lücken ziemlich groß ... Aber zurück zu uns. Wir wurden also der Reihe nach vor dem Anführer der Gruppe aufgestellt und er musterte uns mit einem raschen Blick. Dabei hat er wohl irgendetwas falsch gemacht, denn Sankt John fühlte sich plötzlich angegriffen. Er begann herumzuschreien, er sei ein Diener des Einen Gottes und fing bald darauf an Befehle auszuteilen. Das hat wiederum den Obergangster verärgert, woraufhin dieser an St. John herantrat, ihm streng in die Augen schaute und ihm dann ins Bein schoss.“

Jeanne verzog das Gesicht.

„Aber kleine Sünden straft Sankt Johns Gott sofort: Denn daraufhin legte unser Messias erst richtig los. Er stimmte ein so ungeheures Gezeter an, das glaubst du nicht. Da fiel es einem dann endgültig schwer, ihn für einen heiligen Mann zu halten. Was der für Sprüche drauf hatte! Als hätte er die Bibel mit einem Wörterbuch für *Altes Dii* verwechselt.“ Julians Mundwinkel stoppten erst auf

Nasenhöhe, so breit war sein Grinsen und Jeannes mentales Bild nahm lebhafte Formen an.

„Auf alle Fälle hoppelte er auf einem Bein herum, verlor dabei das Gleichgewicht, suchte nach Halt und verschwand in einer Lücke in der Wand. Es krachte ein-, zweimal, schon gab es ein lautes „Swoop“ und es wurde wieder leise. Wir blickten uns unschlüssig an, ich wartete auf eine Fortsetzung des Geschreis, ehe eine Erschütterung durch das Schiff jagte. Dann ging der rote Alarm los und wir, wir begannen zu laufen. Keine Ahnung, was St. John da auf seinem Weg nach unten mit seinem göttlichen Zorn versehen hatte, aber es zeigte auf alle Fälle Wirkung. Ich erwischte mich bei der Überlegung, meine Einstellung zu dieser offensichtlich wirkungsvollen Religion zu überdenken.

Wir erreichten den Transporter und brachten einige Kilometer Sicherheitsabstand zwischen uns und die Fregatte. Etwa eine halbe Stunde warteten wir dort. Nichts tat sich. Dann erhielten wir einen Funkspruch. Man brauche unsere Hilfe, der Antrieb sei ausgefallen. Außerdem sollten wir den „Irren“ zurücknehmen.“

„Nein!“, rief Jeanne und beide lachten. „Was ist dann geschehen? Sankt John hat doch überlebt?“

„Oh ja hat er überlebt! Wir warteten knapp eine Woche länger, ehe endlich das Bergungsschiff von der Polizei ankam. Die Gangster ließen sich dann ganz seelenruhig abführen. Es war erstaunlich, was ein Mann ohne Waffen im Stande ist zu tun.“ Er lachte. „Ich glaube die Bande wurde zu einer dritten Schicht für die Mine und ja, Sankt John schien wirklich einen Schutzengel zu haben, er kam vollends unverletzt aus der Sache heraus, also abgesehen von seinem Bein, aber zwei Wochen nicht laufen zu können schien ihm ganz recht, denn damit konnte er uns vor Augen führen, welchen Prüfungen Gott seinen Glauben unterzog und wie heroisch er sich ihnen stellte. Seine

größte Sorge war wohl aber, dass sein weißes Outfit ruiniert war ...“

Jeanne empfand sich ein klein wenig als Schmarotzer. Denn während ihr Julian von seinen weitschweifenden Reisen durch das besiedelte und weniger besiedelte Universum berichtete, revanchierte sie sich mit ihren Gedanken und vor allem Sorgen zu *Ilius* und den übrigen Entwicklungen in der Union, von Nielsons Erwartung, sie solle eine größere Rolle in der politischen Gestaltung der Union einnehmen und ihren Zweifeln darüber, dass sie wirklich schon bereit dafür sei. Aber Julian war entweder viel zu höflich oder wirklich interessiert und bereit sich das alles anzuhören, denn er fragte von sich aus und hatte ein Gespür dafür, wenn sie ihm ein ihr unangenehmes Detail ausgelassen hatte und wollte auch das noch hören.

Nach seiner Geschichte war Jeanne dran zu erzählen, was sich in der letzten Woche getan hatte. Sie hatte genug über ihre eigenen Übeltaten gelesen, um sie ihm im Detail auszubreiten.

„Die wesentliche Frage“, sagte er zuletzt, „ist ob du denkst VA Nielson hätte dir zu früh einen so großen Auftrag zugeteilt.“

„Na, als er fragte, ob ich von nun an einen größeren Anteil „an der Verbesserung unserer Gesellschaft“ haben wollte, da konnte ich ja nur ja sagen. Gesellschaft verbessern? Ne, also gerade passt mir das leider nicht so recht …“

„Ja, aber du hast nicht gedacht, du würdest so viel Staub aufwirbeln? Dir so viele, oder zumindest so publikumsstarke Feinde machen. Du dachtest du würdest ein paar korrupten Senatoren das Handwerk legen und alle wären begeistert.“

„Du bist sehr doof“, sagte Jeanne. „Ich wusste schon, dass man ein paar stechende Insekten aufscheuchen kann, wenn man auf den Busch schlägt. Bloß habe nicht nur draufgeschlagen, sondern draufgedroschen. Mehrmals.“

„Ja“, sagte Julian und lachte, „da hast du ein paar sehr stechwütige Insekten aufgescheucht. Dieser Jason Smithton hat zwar keinen Stil, aber das kaschiert er mit Hartnäckigkeit. Zumindest weiß man schon bei der Überschrift, dass man alles Folgende nicht ernst nehmen kann.“

Jeanne schaute schuldbewusst zu Boden. Wenn Julian das so sagte, wie offensichtlich es sich um Unsinn handelte, dann schämte sie sich ein wenig vor Beth so ein Theater gemacht zu haben. Natürlich lag er mit seiner Einschätzung voll und ganz richtig und Jeanne fühlte sich bald besser getröstet, als es Beth irgendwie hätte schaffen können.

Nach dem Mittagessen mit Julian kehrte Jeanne zurück auf die Kommandobrücke. „Captain auf der Brücke!“, rief der Wachtposten an der Tür und alles stand und wandte sich Jeanne zu, die mit einer wegwerfenden Handbewegung alle zurück an die Arbeit schickte.

Die Kommandobrücke war ein kreisrunder Raum von etwa 20 Metern Durchmesser. Wände und Decke zeigten freien Blick in den Weltraum, 360° Rundumblick und man stand auf weißem Boden inmitten des Alls. Das die Brücke in Jeanne dennoch nie den Horror des Aussichtsdeck ausgelöst hatte, lag an der übrigen Ausgestaltung, die es absolut klar machte, dass man sich immer noch in einem Raum befand. Innerhalb des weißen, kreisrunden Bodens lag ein zweiter Kreis, gebildet von hüfthohen Armaturen, die etwa einen Meter Abstand zur unsichtbaren Wand hatten und an denen ein Dutzend Leute saßen und arbeiteten, je von einem halben Dutzend Hologrammen umkreist. In der Mitte des Raumes gab es noch zwei Reihen weiterer Armaturen mit je vier Plätzen, die im Moment aber unbesetzt waren und dahinter, knapp in der hinteren Kreishälfte standen fünf größere Stühle, in einem weiten Kreisbogen nach vorne ausgerichtet. Auf dem mittleren, etwas erhöhten, prangte rot auf weiß das Hoheitszeichen der

Union, zwei halb überlagerte Planeten, der kleinere ganz vom größeren umschlossen, aber nicht konzentrisch. Das Zeichen prangte allerorts und war wohl das am weitesten verbreitete im gesamten menschlichen Siedlungsraum. Die wertvollste Ausprägung fand sich an der Hand der Präsidentin in Form eines Siegelringes aus Gold, bei dem die Planeten von einem Rubin und einem Saphir gebildet wurden.

Vor diesem Stuhlhalbkreis erwartete sie ihr leicht verdrießlich dreinblickender 1. Offizier, welcher mit den Augen einem aufgeregten Jungen durch die Kommandobrücke folgte. Jeanne mühte sich nicht allzu große Belustigung über sein Gesicht zu zeigen, trat an Callahan heran und verfolgte ebenfalls das sprungballhafte Hin und Her des Jungen.

„Commander, irgendwas zu berichten?“, wollte sie wissen.

„Nichts Außergewöhnliches“, sagte er und löste seinen Blick nur widerwillig von Adrian, als hegte er die Befürchtung, er würde die erste Chance ergreifen, Unfug anzustellen. „Aber es freut mich, dass zumindest alle anderen großen Spaß an der Situation haben“, sagte er Jeanne vollkommen durchschauend.

„Ihr Einsatz für die Moral an Bord wird in meinem nächsten Bericht lobend erwähnt“, scherzte Jeanne.

„Ich bestehe darauf“, erwiderte Callahan bedeutsam nickend. „Wir haben die Ladung für *Sybill 2* auf drei Shuttles geladen und sie vor einer Stunde abgesetzt“, sagte er dann zu seinem Bericht zurückkommend. „Die Station wird ihre Ladung erhalten und wir sind pünktlich zu unserem Rendezvous mit der *Snow White*.“

Jeanne nickte zufrieden. Sie hatte *Sybill 2*, eine kleine, unwesentliche Logistikstation, von der Reiseroute gestrichen, als sie die Einladung von Commodore Ma erhalten hatte. Diese unsägliche Einladung bereitete ihr seit ihrem Eintreffen vor ein paar Stunden übelste Kopfschmerzen

und ließ sie fast so missmutig dreinschauen wie eben noch Callahan …

„Ansonsten: Alle Abteilungen sind überprüft. Beas Reaktor ist jeden Augenblick wieder am Netz. Beth wünscht den Captain allerdings auf der Medizin zu sehen. Sie meinte, ich zitiere: wenn Sie nicht bis morgen Punkt zehnsieben Uhr auf ihrem Untersuchungstisch lägen, betäube sie Sie und untersuche Sie auf dem Konferenztisch nebenan. Im Zweifel vor der gesamten Offiziersversammlung."

Jeanne nickte belustigt. Das klang ganz nach ihr. „Ich werde vorbeischauen", versprach sie, denn so sehr sie ihre Offiziere schätzte, Beths Untersuchungen waren in letzter Zeit, den Umständen entsprechend, äußerst gründlich geworden. Aber was Jeanne viel mehr interessierte und sie lächelte schelmisch, als sie sich die Frage dann doch nicht verkneifen konnte: „Und wie war's mit dem Jungen?"

Callahan musterte sie eine Sekunde, als wolle er zeigen, dass er nicht verstünde, weshalb sie diese Frage so belustigte. „Scheint ein recht aufgewecktes Kerlchen. John war begeistert und meinte er wolle nur *einen* Ingenieur mit solchem Enthusiasmus haben".

„Ach was? Ich hoffe Adrian ist wirklich so motiviert und nicht das es meiner Besatzung an Energie mangelt?"

„Oh, keine Sorge", sagte Gregory, als spreche er über etwas, dass er auf die harte Tour hatte erfahren müssen, „da machen Sie sich keine Sorgen, Captain."

Jeanne nickte langsam. „Sind die Eltern informiert?"

„Bereits alles in die Wege geleitet", bestätigte Gregory. „Rao ist während der Evakuierung auf seine Familie gestoßen und hat bereits alles in Erfahrung gebracht. Sein Vater ist auf der *Eclipse*. Dürfte wohl ein wenig dauern bis sie die Nachricht erhalten, nicht so viele *Relays* auf dieser Strecke und mit unserem Kurs wird auch die Antwort etwas brauchen, um uns zu finden. Aber ja, alles geregelt."

„Wer kümmert sich bis dahin um den Jungen?"

„Beth ist bereit ihn aufzunehmen. Aber erst morgen, ihr Gästezimmer sei „absolut nicht präsentabel““, sagte er mit breitem Schmunzeln.

„Oh, das kann ich mir vorstellen“, meinte Jeanne ebenso amüsiert. Beth war klasse, aber ihre notorische Unordnung konnte einen auf die Palme bringen, wenn man sie zum Ausgehen abholen wollte und sie noch eine halbe Stunde ihre Tasche suchte, weil sie sich nicht auf einen Ort festlegen wollte, an dem sie diese zwischen zwei Verwendungen lagern könnte.

„Laura!“, rief Jeanne und drehte sich dann in Richtung der erschienenen Frau, „wurden die Koordinaten übermittelt?“

Jeglicher Hoffnung zum Trotz erklärte Laura die vollständige Befolgung Jeannes früherer Befehle. Wie hatte es Jeanne auch nur einen Moment wagen können zu hoffen …

„Ja, Jeanne Captain“, sagte Laura, ganz wie es ihre Art war und als wolle sie ihrer Nähe zum Schiffscomputer damit Ausdruck verleihen, „wie berechnet wird der Treffpunkt in etwa drei Stunden erreicht. Laut Vereinbarung dürften die Schiffe bereits auf uns warten.“

„Gut“, sagte Jeanne und meinte es nur halbherzig, „halten Sie mich auf dem Laufenden.“

„Captain!“, drang von einem eben erschienenen Hologramm, das Commander Beatriz Costa im Versorgungszentrum zeigte. „Der ausgefallene Reaktor ist soeben wieder ans Netz gegangen und liefert volle Leistung. Das Mädel hinkt nicht mehr.“

Jeanne nickte, das Hologramm verschwand.

Mit einem weiteren „Captain!“, erbat sich mit Commander Takeshi Yagami, der nächste Offizier, ihre Aufmerksamkeit. Er kam heran und fragte: „Haben Sie unter Umständen bereits meinen Report zu der neuen Partikelkanone gelesen?“

„Natürlich.“

Takeshi wartete einige Sekunden, ob sie diese Aussage nicht noch erweitern wollte, aber Jeanne war vollends damit befasst sich zu überlegen, wie sie den Abend überstehen könnte, und da setzte er nach: „Was halten Sie davon?“

„Ich fürchte wir werden in näherer Zukunft keine Zeit haben dafür zu stoppen“, sagte Jeanne vorsichtig und mit etwas betroffenerem Gesicht, als es ihren Gefühlen entsprach. Yagami war genial, schlichtweg genial und wenn sie ihm ein Experiment fürs Erste untersagen musste, fühlte sie sich als Feindin des wissenschaftlichen Fortschritts. Aber als Captain waren die beständigen Stopps und Systemausfälle, die den großen Durchbrüchen in aller Regel vorangingen, ein großes, nicht täglich zu duldendes Opfer.

„Captain Lavie!“, rief Callahan vom andren Ende des Raumes und Jeanne fühlte sich wie ein Kreisel, als sie immer weiter umher rotierte. „Eine Nachricht von Commodore Ma ist soeben eingetroffen. Soll ich?“, bot er an, wohlwissend wie viel Überwindung sie die Aussicht auf eine weiteres Gespräch mit diesem Mann kosten musste, nachdem das erste sich, ihrer Nacherzählung zufolge, wie nicht reißen wollender Kaugummi dahingezogen hatte.

„Nein, schon gut. Ich kümmere mich darum“, sagte sie und biss die Zähne zusammen, ließ den offensichtlich noch nicht endgültig entmutigten Takeshi zurück, ehe ihre Antwort, auf ein wiederholtes Ansuchen ihm den Rest an Hoffnung rauben konnte und verschwand von der geschäftigen Brücke in das Konferenzzimmer nebenan, dort wo Beth sie im Zweifel untersuchen würde, ohne jede Vorfreude auf das anstehende Gespräch, das, wenn sich schon sonst nichts Gutes darüber sagen ließ, zuwenigst äußerst kurz ausfiel.

„Captain Lavie! Ich bin hocherfreut den neuen Star der Flotte endlich sehen zu dürfen, auch wenn es für den Augenblick nur ein Hologramm Ihrer selbst sein soll. Aber

das wird sich ja bald ändern“. Er lächelte einnehmend. „Lassen Sie mich sagen, dass die Gerüchte stimmen: Man muss lange suchen, um eine so talentierte und erfolgreiche Offizierin zu finden. Ich erwarte sehnsüchtig Ihren Report über die *Ilius* Operationen.“

„Sie schmeicheln mir, Commodore“, beeilte sich Jeanne, seine Atempause auszunutzen, ehe der Redefluss wieder nicht zu unterbrechen wäre, „Ich und mein Offiziersstab freuen sich ebenfalls bereits auf unser Zusammentreffen.“ Das war eine Lüge, für die sich Jeanne aber kein bisschen schämte. „Wir werden Ihre Schiffe in etwa dreieinhalb Stunden erreichen.“

„Ich erwarte Sie. Und ja“, fügte er wie nebenbei hinzu, „wir haben die Veranstaltung kurzfristig ein wenig umgemodelt. Wir veranstalten einen Ball.“ Damit war er verschwunden, hatte das Gespräch zwar kurzgehalten, aber dafür noch einmal die Peitsche knallen lassen.

Ein Ball?! Jeanne seufzte. Seit sie gestern die Einladung erhalten hatte, ließ sie ein sehr bestimmtes Grauen nicht mehr los. Das ganze Treffen klang nach Zeremoniell und reiner Zeitverschwendung. Wie konnten manche Leute so viel reden und so wenig sagen? Eine Frage, deren Beantwortung sich Jeanne fest vorgenommen hatte. Genügend Beispiele zum Studium traf sie ja leider in letzter Zeit. Die ganze Aktion auf *Ilius*. Wobei nein, nicht die ganze. Ach, und er wollte sie auch noch im Kleid. Natürlich. Wenn es eine Sache gegeben hätte, um die vermutete Grausamkeit des Abends noch weiter zu steigern, was wäre effektiver gewesen?

Für einen so tanzunwilligen Menschen wie Jeanne war die regelrechte Besessenheit des Militärs Bälle zu veranstalten reine Schikane. Bisher war sie meist recht tanzfrei davongekommen und hatte ihre Zeit auf diesen Veranstaltungen zumeist mit Beth und Bea an der Bar verbracht. Bisher hatte ihr Gregory Callahan, wenn es denn doch mal in ihre nicht abzustreitende Verpflichtung gefallen war,

den monatlichen Schiffsball zu eröffnen, als begabter Partner für einen Tanz ausgeholfen und sie dann rasch entlassen. Bisher war sie aber auch nicht „der neue Star des Militärs“ gewesen …

Nach dem, in ihren Augen immer noch zu langen, Austausch von Formalitäten kehrte sie wieder auf die Brücke zurück und ließ sich in den Stuhl mit dem großen Hoheitszeichen fallen. Die nächste halbe Stunde würde sie sich relativ ungestört auf den heutigen Abend vorbereiten können. Und es bedurfte einiger mentaler Vorbereitung. Hin und wieder fiel ihr dabei der Junge auf, der hier und dort auftauchte und diesen und jenen Offizier befragte, um dann jeder Erläuterung und jeder einzelnen Eingabe genauestens zu folgen. Noch ein paar Jahre und vielleicht bekäme John dann seinen Staringenieur, spann Jeanne die Zukunft Adrians, um die Lektüre des Dossiers für heute Abend kurz zu unterbrechen. Sie kam nicht so richtig weit und überließ es ihrem Chip ihr die wichtigsten Einzelheiten automatisch herauszupicken, was zwar manche Nuancen verschluckte, aber besser war, als es gar nicht gelesen zu haben.

„Jeanne Captain! Wir erreichen den Treffpunkt mit der *Snow White* in drei Minuten!“

„Danke, Laura“, bestätigte Jeanne, sprang mit breitem Grinsen auf, und vergaß vorübergehend sogar das am Horizont wie ein Monster lauernde Abendprogramm auf der *Olymp*. Denn auf der *Snow White* diente-

„Captain Ahir Sora Lewa Rikkae, zu Ihren Diensten, Lavie!“, brach es aus einem plötzlich erschienen Hologramm hervor. Der erschienene Mann war groß und von kräftiger Statur mit kleinen Baumstämmen als Armen und breiten Schultern. Er hatte dunkelsilberne Haut und silbern goldbraunes Haar, stark ausgeprägte, hohe Wangenknochen und weißgoldene Hotspots in den dunklen Augen, wie Glühwürmchen in einer dunklen Sommernacht. Die Wangen bedeckte ein gepflegter, stark gekräuselter

und sehr dichter Vollbart. Er trug eine schwarze, perfekt sitzende Offiziersuniform mit einer roten Armbinde.

„Captain Rikkae!“, begrüßte Jeanne den Kapitän ihres Schwesterschiffes und ergriff die entgegenstreckte Hand des Hologramms, um sie kräftig zu schütteln, „wie schön, dass Sie da sind!“

Lautlos fügte sie hinzu: „Ich bin wirklich unendlich froh, dass Sie da sind!“

Und er antwortete ebenfalls übers *UniNet*: „Wie könnte ich es mir je verzeihen diese Party zu verpassen? Ich lasse Sie doch nicht alleine mit einem zweiköpfigen Drachen tanzen!“ Er zwinkerte und Jeanne antwortete verbal: „Sie können jederzeit an Bord kommen, ich hole Sie sofort im Hangar ab!“

„Ich wäre ein Anikh, dieses Angebot abzulehnen“, erwiderte er mit seinem typischen, lauten Lachen, dass wie ein Feuerwerk losging und alle zum Mitmachen animieren wollte.

„Ich mache mich sofort auf den Weg!“, verkündete Jeanne und sie eilte zum Fahrstuhl, noch ehe das Hologramm verschwunden war. Sie kannte Ahir Rikkae gut genug, um zu wissen, dass er bereits zum Abflug bereitstand.

„Ehrengarde in den Hangar 2“, befahl Jeanne, „Gregory, Sie haben die Brücke!“ Damit war sie im Lift verschwunden und Callahan setzte sich in den Kapitänsstuhl.

Seine Sorgen lagen ein wenig anders. Mittlerweile sah er ein, dass von Adrians Anwesenheit auf der Brücke keine unmittelbare Gefahr für das Schiff ausging und um seine Beschäftigung musste er sich ebenfalls nicht kümmern. Der Vater, ein gewisser Wilhelm Tolean war von Commander Rao benachrichtigt worden und würde sich hoffentlich, so schnell es die Übertragungswege zuließen, melden und um die Unterbringung des Jungen bis zu seiner Abholung würde er sich gleich kümmern. Elisabeth hatte sich ja bereits angeboten. Jetzt musste er einen

Schlachtplan für heute Abend entwerfen, was soviel bedeutete wie: sich über den gesammelten Offiziersstab der *Olymp* zu informieren. Über die *Olymp* und vor allem den Commodore selbst. Es lag in seiner Verantwortung seinem Captain ein minutiöses Briefing abseits der Standarddossiers der Militärdatenbank geben zu können und Jeanne verließ sich auf ihn.

Er seufzte. Gab es eigentlich irgendjemanden, der sich auf dieses Treffen heute Abend freute?

Zu den Vorzügen des Kapitändaseins gehörte es, dass man neben dem Empfangszimmer im Quartier zusätzlich in der Aussichtslounge einen privaten Raum für den Empfang von Gästen zur Verfügung gestellt bekam. In diesem Raum, mit seinen unionsrot gepolsterten Stühlen und Bänken, traf man sich so auch heute, um sich gemeinsam auf den als so anstrengend vermuteten Abend vorzubereiten. Jeanne hoffte das Commodore Ma einen mächtigen Kick aus der ganzen Angelegenheit bekam. Ansonsten schien ihr die Veranstaltung vollkommene Sinnlosigkeit.

„Sie haben Glück, Lavie", setzte Ahir ihr unterwegs geführtes Gespräch fort und ließ sich in einen tiefen Sessel fallen, „Er wird sie schon alleine deswegen mögen, weil er heute Abend mit irgendjemandem reden möchte. Ma gilt nicht gerade als Freund der *Amane*. Einige meiner Freunde sehen in ihm ein Mitglied der *Earth First* Bewegung und kein kleines noch dazu."

Jeanne bot ihm einen Drink an. Er nahm das Bier seiner Heimatwelt, eine fast schwarze Flüssigkeit, die man bei exakt zwei Grad Celsius servierte. Jeanne, mutig Neues zu probieren, schloss sich ihm an. Manaescher Kultur war sie bisher nicht wirklich ausgesetzt gewesen, abseits ihres Umgangs mit Ahir natürlich.

„Vorsicht damit", warnte Ahir, als sie angestoßen hatten, „viele *Sol* reagieren ziemlich stark auf das Zeug."

Mit einem gespielten „Ich-bin-doch-kein-Würstchen"-Papperlapapp schlug Jeanne die Warnung in den Wind und trank von dem eiskalten Getränk. Vielleicht war sie etwas zu mutig gewesen. Die Flüssigkeit war ungeheuerlich bitter und schien ihr den ganzen Mundraum zu vereisen. Leider in dieser Reihenfolge, sodass die Geschmacksnerven erst von der Kälte ertaubten, als die Bitterkeit bereits voll eingeschlagen hatte. Jeannes undifferenzierte Meinung schien sich in ihrem Gesicht widerzuspiegeln, denn Ahir ließ sein feuerwerkshaftes Bärengebrüll los, das er als Lachen verstanden haben wollte.

„Na, habe ich zu viel versprochen?", fragte er und stellte selbst sein halb geleertes Glas auf das Tischchen zwischen ihrer beider, jeweils übereinandergeschlagenen Beine.

Jeanne war noch vollends mit ihrem Mund beschäftigt und nicht bereit zu antworten. Nach dem ersten Kälteschock und der Bitterkeit stellte sich, mit dem Wiederauftauen ihrer Zunge, ein erstaunlich guter Nachgeschmack ein. Herb und rau, aber mit einigen unerwarteten Fruchtnoten. Das war … „Das ist lecker!", rief sie ganz erstaunt, „soviel zu ersten Eindrücken", sagte sie betrachtete noch einmal die nach wie vor unappetitlich, ölfarbene Flüssigkeit und grinste dann zu Ahir, welcher wissend nickte, als wäre Jeanne endlich auf eine ihm längst bekannte universelle Wahrheit gestoßen und dann machte er diesen Gesichtsausdruck, den er immer machte, wenn andere grinsen würden.

„Wenn das hier Wein wäre", sagte Jeanne, „und ich habe nicht die Bohne Ahnung von Wein, aber wenn ich mich aufspielen wollte würde ich sowas sagen wie", und sie sagte mit affektierter Stimme, „dieser edle Tropfen entfaltet erst im Abgang sein volles Potenzial. Schmecken Sie die Zitrusnote!"

Ahir lachte noch eine Salve seines Lachens. „Das trifft im Übrigen auch auf manche Funktionäre in Militär und Politik zu. Die Zitrusnote ist dort aber nicht zu verpassen:

bereits wenn diese Leute den Mund aufmachen hat man das Gefühl man habe in eine Zitrone gebissen."

„Wie ist es also mit Commodore Ma?", wollte Jeanne wissen, „ob nun bei *Earth First* oder nicht, Ma ist ein undurchsichtiger Typ."

Ahir schüttelte den Kopf und winkte mit der rechten Hand. „Für Sie vielleicht", sagte er, „Für mich nicht. Er war, gewollt oder nicht, ich tippe auf unglücklichen Zufall, bei meiner Ernennung zum Captain anwesend." Er *grinste* breit. „Sie ja auch", fügte er hinzu und dachte einen Sekundenbruchteil an diesen verrückten Tag und die dazugehörige Nacht zurück. „Sie hätten sein Gesicht sehen sollen, als ich, ein *Amane*, ein Beta, zum Kapitän, zum ersten manaeschen Kapitän ernannt wurde! Er sah aus, als hätte er drei Gläser manaesches Bier am Stück geleert und wäre um den hervorragenden Nachgeschmack betrogen worden."

Er lachte und hörte dann so abrupt auf wie immer, ohne dabei die Freundlichkeit und Begeisterung zu verlieren, die er eigentlich nicht oft an den Tag legte, mit Jeanne mittlerweile aber beinahe immer. „Dann kam noch die Sache mit der Medaille und ich war endgültig bei ihm durch." Er fixierte Jeanne mit grimmig lächelnden Augen.

„Aber genug von mir. Wann dürfen wir nun mit Ihrem Auftreten auf der großen Bühne der Politik rechnen, Lavie? Wir können gute Leute wie Sie gebrauchen. Sie sind geradezu prädestiniert sich zu engagieren. Ich weiß, dass werden Sie jetzt von allen Seiten hören, aber es ist schlichtweg wahr, wir brauchen Sie! *Ilius* haben sie gemeistert, hervorragend, wenn man die Umstände bedenkt. Und das Sie den Auftrag überhaupt angenommen haben lässt mich hoffen Sie sind jetzt voll und ganz an Bord?"

„Was ist das Ziel Ihres Bootes?"

„Eine bessere Gesellschaft", sagte Ahir.

Jetzt war es an Jeanne zu lachen, auch wenn mehr aus Verlegenheit als Freude. „Ich scheine tatsächlich den Ein-

druck bei Menschen zu erwecken, dass ich auf dieses Boot will. Tatsächlich sind Sie heute schon der Zweite, der mir das sagt. Naja, das es ein Boot gibt ist neu."

„Aber?", fragte Ahir. Er musterte sie weit zurückgelehnt in seinen Stuhl mit seinen ausdrucksstarken Augen und ernstem Gesicht. „Sie sind nicht überzeugt etwas bewirken zu können? Wir können immer starke Arme zum Rudern brauchen."

„Ach, wie schön. Galeerensklave für eine bessere Gesellschaft", sagte Jeanne, „na immerhin ein würdiges Ziel."

„Sie glauben Sie sind noch nicht bereit?", stellte Ahir fest.

„Sie haben mit Nielson darüber gesprochen?"

„Nein, nicht direkt. Sie wissen, Nielson spricht mit niemanden über anderer Befehle, Aufträge oder allgemeine Befindlichkeiten. Er geht schon an seine Wohlfühlgrenzen, wenn er mir sagt, dass es Ihnen und anderen gut geht. Na, aber jetzt im Ernst, was glauben Sie auf welches Zeichen Sie warten? Glauben Sie, allen großen Taten der Menschen ist eine förmliche Einladung zur Teilnahme vorausgegangen? Nehmen Sie es mir nicht übel, ja, Lavie? Sie wissen selbst das dieses Zeichen nicht kommt und was Sie eigentlich fürchten, ist, dass Sie vielleicht nichts ändern könnten."

Jeanne schwieg und Ahir sagte weiter: „Wenn es das ist, dann wundere ich mich, dass Sie hier mit mir zusammensitzen. Sie kennen meine Geschichte, meine Herkunft und meine aktuellen Bestrebungen, ob politisch oder nicht. Ich will nicht meine eigenen Leistungen überhöhen, aber wenn ich eines sagen muss, weil ich es meinem Volk schuldig bin, dann dass ich es geschafft habe vielen kleinen Köpfen auf *Amankan* die Hoffnung und die Perspektive zu geben: ja, auch ihr könnt etwas werden in diesem System. Nein, es ist nicht perfekt und ja, man muss hart kämpfen, aber ja! Man kann es schaffen. Man kann etwas ändern. Und wenn ich mich an unsere letzten Gespräche erinnere,

dann gibt es nicht wenig, dass Sie anders machen würden als das Establishment. Was ist mit *Neos*? Sie haben garantiert eine wohldurchdachte Meinung zu der Angelegenheit!“

Jeanne spielte an ihrem rechten Ohr, dem verletzten Ohr, und sah Ahir nicht an. Sie starrte auf den Tisch zwischen ihnen beiden, aber eigentlich war ihr Blick nicht mehr in diesem Raum.

„Man würde erwarten, wenn man so viel Energie und Kraft in etwas steckt und die Leute dann sagen, manche Leute zumindest, gut gemacht, man habe es geschafft, dass man dann wirklich etwas geschafft und nicht etwas zerstört hätte.“ Sie sah auf und lächelte mit der Bitterkeit des Bieres, ohne das gute Ende. „Ich glaube nicht, dass ich bereit bin diesen Platz einzunehmen, den Nielson mir zudenkt, den Sie mir einräumen wollen. Ich bin jung, ich bin unerfahren und mir fehlt, verzeihen Sie, jede Art der Kaltblütigkeit, die man wohl für diesen Job braucht.“

Ahir sagte nichts, er bewegte sich noch nicht einmal. Er schien zu überlegen und dann das Thema fürs Erste fallen zu lassen.

„Was erwarten Sie, wird über *Neos* passieren?“

„Man kann nur spekulieren“, sagte Jeanne langsam.

„Spekulieren Sie!“, beharrte Ahir mit offen präsentierten Handflächen und schwungvoller Geste.

„Na gut“, sagte sie, „Aber das tue ich ganz ohne jede Aspiration, mich dabei einzumischen. Es gibt sehr viele erfahrenere Personen für diese Aufgabe.“

Ahir gestand ihr das mit einem weiteren Wink seiner offenen Hand zu und Jeanne überlegte einen Augenblick was zu sagen war. „Van Dyk“, begann sie, „wird unverrichteter Dinge abreisen. Von der *Venus*. Der Senat wird der Kolonie ein Ultimatum stellen. Die Kolonie, ob unter van Dyk oder seinem Nachfolger, wird ablehnen. Wir, das Militär, werden *Neos* besetzen.“

Ahir nickte einmal und sehr bestimmt. „Gut möglich. Was halten Sie davon?“

„Wenn wir *Neos* gewähren lassen wäre es das Ende der Union wie wir sie kennen.“

Ahir fletschte die Zähne, als wäre man ihm auf den Fuß gesprungen. „Wäre das ein Problem? Ist eine andere Union eine schlechtere Union. Eine föderale Union der freien Staaten? Lavie“, sagte er mit einem Mal mit einem Ernst, den sie das letzte Mal auf seinem Gesicht gesehen hatte, als sie Shahid stoppen mussten, „Lavie, was hat Ihnen Nielson erzählt? Abgesehen von *Neos*? Hat er Ihnen sonst noch etwas gesagt?“

Jeanne musterte ihn aufmerksam. Was wollte er hören? Sie überlegte. Aber da war nichts. Nielson hatte ihr *Ilius* angeboten, für den Fall, dass sie bereit sei „in der Liga der Großen mitzuspielen“. Sie hatte nach einigem Zögern zugestimmt und bereute es seit Kurzem. Einen neuen Auftrag gab es bisher nicht. *Neos* - sollte sie eine Rolle dabei spielen, dann wusste sie noch nichts davon.

„Nichts“, sagte Jeanne. „Wir haben die letzten Monate nur über *Ilius* gesprochen.“

Ahir nickte bedächtig. Es war sonnenklar, dass er überlegte sie weiter ins Vertrauen zu ziehen, ihr mehr von dem zu offenbaren, dass er über den Stand der Welt wusste. Und sehr zu ihrer eigenen Überraschung wollte sie tatsächlich erfahren, was ihn umtrieb. Es wäre noch kein Zugeständnis. Ahir warf ihr einen fragenden Blick zu, sie nickte und Jeanne schien den Test zu bestehen, denn er sagte mit entschlossener Stimme: „*Ilius* war nur der Anfang. Es war eine erste Kraftprobe, sehr bedeutend, aber nicht kriegsentscheidend. Und Sie haben zwar den Sieg davongetragen, ja das haben Sie, egal was die eigentlichen Verhandlungen nun daraus machen, aber gewonnen hat der Feind und das ist der Grund, weshalb Sie das alles überhaupt bedrückt.“

„Feind?“, wiederholte Jeanne, „welcher Feind? Wovon sprechen Sie?“

„Sie kennen Nielsons Einschätzung über den Zustand der Union. Sie waren dabei, als er sie uns eröffnete.“

„Ja“, sagte Jeanne und fühlte sich sehr unwohl dabei, daran zu denken. Es war das eine Mal gewesen, das einzige Mal, da sie glaubte Nielson sei einem Irrtum erlegen. „Ja, ich erinnere mich.“ Dunkel, fügte sie stumm hinzu. Seit damals war es nicht mehr aufgekommen. Vielleicht war es ein Test gewesen, ob sie für dieses Wissen bereit war. Sie war es nicht gewesen. Und sie war nicht allzu erpicht darauf, herauszufinden, wie sie jetzt zu dieser Sache stand.

„Ich verstehe voll und ganz, dass Sie ungern daran zurückdenken, nur … Nielson hat sich das nicht aus den Fingern gesogen. Jeder der das glaubte, wäre ein unheilbarer Idiot. Es braucht etwas Zeit, um es zu akzeptieren, aber es stimmt. Vermutlich war es für mich einfacher an eine, die Union durchziehende Ungerechtigkeit zu glauben, aber mittlerweile haben viel zu viele Beweise meine Zweifel ausgeräumt.“

Was Nielson Ahir und Jeanne gegenüber angedeutet hatte, vor etlichen Monaten mittlerweile, war, dass die Union zu einem wesentlichen Teil von einem Zusammenschluss weniger Mächtiger gesteuert würde. Er hatte keine Details genannt, aber soviel hatte Jeanne mitgenommen und es zu akzeptieren hatte sie mit jeder Faser ihres Körpers bekämpft. Bisher war es aber auch nicht wichtig gewesen, ob sie Nielson in dieser Hinsicht glauben wollte.

„Dieser Feind existiert und er existiert seit vielen Jahren. Bloß war er niemals so mächtig wie jetzt. In den letzten Jahren hat sein Einfluss rapide zugewonnen, sodass selbst im Senat mehr als ein Drittel der Sitze seinen Vorgaben folgt. Sie haben sicher mitbekommen, dass Admiral Aziz mittlerweile sehr häufig in den Nachrichten ist? Er füllt das Machtvakuum Balis und versammelt den Widerstand

um sich. Nicht ganz ein weiteres Drittel der Senatoren folgt seiner Weisung. Der übrige Rest muss für jede Abstimmung gewonnen werden und das geschieht meistens zu Gunsten des Feindes. Deshalb ist der Senat nicht länger vertrauenswürdig.

Die Details kann ich Ihnen nicht verraten, wenn Sie die Wahrheit wissen wollen, wenden Sie sich an Nielson. Im Übrigen dürfen Sie niemandem davon erzählen!“, schärfte er ihr ein, ehe er fortsetzte: „*Ilius* war der Anfang. Als nächstes folgen *Neos*, *Naphta* und *Kalm*. Das sind die drei größten Sonderverwaltungszonen der Union mit weitreichenden Freiheiten. Käme es zu dem Umbruch in der Union, den der Feind anzustreben scheint, dann wäre es allen dreien möglich sich in dem resultierenden Chaos loszusagen und die Union, in dem Zustand, in dem sie sich dann befände, hätte keine Chance sie zu halten. Also müssen zunächst alle über die Jahre eingeräumten Sonderrechte wieder aufgehoben werden. Das ist es was nun in *Ilius* geschieht. Natürlich ist *Ilius* ein Sonderfall, da man es entgegen der offiziellen Auffassung nie als Unionsgebiet hatte betrachten können, aber lassen wir das. Geschieht dieses Zusammenstutzen der Rechte auch in den anderen drei Sektoren, dann ist der Weg frei für einen Staatsstreich.“

„Ein Staatsstreich!“, rief Jeanne empört und war aus ihren Betrachtungen gerissen. „Das ist nicht möglich!“ Waren denn nun alle verrückt geworden? Geheime Untergrundorganisationen, die die Union kontrollierten, jetzt ein Umsturz?

„Ich garantiere Ihnen, Jeanne, das ist es. Ich habe hier heute noch einen kleinen, aber nicht unwesentlichen Auftrag zu tun, morgen fliege ich ab nach *Kalm*. Aziz arbeitet wie ein Verrückter in *Naphta* und wenn es jemand schafft, dann er. *Neos* obliegt Nielson und allen guten Kräften, die noch verfügbar sind. Auch Ihnen, wenn Sie sich dazu durchringen können.

Also noch einmal: ist eine neue Union wirklich eine schlechtere Union?“

„Vielleicht“, beharrte Jeanne, denn sie spürte das das Thema wieder auf sie zukam, während sie erneut damit kämpfte, die Zerrüttung der Union als Wahrheit zu akzeptieren. Sie riss mittlerweile an ihrem Ohr und war voller Unwille dieses Gespräch fortzusetzen. Es war ihr wieder alles zu viel. *Ilius*, ihr Vater, ihr Körper, jetzt *Neos* …

„Vielleicht“, stimmte Ahir zu, „aber wissen wir das? Oder besser: sind wir mit der derzeitigen Form so zufrieden, dass wir es nicht herausfinden wollen?“

„Sie machen es sich zu leicht, Ahir“, sagte Jeanne und konnte nicht länger verhehlen wie aufgebracht sie dieser Tage war, „wenn Sie mir sagen, ich sei bereit und das wissen Sie. Für Sie gab es niemals die Wahl, Sie mussten so handeln, wie Sie es taten. So wie sie sind, so wie die Würfel fielen, gab es keine andere Möglichkeit.“

Er schüttelte den Kopf. „Jeder hat die Wahl. Es gibt immer eine Wahl. Ich kann Ihnen nicht böse sein, wenn Sie sagen, all diese aufgeblasenen Senatoren, sinnlosen Audienzen und Besprechungen und Sitzungen, deren Ergebnisse schon seit Monaten feststehen, zähe Anhörungen und ergebnislose Prozesse, das will ich mir nicht antun. Aber hin und wieder hat man doch Erfolg. Und manchmal ist dieser Erfolg einer jener, die wirklich etwas verändern, jener, die wirklich wichtig sind. Wo stünde ich heute, wenn nicht dreizehnneun, vor gar nicht langer Zeit, die höhere Offizierslaufbahn für *Amane* geöffnet worden wäre? Wo stünden Sie, wenn nicht das Gesetz zur Anerkennung von *Imitatio* erlassen worden wäre? Ich sage es Ihnen, ich säße in irgendeinem Unionsgefängnis, weil ich die himmelschreiende Ungerechtigkeit des Systems nicht verstehe, mich vielleicht sogar auf die simplen Heilsversprechen von *Amankan Eien* eingelassen oder eine Laufbahn wie Shahid eingeschlagen hätte“, er machte eine Pause, „und Sie-“

„... ich wäre tot“, beendete Jeanne den Satz in schlichtem Ton. Das zumindest war etwas, dass sie mit unumstößlicher Sicherheit wusste.

Ahir, der sich während seiner Ansprache nach vorne gebeugt hatte, lehnte sich wieder zurück und nickte langsam. „Ich kenne Ihre Beweggründe zu wenig und wenn es persönliche sind, dann hat es mich auch nicht zu interessieren, aber ich will Ihnen sagen, was jeder denkt, der Sie kennt: machen Sie etwas aus Ihren Überzeugungen. Nielson ist der Erste, der Ihnen unter die Arme greift wenn Sie das wollen. Ich wette, er hat es Ihnen schon mehrmals angetragen, noch besser und treffsicherer, als ich es je könnte. Aber lassen Sie mich meine Meinung sagen: Wenn Sie erst einmal anfangen, dann wird am Ende kein Stein am anderen mehr liegen. Ich traue Ihnen Alles zu! Mit *Ilius* haben Sie nur den ersten Schritt auf einem Weg zu großem Erfolg getan. Der Weg mag lang sein, der Weg mag beschwerlich sein, aber den ersten Schritt haben Sie bereits getan!“

Jeanne hob die Hand, um ihn zu stoppen. Ihr war mit einem Mal sehr warm geworden, denn von jedem anderen hätte sie das alles nur für leere Worte gehalten, aber Ahir war gnadenlos ehrlich, wie sie aus den Tagen ihres gemeinsamen Dienstes wusste und das er so gewaltiges Vertrauen in ihre Fähigkeiten hatte, weit mehr, als sie selbst, schmeichelte ihr dann doch in unerwartetem Ausmaß. Aber das alles war zu viel in zu kurzer Zeit.

„Captain, ich werde über alles nachdenken, was Sie mir eben gesagt haben. Nicht, dass ich nicht schon sehr lange über all das nachgedacht habe, aber jetzt, jetzt möchte ich, dass wir einen Überlebensplan für heute Abend entwerfen. Ich mag keine großen Empfänge, sie machen mich nervös, und in diesem Fall bin ich mir unsicher, was ich vom Gastgeber denken soll. Dazu kommt meine fehlende Leidenschaft fürs Tanzen und die Furcht, heute Abend ganz im Fokus ungewollter Aufmerksamkeit zu stehen.“

Ahir winkte ab. „Der Plan ist einfach. Er wird Sie hofieren und mich ignorieren. Hin und wieder werde ich ihn ärgern und doch etwas sagen und Sie müssen nur ab und an über seine geistreichen Kommentare schmunzeln. Sie können eigentlich nichts falsch machen. Aber, Lavie, ganz im Ernst, wie kann man nur nicht gerne tanzen? Ich war noch nie von einer Ihrer Aussagen enttäuscht, aber jetzt bin ich mir da nicht mehr so sicher. Außerdem", fügte er mit einem vielsagenden Grinsen hinzu, „meine ich mich da eines Abends, oder sollte ich sagen, einer Nacht, zu erinnern, in der Sie einen ganz anderen Eindruck auf mich gemacht haben."

Jeanne öffnete den Mund, als sähe sie sich dem Vorwurf der Heuchelei ausgesetzt und sei davon schwer getroffen. „Das war ein sehr spezieller Abend und mehr sage ich dazu nicht. Sagen Sie mir lieber, was Sie wirklich von heute halten. Sie wollen mir doch nicht weismachen, dass Sie diese Chance an sich vorübergehen lassen, lieber Freund!", sagte Jeanne mit einem wissenden Lächeln auf den Lippen. „Ich bilde mir ein, Sie hätten etwas von einem kleinen, aber nicht unbedeutenden Auftrag gesagt und da sich ihr restlicher Tag auf der *Olymp* abspielen wird, müsste dasselbe für ihren Auftrag gelten."

„Jetzt ist er doch schon da, der Augenblick, an dem Sie sich entscheiden müssen, ob Sie in die Politik gehen wollen", entgegnete Ahir mit verheißungsvoller Mimik.

„Dann lassen Sie mich raten, ganz unverbindlich."

Ahir nickte amüsiert aber nicht grinsend. „Schießen Sie los."

„*Earth First* oder nicht, dahinter sind sie gar nicht her. So bedauerlich die Existenz dieser doch sehr informellen Organisation ist, sie ist keine echte Bedrohung oder sagen wir, weit nicht die größte für manaesche Interessen."

Ahir folgte ihren Ausführungen, ohne mit der Wimper zu zucken oder anderweitig zu zeigen, was er von ihren Worten hielt. Jeanne überlegte und wenn sie eine Sache

konnte, dann war es trotz aller Abgeschlagenheit und geistiger Trägheit, neue Informationen zu verarbeiten.

„Sollte Ma allerdings Mitglied einer anderen Organisation sein, einer Organisation, die nebenbei die größte nichtstaatliche und höchst geheime in der gesamten Union ist, das ist ja, was Sie und Nielson - auch Aziz-?"

Ahir nickte.

„Das also die führenden Köpfe der Flotte zu denken scheinen …" Endlich ließ sie ihr Ohr los. „Wenn das also stimmt, oder zumindest vermutet wird, dann könnte ein Mann wie Ma, der sehr *ausgeprägte* Kontakte pflegt, durchaus Informationen haben, die für Sie und Ihre Sache von großer Bedeutung werden könnten. Ich denke also, dahinter sind Sie her."

„Mal angenommen ein Teil Ihrer Überlegung sei korrekt", hielt Ahir dagegen und trank die Hälfte seines übrigen Getränks, „was würde ich dann machen?"

Jeanne lächelte unschuldig. „Die Bank sprengen."

Ahir klatschte in die Hände. „Jeanne, ich will Sie unbedingt in unserm Boot haben. Sie haben Ideen!"

„So fern kann ich von der Wahrheit nicht sein. Ich bin auch nicht allzu schlecht informiert, auch ohne Verbindungen zu geheimen Untergrundorganisationen."

„Ich weiß nicht wie viel Sie, abseits von dem, das ich Ihnen eben erzählt habe, davon wissen und das ist auch besser so, zu unserer beider Sicherheit."

„Mal angenommen ich hätte einen Funken der Wahrheit getroffen", überlegte Jeanne und spielte ganz anteillos erneut mit ihrem Ohr, doch dieses Mal war es wirklich ein Spielen und kein Zerren, „wie könnte man Ihnen helfen?"

„Nun", spielte Ahir den Ball zurück, „ich erwarte wie gesagt keine erhöhte Aufmerksamkeit seitens Ma mir gegenüber. Ich weiß aber nicht, inwiefern er seine Offiziere anweist, ein Auge auf mich zu haben. Für jede Art der *Ablenkung* bin ich also sehr dankbar. Aber Sie müssen jetzt nicht die Hüllen fallen lassen und nackt vorm Commodore

am Tisch tanzen“, fügte er abwinkend hinzu. „Sie haben ja eben gesagt, sie tanzten nicht gerne“, scherzte er, „Also tun Sie nichts was Sie in irgendeiner Form kompromittieren würde. Vor allem, wo es nichts zu decken gibt, da ja nichts stattfindet.“

Beide saßen weit zurückgelehnt einander gegenüber, die Arme auf den Armlehnen und musterten einander mit Belustigung. Die trüben Gedanken und wirren Ideen einer allumfassenden Verschwörung waren vorübergehend wieder vertrieben.

Jeanne verharrte einen Moment darüber nachsinnierend, was in Ahirs Kopf vorgehen mochte, dann gab sie das aber auf, denn zurzeit wusste sie nicht mal was in ihrem eigenen so ganz genau vorging und das Bier machte es erstaunlicherweise nicht leichter, den es war wirklich außerordentlich stark. Stattdessen fragte sie: „Kommen wir zum wichtigsten Punkt der Tagesordnung: was ziehen Sie an?“

Ahir brüllte wie ein Bär, das heißt, er lachte. „Sie kennen meine Liebe zu Traditionen. Insofern werden Sie heute einen *Harrim* an mir bestaunen dürfen.“

„Helfen Sie mir auf die Sprünge, ich bin mit traditioneller, manaescher Mode nicht so sehr vertraut.“ Jeanne war mit manaescher Mode überhaupt nicht vertraut. Sie hatte schon Mühe mit den Klamotten der irdischen Geschichte. Das sie dennoch auch in zivil eine gute Figur machte verdankte sie vor allem der Liebenswürdigkeit Beas.

„Dann will ich Ihnen nicht die Überraschung verderben, nur soviel: es ist kein Kleid und kein Rock wie es eure Männer unbegreiflicherweise manchmal tragen.“

„Man könnte sagen, die euren sind bloß etwas feige.“

„Oder sie hätten Stil.“

„Das wäre eine andere Möglichkeit, aber dazu habe ich mit zu wenigen Umgang, das zu beurteilen.“

„Sie haben keinen einzigen *Amane* unter ihren Offizieren“, stellte Ahir fest.

„Das ist richtig“, entgegnete Jeanne, „aus demselben Grund, weshalb auch sie keine an Bord hätten, wenn Sie nicht in der Politik wären.“

Ahir leckte sich ganz dezent die Oberlippe.

„Als Captain habe ich das Recht mich nicht an die Ergebnisse der Akademie zu halten“, sagte er. „Dasselbe Recht, dass Sie auch genießen.“

„Sie wissen, dass ich das ganz neutral gesagt habe. Ich will Ihnen so wenig einen Vorwurf machen, wie Sie hoffentlich auch mir keinen machen, dass ich mich an die offiziellen Vorgaben zur Besetzung der Posten auf meinem Schiff halte und die entsprechenden Testergebnisse berücksichtige.“

„Das tun Sie aber auch nur eingeschränkt. Ihr Erster Offizier, Callahan, war nicht zuoberst auf der Kandidatenliste.“

„Nein, das war er nicht“, bestätigte Jeanne.

„Trotzdem haben Sie ihn, anderen, laut Punkten qualifizierteren Kandidaten, vorgezogen.“

Auf ein Neues: „Callahan hatte eine astreine Akte, nein, eine Akte, die ihn über alles hinaus empfahl. Ich bin ein bisschen wie Sie, Ahir, ich bevorzuge Menschen mit Überzeugungen jenen, die keine oder nur eigennützige haben. Ich habe gewissenhaft alle vier Kandidaten und Kandidatinnen, die vor ihm gereiht waren analysiert und getroffen. Die einzige Schwäche, die ich an meinem jetzigen Commander gefunden habe, ist seine, ihn manchmal behindernde, Ernsthaftigkeit. Aber da wir hier ein Schlachtschiff betreiben und keinen Kindergarten sehe ich darin kein Problem. Und vielleicht hat er heute die Gelegenheit bekommen etwas an seiner Schwäche zu arbeiten“, setzte sie mit einem Schmunzeln hinzu.

„In Ordnung, Captain“, antwortete Ahir versöhnlich, „wir haben unterschiedliche Meinungen über Sinn und Unsinn heterogener Besatzungen. Soweit ich im Bilde bin, machen wir morgen eine groß angelegte Übung zum Test

unserer jeweiligen Effizienz. Ich bin gespannt in welchem Ausmaß Ihre überlegene Crew das Manöver gewinnt."

„Keine Sorge, wir werden Sie nicht vollends beschämen."

„Davon bin ich überzeugt", erwiderte Ahir mit donnerndem Bärengebrüll.

„Vorsicht, Captain Rikkae, Sie appellieren im Augenblick sehr stark an meinen Ehrgeiz es Ihnen morgen zu zeigen."

„Gut so, da sie wenig *Amane* um sich haben, dürften Sie unsere Liebe zum Wettkampf und vor allem, zu siegen, gehörig unterschätzen."

„Zu gerne würde ich diesen Abend abblasen und gleich damit anfangen", sagte Jeanne mit Nachdruck.

„Zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen", erinnerte Ahir und trank den letzten Rest seines Biers. „Sie entschuldigen mich, Captain? Ich möchte mich noch ein wenig ausruhen bevor wir den Commodore treffen."

„Selbstverständlich!"

Die beiden erhoben sich und grinsten sich an. Also Jeanne grinste, Ahir machte das Gesicht, dass er anstatt eines Grinsens aufsetzte und das aussah, als litte er unbestimmte Qualen.

„Ich denke ich wiederhole mich, wenn ich sage: silberne Haut stünde Ihnen vortrefflich."

Jeanne zog die Brauen hoch und sagte: „Wenn ich es nicht besser wüsste, Captain, dann hätte ich gesagt auf *Amankan* sind es die Frauen, die um die Männer werben."

„Oh nein, da liegen Sie schon richtig. Dafür sind es wir Männer, die sich aufputzen und schniegeln müssen."

„Dann haben wir ja, alles in Allem, sehr ähnliche Karten gezogen", sagte Jeanne und begleitete Ahir zu den Gästequartieren.

* * *

„Adrian“, weckte Commander Callahan, „wir müssen dich noch kurz durchchecken lassen. Damit du uns keine Läuse an Bord bringst.“

Adrian hatte sich auf den fünften Stuhl in der Brückenmitte gesetzt und ein Nickerchen gemacht, schließlich war es schon ein langer, anstrengender Tag gewesen. Eigentlich war ihm auch Commander Callahan nicht mehr so unsympathisch. Er war wohl so ein Typ, der nach außen streng sein wollte, es aber eigentlich gar nicht war. Das Problem war, dass er sich alle Mühe gab, trotzdem den Anschein zu erwecken, wirklich streng zu sein.

Am Weg in die medizinische Abteilung beschwor er, oder versuchte es zumindest, beschwor er Adrian seine Verantwortung gegenüber dem Schiff. Er dürfe keine Arbeiten stören, keine Abläufe behindern, sich nur in den zivilen Decks des Schiffes aufhalten, müsse sich an Anweisungen der Besatzung halten ... Der Weg war lange genug, um einige solcher Sätze an das Kind zu bringen, aber Adrian hatte ihn bereits durchschaut. Callahan war ein zahmer Teddybär.

Commander Elisabeth Heindl war beeindruckend. Oder vielmehr, ihr Haar war beeindruckend. Es war wohl im Grunde brünett, aber sie hatte Strähnen von ganz vielen anderen Farben. Blond, Schwarz, Silber, Kupfer, Gold, Weiß und noch eine Handvoll weiterer Farben. Sie hatte Regenbogenhaare. Adrian mochte sie sofort. Sie hatte ein markantes Kinn, schmale Wangen und insgesamt ein schmales Gesicht und kleine Ohren. Alles in allem sah sie spaßig und ziemlich klasse aus.

Die medizinische Abteilung war, wie auch der Rest des Schiffes in Weißtönen gehalten, alternierte aber wärmere Töne, wie Unionrot, mit etwas leichtem Gelb und hellem Blau. Das Zimmer, in das sie nach der Rezeption traten, war nicht allzu groß, vielleicht 20 Quadratmeter, und in seiner Mitte stand ein weißer Stuhl mit hoher Lehne, mit Fuß- und Armstützen. Die Wände wurden von großen

Kacheln überzogen. An der Decke zeigte ein Hologramm einen Asteroidengürtel und einen enormen, roten Stern mit spektakulären Eruptionen.

Dr. Heindl saß an einem weißen Tisch hinter dem Stuhl und schien in einige Hologramme vertieft, als sie eintraten. Augenblicklich aber blickte sie hoch, die Hologramme verschwanden und sie trat einnehmend lächelnd auf sie zu.

„Gregory! Da bringst du mir also unseren blinden Passagier." Sie strahlte Adrian an und reichte ihm die Hand. „Lily ist ganz begeistert davon, wie du dich „an Bord geschlichen" hast." Gregory sah aus, als hätte er auf eine Zitrone gebissen. „Sie freut sich schon riesig, dich kennen zu lernen. Lily ist meine Tochter und etwa in deinem Alter. Du bist acht, ja?"

„Dr. Heindl wird dich ab morgen bei sich aufnehmen, bis wir dich deiner Familie übergeben können", erklärte Callahan.

„Du und Lily werdet sicher viel Spaß haben", sagte Heindl und an Callahan gerichtet, „ich werde ihn dir wieder vorbeibringen, Gregory."

Er nickte und suchte noch einmal den Blick Adrians, um ihn zur Ordnung aufzurufen. Adrian lächelte ihn breit an. Bis später, Grummelbär.

„So", sagte Dr. Heindl, als Gregory durch die Tür verschwunden war, „wir müssen ein Gesundheitsprofil von dir erstellen. Das heißt, wir schauen, ob du ganz gesund bist und ob ich etwas für dich tun kann. Ist das in Ordnung für dich?"

„Klar", bestätigte Adrian.

„Sehr gut, dann setz dich doch mal bitte in diesen Stuhl."

Adrian nahm Platz und sofort begann sich der Stuhl zu bewegen. Mit einem entsetzten Aufschrei stand er wieder auf den Beinen.

Heindl lachte herzhaft wobei ihr buntes Haar die Farben alternierte wie Sonnenlicht, dass sich in klarem Wasser brach. Adrian beäugte misstrauisch den lebenden Stuhl.

„Entschuldige! Ich habe vergessen, dass du wohl keine solchen Möbel gewöhnt bist."

Adrian schämte sich ein ganz klein wenig. Ein Stuhl hatte ihn erschreckt! Wenn das seine Bande oder gar Fabian erführe!

„Dieser Stuhl ist ganz flexibel und passt sich der Körperform einer Person an. Ich kann damit auch jemanden ganz schnell vom Sitzen ins Liegen befördern und umgekehrt." Sie demonstrierte diese Funktionen. Kaum saß sie am Stuhl veränderte er seine Form, um sie gut zu beherbergen. Er wurde flacher, die Beine hoben sich und Dr. Heindl lag auf einer Art Tisch. Dann stand sie wieder daneben und bat ihn erneut sich hineinzusetzen.

„Und Sie steuern das alles nur mit dem Implantat?"

„Ganz recht. Aber im Ernstfall kann ich natürlich auch alles per Stimme oder haptisch einstellen."

Adrian lag jetzt flach auf Höhe ihres Bauchnabels.

„Du musst nur ganz kurz etwas mutig sein."

Adrian blickte sie fragend an. Sie hielt ein kleines, langes Gerät hoch, etwa 25 Zentimeter lang, einen Zentimeter im Durchmesser und kreisrund in der Draufsicht. Eine Spritze.

„Was ist das?" Adrian war alarmiert. Natürlich wusste er, dass das eine Spritze war. Aber wieso war sie so nahe an seiner Haut?

„Du hast doch sicher die Impfung gegen Weltraumfieber bekommen?"

Er nickte. Weltraumfieber war die schlimmste Krankheit, die man bekommen konnte. Es war auch eine der letzten, nachdem alle Krankheiten, die man bis zum Ende des 21. Jahrhunderts gekannt hatte, ausgerottet worden waren.

„Dieses Gerät macht nichts Schlimmeres als die Spritze, die du damals bekommen hast", Adrian verspannte sich,

„und ist dabei absolut schmerzfrei“, fügte sie beruhigend hinzu. „Ich muss dir etwas Blut abnehmen, das ist alles. Erlaubst du mir das? Ja? Spitze. Es wird auch wirklich nicht wehtun, das verspreche ich dir.“

Und entgegen der Ärzte vergangener Jahrhunderte hielt sie Wort. Sie legte das eine Ende des Geräts an eine Stelle unter Adrians Ellenbogen. Er spürte ein leichtes Ziehen an der Haut, die unter dem Gerät lag, aber keinen Schmerz.

„Das war es auch schon“, verkündete Heindl, „hat es weh getan?“

Adrian verneinte wahrheitsgetreu.

„Das lassen wir jetzt vom Computer analysieren“, erklärte sie und steckte das Gerät in eine Öffnung an ihrem Tisch. „Jetzt werden wir deinen Körper durchleuchten, um zu sehen ob mit deinen Knochen, Organen und Zellen alles in Ordnung ist. Spürst du diesen Knopf an deiner rechten Hand.“

Sie legte Adrians Zeigefinger drauf.

„Der Stuhl wird jetzt einen Kokon, eine Art Hülle, um deinen Körper legen. Auch über deinen Kopf. Aber du wirst nach wie vor den Weltraum dort oben sehen können!“ Sie wies an die Decke, die optisch gar nicht existierte, sondern in offenen Weltraum überging. „Wenn du aber trotzdem Angst bekommst und aufhören möchtest, dann drücke einfach diesen Knopf, ganz fest, okay? Ja? Alles verstanden? Super. Dann fangen wir gleich an. Entspann’ dich und zähl die Sonnenflecken oder vielleicht die Asteroiden, ja?“

Adrian versuchte sich zu entspannen, auch wenn er sehr aufgeregt war. Er spürte, dass sich etwas tat mit dem Stuhl, aber noch schien sein Kopf frei. Sich fragend, wann es denn los ginge, blickte er zu seinen Füßen und wieder hoch und erkannte, dass er bereits vollkommen umschlossen war, ohne es gemerkt zu haben. Trotzdem sah er abseits seines eigenen Körpers nur noch den Weltraum, in dem er schwebte, inmitten der Asteroiden und über der

gewaltigen Sonnenoberfläche. Er wusste nicht, wie es funktionierte, aber er konnte frei durchs All schweben, auf einem Mond landen und wieder in Richtung der Sonne fliegen. Klasse!

Dann saß er wieder in Dr. Heindls Ordination und war darüber eigentlich doch ein wenig enttäuscht.

„Sehr gut, Adrian!“, lobte sie. Dann blickte sie auf sein Handgelenk. „Möchtest du mir vielleicht für eine Sekunde dein hübsches Armband geben?“

Adrian wollte nicht, aber sie meinte es sei mit Schadstoffen belastet und sie müsse es reinigen, er würde es aber unverändert und vollkommen heil zurückbekommen. Versprochen!

Also nahm er es ab und reichte es ihr - wirklich nur für ganz kurz! – und sie nahm es ihm mit der Rechten aus der Hand und hielt die seine mit ihrer Linken vorsichtig fest. Sie begutachtete seine vernarbte Haut.

„Was hältst du davon, wenn wir die Haut wieder schön machen?“, fragte sie und ließ seine Hand los. Sie lächelte, aber Adrian blickte finster.

„Meine Hand ist doch schön!“, sagte er trotzig und blickte auf seine Brandwunden und verheilten Schnittverletzungen.

„Ja, aber wir könnten sie wieder so aussehen lassen, als hättest du dich nie verletzt.“

„Nein“, sagte Adrian, ohne zu überlegen. „ich mag meine Hand so.“

Heindl sah das offensichtlich etwas anders, eine Kinderhand sollte in ihren Augen nicht von Narben übersät sein, aber sie würde ihn nicht zwingen. „Alles klar, Adrian. Dann kommt jetzt der spaßige Teil! Ein Wettlauf!“ Sie trat an die Wand rechts vom Untersuchungsstuhl und eine bis eben unsichtbare Tür ging auf. Dahinter lag eine Umkleide. An den Haken hingen Trikots mit kurzen Hosen in verschiedenen Farben.

„Such dir eines davon aus und zieh es an, du hast einen Wettlauf zu gewinnen!“, verkündete Dr. Heindl und trat durch eine andere Tür.

Als Adrian sich entschieden und umgekleidet hatte (rot), folgte er ihr und trat direkt auf eine Rennbahn mit vielen weiteren Kindern in seinem Alter. Plötzlich war es laut von Stimmen und Rufen der Zuschauer von den Tribünen, und Adrian fragte sich, warum er davon in der Kabine nichts mitbekommen hatte.

Ein Mann in schwarzem Trikot forderte sie auf an den Start zu gehen. Adrian hatte Dr. Heindl verloren, aber das war jetzt auch egal. Der Startschuss kam und die Kinder rannten los. Das Publikum tobte. Bald tönte es: „Adrian! Adrian!“ ...

Und da stand er plötzlich in einem viel zu kleinen Raum und Dr. Heindl holte ihn zurück in das Untersuchungszimmer. Alles nur Hologramme! Nichts war hier an Bord wie es schien. Fast kam er sich ein wenig veräppelt vor … Aber dann gab es noch drei andere lustige Übungen und Adrian war mehr als versöhnt.

Letztlich steckte Adrian in einer schicken Kindervariante der Uniform in himmelblau und ohne Abzeichen, Fabians Armband hing wieder an seinem Handgelenk und Dr. Heindl brachte ihn selbst zu Commander Callahan in dessen Quartier zurück.

„Bleibe auch ja immer bei Commander Callahan, ja? Egal was passiert, okay?“, bläute sie ihm ein und er versprach es. Er mochte den Grummelcommander.

Dann war er aber schlagartig sehr traurig. Er hatte Fabians Abschiedsgeschenk vergessen! Es musste noch in der Kiste im Frachtraum liegen! Callahan versuchte ihn zu beruhigen, er werde Commander Jijian bitten, jemanden danach suchen zu lassen und Adrian, am Sofa in Callahans Quartier sitzend, umarmte getröstet die eigenen Beine. Dr. Heindl grinste breit, ob Callahans unwilligem Gesicht. Es

war ihm anzusehen, dass er nicht damit gerechnet hatte, als Commander eines Raumschiffes in Verlegenheit zu geraten, Kinder zu betreuen.

Adrian war sehr bald wieder vollends versöhnt. Der Rucksack mit dem Geschenk wurde gefunden und Adrian öffnete es ungeduldig. Ihm stockte der Atem. Was zum Vorschein kam war eine einzelne Karte. Eine Karte aus dem Acquaballsammelkartenspiel. Die allererste Karte vom *Großen Alex*. Die Karte, aus seiner allerersten Saison. Seine Statuswerte waren da noch nicht berauschend und hinter seinem Namen stand noch nichts von seinem Rufnamen, wie auf späteren Karten. Aber schon damals trug er seinen feuersalamandergelben Anzug und die Pose, er beendete eben einen Rückwärtssalto, war so cool wie auf keiner späteren Karte mehr. Und dann war da noch die rechte, untere Ecke, die Adrian zum Heulen brachte. Da stand, in feinem Gold, das schwungvollste A, das man sich vorstellen konnte. Es war die wertvollste Karte, die jemals auf *Astroid* angekommen war, obwohl Rabin, der Fabrikleiter, ein großer Sammler und mit ausreichend Kapital versorgt war, um sich halbwegs teure Karten zu kaufen. Aber *diese* Karte hatte er nie bekommen. Sie war vermutlich mehr Wert, als der ganze Asteroid. Fabian hätte sich und seiner Familie vor Jahren ein Ticket und ein Haus auf der Erde kaufen können. Stattdessen hatte er die Karte nun Adrian geschenkt.

Adrian war der glücklichste Junge der Welt und konnte nicht aufhören zu weinen. Fabian war absolute Oberspitzenklasse.

„Commander Costa!“, rief Jeanne über das *UniNet*, „treffen zur Krisensitzung in meinem Quartier!“

„Ich eile!“, kam es mit einem Lachen zurück.

Dann verschwand Jeanne in ihrem eigenen Quartier, klärte übers *UniNet* noch rasch zwei Einzelheiten ihres Übersetzens auf Mas Flaggschiff in etwa zwei Stunden

und warf sich drinnen auf ein Sofa. Es würde ein ziemlich langer Aufenthalt werden, das ahnte sie bereits nach der langatmigen, voreiligen Begrüßung, die der Commodore ihrem Eintreffen vorausgeschickt hatte. Und ihr potenzieller Eintritt in die Politik würde wohl zu einer Häufung dieses Prozederes führen. Als wäre das nicht schon allein Grund genug sich aus allem rauszuhalten und still und leise ihr Raumschiff zu befehligen.

Zumindest sah sie nun nach ihrem Gespräch mit Ahir ein wenig Sinn in dem ganzen Vorhaben. Vielleicht tröstete sie aber auch ihr doch vorhandener Alkoholspiegel über die schlimmen Erwartungen hinweg. Dieses Bier hatte es in sich.

Eine elegante Katze streifte ihre herabhängende Hand, dann blickten zwei glühende, goldene Augen zu ihr auf. „Na Maya? Hast du Mitleid mit mir?“, scherzte sie und kniete sich zu der Jaguardame hinunter, um sie zu kraulen. Diese nahm das zum Anlass, sie unverschämt mit der Schnauze vom Sofa zu stupsen. „Sind wir heute ein wenig verspielt, junge Dame?“, lachte Jeanne und rangelte mit der Katze, die sich nun, wo sie am Boden lag, an sie schmiegte. Die beiden rauften kurz, dann schob Jeanne das Tier aber entschieden zur Seite. „Ab und zu würde ich gerne mit dir tauschen“, meinte sie und stand auf, um an eine Kommode mit Spiegel zu treten. Sie besah sich darin und zögerte einen Moment.

Die Frau im Spiegel sah abgespannt aus und verriet ihr in letzter Zeit häufig besser, wie es ihr ging, als ihr gechiptes Gehirn. An manchen Tagen glaubte sie es mit einer anderen Frau zu tun zu haben, doch die Details passten. Da war das von einer unsichtbaren Sonne beschienene Haar, da waren die stahlblauen Augen, das silberne Kettchen und das Ohr, dem ein Stück fehlte. „Du siehst nicht gut aus“, sagte sie leise und strich sich über die Wange mit der viel zu fahlen Haut und tastete dann an ihrem Unter-

arm herum, ohne den Blick vom Gesicht ihres Spiegelbildes zu nehmen.

Zehn Sekunden später schob sie die Schublade mit einem kräftigen Stoß zu und wandte sich um, Commander Costa zu begrüßen, die eben durch die Tür flitzte. Sie trug gefühlt drei Bekleidungstaschen und vier kleinere, andere Taschen bei sich, warf sie achtlos auf das Sofa und umarmte Jeanne.

„Ich bin bereit, Süße!“, bekundete sie.

„Ich nicht, aber was hilft's?“, sagte Jeanne, nahm die vier kleineren Taschen und glitt voraus, die Wendeltreppe hinauf und vom für öffentliche Zwecke genutzten Teil ihres Appartements in den privaten. Dieser war sehr großzügig angelegt, ein Eindruck, der wohl durch die großteils fehlenden Wände noch verstärkt wurde. Tatsächlich waren nur Bad und Schlafzimmer vom übrigen Lebensraum abgetrennt, dessen Zonen fließend ineinander übergingen.

„Es ist für mich immer wieder ein Rätsel wie man nur so einen tollen Kleiderschrank haben kann und so wenig drinnen“, sagte Beatriz, als sie den Schrank in Jeannes Schlafzimmer aufmachte und die einzelnen Teile darin durchstöberte.

„Wahrer Luxus zeigt sich darin, Raum leer lassen zu können“, spöttelte Jeanne und bezog sich damit auf Beas eigenen, erstens noch größeren und zweitens bummvollen Kleiderschrank. „Ich werfe mich mal eben in die Fluten“, sagte sie und verschwand im angrenzenden Bad.

„Halt!“, rief Beatriz und Jeanne hielt in der Tür inne, „was ist der Plan?“

„Der Plan ist immer der gleiche: Überleben!“, scherzte Jeanne, sagte dann aber noch: „heute soll es aber doch etwas ... mehr knallen.“

„Oho!“, machte ihre Freundin, „will sich da jemand einen Commodore angeln?“

„Oho nein!“, sagte Jeanne entschieden, „aber ich möchte ... seine Aufmerksamkeit ein wenig ... bündeln.“

Beatriz streckte ihr den Daumen hin. „Geht in Ordnung, Kleine. Wir machen dich zum Blickfang. Und jetzt husch unter die Dusche, ich kümmere mich um die Garderobe."

Einen kurzen Augenblick hatte Jeanne die große Angst das eben Gesagte gleich zu bereuen, aber dann ließ sie Bea machen und verschwand im Bad. Rasch entledigte Jeanne sich ihrer Uniform und schlüpfte unter die Dusche. Das hier war ihrer beider Ritual vor den legereren Anlässen, da bis auf Takeshi, und Takeshi war Takeshi, niemand in der Galauniform auftauchte und damit auch Jeanne dieser Rettungsstrang abgeschnitten war. Nun hatte Jeanne zwar hervorragendes „Material", wie Bea sich ausdrückte, aber nicht die Muße sich „vierhundert" Schmink- und Style-Anleitungen anzusehen. Also bat sie Bea um Hilfe, die ihrer Aufgabe mit großer Begeisterung nachkam und Jeanne regelmäßig über gefühlte Klippen stieß. Die Föhnanlage tat ihre Arbeit und Jeanne begann ihr Haar, welches üblicherweise ungebändigt über ihre Schultern fiel, grob zu ordnen. Dann schlüpfte sie in Unterwäsche und kam zurück ins Schlafzimmer.

„Was hast du für mich, Bea?"

Am Bett verstreut lagen zehn Outfits. Ach nein, zehnundzwei. Jeanne hatte nur kurz gebraucht, die letzten beiden als Kleidung zu erkennen. Eins davon sah aus wie ein Stück Stoff, an dem Maya ihre Krallen ausprobiert hatte. Bea stand vor dem Spiegel und hielt sich ein weit ausgeschnittenes, flammenrotes Kleid an den Leib.

„Das kannst du gleich wieder ausziehen, Kleine", begrüßte sie Bea und zeigte auf ihren Büstenhalter, nicht aber ohne einen verstohlenen Blick auf Jeannes Arme zu werfen.

„Bitte was?", erwiderte Jeanne und faltete die Hände hinterm Rücken, was auch die Arme verdeckte, „aber nicht, wenn ich diesen Fetzen anziehen soll!"

„Doofkopf! Das ist kein Fetzen, das ist ein wunderschönes Kleid und das formt schöner, wenn man darunter nichts anhat. Das pushed von ganz alleine."

„Nichts?", wiederholte Jeanne, sich nicht ganz sicher, ob das wirklich war, was sie wollte. Was hieß hier „nicht sicher", sie *wusste*, dass sie das nicht wollte!

„Na, einen Tanga bringen wir schon noch drunter", scherzte Bea.

„Beatriz Costa, du hast einen Vogel! Du kennst meine Unterwäsche-Schublade genauso gut wie ich!"

„Ja, da gibt es auch nicht viel kennenzulernen."

„Dieses Gespräch müssen wir nicht jedes Mal führen."

„Dir fehlt einfach ein Mann im Leben, den du ein bisschen aufheizen-"

„Genug!", sagte Jeanne entschieden, atmete tief durch und nahm ihr das Kleid aus der Hand. Sie begutachtete es ausgiebig aber weiter wenig überzeugt. „Ist das nicht ein wenig arg weit ausgeschnitten? Soweit ich Dekolleté verstanden habe, endet das nicht erst im Schritt. Ich meine, ich will da nicht quasi nackt aufkreuzen." Auch wenn das wohl Ahirs Vorhaben ausreichende Deckung geben sollte und wenn er dort eine Bombe zünden wollte... „Der Nude-Look ist schon wieder eine ganze Weile out."

„Das Kleid ist genau das richtige. Du sagtest der Commodore hat im Prinzip gebettelt, dass du im Kleid kommst, dann komme auch in nem ordentlichen Kleid. Außerdem ist das der Rückenausschnitt und da wirst du nicht nackt sein, keine Angst. Vielleicht kommst du sogar auf den Geschmack? Wo ist eigentlich die Unterwäsche, die ich dir zu Weihnachten geschenkt habe?"

„Die habe ich Maya zum Spielen gegeben. Das war keine Unterwäsche, das war Unterwäsche, an der jemand die Pobacken ausgeschnitten hat."

„Mädchen, mach nicht das großartigste Kleidungsstück, das uns Frauen gegeben ist, so nieder! Aber gut, dann zieh einen von deinen Oma-Schlüpfern an. Das Kleid ist gut

geschnitten, da ahnt man nichts von diesem Horror, den du darunter versteckst."

„Was du einen Oma-Schlüpfer nennst, nennen die neunzehnundneun Prozent der Frauen, die nicht nur String Tangas tragen, einen Slip", retournierte Jeanne säuerlich und strich über ihr schwarzes Höschen, das keineswegs mehr Stoff bot, als es brauchte, um ihre Pobacken eben noch so zu kleiden.

Bea trat mit dem Kleid an sie heran.

„Was ist denn das?", wollte Jeanne wissen und starte auf das Ding in Beas Hand.

„*Das* ist ein Korsett. Zum Schnüren."

„Zum Schnüren", wiederholte Jeanne. „Du meinst schnüren wie in, „den Atem abschnüren"?"

„Ich meine schnüren, wie in, „verdammt siehst du gleich heiß aus", schnüren!", erläuterte Bea mit einem freudigen, schelmischen Gesichtsausdruck. „Und jetzt halte mal still! Das ist jetzt wieder der letzte Schrei. Ich habe es erst vor zwei Wochen bekommen. Die Post ist auch nicht mehr was sie einmal war."

Jeanne seufzte. Beas fehlendes Schamgefühl machte es ihr manchmal schwierig zu entscheiden, worauf sie sich wirklich einlassen wollte. Aber heute war es auch noch für einen guten Zweck …

„Okay", sagte Jeanne, „umdrehen!", und sie befolgte Beas Anweisung aufs Wort.

„Aye, Aye, Captain!", rief Bea und sprang im Stand um 180 Grad, um Jeanne ein Mindestmaß an Privatsphäre zuzugestehen.

Minuten später wusste Jeanne nicht länger wie ihr geschah. Bea rüttelte an ihr, zog an ihr und dann blieb ihr fast, ach was heißt hier fast, dann blieb ihr die Luft weg.

„Ich habe tatsächlich noch Brüste hier vorn", ächzte Jeanne, während ihr Bea Stück für Stück das Lungenvolumen schrumpfte.

„Ach, du mit deinen C-Cups. Brüste hat man erst ab D."

„Wer erfindet solche Folterinstrumente? Darf man die überhaupt verkaufen? Gibt es dagegen kein Gesetz zum Schutz der weiblichen Allgemeinheit?“

Mit einem letzten Stöhnen Jeannes war Bea fertig. Jeanne auch.

„So Juana, damit wären wir soweit. Da ist der Spiegel.“

Sie führte sie an den Schultern zum großen Wandspiegel und strahlte das Produkt ihrer Mühen an. Das Produkt selbst war weniger begeistert: „So gehe ich niemals vor die Tür!“, rief sie entsetzt. „Da kann ich ja gleich oben-ohne rumlaufen! Das sollen meine Brüste sein?“

„Naja, jetzt machst du zumindest den *Eindruck*, als hättest du D-Cups.“

„Bea, wo ist meine Galauniform?“

Bea schaute sie ganz unschuldig an. „In der Reinigung. Und übrigens haben wir gerade noch genug Zeit für dein Haar. Und ich muss mich auch noch in Schale werfen! Wobei“, sie grinste breit, „man mich heute nicht viel beachten wird.“

Jeanne war immer noch nicht glücklich.

„Mensch, Mädel! Du kannst nicht wie zweizehnetwas aussehen und dann immer nur in der biederen Galauniform auftauchen. Du siehst gut aus, richtig scharf, wenn du mir die Ehrlichkeit nicht verübelst. Wenn du heute keinen Mann rumkriegst, dann sind da nur Waschlappen anwesend!“

„Du hast wieder einmal vollkommen erfasst, was meine Absichten sind“, stellte Jeanne fest und drehte sich nachdenklich vorm Spiegel. „Was, wenn ich zwischendurch doch mal atmen muss?“

Zumindest war das Kleid letztendlich doch um einiges züchtiger, als sie zunächst befürchtet hatte.

„Wie lief es denn heute Nachmittag mit Captain Rikkae?“, fragte Bea bewusst unschuldig und zog sich selbst ein ungleich freizügigeres Kleid in dunkelblau über. Es war vorne und hinten soweit ausgeschnitten, dass es

kaum mehr als die Brüste bedeckte. Also in Jeannes Wahrnehmung. Dabei warf sie Jeanne ihren BH - D-Cups - zu. Jeanne fing ihn und warf ihn schleunigst weiter aufs Bett. Beas und ihr eigenes Gefühl für die richtige Grenze von Intimität und Schamgefühl zwischen Freundinnen lief manches Mal ein wenig auseinander. Manches Mal dachte Jeanne, Bea verhielte sich, als folge sie den Vorstellungen eines Mannes.

„Hervorragend, ins Bett gefallen und nicht wieder hochgekommen", entgegnete Jeanne und prüfte den ebenfalls roten Überwurf für die nackten Schultern, der zum Kleid gehörte und sie am Weg zum Hangar vor dem Erfrieren retten sollte.

„Du weißt doch, was man von manaeschen Lovern sagt. Ich glaube die durchschnittliche Größe unserer Männer hat sich nach der Entdeckung *Amankans* rasant erhöht."

„Davon habe ich keine Ahnung und wenn ich es mir recht überlege, darf das ruhig so bleiben."

„Doofkopf!", sagte Bea rasch herantretend und sich neben Jeanne im Spiegel betrachtend. „Sehen wir nicht goldig aus?"

Tatsächlich, jetzt wo auch Bea in einem solchen Unding – wenn auch ohne Korsett – steckte, fühlte sich Jeanne ein wenig wohler. Sie sahen wirklich ziemlich „heiß" aus, um Beas Wortschatz zu benutzen, dessen Elemente Jeanne niemals natürlich in den Mund kämen.

„Moment mal", sagte Jeanne, „kam nicht von dir der Spruch, wozu braucht es heutzutage noch Männer? Hast du mir nicht jeden zweiten Tag die absurdesten Phantasien geschickt?"

„Na, aber jetzt habe ich ja doch einen Mann. Das hat dann doch noch eine Reihe von Vorteilen ..."

„Du meinst, jetzt hast du doch immer mal wieder einen Mann", berichtige Jeanne, „Und ich bitte dich einen letzten Rest von Intimität zu wahren und mir jetzt nicht aufzuschlüsseln, welche Vorteile das deiner Meinung nach hat."

„Schade“, entgegnete Bea und applizierte Wimperntusche, „ich dachte, heute bringe ich dich auf den Geschmack.“ Sie betrachtete das Ergebnis. Jeanne wunderte sich immer, wie sie soviel Makeup auftragen konnte und immer noch grandios aussah, und wandte sich wieder ihr zu: „Dein Haar! Ich liebe dein Haar! Und ich habe genau die richtige Idee zu diesem Kleid!“

„Das Kleid bestimmt also jetzt auch noch die Frisur?“

Bea schaute sie tadelnd an, ganz so, als hätte sie die Gültigkeit der Newtonschen Gesetze in Frage gestellt. „Das Kleid bestimmt *alles*. Normalerweise bis zur Unterhose. Aber du brichst ja wieder mit allen Regeln des Anstandes. Und jetzt halte still!“

„Als du das das letzte Mal gesagt hast, hatte ich Schmerzen.“

„Im Gegensatz zu deinem überempfindlichen Brustkorb können deine Haare ja wohl keine Schmerzen empfinden!“, behauptete sie und nahm das Glätteisen und ein Unding von einem Kamm in die Hand.

Bea hatte nur halbrecht. Die Haare selbst konnten keine Schmerzen empfinden, das war richtig. Aber sie schafften es den Zug, der auf sie ausgeübt wurde, an die Wurzeln zu übertragen, und die, die konnten das schon.

Am Ende aber stand Jeanne, wie jedes Mal, fassungslos vor ihrem Spiegelbild und bestaunte Beas Leistung. Sie wusste, dass sie gutes „Material“ war, aber Bea machte aus ihr regelmäßig eine *Miss Universe*. Also, eine hoffnungsvolle Kandidatin. Jeannes Ego folgte gemäßigteren Bahnen, als jenen, die Beas offenherziges Geplauder ihr einreden wollten.

Um es in Jeannes analytischem Augen darzustellen: Es fing an mit einer sehr aufwendigen Haarkonstellation. Bea hatte Jeannes Haar geteilt und zu einem Seitenscheitel verarbeitet, wobei sie die linke Seite frei fallen ließ und die rechte zu großen Teilen nach hinten zog und hochsteckte, ihre leichten Locken hatte sie ein wenig intensiviert und

einzelne Strähnen auf der rechten Seite zu einem unscheinbaren Zopf geflochten. Ein professioneller Haarstylist hätte das nicht besser gekonnt. (Jeanne spekulierte, dass sich Bea tatsächlich ein paar kleine Programme mit professionellem Hintergrund auf ihrem Chip zu Dienste gemacht hatte) Die linke Hälfte ihres Schopfes fiel nun also auf die nackte Schulter und führte den Blick auf ihr nun beachtlich inszeniertes Dekolleté und die schmale Taille hinunter auf das weit auslaufende Kleid. Dazu gab es rote, hochhackige Schuhe.

„Wie ein Phönix aus der Asche!“, lachte Bea, „wenn sich da heute kein Prinz findet, um dich wachzuküssen.“ Dafür steckte sie einen Hieb seitens Jeanne ein.

Bea ergänzte Jeannes standardmäßig schmal ausfallendes Make-up – leichte Rötung auf den Wangen, die Augenbrauen leicht aufgehellt, um die Augen zu betonen und dezenten Lippenstift – fummelte hier und da noch etwas an ihr herum. Dann reichte sie ihr zwei sehr dezente, rotgoldene Ohrringe und zupfte an dem weißgoldenen Anhänger, den Jeanne niemals ablegte, Sonne und Mond ineinander verschränkt.

„Das Ding muss eigentlich weg!“, sagte sie.

„Du hast es selbst gesagt, ich breche immer mit dem Anstand. Los geht’s!“

„Moment!“, rief Bea und hielt sie am Handgelenk.

Schon schwebte die Kameradrohne über ihrem Kopf, bereit das Ergebnis für die Ewigkeit festzuhalten. Jeanne lächelte sehr freundlich, zwei, drei Fotos, dann griffen sie sich ihre Mäntel und es ging endgültig los.

Bea war allerbester Laune, wie immer wenn es darum ging, sich und Jeanne aufzubrezeln. Und auch die anderen sahen an diesen Anlässen sehr schick aus. Sie warteten bereits im Hangar, zehneins Männer und Frauen, alle im Rang des Commanders auf das Erscheinen ihres Captains: der Erste Offizier, Gregory Callahan, stand neben dem

Offizier für Gesundheit und Medizin Elisabeth Heindl. Callahan trug eine weit geschnittene Anzugshose mit klassischer Bügelfalte und darüber das opulente Wams eines Herrenanzuges im Stile der *Antics*-Mode, die das Jahrzehnt von 2160 bis 2170 bestimmt hatte. Natürlich hatten auch die nachfolgenden Stile, allen voran der *Buttoned-Look* von 2180 bis 2200 und der *Aman*-Stil (2210 bis 2230) ihre Spuren hinterlassen. Im *Antics* hatte man opulente, mehrteilige Stücke aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert übernommen und, etwas auffrisiert, wieder eingeführt. Dazu gehörten Hosenträger, Unterhemden, Anzugswesten, Jacketts mit enormem Revers und weite, blickfangende Krawatten oder gigantische Fliegen. Callahan trug die ganze Montur in elegantem, dunklem Grau, mit dezenten Streifen. Der *Buttoned-Look* hatte dann an all diesen Kleidungsstücken oben, und manchmal auch unten, noch einen Knopf hinzugefügt, sodass alles hochgeschlossen und bis auf das Gesicht auf keinen Fall ein Stückchen Haut sichtbar war. Die Hände steckten in Handschuhen, von denen man mindestens zwei oder drei Paar in den Taschen hatte, um sie dem Anlass, Tanzen, Essen, Rauchen, entsprechend wechseln zu können. Bloß keine Haut zeigen! Der *Aman*-Stil hatte dann die obligatorischen Kunstfasern abgelöst und mit den überlegenen Naturfasern *Nea* und *Anikhwolle* ersetzt. In Callahans Fall vermutete Bea würde es sich um *Nea* handeln, das angenehm weich zu berühren war und schön fiel. Die unionrote Krawatte war, stilsicher, der einzige Farbklecks in seiner Erscheinung. Darüber einen halbgeschlossenen Chesterfield sah er außerordentlich gut aus. An seiner ewigen Haifischfrisur mochten sich die Geister scheiden, aber Bea nickte anerkennend und Jeanne fand ihn ziemlich cool.

Beth folgte einer etwas neueren, aber noch weniger bewährten Strömung, dem *Sci-Fi* seit 2240. Dieser Look lehnte sich sehr stark an die *Space-Attire* von 2130 bis 2160 an, als man aus allerlei passenden und unpassenden High-

End Produkten wie Schläuchen, Folien, elektronischen Leiterplatten, Drähten und verschiedensten Kunststoffen, Funktion und Stil in die Bekleidung der Raumfahrer-Generation brachte. Der neue *Sci-Fi-Look* war aber unendlich weniger aufrührerisch und Traditionen aufbrechend und mehr eine natürliche Rückbesinnung mit all der fast hundertjährigen Erfahrung, die man seitdem gesammelt hatte. Ja, sogar die Mode-Epoche, die viele heute am liebsten vergessen wollte, ließ man anklingen: den *Nude-Look*, bei dem es zur Sitte wurde, Kleidung zu tragen, welche die Tatsache, dass man Kleidung trug, verleugnen sollte. In den späten Jahren dieses Stils wurde es in den „progressivsten" Städten üblich, die eigenen Genitalien auf offener Straße zu präsentieren. Verständlicherweise sind heute nur noch wenige Bilder aus dieser Zeit in den Familienalben zu finden … Beths Kleid stellte selbstverständlich nicht ihren Schritt zur Schau. Stattdessen war es ein verspieltes Sammelsurium allerlei Dinge, die man im Recyclinghof finden könnte. Es war asymmetrisch geschnitten, beulte rechts weit aus und fiel links gerade hinunter, bestand links aus einem Material, dass aussah, als wäre es aus alten Konservendosen gemacht und links aus einer rüschenbesetzten Luftmatratze, wie man sie zum Baden verwendet hätte, also ohne die Rüschen. An einer Stelle sah es aus, als hätte man eine Handvoll Einwegspritzen zusammengeklebt, mit roter Flüssigkeit gefüllt und eingearbeitet. Es war ein grelles Outfit, aber insgesamt – und mit den vielen Farben ihres Regenbogenhaares – man griff sich vor Unverständnis darüber an den Kopf - sublim elegant. Jeanne gefiel es sofort und überlegte das nächste Mal ihre andere Freundin zu ihrer Stylistin zu machen. Na, nicht wirklich, aber zu Beth passte der Look unwahrscheinlich gut. Bloß mit ihr Tanzen wollte sie nicht, denn diese Spritzen hatten gefährlich lange und trotz ihrer Zierfunktion, sehr scharf erscheinende Nadeln.

Es folgten Waffenoffizier Takeshi Yagami und Johnathan Williams, der Chefingenieur der Schildgeneratoren, sowie Janya Rao und Noemi Hirvonen, Offizierin für Außeneinsätze und Offizier für Antriebstechnik.

Yagami trug, wie immer, als einziger die Galauniform. Er habe schließlich Besseres zu tun, als sich um seine Kleidung zu kümmern. Nicht, dass er damit je schlecht gekleidet war. Die Galauniform verlängerte das Sakko ein Stück nach unten und fügte zwei weitere goldene Knöpfe an. Der Kragen wurde höher und etwas breiter, die Knopfreihen enger und die Schultern etwas stattlicher. Der Stoff war dicker und der Schnitt noch etwas autoritätsheischender. Goldene Stickereien stachen aus dem schwarzen Stoff hervor und durchspielten den weiten Rücken der Uniform. Dazu gehörten etwas höhere Stiefel aus schönem Leder und weiße Handschuhe. Das Zierrat und die Stickereien übrigens waren eine Klasse für sich. Nicht nur waren sie hervorragend ausgeführt, sie waren es, keine Frage, aber vor allem war die Motivwahl eine äußerst spannende: Auf der einen Seite sah man das Hoheitszeichen der Union, etwa am Kragen, auf der anderen Seite zierten die goldenen Knöpfe schön gearbeitete Anker. So trafen sich die Schifffahrt am Meer und die im Weltraum in einem eleganten Kostüm fürs 23. Jahrhundert.

Takeshi trank von seiner stets gegenwärtigen Wasserflasche, die er für gewöhnlich an seinen Gürtel schnallte. Dass er sie nun, in den wenigen Augenblicken, in denen er sie nicht an die Lippen führte, in der Hand hielt, ließ tatsächlich die Vermutung aufkommen, er könne das große Opfer erbringen und sie heute Abend beim Empfang nicht dabeihaben. Vermutlich hatte er eingesehen, dass er, wo auch immer er gehe und stünde, nur die Hand ausstrecken müsse, um seiner Dehydrierung, dieser allgegenwärtigen Gefahr, zuvorzukommen.

Williams schoss wie jedes Mal den Vogel ab. Jeanne wollte sich nicht vorstellen wie viele Stunden er an seiner

Garderobe gebastelt hatte, aber das Ergebnis war die Bekleidung eines mitteleuropäischen Thronerben des 19. Jahrhunderts. Vermutlich bis ins kleinste Detail rekonstruiert. Zweifelsfrei elegant und voller Charme, aber auch durchwegs aus der Zeit gefallen. Alleine die Beschaffung all der nötigen Kleidungsstücke musste ihn, neben einem kleinen Vermögen, Wochen gekostet haben. Denn die Post benötigte in den Außensektoren oft Monate, ehe sie die *Sleeping Beauty* erreichte und auf *Ilium* bekam man zweifelsfrei alles, aber nicht wenn man den Ausweis eines Offiziers der Union trug.

Auch Rao blieb ihrem Stil treu und trug einen eleganten Damenanzug ohne viel Tohuwabohu und ihr Partner Commander Hirvonen ließ mit dem männlichen Pendant in Dunkelblau nichts anbrennen.

Die letzte Gruppe stand etwas abseits, an der Seite des Shuttles und schien in ein technisches Gespräch vertieft. Dies waren der Offizier für Sicherheit Paolo Medici, der Offizier für Navigation Heinrich Rōdling, der Offizier für Kommunikation Rowan Motwani, der Offizier für Aufklärung Li Feng und der Offizier für Systemüberwachung Mao Jijian. Sie trugen Anzüge unterschiedlicher Ausprägung, aber im Wesentlichen schwarz oder ähnlich dunkel, unaufdringlich und mehr elegant als aufregend.

Paolo Medici hatte langes schwarzes Haar, dass aber so stark gelockt war, dass es wie eine Krone auf seinem Kopf saß und mit jeder Bewegung wackelte, eine laute Stimme und ein so melodisches Lachen, dass Bea einmal angemerkt hatte, man könne es aufzeichnen und als Gesang in einer unbekannten Sprache verkaufen. Takeshi schien in der Tat so angetan von dieser Überlegung, dass er Paolo zwei Wochen lang davon zu überzeugen suchte, ihm ein paar Lachproben zur Untersuchung auf ihren informationstheoretischen Wert zu spenden. Paolo nahm jede dieser Gelegenheiten wahr Takeshi ein Beispiel seiner Kunst zu geben, bat ihn aber auch, es nicht weiter zu untersuchen,

da er sich sonst wohl eine Abneigung gegen sein Lachen aneignen würde, wenn er es zu häufig hörte. Takeshi gab die Hoffnung auf, in dieser Weise der menschlichen Kultur ein noch nie zuvor erfahrenes Kunstwerk zu erschließen.

Heinrich sammelte Karten, das heißt, Landkarten und er war mit dem Inhalt einer jeden, die er jemals gesehen hatte, so sehr vertraut, dass er die Geographie jedes Fleck *Erde*, *Venus*, Mond 1, 2 und 3, sowie *Amankans* auswendig konnte, mitsamt historischer Grenzen und Stadt- und Landesnamen. Ansonsten war er ein sehr lieber Kerl, wenn man sich auch nicht zu lange mit ihm alleine unterhalten wollte, denn sobald das Thema auf ihn kam, und die Höflichkeit verlangte, das es das irgendwann tat, sobald das Thema auf ihn kam, öffnete man ein bodenloses Fass an Detailwissen über den Verlauf, die Zusammensetzung und die Entstehungsgeschichte eines winzigen Gebirges auf der Rückseite des zweiten Mondes von *Amankan* und selbst wenn er mit gewaltiger Begeisterung erzählte, und das tat er, so ging es doch um irgendeinen größeren Stein irgendwo im Weltraum und der höflichste Mensch der Welt hätte bald Probleme ein Gähnen zu unterdrücken. Ansonsten hatte er blaue Augen, Cary Grants Haare in blond und trug immer ein Tuch um den Hals. Jeanne kam bisher nicht in die Verlegenheit sich dessen zu versichern, aber vermutlich würde er am Strand einen Strohhut tragen, eine Badehose und ein grünes Tuch um den Hals geschlungen.

Bootsschuh-Rowan trug, wie es immer mal wieder Mode war, eine Brille mit klaren Gläsern, sein schwarzes Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden und, wie immer, Bootsschuhe. Da war es wieder, das maritime Motiv. Selbstverständlich waren Bootsschuhe, so toll der Schuh auch sein mochte, und Jeanne konnte das aus eigener Erfahrung nachempfinden, nicht als offizielle Dienstkleidung angemessen. Aber es hatte sie und Callahan einige Überredung gekostet, bis Rowan das einsehen wollte. Er

schien geradezu verzweifelt diese, in seinen Augen prächtigste aller Fußbekleidungen, die der Mensch jemals erdachte, gegen niedere Schnürer eintauschen zu müssen. Seine Lösung für das Problem ließ Jeanne allerdings am Ende anerkennend nicken: Er hatte einen Schuster gefunden, der ihm aus demselben Leder, aus dem die *UPMF* ihre Schuhe fertigen ließ, einen besonders hochgeschlossenen Bootsschuh fertigen, der die nötige Eleganz verlieh ohne alles vom Tragegefühl zu verlieren. Das zumindest war Rowans Auffassung und er war glücklich und Jeanne und, vor allem Callahan, waren zufrieden.

Li war Li. Er war ein großer Sammler, etwa von Filmspheres, er hatte dreizehntausend davon und von den darauf befindlichen Filmen gerade mal einige hundert gesehen. Er sammelte alte Computer bis hinab zum ersten Taschenrechner und hätte auch alte Supercomputer gekauft, wenn er sie irgendwo untergebracht hätte. Er sammelte Münzen, von der *Erde* und von *Amankan*, zeigte seine neuesten Stücke und ließ sie dann verschwinden. Denn Li war auch ein Zauberer. Takeshi war ihm gegenüber einige Wochen lang sehr schlecht zu sprechen gewesen, weil ihm ein Bauteil verschwunden war, welches Li, so überlegte er, für die Reparatur eines seiner letzten Akquisitionen gebraucht und ihm deshalb weggezaubert haben könnte. Dann war die Reparatur abgeschlossen und Takeshi eingeladen das Gerät zu probieren und daraufhin war die große Eile, die in den Erhalt des Bauteils floss, absolut gerechtfertigt und alles verziehen.

Zuletzt Mao Jijian, Offizier für Systemüberwachung. Nur gab es über Mao nicht viel zu sagen. Er war der gefälligste Mensch weit und breit. Er konnte in zehn Sekunden ein Gespräch mit einem Fremden anknüpfen, diesen drei Minuten später verlassen und hätte man den Fremden dann gefragt, dann hätte dieser eben einen besten Freund verabschiedet. Was genau diese Qualität ausmachte, dass wusste Jeanne nicht zu sagen. Es war wortwörtlich un*fass-*

bar, nicht zu fassen. Diese außerordentliche Gabe kam allerdings mit dem entscheidenden Nachteil, dass man, damit sich auch niemand an einem stoßen konnte, man keine herausragenden Eigenschaften haben durfte.

Jeanne verband mit allen ihren Offizieren eine über den Dienst hinausgehende Freundschaft, nur mit Rao und Hirvonen fand sie einfach nichts zu plaudern. Sie mochte sie deswegen nicht weniger, denn was konnten sie dafür, dass sie und Jeanne offensichtlich anders tickten, aber es blieb immer ein wenig seltsam, wenn sie etwa alleine in einem Fahrstuhl standen und bereits alles Dienstliche beredet war. Dann spielte sich ein seit Jahrhunderten bekanntes Schauspiel ab, zwei Kollegen in einem Fahrstuhl, die, wenn überhaupt, sich höflich nach der Befindlichkeit des anderen erkundigten und den Rest der Zeit schwiegen. Hier draußen hatte man nicht einmal das Wetter, um die Zeit zu überbrücken. Manches Mal hatte man Glück und eine der laufenden Nachrichten ermöglichte es, eine sehr vorsichtige Meinung zu äußern, vorsichtig, schließlich kannte man einander nicht gut genug, um wirklich bedeutende Themen wie Politik und Kultur anzusprechen. Man wollte schließlich nicht eine Meinung äußern, die der andere rigoros ablehnte, aber wovon dieser, aus Höflichkeit, nichts sagen würde …

Beim Eintreffen Beas und Jeannes verstummten die Unterhaltungen. Alle, Männer und Frauen, starrten sie an und nicht nur weil sie ihre Kapitänin war. „Stimmt etwas nicht?“, fragte sie mit dem unterdrückten Anflug eines Lächelns und stieg in das kleine Transportschiff, ehe sie breit grinsen musste. Bea war eine Hexe und Jeanne spürte, wenn erst einmal für einige Zeit verzaubert, bald einen gewissen Stolz Beas Kunstfertigkeit der Welt zu präsentieren. Callahan und Williams schauten auf Bea, die ihnen zublinzelte und dann selbst einstieg. Dann schauten sich die beiden Männer an und mimten jeweils, sie fühlten sich unbeobachtet genug, einen stummen Pfiff. Erst dann

folgten sie ihrem Beispiel und der Autopilot startete die Triebwerke. Der europäische Thronfolger klopfte Callahan auf den Rücken, als wollte er ihm das Beste wünschen. Dem Thronfolger wurde jede Art der Reaktion verweigert.

„Weshalb jetzt doch ein Ball?“, wollte Takeshi wissen, der dieses ganze Zeremoniell wohl noch inbrünstiger ablehnte, als selbst Jeanne. Jeanne schüttelte den Kopf. „Commodore Ma dachte wohl, ein legeres Treffen würde uns mehr Freude bereiten.“

Takeshi nickte verständnislos und wendete sich Johnathan zu, aber der unterhielt Gregory mit einem Modewitz, eines der Themen für die er sich ähnlich wenig interessierte wie sonst nur für Heinrichs Karten, und er fischte stattdessen nicht vorhandene Flusen von seiner Jacke und versicherte sich der Wasserflasche unter seinem Stuhl.

„Sie sind mir noch einen Besuch schuldig, *Captain*“, erklärte Elisabeth Heindl, Jeanne gegenübersitzend, und zog eine Einwegspritze aus ihrem Outfit, als wollte sie Jeanne hier und jetzt damit behandeln.

Jeanne nickte amüsiert. „Dessen bin ich mir durchaus bewusst, *Commander*“.

„Wann gedenken Sie also dieser Aufforderung nachzukommen, *Captain*?“

„Ich kann Sie beruhigen, mit Sicherheit vor dem Ablauf Ihrer Frist, *Commander*.“

„Hört, hört!“, gab Beth zurück und wandte sich dann an Bea: „Wenn du nicht dabei gewesen wärst, hätte ich gesagt, wir können noch nicht abheben, der Captain ist noch nicht da.“

Paolos melodisches Lachen ließ sie einen Augenblick nach der Ursache suchend zu ihm hinüberblicken. Li hatte offensichtlich einen neuen Zaubertrick gelernt, was kein Grund zur Eile war, denn er würde ihn ihnen allen nach und nach zeigen, wohl darauf bedacht, ihn niemanden zweimal sehen zu lassen.

„Soll ich das jetzt als Kompliment verbuchen, oder willst du sagen, egal was ich an mir machen lasse, es ist ohnehin hoffnungslos?“, setzte Jeanne ihr Gespräch fort.

„Das sei dir überlassen“, sagte Beth und lehnte sich zu Jeanne vor. „Dir ist schon klar, dass sich der Commodore sehr geschmeichelt fühlen wird?“

„Soll er ruhig“, meinte Jeanne mit einem Achselzucken und dachte an Ahirs Plan. Man konnte ihr nicht Vorwerfen, sie würde keine Unterstützung leisten. Sie versuchte sich an einem tiefen Atemzug und hoffte der Weg von den Hangars zum Ballsaal wäre nicht lange.

Noch weiter nach vorne beugend fügte Beth flüsternd hinzu: „Oder gilt die Aufmerksamkeit nicht eher Captain Rikkae?“ Sie und Bea tauschten ein fast mädchenhaftes Giggeln.

„Ihr beiden Kupplerinnen, gebt endlich Ruhe“, flüsterte Jeanne zurück und sah wie zum Trotz aus dem Holofenster. „Ihr könnt euch ja noch nicht einmal auf einen Mann einigen!“

„Wer sagt denn, dass du dich für einen entscheiden musst“, flüsterte Bea und ging in Deckung, fasste dann aber ebenfalls eine von Beths Spritzen, als wäre sie bereit sich damit zu verteidigen.

Beth nahm sie ihr wieder aus der Hand und sagte: „Ich halte es für gefährlich Jeanne mit dir alleine zu lassen. Du hast die Reife eines Teenagers.“

„Du passt schon auf uns auf, Mamá“, sagte Bea und schwang ihren Arm um Beths Schulter, zuckte aber sofort zurück, da sie nun tatsächlich an eine der Nadeln geraten war. „Aber dein Keuschheitsgürtel ist schon etwas gefährlich, was?“, stellte sie fest.

„Er hält die Fliegen fern“, sagte Beth und die drei lachten, Bea zuerst und am lautesten. Aber dann hörte man Paolo lachen und Bea verschluckte sich beim raschen Ersticken des eignen, um das seine zu hören.

„Ach“, ich könnte Paolo Stunden lachen hören.“

„Schade, dass du ihm seine Haare nicht verzeihen kannst“, erinnerte Beth und Bea seufzte, weil das stimmte.

„Sag mal Greg“, sagte Johnathan etliche Sitze weiter und so dass es nur Gregory und vielleicht noch Takeshi hören konnten, „verfolgen wir heute irgendwelche Interessen?“

„Was *wir* tun, *Johnny*, weiß ich nicht“, meinte Gregory, „aber wann verfolgst *du* keine Interessen? Sag mal, wird es nicht irgendwann langweilig, so ab eintausend oder so?“

„Keine Sorge“, meinte Johnny, „kein Ende in Sicht. Aufregend wie ganz am Anfang.“

„Schön das zu hören“, sagte Gregory mit einem Schmunzeln. Er saß immer auf der nutzbringenden Seite von Johnathans unersättlichem Flirten, das er geschickt zu spaßigen Anekdoten verarbeitete, von Dates, bei denen überraschenderweise zwei Verflossene im selben Lokal saßen - was ab einer gewissen Menge an Verflossenen auf einem Schiff relativ wahrscheinlich wurde - und einem Urlaub, den er mit der einen begonnen und mit einer anderen beendet hatte. Zu seiner Verteidigung, der Urlaub dauerte eine geschlagene Woche. Das wirklich bemerkenswerte aber war, dass es überhaupt kein böses Blut deswegen gab. Williams war so offen gegenüber seiner romantischen Partnerinnen, dass man ihm beim besten Willen nichts vorwerfen konnte. Ohnehin war er so berüchtigt, dass jede genau wusste, worauf sie sich einließ.

„Wie sieht’s mit der nächsten Tour aus?“, fragte Takeshi und spielte auf die alle zwei Wochen stattfindenden Wanderausflüge an, welche etwa die Hälfte der anwesenden Offiziere veranstalteten, die aber allen offenstand, „ich finde wir könnten wieder einmal eine auf der *Erde* machen.“ Die letzten zwei Wanderungen hatten auf der *Venus* stattgefunden und da man sich mit der Organisation abwechselte und die letzte von Johnathan „Johnny“ Williams organisiert worden war und Johnathan „Johnny“ Williams einen leichten Hang zur Selbstüberschätzung hatte, eine Eigenschaft, die, so glaubte Gregory, wesentlich

zu seinem Erfolg bei Frauen beitrug, waren diese beiden Wanderungen unmöglich anstrengend gewesen. Nicht nur, dass sich Johnny beim ersten Mal einen Zehnzweitausender ausgesucht hatte, bei dessen Besteigung er selbst dann aber als Erstes ausgestiegen war, sondern er hatte, als Wiedergutmachung mit der Planung einer zweiten Wanderung beauftragt, noch nicht einmal daraus gelernt. Es war einstimmig entschieden worden, ihn mit keiner weiteren Planung zu beauftragen. Johnny selbst hatte seiner ewigwährenden Abwahl als Planner zugestimmt.

Nun, Takeshi hatte keinen Grund zur Beunruhigung. Nach den beiden letzten Fiaskos, an deren Ende jeweils nur noch Jeanne und Gregory, als die fittesten von ihnen allen, aufrecht stehen konnten, hatte man Gregory gebeten den nächsten Ausflug zu planen. Man wollte wieder einmal eine gelungene Wanderung ohne böse Überraschung.

„Keine Sorge, Takeshi“, sagte Callahan, „ich habe bereits zwei sehr hübsche Routen herausgesucht. Eine feine Route in den Alpen und eine zweite, etwas anstrengendere, in den Anden.“

„Dann bin ich ganz klar für die erste!“, rief Bea herüber, „ich brauche wirklich keine dritte Nahtoderfahrung in einem Monat.“

„Hm“, machte Johnny säuerlich, „man könnte sich auch einfach mal vernünftig anziehen.“

„Ach was!“, rief Bea belustigt, „soweit ich mich erinnere haben es deine drolligen, Riesenlatscher auch nicht den Berg hinaufgeschafft.“

Die beiden begannen ihr übliches, freudiges Wetteifern. Zumindest verkauften sie es darauf angesprochen als solches. Anderen mochte es sich als Privatkrieg darstellen.

„Zumindest habe ich keine zwei toten Babykrokodile mit zehn Zentimeter Absätzen an den Füßen getragen und mich dann gewundert, dass man sich den Knöchel damit verstaucht!“

„Was wissen wir über den Commodore?“, lenkte Beth das Gespräch mit Jeanne auf das anstehende Problem, eben als sie aus dem hell erleuchteten Hangar in das Schwarz des Weltraums flogen.

„Nun, ich würde sagen er wird seinem Alter gerecht“, sagte Jeanne nach dem kurzen Studium Gregorys Ausfertigung aller relevanten Hintergründe. Nein, sie hatte es nicht manuell gelesen, dazu war bei all der aufwendigen sartoriellen Vorbereitung keine Zeit mehr gewesen und sie musste sich auf die Programmierung ihres Implantats verlassen.

„Naja, einhundertfünfzehnundzwei Jahre sind kein Pappenstiel. Die Frage ist doch viel mehr, ob das etwas Schlechtes ist?“

„Nein, ich wollte damit nur sagen, dass er ein echtes Urgestein ist. Mehr oder weniger verwachsen mit seinem Beruf. Zumindest wüsste ich sonst nicht, weshalb er seine Pensionierung bekämpft wie Maya das Baden.“

„Du hast da wirklich eine masochistische Ader“, erklärte Bea, die eben ihr Geplänkel mit Johnathan eingestellt hatte - wie immer fühlte sich jeder als Sieger - „Warum du auch dein virtuelles Haustier baden musst, erschließt sich mir bis heute nicht. Als ob“, rief sie dann wieder zu John hinüber, „sag das sonntags nochmal im Wasser und ich zeige dir wie gut ich zielen kann!“ Dass die beiden im gleichen Acquaballteam spielten wäre über solche Unterhaltungen schwer zu eruieren gewesen.

„Aber ich meinte“, setzte Beth fort und sie senkte den Pegel ihrer Stimme ein wenig und rückte etwas weiter zu Jeanne vor, „ich meinte eher hinsichtlich der anderen Sache, von der du mir gestern erzählt hast.“

Das war seine anzunehmende Verstrickung in Politik, offener wie verborgener. Jeanne nickte unmerklich, sagte aber, „ich denke die Einschätzung war schon richtig.“ Ahir hatte ihr die Gerüchte heute aufs Eindringlichste bestätigt. Wieso sonst, brauchte er Ablenkung.

Beth zog eine Schnute. Das war nicht gerade das Licht, in dem sie ihren Gastgeber für den Abend sehen wollte.

Bea und John erklärten das sonntägliche Acquaballmatch ihrer beider Hobbymannschaften, die *Sleeping Beauty* beherbergte zweizehn, zur Entscheidungsschlacht darüber, wer des anderen unliebsame Aufgaben für einen Monat übernehmen müsse, Gregory und Takeshi besprachen neue Software für *Duel*, Heinrich und Janya waren schon wieder schwer verliebt und Li, Rowan, Mao und Paolo führten ein reges Gespräch über die Weltmeisterschaft. Außerdem hatte es Li für angemessen empfunden die letzten Neuzugänge seiner Acquaballkarten einzupacken und jetzt stolz zu präsentieren.

Jeanne sah aus dem Fenster. Das Hologramm zeigte den Insassen ihr Reiseziel: Drei Schiffe lagen vor ihnen. Zwei etwas kleiner als die *Sleeping Beauty*, die *Morgenstern* und die *Eveningstar*, das dritte hingegen war gigantisch. Die *Olymp* war ein Träger der *Zeus*-Klasse und trug über 1200 Jäger in ihrem Bauch. Es galt dem Gewicht nach, als drittgrößtes, jemals gefertigtes Raumschiff. Sie unterstand dem Oberbefehl von Commodore Tian Ma, einem der renommiertesten Persönlichkeiten im heutigen Militär, der nur deshalb nicht über den Rang eines Commodores gekommen wäre, weil er sich offen widersetze, in die Admiralität aufgenommen zu werden. So die Legende. Nach Ahirs Aussagen und anderen Gerüchten mochte da vielleicht ein wenig mehr dahinterstecken, vielleicht war die Admiralität seiner Beförderung gegenüber nicht ganz aufgeschlossen, vielleicht hatte sogar Aziz selbst etwas dagegen … Aber Jeanne musste sich eingestehen, dass ihn diese Entscheidung, sofern sie denn wirklich die seine war, interessant machte, und hoffte darauf, es vielleicht im Laufe des Abends zur Sprache bringen zu können. Der eine kleine Lichtblick des Abends? Erbärmlich, befand sie. Außerdem: spätestens nach Ahirs Worten heute Nachmittag war sie

sich sicher, dass die Legende den tatsächlichen Sachverhalt drastisch vereinfachte.

„Ich habe gehört er sei ein echter Gentleman", sagte Bea und beendete damit den Schlagabtausch mit John zum zweiten Mal. Mittlerweile musste der Verlierer den Gewinner auch noch zu einem prächtigen Essen einladen.

„Gut vorstellbar", erwiderte Jeanne. „Um unser Interesse aufrecht zu halten, wird er sicherlich den ganzen Abend durchgeplant haben." Daran hegte sie keinen Zweifel. Der Mann war ein Poser, kein Kleckerer.

Sie näherten sich der *Olymp* mit hoher Geschwindigkeit und der Weg war kein weiter.

Jeanne blickte zu Bea. „Warum ist Alexandre nicht mit?", stellte sie fest und meinte damit Beas aktuellen Gespielen, der ihr die Vorzüge bot, die nur ein Mann imstande war zu bieten, wie sie eben noch erklärt hatte. Jeanne sah sich im Shuttle um, als müsse sie sich erst noch einmal davon überzeugen, aber es blieb dabei und es war schon eine starke Bilanz, dass von allen ihren Offizieren, niemand einen Partner dabeihatte, ausgenommen Janya und Heinrich, was aber nicht zählte, da sie ohnehin als Offiziere beide dabei zu sein hatten.

„Keine Lust", sagte Bea achselzuckend.

„In guten wie in schlechten Zeiten", meinte Beth augenzwinkernd.

„Wir arrangieren uns", erwiderte Bea und lächelte Jeanne vielsagend an. Diese verdrehte die Augen. „Außerdem sind wir nicht verheiratet. Und ich glaube auch nicht, dass das was wird."

Bevor Beth oder Jeanne dieser Einladung nachzuhaken nachkommen konnten erschien das Hologramm eines uniformierten Mannes in ihrer Mitte.

„Willkommen Captain Jeanne Lavie, willkommen Offiziere der *Sleeping Beauty*. Ich bin Aaron Weißbaum und zuständig für die Systemüberwachung der *Olymp*. Im Namen der gesamten Besatzung möchte ich Sie hiermit auf

unserem Schiff begrüßen. Man wird Sie mit allen Ehren empfangen und ich, als *SI*[33], hoffe, dass Ihnen Ihr Aufenthalt auf unserem Schiff in guter Erinnerung bleiben wird."

Jeanne erwiderte die Höflichkeit mit dankenden Worten und zweifelnden Gedanken, dann landete das Shuttle auch schon in einem der kleineren Hangars und man erhob sich aus den Stühlen. Die Luke ging auf und Aaron schritt hinaus auf den stählernen Koloss, der irgendwo seinen Körper beherbergte. Es ging los.

Jeanne war sehr mulmig zumute, doch sie schritt voran, als wäre dem nicht so, mindestens so sehr deshalb, um sich selbst darüber hinwegzutäuschen.

18 Offiziere hatten sich neben der Ausstiegsrampe aufgereiht, hinter sich eine gewaltige Zahl an Soldaten, die in vier Reihen den Weg aus dem Hangar ins Schiff flankierten und über allem hing die Flagge der Union in rot und mit goldenem Emblem.

Das war der Moment an dem Jeanne unbeschreiblich dankbar für ihren Offiziersmantel war, der die Frauen sicher durch den formellen Anfang solcher Veranstaltungen brachte. Sie knöpfte schnell noch zwei Knöpfe zu, sodass von ihrer Kleidung darunter fast nichts mehr zu sehen war.

Ganz vorne warteten Commodore Ma und seine 1. Offizierin, Commander Elaine Watson, um sie zu begrüßen. Auch Watson trug einen langen Mantel, der Jeanne zu verstehen gab, dass sie hier eine Leidensgenossin hatte. Das Licht im Hangar war von sehr grellem Weiß, welches Jeanne nach dem angenehmen Halblicht im Shuttle in den Augen stach und die Luft hatte eine schneidende Kälte.

[33] Supervising Intelligence

„Captain Lavie!“, grüßte Ma, ergriff ihre Hand, kaum war sie nahe genug und zog sie heran wie ein Angler einen chancenlosen Fisch einholte, „Willkommen an Bord der *Olymp*.“

Der Commodore war ähnlich gekleidet wie Commander Callahan, weite Hose, weiter Mantel. Der Unterschied war, dass seine Garderobe durch und durch originales *Antics* war, die letzten Modeströmungen entschieden ignorierte und damit fast schon wieder als modern gelten konnte.

„Im Namen meines ganzen Offiziersstabs danke ich Ihnen für die Einladung, Commodore“, floskelte Jeanne und erwischte sich selbst dabei, abzuschätzen wie viele ihrer Offiziere tatsächlich gerne hier waren. „Es ist uns eine Ehre die *Olymp* zu besuchen und wir freuen uns auf einen unterhaltsamen Abend im Kreis Ihrer Besatzung.“ Wie immer, wenn sie der Formhalber die Unwahrheit sagen musste, verspürte sie den starken Reiz die Zähne zusammenzubeißen, um es doch noch zu verhindern. Einmal hatte sie es getan und zwar so fest und so jäh, dass sie zu Beth ins Hospital musste und zwei Tage nichts Süßes schmeckte.

Commodore Ma war ein stattlicher Mann, groß und von männlicher Figur. Sein Gesicht schien fast kreisrund und seine Züge flach, seine Augen groß und einen Farbton heller als schwarz und sie zogen Jeannes Aufmerksamkeit auf sich wie Magneten, sobald sie ihm erst ins Gesicht gesehen hatte. Ma trug einen ausgedünnten und sehr gepflegten Spitzbart und einen einfachen, an den Seiten kurz und oben streng zur Seite gekämmten Haarschnitt. Für jemanden, der fast das ganze Jahr im Weltraum verbrachte, hatte er außerdem eine erstaunlich gut gebräunte Haut.

„Ich bitte Sie, Captain Lavie! *Sie* bereiten *uns* Ehre mit Ihrem Besuch. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, Sie sind der neue große Stern in unseren Reihen! Ich habe nicht den geringsten, nicht den allerkleinsten Zweifel

daran, dass hier, in diesem Augenblick, eine zukünftige Admiralin vor mir steht."

Jeanne wurde dieses Spiel langweilig bevor es wirklich begonnen hatte. Aber artig verwarf sie diese übertriebenen, sicher nicht ernst gemeinten Worte: „Ich bitte Sie, Misonos, es kann gar nicht die Rede davon sein-"

Doch er unterbrach sie mit einer verbindlichen Geste seiner Hand. „Nein, Lavie, ich bin davon überzeugt! Als mir Commander Watson", er nickte mit dem Kopf sachte über seine Schulter, um Jeannes Blick einen kurzen Augenblick auf seine Offizierin zu lenken, „von ihrem durchschlagenden Erfolg in *Ilius* berichtete, da war ich nicht erstaunt. Sie wurden die jüngste Kapitänin, Sie haben im Alleingang einen schwelenden Konflikt beendet. Sie werden es bis ganz nach oben schaffen!"

Dann blickte er sich im Hangar, um, als würde ihm eben erst klar, wo sie sich befanden. „Aber ich bitte Sie, wo sind meine Manieren? Ihnen friert mit Sicherheit! Ich lade Sie auf einen Ball ein und lasse Sie in der kalten Vorhalle stehen! Kommen Sie! Kommen Sie!"

Jeanne wollte seine Bedenken entkräften, aber er ließ es sich nicht nehmen, sie am Arm unterzuhaken und, den Übrigen voran, durch die Reihe an Gewehren zu führen.

„Erwarten wir nicht noch die Ankunft von Captain Rikkae?", warf Jeanne ein, die fest mit seiner allabendlichen Unterstützung gerechnet hatte, doch der Commodore wiegelte ab.

„Der Captain ist ein Edelmann. Er wird volles Verständnis dafür haben, dass ich eine Dame nicht im kalten Hangar warten lasse. Meine Erste Offizierin wird ihn mit aller Ehre begrüßen und zu uns geleiten."

Damit war alles gesagt und Jeanne fügte sich in Ermangelung eines driftigen Grundes, das nicht zu tun und darauf zu Bestehen hier zu warten. Sie würde heute Abend sicher noch genug Not verspüren, dem Commodore Paroli

zu bieten, da musste sie nicht gleich zu anfangs seine gute Stimmung aufs Spiel setzen.

Die beiden schritten voran und führten eine Prozession von Offizieren, jene der *Sleeping Beauty* und ungefähr die Hälfte der *Olymp*, um den ersteren Gesellschaft zu leisten, hinaus aus dem Hangar und in die hohen und breiten Gänge des Trägerschiffes.

„Ich maße mir nicht an, zu wissen, wieweit Sie über die *Olymp* informiert sind, aber darf ich Ihnen ein wenig von diesem außerordentlichen Schiff erzählen?“, fragte Ma in seiner getragenen Sprache.

Im Vergleich zu den Dingen, die sie sonst heute noch so bereden würden, würde dieses Thema zumindest keine Meinungsdifferenzen offenbaren, dachte Jeanne bei sich. Laut bejahte sie diplomatisch und Ma begann das Schiff vorzustellen.

„Die *Olymp* ist die Speerspitze und das Prestigeprojekt der *Home of Gods* Klasse. Sie ist Teil der dritten Flotte unter Admiral Mann und der Tonnage nach das drittgrößte, je gefertigte Schiff. Zweitausenddreihundertvierzehnundneun Meter lang, achthuntertneunzehnundneun Meter breit und an der höchsten Stelle sechshundertachtzehnundrei Meter hoch. In ihren Hangars ist Platz für eintausend-zweihundertachtzehn Standardjäger, in unserem Fall vom Typ *EURATEC Jasper*. Wir haben einhundertzweizehn Decks mit zweizehnundviertausend Quartieren, wobei man leider sagen muss, dass diese Zahl eine grobe Überspezifizierung geblieben ist. Im Vergleich zu späteren Schiffen wie der *Sleeping Beauty*“, er neigte an Jeanne gewandt den Kopf, „hat man hier noch auf die großen Unterhaltungsdecks verzichtet. Das führte dazu, dass wir hier nie mehr Leute an Bord hatten, als wir für unsere jeweils aktuellen Aufgaben benötigten. Ich habe acht Decks bestmöglich für Freizeitaktivitäten umgestalten lassen, ein Acquaballstadion eingebaut, aber ohne einen vollständigen Umbau in der Werft, bleibt dieser Makel bestehen.

Und für den Umbau bleibt keine Zeit, denn wir sind ohne Unterbrechung seit unserer In-Dienst-Stellung dreizehnneun unterwegs."

„Sehr beeindruckend", sagte Jeanne, mehr um irgendwas zu sagen, als ihrem Mitteilungsbedürfnis nachzukommen. Sie selbst interessierte sich nur für die Kennzahlen eines einzigen Schiffes, dem eigenen, und ansonsten konnte sie wenig damit anfangen.

„Ja, die *Walhalla*, unser Schwesterschiff, hatte da bisher weniger Glück", ergänzte Ma, wie Jeanne empfand, beinahe mit einer leichten Befriedigung im Tonfall.

Jeanne kannte die *Walhalla*. *Jeder* kannte die *Walhalla*. Wie jede öffentlich finanzierte Institution hatte auch das Militär ein Projekt, das viel zu spät fertig geworden, viel zu viel Geld gekostet und dann nicht mal die erhoffte Leistung erbracht hatte. Die perfekte Beschreibung der *Walhalla*.

Er hatte die Gruppe in einen großen Fahrstuhl geführt und leitete sie nun einen weiteren Gang entlang. Die Offiziere hinter ihnen unterhielten sich, vermutlich über interessantere Dinge, grummelte Jeanne in sich hinein.

„Aber was man beim Design nicht vergessen hat, das sind die großen Laderäume. Wir haben uns die Freiheit genommen einen davon für Empfänge und Bälle vorzubereiten."

Ach was, dachte Jeanne. Er sagt das mit einer Selbstverständlichkeit … Sie käme im Traum nicht darauf einen ihrer Lagerräume kontinuierlich für Bälle bereitzuhalten. Was für eine Platzverschwendung … Wenn, dann nur für Acqua*ball*.

„Sie haben auch etwas von einem Acquaballstadion erzählt, Misonos?", fragte sie, um das Gespräch ein wenig in die Sphären der eigenen Interessen zu lenken.

„Oh ja!", bestätigte Ma, „aber ich muss leider eingestehen, dass sich mir der Zauber dieses Sportes nie so recht

erschließen wollte. Vermutlich fehlt mir dafür die Phantasie."

Jeanne wandte so unauffällig es ging den Kopf, damit er nicht in ihren Augen und Mundwinkeln lesen könnte, dass sie das für sehr gut möglich hielt.

Wie zeitlich abgestimmt, um eine Antwort zu vermeiden, öffnete sich eine weite Tür vor ihnen und sie betraten eine fürstlich dekorierte, kleine Halle mit Wänden, die einem Opernhaus oder einem Konzerthaus entnommen schienen, mit weißen Säulen und unionroten Vorhängen, unionrotem Teppich am Boden und großem, hölzernem Parkettboden, hübsch dekorierten kleinen und größeren runden Tischchen und Tischen und einer, über die halbe Breite reichenden, halbrunden Bar. Auf der rechten und auf der linken Seite stand je eine erhöhte Bühne mit Musikern und sie spielten kollektiv über 40 Meter hinweg eine gemütliche Jazznummer. Wenn das Alles des Commodores Phantasie entsprungen sein sollte, dann hatte er entegegen seiner Behauptung doch genug davon, den so recht zusammenpassen wollte das Alles nicht.

An der Bar und an den Tischen standen und saßen bereits über einhundert Menschen, zum großen Teil die Lieutenant-Commander, Lieutenants, und Sub-Lieutenants der *Olymp*, und einige Frauen aus niedrigeren Rängen, um das Geschlechterverhältnis auszugleichen, denn Militär war das genaue Gegenstück zur Medizin, weshalb die Bälle an der Akademie auf *MOON1* auch stets mit der Medizinischen Universität zusammen abgehalten wurden.

Commodore Ma bat seine Gäste, bis zum Eintreffen der übrigen von der *Snow White*, zur Bar, an der vier junge Männer in Galauniform warteten ihnen ihre Getränkewünsche zu erfüllen. Die Möglichkeiten dazu hatten sie alle mal: Die Getränkekarte umfasste 353 Einträge.

Ma nahm Jeannes Offiziersmantel und hängte ihn an die hübschen, goldenen Garderobenständer zu rechter Hand der Bar. Dann wandte er sich, in der ihm, trotz seines

großen Körpers geschmeidigen Art sich zu bewegen, um und schenkte ihr mit den Augen ein großes Kompliment für ihre Aufmachung.

Manches Mal hatte Jeanne Mitleid mit den Männern im Allgemeinen. Es musste sich um ein sehr beschwerliches Leben handeln, wenn einen die Ansicht einer schönen Frau jede Macht über die eigenen Augen stahl. Ja, dachte Jeanne während Mas Blick an ihr hochglitt, ja, noch ein Stück, gleich hast du meine Augen gefunden. Und nach einem kurzen, kaum merklichen Zwischenhalt etwas unter ihrem Kinn sah er ihr tatsächlich wieder ins Gesicht. Commodore Ma war dabei kein Anfänger. Er hatte diesen Blick so nebenbei und so galant getan, dass es ihm nächsten Augenblick war, als hätte es ihn nicht gegeben.

Als Nächstes tat er mit Worten seine Anerkennung über ihren Geschmack kund und Jeanne wiegelte ab, als wäre das doch nichts Besonderes, als wäre das doch nur ihre ganz gewöhnliche Aufmachung für einen Ball, lächelte aber aufrichtig und, sie war, darüber selbst ein wenig überrascht, ehrlich geschmeichelt. Vielleicht ahnte sie, weshalb manche Frauen regelmäßig auf freies Atmen verzichteten und sich anderen milden Arten der Folter hingaben. Bea, bereits im ersten Flirt des Abends, Alexandre war schließlich selbst schuld auf der *Sleeping Beauty* zurückgeblieben zu sein, zwinkerte ihr über Mas Schulter hinweg zu. Wie immer hatte sie ihre Ohren überall.

„Ich glaube ich habe noch nie eine solche Auswahl gesehen“, sagte Jeanne, als sie die Getränkeliste überflog.

„Der Segen unserer Zeit“, erklärte Ma mit einem Lächeln, „grenzenlose Auswahl. Selbstverständlich macht die auch nicht vor einer der ersten Beschäftigung des mehr oder weniger zivilisierten Menschen Halt, der Herstellung alkoholischer Getränke. Nun, ich kenne das meiste auf dieser Liste, darf ich Ihnen etwas empfehlen?“

„Zu gerne“, bat Jeanne.

„Da ich jederzeit mit dem Eintreffen Captain Rikkaes rechne, kann ich Ihnen eigentlich nur eine Kleinigkeit empfehlen. Vielleicht etwas mit Whisky oder Gin? Wir haben einen hervorragenden *Rusty* von *Chrysanthem*. Den müssen Sie probieren!“

Er wandte sich dem geduldig warteten Mann auf der anderen Seite der Bar zu: „Einen *Rusty Apple* für die Dame und *Rusty* pur für mich.“

Der Mann nickte freundlich und machte sich ans Werk.

„Ich war nie ein Anhänger von Whisky, aber dieser *Rusty* Whisky ist einfach herrlich. Ich weiß nicht, ob man zur Herstellung tatsächlich rostige Metallfässer verwendet, aber das Aroma ist herrlich industriell, man schmeckt die Fabrik, die Maschinen, Öl und Ruß“, erklärte er und Jeanne konnte nur hoffen, dass das ein Scherz sein sollte. Auf der anderen Seite hatte sie heute bereits etwas getrunken, das wie Rohöl ausgesehen hatte. Sie verstärkte ihr artiges, den bisherigen Abend bereits andauerndes Lächeln ein ganz klein wenig, um der Möglichkeit, dass das tatsächlich ein Scherz sein sollte, gerecht zu werden ohne es zu Übertreiben, für den Fall, dass es doch ganz Ernst gemeint war. Denn wer konnte das wissen. Sie hatte den Mann noch nicht ganz begriffen. „Der Drink des armen Industriearbeiters Mitte der Zweizehneins-Fünfzehner. Im Grunde ein *Scotch Apple,* aber mit fünf Centiliter *Rusty* Whiskey anstatt des Scotch, eineinhalb Centiliter Saft einer Zitrone, zwei Centiliter Calvados, null-siebenzehnfünf Centiliter Zuckersirup und zwei, drei Eiswürfeln“, erklärte er das Tun des Manns hinter der Bar.

„Voilà! Ein simpler aber herzhaft guter Drink.“

Er nahm seinen *Rusty* Whisky, „auf den Besuch einer aufstrebenden Offizierin.“

„Auf einen optimistischen Kommandanten!“, entgegnete Jeanne und lugte unsicher in ihr Glas mit der kerosinfarbenen Flüssigkeit. Sie verdrängte den Gedanken, sie wür-

de sich allmählich wie ein Verbrennungsmotor ernähren. Julian hätte darüber begeistert gelacht.

In diesem Moment schwang die mächtige Tür von Neuem und Commander Watson trat an der Seite Captain Rikkaes ein, denen wiederum zwei Dutzend weiterer Offiziere folgten. Jeanne zählte drei *Amane* unter Ahirs Offizieren, allesamt nicht zu übersehen, denn sie waren um einen halben Kopf größer, als die Übrigen.

Commodore Ma hob die Hand und winkte seine 1. Offizierin mit ihrer Begleitung herbei.

„Captain Rikkae!", begrüßte er den Captain der *Snow White* und reichte ihm die Hand. Ahir hatte sein übliches undurchdringliches Gesicht aufgesetzt, welches die einzige Alternative zu seinem lachenden zu sein schien, wenn er nicht gerade zu grinsen versuchte und wie ein todgeweihter Held dabei aussah.

„Ich danke Ihnen für die Einladung, Commodore!", behauptete er und schüttelte die Hand.

Ma winkte ab. „Keineswegs. Keineswegs!", sagte er und blickte in die Runde „Jetzt, wo wir vollzählig sind, lassen Sie uns beginnen!" Damit schlug er wiederholt an sein Glas, die Musik stoppte obwohl die Geste viel zu leise gewesen war, um rein akustisch an die Bühnen zu gelangen, und er wandte sich an alle.

„Liebe Gäste, liebe Freunde. Ich freue mich, dass Sie alle so zahlreich erschienen sind und will auch gar nicht langweilen-"

Die Männer von der Bar wurden verstärkt von mindestens zehn Kellnerinnen und Kellnern und teilten Champagnergläser aus. Ma nahm seines entgegen und hob es zum Toast.

„Auf einen freudigen Abend!"

Die Menge erwiderte seinen Zuspruch und er ergänzte: „Der Ball ist eröffnet!" Die Musik setzte wieder ein und gab ein schnelles, rhythmisches Stück wie Jeanne es an einer Tanzveranstaltung erwarten würde, dass sie aber mit

ihrer geringen Kenntnis entsprechender Musik nicht näher beschreiben konnte. Die ersten Paare waren so schnell auf der Tanzfläche, dass Jeanne vermutete, Ma hätte seine Leute instruiert, um seinen Gästen gleich zu Anfang jede Hemmung zu nehmen. Selbst war er allerdings auch niemand der lange mit dem ersten Tanz wartete und selbstverständlich bat er Jeanne, die noch mit je einem halbvollen Glas in jeder Hand dastand, und sich viel lieber weiter mit diesen beschäftigt hätte. Vor allem dieses ominöse Treibstoffgetränk war unerwartet gut, wenn man sich erstmal an den Geruch von rostigem Eisen gewöhnt und nichts gegen den Belag hatte, welcher sich sofort auf den Zähnen bildete.

„Sie verzeihen?“, sagte er zu Ahir gewandt und führte Jeanne, welche nach einem letzten mutmachenden Schluck, die Gläser rasch abgestellt hatte, zur Tanzfläche. Im Augenwinkel hatte sie noch mitbekommen, wie sich Watson um Ahir kümmerte. Das war also das Spiel heute Abend.

Jeanne war, wie gesagt, keine begeisterte Tänzerin, deshalb hatte sie ein Programm heruntergeladen, das ihren Beinen sagte, was sie zu tun hatten, um an Anlässen wie diesen, niemandem auf die Füße zu treten.

„Sie tanzen ausgezeichnet“, komplimentierte Ma die Programmierer.

„Sie sind ein unverbesserlicher Schmeichler, Commodore“, antwortete Jeanne und überlegte wie witzig es wäre, wenn auch er nur ein Programm abspielte und sie sich damit genauso gut hätten im Stehen unterhalten können. Oder wenn beide Programme den gleichen Fehler hätten und sie sich volle Kanne auf die Füße sprängen. Tatsächlich hatte sie daran aber ihre Zweifel. Der Stil des Commodores war hervorragend, aber nicht ganz perfekt und mit vielen Schnörkeln und Verzierungen. Ihm schien es großartig zu gefallen.

Nach dem ersten folgten ein zweiter und ein dritter Tanz und Jeanne überlegte, ob sie lieber so die Zeit herunterbrach, die Tänze waren so schnell und fordernd, dass dem Commodore keine Luft oder keine Konzentration blieb, Konversation zu betreiben, oder doch lieber an der Bar seinen Geschichten lauschte, dafür aber noch ein Gläschen von diesem *Rusty Apple* bekäme.

Als sie aber Ahir und Watson an einem nahen Tisch Platz nehmen sah, fragte sie dann doch, ob sie sich nicht zu ihnen gesellen wollten. Ahir würde nicht gleich zu Beginn seinen Plan durchführen, also durfte sie ihn momentan durchaus noch als mentale Stütze betrachten. Ma schien nicht allzu begeistert, sein Gesicht glühte leicht erhitzt von der Bewegung und er schien noch lange nicht fertig, stimmte dem Wunsch der Dame aber selbstverständlich zu.

Ma zog für Jeanne einen Stuhl hervor und sie setzte sich und er, einer Kellnerin winkend, gleich auf den daneben. Jeanne saß jetzt zwischen Ahir und Ma, an Ahirs anderer Seite saß Watson und Jeanne kommunizierte zunächst per *UniNet* mit Ahir - „Sorry!“ - und dann beide mit ihren 1. Offizieren, um sie ebenfalls zu Tisch zu bitten. Callahan und Hong, Ahirs erster Mann und übrigens kein *Amane*, sondern ein *Sol*, gesellten sich pflichtbewusst zu ihnen.

Die Kellnerin brachte die Getränke der ersten Runde - es gab trotz der gewaltigen Auswahl kein manaesches Bier - und nahm noch die Wünsche der dazugekommenen Offiziere auf und Jeanne hatte Gelegenheit Ahir zu seinem Outfit zu gratulieren. Ein *Harrim* schien ein langer Überwurf, in der irdischen Modegeschichte einer Toga nicht unähnlich. Es war ein sich gewaltig wallender Stoff, mehrfach um den Körper geschlungen und die bereits imposante Gestalt Ahirs gewann beträchtlich an subjektivem Platz im Raum. Auch er trug rot, doch war es ein ganz dunkles, fast blutrotes Gewand und das einzige Rot im Raum, dass kein Unionsrot war. Er sah so possierlich und stattlich

darin aus, dass man nach seinem Vorbild die Statue des Zeus hätte bauen können.

„Ich bitte Sie, Lavie. Sie stellen hier heute alles in den Schatten!“, versetzte er zurück, „es war ein Glück, dass Commodore Ma nicht auf offizieller Kleidung bestanden hat“, sagte er und lächelte sie breit an, um ihr zu sagen, er wisse genau, wie ungewöhnlich dieser Stil für sie war und Jeanne überlegte, wann sie einander eigentlich bisher bei offiziellen Anlässen gesehen hatten und stellte fest, ja, da hatten sie stets Gala getragen.

„Ich bitte Sie, Captain Rikkae, es muss nicht immer alles dem Standardprozedere folgen - auch bei mir nicht“, fügte Ma etwas zeitversetzt hinzu, sodass man sich nicht ganz sicher war, ob hier tiefere Bedeutung mitschwang. Auf alle Fälle lenkte er das Gespräch auf ein eigenes Thema, wandte sich Jeanne zu und sie wusste es war soweit. Der eine Fixpunkt des Abends, von dem sie gewusst hatte, es gäbe kein Entrinnen.

„Verzeihen Sie, wenn ich so früh am Abend von der Arbeit beginne, aber Sie müssen uns unbedingt einen knappen Bericht über Ihre Erlebnisse in *Ilius* geben, Captain Lavie“, forderte Ma Jeanne auf, „ich hatte nicht mit einer Lösung dieses Problems in einer sehr langen Zeit gerechnet und dann kamen Sie und lösten es in drei Monaten! Alle sind ganz aus dem Häuschen.“

Jeanne wackelte mit dem Kopf, um zu verstehen zu geben, dass es nicht so einfach gewesen war, wie es nun klingen mochte. Nein, dachte sie, das war es nicht. So ganz verstanden hatte sie ihren Erfolg selbst noch nicht und sie war sich keineswegs sicher, dass sie das in absehbarer Zeit - oder jemals – tun würde.

„*Ilius*“, sagte Jeanne und war sehr froh, sich diese Geschichte zurecht gelegt zu haben, „*Ilius* ist eine eigene, beeindruckende Welt …“

* * *

Ilius war ein etwas abgelegenes System der *Class-D* etwa zehn Standardtagesreisen von der *Erde* entfernt und wäre daher von eher geringer Bedeutung gewesen, läge es nicht inmitten zweier Wirtschaftszentren, namentlich *Naphta* und *Valhall*. Es lag nahe, dieses System zum Austausch von Gütern zwischen diesen beiden Industriesäulen zu nutzen. Oder es hätte sich auf diese Weise gut gefügt, wäre der Sektor nicht von Wirtschaftsflüchtlingen, Idealisten und insbesondere Anarchisten, Schmugglern, Piraten und sonstigen Gesetzlosen als sicherer Heimathafen genutzt worden.

Diese Menschen beanspruchten den Sektor für sich und nannten sich unabhängig von der Union und der *Erde*, was von einem materiellen Standpunkt mit Desinteresse beantwortet wurde, denn es gab letztlich nichts von Bedeutung oder Wert in dem System, das im Wesentlichen aus einigen extrem mächtigen Sonnen und heißen, lebensfeindlichen Planeten bestand, von einem kriminologischen Standpunkt aus, mit Ohnmacht. *Ilius* war ein einziges gewaltiges Asteroidenfeld, das bisher kaum kartographiert worden war und jetzt wurde jedes Unionsschiff beschossen, das dies nachholen wollte. Mit großen Schiffen und entsprechender Feuerkraft konnte man nicht zugreifen und die kleinen ortsunkundigen Jägerstaffeln hatten keine Chance.

Tatsächlich blieb *Ilius* damit ein nachgefragter Sektor für alle Leute, die im Unionsgebiet ungern gesehen oder polizeilich gesucht waren, sodass die dortige Population gewaltig anwuchs. Erst als zu dem seit jeher produktiven *Naphta* ein zweiter Exporteur trat, *Valhall*, und eine direkte Handelsverbindung von Interesse wurde, überlegte man wieder laut, wie nützlich ein Weg durch *Ilius* wäre. Abgesehen davon, dass ein solcher Zufluchtsort für Kriminelle jeder Verwaltung ein Dorn im Auge sein musste.

Wie man von jeder Regierung erwarten durfte, reagierte auch die Union letztlich auf das Drängen zweier Wirt-

schaftssäulen des Staates und man schickte eine Flotte, die gewaltsam für eine Durchreiseerlaubnis sorgen sollte.

Sie wurde nahezu vollständig aufgerieben. Eine Tatsache, die wieder zu großen Teilen den Asteroiden verschuldet war. Die mächtigen und trägen Fregatten, Kreuzer und Träger der Union konnten im Asteroidenfeld nur schlecht manövrieren und erlitten dabei enorme Schäden an den Außenhüllen, wohingegen die kleinen und flinken Jäger- und Bomberstaffeln *Ilius'* aus dem Nichts auftauchten und bereits wieder verschwunden waren, noch bevor der Feind die eigenen Jäger in größeren Zahlen hatte starten können.

Zusammengefasst entsprach der Zwischenfall auf alle Fälle einer totalen Niederlage der Union und man weigerte sich weitere Truppen zu entsenden, wohl aus Furcht vor einer neuerlichen Blamage. Die Frachter mussten im Folgenden einen Umweg von etwa zwei Tagesreisen nehmen, um von *Naphta* nach *Valhall* und zurück zu gelangen.

Knapp 42 Jahre lang.

Dann erhielt Jeanne den Auftrag mit der *Sleeping Beauty* in besagten Sektor zu fliegen und erneute Verhandlungen aufzunehmen. Man gab ihr weitreichende Vollmachten und es war ihr klar, es ginge um das Ergebnis, nicht um die Mittel, die sie einzusetzen hatte, um es zu erreichen.

„Die Mission war von Anfang an heftig umstritten", ergänzte Ahir, „sollte man wirklich mit einem Kollektiv von Verbrechern und Gangstern Frieden schließen und ihnen freien Zugang zum Unionsgebiet gewähren?"

„Und auf *Ilius* verbanden viele mit der Union Verfolgung, Unfreiheit und Fremdbestimmung", sagte Jeanne.

„Nicht verwunderlich bei einem Haufen an Gesetzlosen und Verbrechern", meinte Ma.

„Ich fürchte Sie machen es sich zu einfach, Misonos, wenn Sie alle Ilius für Gesetzlose halten."

„Nein, Sie haben sicherlich Recht, Captain", erwiderte er. „Bitte, erzählen Sie was Sie gesehen haben!"

„Zunächst muss ich eingestehen, es waren denkbar schlechte Aussichten und ich war alles andere als überzeugt davon, dass wir dort etwas werden ausrichten können. Um ehrlich zu sein war ich anfangs ein wenig in Schockstarre, vollkommen verblüfft, dass man meinem Schiff diese große Aufgabe zugewiesen hatte, wo es doch so viele qualifiziertere Kapitäne gab."

„Wie haben Sie es geschafft?", fragte Ma.

„Geduld. Viel Geduld. Wir dockten auf *Titan*, der größten Raumstation, die man sich vorstellen kann. Über hundert Jahre ist die Station Stück für Stück erweitert und ausgedehnt worden, ein gewaltiger Fleckerlteppich an Anbauten und absurdesten Konstruktionen, viele nach unseren Vorstellungen, alte Technik, aber in den Außensektoren und in *Ilius* speziell ist man kreativ. Fabelhafte Installation, wenn es eine Maschine mit eigenem Leben oder eigener Seele gibt, dann muss es diese Raumstation sein." Jeanne dachte zurück an die Station, auf der sie drei Monate von A nach B gelaufen war.

„Auf alle Fälle, als wir dort dockten wussten wir nicht recht was wir zu erwarten hatten. Es gab einige Informanten, die ihr Wissen an uns verkauft hatten, aber noch nie hatte dort eine offizielle Delegation der Union gedockt. Wir wussten fast nichts über die Umstände oder über die sieben Familien, die die Station regieren.

Ich bin also von Bord, zusammen mit meiner diplomatischen Abteilung an Unterhändlern und wurde vor den Rat der sieben Oberhäupter geführt. Dort sagte man mir, dass sich die Familien nicht einig wären, vier könnten sich eine Zusammenarbeit mit der Union vorstellen, unter günstigen Vertragsbedingungen, drei überhaupt nicht.

In den nächsten drei Wochen handelten die Diplomaten mit den ersten vier Familien und ich, ich durfte die übrigen drei überzeugen. Das war ...", sie lachte leise, „abenteuerlich."

„Was haben Sie getan?“, fragte Ma und Jeanne warf Callahan einen schelmischen Blick zu. Er hatte alles direkt mitgemacht und mehr als nur einmal hatte er sie, wenn auch durch die Blume, für absolut verrückt erklärt. Einmal war er drauf und dran gewesen sie ihres Kommandos zu entheben.

„Man muss wissen“, antwortete sie auf Mas Frage, „dass es auf *Ilius* nicht viele Gesetze und Normen gibt, aber eines ist ganz wichtig, das wichtigste überhaupt: die Ehre. Unter Ehre verstehen die Ilius, dass man zu seinem Wort steht, nicht betrügt und, am Wichtigsten, niemanden verrät. Das zweite Überlebensprinzip ist das Gesicht. Unter Gesicht versteht man, den Ruf, den man sich erarbeitet hat. Hierbei geht es tatsächlich um durch Arbeit und Leistung erbrachte Verdienste. Hat man Ehre und Gesicht stehen einem alle Tore offen. Hat man sie nicht, ist man ein Niemand.

Wir von der Union, wir hatten weder das eine, noch das andere. Das hieß, wenn wir tatsächlich erfolgreiche Verhandlungen mit *Ilius* abschließen wollten, dann müssten wir unseren Wert beweisen. Nach drei zermürbenden Wochen entschied der Rat, sie würden ernsthafte Verhandlungen führen, wenn die drei ablehnenden Familienoberhäupter für die Sache gewonnen wären.

Also hatten wir unsere Aufgabe. Als Kopf der ganzen Unternehmung war es an mir unsere Ehre zu beweisen und unser Gesicht zu erlangen. Es war unser Glück, dass die Ilius dazu eine Kultur des Prüfens etabliert hatten. Bestand man eine Reihe von Tests und vollführte Aufgaben, konnte man damit beides erlangen.

Die erste Familie bat uns einen Verräter zu stellen. Anfangs dachte ich, das wäre eine perfekte Gelegenheit mehr über die Station zu erfahren, doch dann wurde es eine Jagd durch die verwinkeltsten Gassen und die dunkelsten Ecken. Letztlich waren wir es, die den Flüchtigen stellten, der Inspektor wollte kurzen Prozess mit ihm machen.“ Jeanne pausierte, „und das hätte fast das Ende unserer

Mission bedeutet. Sie wollten kurzen Prozess mit dem Gefangenen machen, eine Selbstverständlichkeit, denn Mord an einem „Ehrlosen“ steht nicht unter Strafe, das sind Vogelfreie.“

„Sie sind eingeschritten“, wiederholte Ahir mit glühenden Augen, denn um das zu erahnen, kannte er sie bei Weitem gut genug, „wie?“

„Nun“, sagte Jeanne etwas peinlich berührt.

„Indem sich der Captain kurzerhand zwischen die beiden stellte“, erklärte Callahan, damit nicht sie es aufklären müsse.

Ahir lachte laut los. „Auf einer Welt der Gangster stellen Sie sich zwischen den Jäger und sein Opfer! Umwerfend!“

„Man muss sagen, auf *Ilius* ist es, nun, nach unseren Maßstäben zumindest, nicht weit her mit gerechten Verfahren. Die Richter sind sehr frei in ihrer Urteilsbegründung und Geld bewirkt viel“, setzte Callahan das Problem weiter auseinander.

„Barbarische Zustände“, sagte Ma.

Das wollte Jeanne nicht so stehen lassen. „Nun“, sagte sie, „nach unseren gesellschaftlichen Normen und Ansichten ja, da haben Sie Recht, Misonos. Aber wenn ich eine Sache gelernt habe, dann ist es Folgende: Das Gefühl eigener Überlegenheit vergiftet jede Kommunikation und jede Verhandlung. Wenn wir dieses Gefühl nicht ablegen, dann werden die Verhandlungen des Folgevertrags scheitern.“

Ma schmunzelte. „Wenn das Ihre Ansicht ist, Captain, ich nehme an Sie vertreten die Meinung, es stehe uns nicht zu, unsere Auffassung von Recht, Ordnung und Zivilisation aufzuzwingen?“

Jeanne nickte entschlossen.

„In diesem Fall frage ich mich, und bitte verstehen Sie das keineswegs als Angriff, dann frage ich mich, wieso Sie sich zwischen Täter und Exekutive oder Täter und Scharfrichter, sofern dass dort dasselbe ist, gestellt haben?“

Diese Frage hatte sie kommen sehen. „Ich bin der Meinung keine Gesellschaft darf einer anderen ihre Werte und Ansichten aufzwingen. Aber ich als Individuum darf und muss handeln, wie es mir meine Werte vorgeben."

Ma klopfte auf den Tisch. Er war bestens unterhalten. „Sehr schön", befand er, „bitte, Captain, erzählen sie weiter."

„Nun, also ein schlechtes Verfahren war immer noch besser als kein Verfahren", erklärte Jeanne, „und es kam zu einem schlechten Verfahren."

„Wie ging die Sache aus?", fragte Hong.

„Der Mann wurde zwei Tage später zum Tode verurteilt und am dritten öffentlich hingerichtet", erklärte Jeanne.

„Öffentlich?", wiederholte Watson und Mas Augen funkelten. Jeanne war überzeugt, zu wissen, was er dachte. Das sind also die gesellschaftlichen Werte, deren gegenüber wir uns nicht überlegen fühlen dürfen. Wenn er so dachte, dann würde er gleich noch Öl für seine Feuer bekommen.

Erneut war Jeanne gezwungen auszuholen. Wie lange hatte sie selber alle noch so feinen und weniger feinen Unterschiede zwischen ihrer Welt und der der *Ilius* verinnerlicht. „Es gibt im Wesentlichen drei hohe Strafen auf *Ilius*. Die erste ist die übelste, ohne Chance seine Ehre wiederzugewinnen wird man zum Gaudium des Volkes öffentlich hingerichtet. Und ja, es klingt nicht nur wie finsteres Mittelalter. Bei der Art der Hinrichtung werden die Scharfrichter kreativ, um die Leute zu unterhalten. Die dritthöchste Strafe ist der Einsatz auf einer nahezu unmöglichen Mission in Unionsgebiet, bei der meist irgendetwas enorm Wertvolles gestohlen werden soll. Die zweite Strafe ist ein Auftritt im *Käfig*."

„Was ist der *Käfig*?", fragte Watson die offensichtliche Frage.

„Eine Arena", erklärte ihr Kommandant, Ma, weit in seinen Stuhl zurückgelehnt und an einer Zigarre paffend.

Jeanne war sich absolut sicher, dass ihrer beider Ansichten im Umgang mit *Ilius* nicht auf einer Linie lagen. Dennoch war sie nicht bereit, von ihrer Meinung abzurücken, das Aufzwingen von Unionsrecht würde alle Chance auf Einigung zunichte machen. „Die blutigste und grausamste seit zweitausend Jahren, soweit ich weiß", sagte er. „Aber ich unterbreche Sie, bitte, Captain, erzählen Sie weiter!"

Jeanne tat es, jedes ihrer weiteren Worte genauestens abwägend. „Commodore Ma hat Recht. Die *Ilius* nennen es auch gerne ein Schauspielhaus und im Wesentlichen ist es die Fortführung davon, was die Römer im Kolosseum begonnen hatten. Es gab Kämpfe aller Art und mit den schaurigsten Regeln." Jeanne hielt es für unangebracht dazu Beispiele zu liefern. Sie selbst konnte sich allein beim Gedanken daran noch immer zuversichtlich eine Gänsehaut zuziehen. Eine besonders perfide Spielart hieß „Phallus", der Kampf zwischen zwei Männern, beide nackt und gewonnen hatte der, nun ja, jeder mag sich das übrige denken und es gab eine Version für Frauen und Kämpfe mit wilden Tieren und grausame Spiele und Herausforderungen.

„Die Menge sitzt dabei johlend am Gitter, das die Arena umgibt und das Publikum vor Geschossen aus dem Inneren schützt, und gafft und kreischt. Tiere mit Jungen wurden in die Arena gebracht und das Ziel war es, nackt und ohne Waffen, ein Junges zu stehlen. Die Königsdisziplin war aber der offene Kampf. Keine Regeln, gleiche Waffen und Ausrüstung zu Beginn, bis zum ersten Tod. Hierzu gab es ein großes, wöchentliches Turnier. Und zu einem davon bin ich von der zweiten Familie eingeladen worden.

Das Ganze wurde von einem großen Wettspiel umgeben, bei dem Leute ihr ganzes Hab und Gut setzten und reich nach Hause gingen oder nächste Woche, rettungslos verschuldet, selber in der Arena standen. Ich wurde aufgefordert mitzuwetten, was soviel war, wie eine offene Herausforderung. Als Außenstehende und ohne

Erfahrung und ohne Gefühl für die subtileren Abläufe war das eine ziemlich aussichtslose Angelegenheit. Sofern ich mir nichts überlegte, zumindest."

Ma bestellte weitere Getränke, Ahirs Blick glühte vor Interesse an ihrer Geschichte und Callahan hatte alles noch einmal vor Augen.

„Ich schaute mir eine Reihe von Kämpfen an, dann hatte ich meine Favoritin gefunden und ich hatte ein gutes Auge gehabt. Sie hielt bis ins Finale durch. Dort aber kämpfte sie gegen den zehnundsiebenten Champion, seit sieben Jahren ungeschlagen und rasch war klar, dass sie keine Chance hatte. Also drehe ich mich zu meinem Gastgeber und frage: Keine Regeln? Und er sagt: Nein. Und ich frage nochmal: keine Regeln in der ganzen Arena? Und er antwortet wieder: Nein. Und ich wende mich wieder der Arena zu und werfe meine Pistole über das Gitter und durch das kleine Loch in der Mitte, der Kämpferin vor die Füße. Und sie erschießt den Champion. Ich gewann meine Wette und hatte die zweite Prüfung bestanden.

„Und seither ist das Käfigdach mit Hunderten von Waffen überhäuft", ergänzte Callahan.

Diese Geschichte nun, gefiel allen am Tisch, auch dem Commodore und man hob das Glas auf Jeannes Kreativität.

„Teufelskerl[34], Lavie!", rief Ahir seine höchste Auszeichnung und Ma gratulierte Callahan zu seiner ausgezeichneten Position, bei der er alle Kniffe lernen würde, um selber ganz hoch aufzusteigen. Nur Jeanne war nicht ganz wohl bei der Sache. Im Rückblick haderte sie mit der Rolle, die

[34] Auch auf *Amankan* gibt es einen Teufel. Allerdings ist die Folklore dort teilweise sehr unterschiedlich, teilweise durchaus vergleichbar. Ein „Teufelskerl" allerdings ist ein feststehender Begriff für eine in manaeschen Mythen, Sagen und Geschichten auftretende Rolle einer Person, die dem Schicksal (oder eben dem Teufel) wiederholt ein Schnippchen geschlagen hat.

sie beim Tod des Champions gespielt hatte, egal wie oft Bea sagte, dass ohnehin einer der beiden gestorben wäre.

„Aber was war nun mit Familie drei?“, fragte Ma dann und riss Jeanne aus diesem Gedanken. Er schien nun wieder aufs Beste unterhalten und hatte vor Lachen leicht gerötete Wangen.

„Familie drei war die mächtigste und die, welche sich nur Nachteile von der Union versprach. Die Familie stellte auch den Champion beim berühmten Asteroidenrennen. Ja, die Ilius sind äußerst kompetitiv und haben in allem einen Champion. Das Familienoberhaupt sagte mir auch unverblümt, dass er vollkommen gegen dieses Abkommen sei. Ich bestand darauf, zumindest eine Chance zu bekommen und er sagte ja, wenn ich ihren Piloten in einem Rennen schlüge.“

„Ein Rennen durch den Asteroidengürtel!?“

„Das heißt wohl durch die Blume: Verschwinde und komm‘ nie wieder!“

Jeanne nickte. „*Zufälligerweise* war in drei Tagen ein weiteres Rennen und man lieh mir einen Renner, sofern ich meine Leute verpflichtete, im Falle meines Ablebens sofort abzureisen und nicht wieder zu kommen.“

„Das haben sie so gesagt? Im Falle Ihres Ablebens?“

„Das haben sie exakt so gesagt“, bestätigte Jeanne.

„Und Sie flogen!“, sagte Ahir, als zweifelte er keine Sekunde daran, dass Jeanne diese unmögliche Aufgabe angenommen hatte.

Er behielt Recht. „Ich flog. Ich hatte also drei Tage Zeit, um mich mit dem Gefährt vertraut zu machen. Es war ein besonders schmaler Typ von Jäger ohne Überlichtantrieb, aber mit rasanter Unterlichtperformance und haarsträubender Beschleunigung.

Drei Tage verließ ich mein Cockpit für je nur vier Stunden Schlaf und ein Minimum an Körperhygiene, dann kam der große Tag des Rennens. Ich wusste, ich hatte in einem normalen, fairen Rennen keine Chance, also musste ein

Trick her. Von einhundertzehnunddrei teilnehmenden Piloten im letzten Rennen kamen zweizehnundeiner im Ziel an. Also wäre es für mich schon ein großer Gewinn überhaupt bis zum Ende zu kommen. Ich musste also garantieren, dass mein Überleben ausreichen würde, zu gewinnen, denn das würde schwer genug sein. An einen fairen Sieg wagte ich nicht einen Augenblick zu denken."

„Was haben Sie gemacht, Captain?", fragte Ma.

Jeanne biss sich, erneut peinlich berührt, auf die Unterlippe. Je mehr sie davon Unbeteiligten erzählte, desto weniger gefiel sie sich in ihrer eigenen Rolle, mochten die Zuhörer noch so jubeln.

„Ich habe dem Glück etwas nachgeholfen. Ich habe einen Offizier, Commander Yagami, er steht dort drüben an der Bar, ein Genie, wenn jemals jemand diese Bezeichnung verdient hat. Er hat meinen Sieg garantiert. Details weiß ich nicht und außer ihm wohl auch sonst niemand. Offiziell bin ich natürlich eine atemberaubende Pilotin. Ich konzentrierte mich nur darauf nicht zu sterben und wie selbstverständlich rangelte ich mit dem Champion das ganze Rennen lang, als wären wir ebenbürtig. Immer wieder war ich voran, dann wieder fast an einem Asteroiden zerschellt und musste wieder aufholen. Letztlich wurde er Zweiter und ich, ich gewann das Rennen."

„Und damit hatte die Union ihren Vertrag!", rief Ahir und ein Feuerwerk donnerte los.

„Ja", sagte Jeanne, „dann ging alles ganz schnell. Drei Tage später trafen wir uns zum Unterzeichnen der Papiere, ein Attentäter fiel von der Decke, drei weitere wurden tot in der Halle verteilt gefunden, wir packten unsere Sachen und waren fort."

„Attentäter?", wiederholte Mas 1. Offizierin, „ich dachte man habe „Ehre" und hält sein Wort auf *Ilius*?"

„Ich habe keine Ahnung, was da vor sich ging. Irgendjemand hat sie aber erschossen, bevor es ernst wurde",

meinte Jeanne und zuckte sachte die Schultern. „Und das war die Geschichte kurz zusammengefasst."

Das Fiasko folgte danach mit der Landung von Unionstruppen und der faktischen Besetzung von *Titan*.

Ma klopfte erneut auf den Tisch. „Wenn das nicht nach einem großen Abenteuer klingt? Ich glaube auch, dass Sie uns lange nicht alles erzählt haben, das es Wert wäre, gehört zu werden. Aber genug von Arbeit und blutigen Arenen, wir wollen uns hier und heute schließlich amüsieren! Vielleicht mögen wir uns an der Bar erfrischen?", fragte er, mehr Jeanne alleine, als Ahir und die anderen. Jeanne stimmte zu, Ahir passte. Jeanne schaute Ahir prüfend in die Augen. Offenbar war es an der Zeit mit ihrem, dank Beas Kunst, maximiertem Charme des Commodores Sinne zu behexen. Sie verließen zu zweit den Tisch.

„Vielleicht wollen Sie jetzt etwas anderes trinken?", prüfte Ma an der Bar, doch Jeanne war auf den Geschmack gekommen und blieb bei *Rusty Apple*.

Jeanne sagte unauffällig, aber bedachtsam, Ma genau das, was er hören wollte und er sonnte sich in ihrer Aufmerksamkeit und tat seine Meinung kund zu diesem und jenem und es bestand kein Zweifel, dass er seine Gastgeberpflichten gegenüber den sonstigen Gästen sträflich vernachlässigte. Aber Jeanne war das bloß recht, denn so konnte sie nicht nur ein Auge auf ihn haben, sondern sich seiner ganzen Achtsamkeit sicher sein.

Mit dieser Methodik brach sie einige Zeit herunter, ehe Jeanne sehen musste, wie hinter dem Commodore Commander Watson mit raschen Schritten auf sie beide zukam. Und ihr Blick sagte heller wie jede Alarmleuchte, dass etwas im Argen lag.

„Darf ich Sie kurz sprechen, Commodore?", bat sie mit einem prüfenden Seitenblick auf Jeanne.

„Was gibt es?", fragte der Commodore, unwillig die Augen von Jeanne zu lassen, und ohne seine Offizierin anzusehen blaffte er: „Ja?"

„Könnte ich Sie unter vier Augen sprechen, Commodore?“

Er wandte sich ihr nun doch ein wenig zu, seine Augen wechselten jeweils zwischen ihrem linken und rechten Auge hin und her. Endlich wandte er sich wieder Jeanne zu.

„Bitte entschuldigen Sie uns einen Augenblick, Captain Lavie!“, sagte er nun wieder honigsüß und trat mit Watson einige Schritte zur Seite.

Jeanne wurde nervös. Der Commodore würde klar gemacht haben, dass er heute nicht gestört werden wollte. Die Tatsache, dass Watson es nun doch tat, sogar im Vieraugengespräch mit Jeanne, musste bedeuten, irgendetwas Außergewöhnliches wäre geschehen. Hatte Ahir Mist gebaut? Sie nippte an ihrem Drink, dann leerte sie ihn mit einem Mal. Eine leichte Diesigkeit machte sich in ihr breit, da konnte ihr Chip machen was er wollte. Aber das war ihr jetzt sehr angenehm. Es ließ die Nadeln etwas abstumpfen auf denen sie saß. Ma schien sehr von dem Gespräch eingenommen und wer wusste wie lange es noch dauern mochte. Jeanne beschloss sich noch einen letzten dieser süchtig machenden Drinks zu gönnen, wandte sich an die Bar und kam neben einer Frau zu stehen, die sich ihr augenblicklich zuwandte und dabei süffisant lächelte. Sie hatte weißgoldenes Haar und trug ein schwarzes Kleid, formte mit der rechten Hand unverkennbar eine Pistole, richtete sie auf Jeannes Gesicht, kniff ein Auge zusammen und zog den Lauf nach oben, als hätte sie einen Schuss abgegeben und das wäre die Wirkung des Rückschlages. Dann nahm sie ihren Drink und stolzierte davon.

Jeanne starrte ihr ungläubig hinterher. Was zum …

Der Barrista musste zweimal nachfragen, ehe Jeanne sich ihm zuwandte und einen weiteren Moment warten, ehe ihr der Name des Getränks eingefallen war. Was sollte das eben? Kannte sie diese Person? Wer war das? Sie ver-

suchte die Frau ausfindig zu machen, doch sie fand sie nicht wieder.

Das Getränk erschien vor Jeanne und sie schaute wieder zu Commodore Ma und Commander Watson hinüber. Was zum … Ma hörte Watson zu, dann sagte er einen kurzen Satz und kam wieder zurück. Rasch drängte Jeanne die merkwürdige Frau aus ihren Gedanken. „Alles in Ordnung?“, bat sie zu wissen.

Ma winkte ab. „Ein blinder Passagier, nichts von Bedeutung.“

Jeanne war verdutzt. Doch ohne zu wissen warum hatte sie eine Ahnung, dass sie an der Sache Interesse zeigen sollte.

„Sie haben einen blinden Passagier gefunden? Hier an Bord der *Olymp*?“ Zwei an einem Tag waren schon reichlich eigenartig …

„Ja, und meine Leute haben noch keinen Schimmer, wie er hierher gekommen ist.“

„Es ist aber doch kein Junge?“, fragte sie ganz unschuldig.

Ma schien erstaunt. „Wie kommen Sie darauf? Ja, es ist ein Kind, keine zehn Jahre offenbar.“

Jeanne war erstaunt, ob ihres fehlenden Erstaunens, aber das war jetzt erstmal zweitrangig. „Bitte, bringen Sie mich zu ihm!“, sagte sie eilig.

Adrian hatte getan, was man ihm gesagt hatte: Er war Commander Callahan nicht vom Fuße gewichen. Und er hatte den Commander nicht gestört. Im Gegenteil: er war sich absolut sicher, dass er seine Gegenwart am Ende gar nicht mehr mitbekommen hatte. Er war mächtig stolz auf sich.

Nach seinem fulminanten Sieg im Wettlauf und den übrigen Spielen und der Wiederbeschaffung seines Rucksacks mit Fabians ungeheurem Geschenk war Adrian in Callahans Quartier geblieben. Bis Commander Heindl ihr

Gästezimmer „in präsentablen Zustand“ gebracht hätte, sollte er direkt von Callahan betreut werden. Er bekam ein Zimmer in Callahans Appartement, welches einfach klasse groß war.

Im Gesamten bestand es aus fünf Räumen: Einem Badezimmer mit großer Dusche und Whirlpool(!), zwei Aufenthaltsräumen, einem großen und einem kleinen und zwei Schlafzimmern mit großen über drei Meter breiten Betten. Zusätzlich waren die Räume voll möbliert, was, wie Adrian aus seinem verschwundenen Buch wusste, nicht üblich war. Die Zimmer der Offiziere, vor allem des Captains, besaßen aber auch repräsentativen Charakter und wurden für den Besuch hoher Gäste häufig zum Aufenthalt genutzt. In diesem Fall galt es als unschicklich die Raumgestaltung vollständig der Phantasie des Gastes zu überlassen oder auf einen *Layer* auszuweichen. Ganz zu schweigen von chiplosen Gästen. Daher also voll möblierte, weitläufige Apartments[35].

Adrian konnte sich auf jeden Fall nicht beschweren. Sein Zimmer allein war so groß wie das ehemalige Wohnzimmer der Toleans auf *Astroid AG F2*, viel schicker eingerichtet und vortrefflich ausgestattet. Es besaß einen erstklassigen Hologenerator, der den ganzen Raum in einer virtuellen Realität verschwinden ließ, keinen Ticken schlechter als der, in Dr. Heindls Ordination, nur das sich hier der Boden

---

[35] Für das übliche, chiptragende Besatzungsmitglied gab es selbstverständlich eine andere Art von Unterbringung: Ein 16 Quadratmeterraum mit einem großen Bett und einigen Schränken. Das war's im Allgemeinen. Es war die Aufgabe des Chips, diesen kargen Raum in eine Luxusheimat zu verwandeln. Die Ausnahme zu dieser Regel waren Familien. Da Kinder keine Implantate besaßen, gab es auch für sie größere, voll möblierte Wohnungen mit, je nach Kinderanzahl und Alter, bis zu sieben Räumen. Allerdings waren diese von den Dimensionen nicht ganz so mächtig wie die Offizierskabinen.

nicht bewegte, man sich also nur sehr eingeschränkt bewegen konnte. Außerdem gab es ein atemberaubendes akustisches System, mit dem Musik klang, wie sie Adrian noch nie gehört hatte. Es war als säße Leo mit in seinem Zimmer und spielte die Gitarre. Klasse! Das Licht war angenehm und ließ sich stufenlos regeln, passte sich aber auch der Uhrzeit, der Jahreszeit und den Aktivitäten der Personen im Raum an. Zumindest sagte das der Grummelcommander. Als Callahan ihm das Zimmer zeigte, war das Licht ein wenig rötlich, als er ging und Adrian alleine war, da wurde es bläulicher. Gleichsam war das große Bett behaglich, die Wäsche weich und die Kleidung, die ihm Heindl gegeben hatte, angenehm zu tragen. Kurzum: Adrian war von seinen ersten Stunden auf der *Sleeping Beauty* schwer beeindruckt und sein augenblicklich dringlichster Gedanke, Callahan hatte ihm erklärt, dass er seine Familie bereits informiert habe, Leo war also vermutlich schon unterwegs, seine größte Sorge also war nun, wie er die Zeit hier bestmöglich nutzen könnte. Sollte er den Hologenerator anwerfen? Doch besser Musik? Sein Blick fiel auf das enorme, supereinladende Bett.

Das war ein Fehler gewesen, denn nur einen Moment nachdem er sich in die Laken hatte fallen lassen schwappte die Müdigkeit über ihn wie eine große Woge und er schlief ein, kaum hatte sein Kopf das Kissen berührt.

Viele Lichtjahre weiter, an Bord der *Eclipse*, schlief sein Bruder zusammengekauert bei den Dockingschleusen, seine Hoffnung Adrian wiederzufinden ganz auf die Polizei am nächsten Halt, *Metropolis*, setzend.

Adrian wusste nicht wie lange er geschlafen hatte, doch er wachte auf, als draußen im Flur die Tür ging. Sofort war er hellwach.

„Wo ist Commander Callahan?“, fragte er Laura, die Schiffsintelligenz, wie er es heute schon ein paar Mal gesehen hatte.

„Commander Callahan ist in Fahrstuhl 1 auf dem Weg in die Hangars."

Adrian verlor keine Zeit - bleibe auch ja immer bei Commander Callahan hatte Dr. Heindl gesagt - und war hinterher. Er hatte das Glück, dass Aufzug 1 das gesamte Schiff durchmaß und der Hangar angeschrieben war, sonst hätte er sich wohl verlaufen. Von der Aufzugstür führte ein relativ schmaler Gang mit vielen schweren, aber offenen Falltüren zum Hangar. Die Schiebetür öffnete sich und vor Adrian tauchten Dutzende kleine Transporter auf. Der Commander war nirgends zu entdecken. Das war aber augenblicklich kein Problem mehr: es gab neue Technik zu bestaunen. Begeistert umkreiste der Junge das vorderste Schiff. Der Flieger hatte natürlich keine Fenster, also versuchte er so sich die innere Raumaufteilung vorzustellen, aber auch von außen gab es genug zu sehen. Alleine der Antrieb …

Dann hörte er Stimmen, auch die tiefe Grummelcommander Callahans. Eine kleine Gruppe von acht Personen stand etwa 20 Meter vor einem weiteren Transporter mit beidseitig geöffneten Seitentüren. Das eliminierte den Bedarf sich das Innenleben nur vorzustellen. In der Gruppe waren sie alle sehr imposant gekleidet und unterhielten sich und Adrian war beruhigt. Er hatte den Commander wiedergefunden. Insofern konnte er sich nun dem Transporter mit den beidseitig geöffneten Türen widmen. Er kletterte durch die, den Offizieren abgewandte, Tür und sah sich um. Bänke an den Wänden, eine doppelseitige Bankreihe in der Mitte. Hologramme simulierten große Fenster. Zum Antrieb kam man von hier nicht. Aber ins Cockpit durch eine weitere, offene Tür. Das Cockpit war leer, weder im Piloten- noch im Copilotenstuhl saß jemand, das Radio lief auf geringer Lautstärke und die Anzeigen waren bereits aktiv. Natürlich machte sich Adrian an eine aufmerksame und gründliche Analyse.

Irgendwann fiel die Tür ins Schloss und Adrian schreckte hoch. Hinten wurde der Transporter bestiegen, dann schloss sich auch die Außentür. Neue Leuchten erwachten zum Leben, andere erloschen, das Radio ging aus. Die Maschinen liefen an. Immer noch war, abseits von Adrian, kein Pilot aufgetaucht. Trotzdem hob die Maschine, wortwörtlich von selbst, ab und steuerte auf die stählernen Hangartore zu, die sich endlich einen Spalt weit öffneten, eben weit genug, um sie auszulassen. Adrian saß im Pilotenstuhl und wusste nicht, ob er dem Spektakel im Außenhologramm oder der wilden Lichtershow auf den Armaturen zusehen sollte. Es war klasse!

Vollautomatisch beschleunigte das Shuttle, flog eine weite Kurve und hielt auf das größte von vier Schiffen zu, die neben ihrem eigenen, da draußen in der Dunkelheit schwebten. Adrian starrte auf das Fronthologramm und beobachtete das Größerwerden des Raumschiffes mit einer Ehrfurcht, die einem Gläubigen im Angesicht einer Reliquie gut angestanden hätte.

Dann verschwanden sie in dem Hangar des Schiffes, das kleine Transportschiff drehte sich um 270 Grad, die Adrian einen schönen Blick auf die hundert Soldaten gewährte und setzte dann kaum spürbar am Boden auf. Die Seitentür öffnete sich und Adrian blieb alleine im Shuttle zurück. Er erkannte Captain Lavie in einem edlen Mantel an dessen Saum es rot hervorblitzte. Sie hatte auch Makeup aufgetragen und ihr Haar leuchtete besonders hell. Auch Grummelcommander Callahan konnte er ausmachen. Und Commander Williams, Costa und Heindl mit ihrem Regenbogenhaar. Sie sprachen mit einer Gruppe ebenfalls sehr schön gekleideter Personen, dann schnappte der größte und dickste der anderen Männer Lavies Arm und etwa die Hälfte der Leute verließen den Hangar.

Adrian wollte eben selbst hinterher, als die Außentüre seines Shuttles zufiel und es wieder abhob. Es glitt ein paar Meter zur Seite und setzte dann wieder auf.

Ein weiteres, baugleiches Shuttle schwebte durch die Schutzfelder des Hangartores und landete dort, wo eben noch Adrians stand. Erneut stiegen hübsch gekleidete Leute aus, wurden von hübsch gekleideten Leuten empfangen und dann hinausgeführt.

Kaum waren sie draußen, kam auch Bewegung in die Soldaten, die Reihe für Reihe abmarschierten. Adrian schaute beeindruckt zu, dann war Adrian alleine in seinem Schiff und alleine im Hangar.

„So Adrian", dachte er, bereit alles bis zum Ende durchzudenken, „bleibst du hier oder suchst du nach Commander Callahan?" Er schaute angestrengt durch das Holofenster in den Hangar mit den vielen Jägern.

Zwei Minuten später verließ er den Hangar und trat in die breiten Gänge des Schiffes. Bleibe auch ja immer bei Commander Callahan hatte Doktor Heindl gesagt. Er überlegte, wie er am besten Commander Callahan wiederfinden könnte und fragte dann in den Raum: „Wo ist Commander Callahan?"

Nichts geschah. Offenbar war nicht jedes Schiff so gut mit Mikrofonen ausgestattet wie die *Sleeping Beauty*. Adrian war wohl vorübergehend auf sich alleine gestellt. Aber wie es seiner Natur entsprach, war er bereit das Beste daraus zu machen und er begann sich ein wenig umzusehen. Am Ende des langen Ganges gab es eine Gabelung in einen rechts abgehenden und einen links abgehenden Korridor und eine große, breite Tür. Adrian ging auf die große Tür zu, sie sprang entzwei und Adrian fand sich in einem runden Fahrstuhl wieder. Zu seinem Leidwesen waren die einzelnen Decks bloß durchnummeriert und so konnte er nur raten wo er hinwollte.

Im Augenblick war er auf Deck 28, der Fahrstuhl verkehrte zwischen Deck 24 und 76. Adrian drückte auf die 76 und er *spürte*, wie der Aufzug nach oben fuhr. Tatsächlich schien dieses Schiff hier einige Technologierückstände zu haben. Es schien auch erstaunlich lange zu dauern.

Auf Deck 76 sah er sich erneut vor eine Dreigabelung des Weges gestellt, wieder ging er den mittleren Korridor entlang. Es war ein Gang mit lustigen Türen. Sie waren grün, hatten ein kleines Guckloch, das leider zu hoch für Adrian war, und eigenartige messingfarbene Applikationen etwa auf halber Höhe. Adrian betrachtete die dritte oder vierte Tür, an der er vorüberkam, dann trat er entschlossen darauf zu – und stieß sich kräftig die Nase. Mit tränenden Augen und den Händen am Riechorgan starrte er die Tür an. Eindeutige technologische Rückstände. Die Tür hatte ihn offenbar nicht erkannt. Er suchte den Türrahmen nach einem übersehenen Schalter oder einer Anzeige ab. Nichts. Dann fing er an die Tür abzutasten. Seine Neugierde war geweckt. Offenbar musste es sich um einen versteckten Mechanismus handeln! Ein Geheimmechanismus! Doch es war nichts zu entdecken. Zuletzt blieb nur diese eigenartige, messingfarbene, hervorragende Applikation. Er betastete sie unschlüssig. Dann zog und drückte er. Endlich drehte er und die Tür klickte ein Stückweit auf. Adrian war schockiert. Er zog die Tür wieder zu, drehte erneut und die Tür sprang wieder auf. Er hatte den Mechanismus verstanden. Aber wer kam denn auf die Idee eine Tür auf so komische Art und Weise zu öffnen wo doch selbst auf *Astroid* die Türen alle automatisch gegangen waren …

Im Inneren schien er sich in einer Art Labor wiederzufinden. Viele eigenartige und ungekannte Instrumente und Maschinen standen und lagen an langen Tischen, überall klebten grelle Warnhinweise und an der Garderobe hingen weiße Kittel, Augen und Ohrenschutz.

Adrian versuchte herauszufinden wozu man alle diese Vorrichtungen benutzte, doch er konnte nur raten, unter anderem mit Hilfe der Gefahrenschilder. Das war aber bloß so mäßig klasse. Fünf Minuten später hatte Adrian, er bekam reichlich Übung im Bedienen der neuartigen Türen, festgestellt, dass wohl alle Räume auf diesem Deck Labo-

ratorien waren. Letztlich kam er aber doch noch in einen etwas anderen Raum. Hier standen gewaltige gläserne Säulen, vielleicht 50 an der Zahl nebeneinander. Alle schienen sie mit Wasser gefüllt, zwei aber waren besonders. Die beiden ganz ersten Säulen waren durchflutet von bläulichem Licht, dünne Stränge von Luftblasen wanderten von unten nach oben. Wirklich aufregend war aber, was sich noch in den Säulen befand: in der linken eine ausgewachsene Frau, in der rechten ein Mann, beide in Embryonalhaltung. Ein blassrosaner Schlauch führte von der Decke des Tanks zu ihren Bauchnabeln und verstärkte den Eindruck von zwei großen Babys. Beide schienen zu schlafen. Adrian hatte keine Ahnung was sie hier mit ihnen tun könnten. Er griff an das Glas. Es hatte etwa Körpertemperatur. Der Griff an einen leeren, nicht beleuchteten Tank verriet, dass dieser hingegen nur Raumtemperatur hatte. Zumindest war den beiden also nicht kalt, auch wenn sie nackt waren. Ein wenig schauderte Adrian, denn etwas unheimlich war der Anblick schon. Er schaute sich genauer um und fand, je an der rechten Seite der beiden Säulen eine Konsole mit Menüs und Informationen. Der Mann hieß offenbar Aleksis und war Sub-Lieutenant. Adrian wischte weiter hinunter. Von der *Erde*. 42 Jahre alt. Plötzlich poppte ein Fenster auf, welches ihm weiteres Lesen unmöglich machte. Er versuchte es wegzuwischen und es verschwand tatsächlich. Mit ihm aber auch der übrige Rest der Anzeige.

Das blaue Licht fiel aus und stattdessen wurde der Tank mit rotem geflutet. Adrian stürzte rückwärts zu Boden, im Bemühen, rasch Abstand zwischen sich und der Einrichtung zu bringen. Das Wasser begann stärker und immer stärker zu perlen und der Mann begann sich zu strecken. Die Beine bewegten sich zum Boden und sein Körper richtete sich auf. Als die Augen aufklappten war Adrian durch die Tür geflüchtet, hatte sie rasch hinter sich zugeschlagen, war durch den ersten Spalt der Fahrstuhltür

gesprungen und hatte blind auf das Panel mit den Knöpfen gedrückt.

Das war megagruselig gewesen. Sein Herz schlug, als wolle es das Donnern am Beginn eines Acquaballspiels imitieren. Megagruselig. Und ein klein wenig klasse.

Als der Fahrstuhl wieder hielt stand Adrian auf Deck 42.

Deck 42 schien nicht besonders aufregend. Aus dem Fahrstuhl tretend landete er in einem fünf mal fünf Meter großen Raum mit einem langen Tisch auf der rechten Seite und einer einzigen Tür, wie die Türen, die Adrian gewöhnt war, ohne Knauf. Adrian versuchte durch die Tür zu kommen, doch das Hologramm zur rechten zeigte mit einem roten Schloss, dass sie abgeschlossen war. Das war's. Mehr war hier nicht zu sehen.

Nachdenklich ging er an den Schreibtisch, sonst war der Raum absolut leer. Nicht einmal ein Stuhl stand bereit. Adrian blickte vom Tisch zurück zur Tür mit dem Schloss und zurück zum Tisch. Im nächsten Augenblick krabbelte er darunter und musterte die Unterseite des Tisches, um einen eventuell versteckten Schalter zu finden, wie er es in einem Film gesehen hatte. Dann erstarrte Adrian in der Bewegung. Die Tür des Aufzugs war gegangen und Adrian hatte so ein Gefühl, es wäre besser hier nicht entdeckt zu werden. Aber er hatte Glück, die Person schien ihn nicht bemerkt zu haben. Sie trat vor die verschlossene Tür und schien auf etwas zu warten. Geduldig zu warten. Adrian war gut versteckt hinter der Rückwand des Schreibtisches, aber die Person konnte maximal zwei oder drei Meter von ihm entfernt sein. Worauf wartete sie?

Bei Adrian siegte die Neugierde. Langsam senkte er den Kopf auf den Boden, um unter der, den Fußraum verdeckenden Platte durchzusehen. Er konnte nicht viel ausmachen, nur das Ende eines voluminösen roten Gewandes. Es war aber kein Unionsrot.

Adrian kroch noch ein wenig vor, um mehr zu sehen, doch just ging die Tür auf und die rot umwehten Beine

verschwanden dahinter. Als die Tür zu und Adrian wieder alleine war, lief er zu der nun vermeintlich offenen Tür, nur um sie wieder verschlossen zu finden. Er klopfte an der Tür und auf die Anzeige mit dem Schloss, er nahm Anlauf und wäre fast gegen die Tür gelaufen, aber trotz mehrminütiger Versuche, ihm wollte sie sich nicht öffnen.

Das war ein ziemlich eigenartiges Deck, entschied er. Er lief zurück zum Fahrstuhl, um seine Erkundungen anderswo fortzusetzen, doch als die Tür entzwei glitt, da stand er nicht vor einer leeren Kabine. Stattdessen stand er vor einer Frau mit weißgoldenem Haar in einem schwarzen Kleid. Einen Sekundenbruchteil schien die Frau äußerst erstaunt, dann überzog ein so plötzliches Lächeln ihr Gesicht, dass Adrian unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Aber die Frau ließ es nicht zu, dass er den Abstand vergrößerte und trat aus der Kabine in den kleinen Raum.

„Hast du dich verlaufen?“, sagte sie mit einer Stimme, die Adrian nicht gefiel, egal wie freundlich sie hätte wirken sollen. Ihre Hand war in einer einzigen raschen Bewegung an ihre rechte Hüfte und dann hinter ihrem Rücken verschwunden. Und Adrian wusste, er wollte nicht wissen, was sie da verbarg. Er wusste es einfach.

Doch der Raum war klein und ehe er sich versah war Adrian bis an die nicht zu öffnende Tür zurückgewichen und hatte dabei keinen Meter Abstand gewonnen. Die Frau lächelte weiter ihr viel zu perfektes Lächeln und jeden Moment würde er erfahren, was sie da hinter ihrem Rücken verbarg und das wäre etwas Schreckliches. Nein! Er wollte es nicht sehen! Doch es gab kein Entkommen-

Die Tür glitt auf, die des Fahrstuhls und zwei Frauen in Uniformen traten in den Raum, erkannten Adrian und hielten sein versteinertes Gesicht für das eines Kindes, das festgestellt hatte, dass es sich verlaufen hatte. Sie sagten etwas Freundliches und sie meinten es auch so, aber Adrian konnte seinen Blick nicht von der Frau mit den weiß-

goldenen Haaren und dem schwarzen Kleid abwenden. Sie war zwei Schritte zur Seite getreten, um den Frauen auf ihrem Weg vom Fahrstuhl zu Adrian nicht im Weg zu stehen. Die beiden schienen sie gar nicht wahrzunehmen, auch nicht, als sie Adrian kaum einen Meter an ihr vorbei und zurück zum Lift führten. Die Frau grinste und jetzt war nichts Freundliches mehr daran. Sie grinste, legte den Zeigefinger an die Lippen und machte „Pssst“. Die rechte Hand war weiter hinter ihrem Rücken versteckt und blieb es auch bis sich die Fahrstuhltüren geschlossen hatten.

Alle Space Cola der Welt ließ ihn nicht diese Frau vergessen. Man hatte ihn in einen kleinen Raum mit einem Sofa und ein paar Bildern und Topfpflanzen gebracht, aber er war zu aufgeregt, um sich die Pflanzen anzusehen, obwohl es auf *Astroid* ja keine gegeben hatte. Er fühlte sich überhaupt nicht mehr wohl. Nervös begann er an seinem Armband zu spielen, die Tür nicht aus dem Auge lassend. War er jetzt ein Gefangener? Dieses Mal hatte er es sicher zu weit getrieben. Gleich auf einem zweiten Schiff blinder Passagier zu sein und das an einem Tag. Auch wenn er eigentlich nur getan hatte, was man ihm aufgetragen hatte. Er glaubte allerdings nicht dass Grummelcommander Callahan sich zu Lob bemüßigt fühlen würde. Und dann diese Frau und das Schreckliche hinter ihrem Rücken. Ihr Grinsen, das kein Grinsen war sondern eine Fratze und hinter ihrem Rücken in der Hand …

Endlich, ging die Tür auf und eine rot gekleidete Person mit goldenem Haar trat durch die Tür.

„Adrian!“, rief Jeanne freundlich und trat auf ihn zu, gefolgt von dem dicken Mann aus den Hangars.

„Also kennen Sie den Jungen tatsächlich“, fragte der Dicke überrascht.

Jeanne kniete sich zum sitzenden Adrian herunter und sah ihm in die Augen. „Alles in Ordnung?“, fragte sie in leisem Tonfall. Adrian nickte zögerlich. Aber es war nicht

alles in Ordnung. Die Frau hatte etwas unaussprechlich Böses hinter ihrem Rücken versteckt! Jeanne nickte zurück und stand wieder auf. „Der Junge ist von meinem Schiff. Ich fürchte, er muss irgendwie auf das Shuttle gekommen sein."

Der Dicke schaute verblüfft.

„Ich entschuldige mich für jedwede Probleme, die das Kind bereitet hat", sagte sie und senkte den Kopf zur Entschuldigung.

Der Mann winkte ab. „Es gab keine Probleme, wir waren nur alle sehr überrascht." Er lachte. „Der Junge hat einen unserer Offiziere aus *Himmel* in seinen neuen Körper heruntergeladen. Etwas früh, aber nichts passiert. Unsere *SI* hatte dann aber rasch seine Spur aufgenommen und ihn einsammeln lassen."

Eben noch bevor er hätte sehen müssen, was *sie* hinter ihrem Rücken versteckt hielte …

„Aber jetzt, wo das hier geklärt ist, lassen Sie uns zurück zum Ball gehen! Der Junge kann hierbleiben und wird beaufsichtig werden."

Jeanne wandte sich wieder Adrian zu. „Ist das okay für dich, Adrian? Willst du hier warten?", fragte sie ihn. Aber das war genau nicht was Adrian wollte. Er hatte im Moment genug vom Erkunden und von diesem Schiff im Speziellen. Was wenn *sie* wiederkäme, um ihm etwas zu zeigen … Wild schüttelte er den Kopf. „Wäre es dir lieber, wenn du bei mir bliebest?", fragte sie und der Dicke zog hinter ihr die Augenbrauen hoch, was Adrian aber nicht daran hinderte zu nicken. Damit war es entschieden. Jeanne half Adrian hoch und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Ich fürchte ich muss Ihnen weitere Unannehmlichkeiten bereiten, Misonos."

„Davon kann gar nicht die Rede sein", sagte dieser, aber Adrian entging nicht, dass er es eigentlich doof fand. Adrian aber war es egal. Er wollte nicht alleine sein.

* * *

So gingen Jeanne, der Dicke und Adrian gemeinsam zurück zum Fahrstuhl und fuhren auf Deck 45. Dort traten sie in eine große Halle mit behangenen Wänden, hübsch gedeckten Tischen und einer Menge Menschen, die sich dazwischen paarweise in Kreisen drehten. Obwohl die einzelnen Objekte schön waren war es insgesamt kein besonders schöner Raum. Alles schien so wild zusammengewürfelt. Nur die Musik war gut.

Jeanne setzte Adrian an einen Tisch ganz nah an der Band. „Ich möchte gerne, dass du hier ein wenig sitzen bleibst, Adrian“, erklärte sie, „nur so in etwa eine Stunde. Dann fliegen wir zur *Sleeping Beauty* zurück, ja? Wirst du hier auf mich warten?“

Er nickte und sie zeigte an einen Tisch, an dem der Dicke, den sie Commodore nannte und auch Grummelcommander Callahan saßen. „Wenn du etwas brauchst, dann findest du mich an diesem Tisch, in Ordnung? Keine Angst, komme direkt zu mir, wenn du etwas brauchst. Wenn du Durst hast, dann geh einfach zu einer der Kellnerinnen oder dort an den Tresen, ja?“ Sie strich ihm übers Haar und machte sich, mit einem letzten Blick zurück zu ihm, auf den Weg zu ihrem Tisch. Der Abend hielt doch so manche Überraschung bereit.

Ahir unterhielt sich mit Callahan und Watson, Hong erzählte Ma etwas über die neuen Unternehmungen des Besiedelungsprogramms *Civilization*, einem Monolog, dem dieser aber wohl nur der Höflichkeit wegen folgte, denn für die Geschehnisse im *Mar*-Sektor hatte er wenig Aufmerksamkeit zu erübrigen. Aber auch Ahir schien bereit für einen Tempowechsel: Jeanne hatte sich kaum gesetzt, als er seine Wortmeldung an Callahan unterbrach und sie zum Tanz aufforderte.

„Sehr gerne“, erwiderte sie, meinte es dieses Mal sogar und erhob sich von Neuem.

Die Band hatte nach einem Ausflug ins Südamerikanische zur historischen Tanzkultur Europas gefunden und Jeanne war erstaunt, das Ahir dem bestens folgen konnte.

„Software oder nicht?“, fragte sie im Dreivierteltakt.

„Ich bitte Sie, Lavie. Für einen *Rikku* wäre es Blasphemie nicht tanzen zu können.“

Stumm beschloss sie, ihr Geheimnis nicht zu offenbaren. Dann war sie aber auch keine *Rikku*. Sie erinnerte sich an den einen Abend, die eine Nacht letztes Jahr, die sie unterwegs waren, auf *MOON1*, nachdem sie von Nielson ihren Auftrag erhalten hatten, dem galaktischen Sklavenhandel kräftig eins auszuwischen. Auch da hatten sie getanzt, wie Jeanne nie zuvor und niemals mehr danach.

„Was halten Sie von diesem Abend?“, fragte sie unschuldig und meinte damit mehr, als augenscheinlich war.

„Ich denke, es handelt sich um einen großen Erfolg“, sagte Ahir mit dezent nach oben zeigenden Mundwinkeln. „Ich tanze mit der schönsten Dame im Raum, sie lächelt mich an und ich wage zu behaupten, sie mag mich sogar. Wenn ich jetzt nicht meinen Traditionen verhaftet wäre, dann könnte daraus noch etwas werden.“

Jeanne schluckte und das plötzlich aufgetretene Kribbeln konnte sie schlecht dem Alkohol in die Schuhe schieben. „Aber Captain“, antwortete sie tadelnd, „ohne ihre Traditionen wären sie nur halb so interessant für mich.“

„Nun, dann halte ich es für an der Zeit Ihnen richtige Tanzkultur näherzubringen“, sagte er verheißungsvoll und passend zum Ende des Stücks. Er führte sie an den Rand der Tanzfläche, entschuldigte sich einen Moment und trat zur Band. Einige Augenblicke diskutierte er mit deren Frontmann, dann kam er zufrieden zu ihr zurück.

Sie schaute ihn erwartungsvoll an. Das Kribbeln war stärker geworden. „Und nun?“

„Werden Sie Augen machen“, erklärte er strahlend und führte sie wieder zur Mitte der Tanzfläche.

„Ihnen ist schon bewusst, dass ich nichts von manaeschen Tänzen verstehe?“, fragte Jeanne ein wenig verunsichert.

„Das ist in diesem Fall kein Problem. Viele unserer Tänze basieren darauf, dass nur ein Partner feststehende Schritt- und Bewegungsfolgen hat. Sie können also improvisieren“, sagte er und wirkte gequält, obwohl er bester Stimmung war und eigentlich grinsen wollte.

Jeanne fand das so gar nicht beruhigend. Aber es war zu spät nach rettender Software zu suchen und Ahirs große Hände, eine an ihrer Hüfte, die andere fest in der ihren verschafften ihr in diesem Moment ein Gefühl von Sicherheit, wie es ohnehin keine Software gekonnt hätte.

Die Musiker begannen wieder zu spielen und Ahir nahm Jeanne mit sich auf unbekanntes Terrain. Seine Hände wanderten von ihren Hüften, über ihren Rücken, ihre Ellenbogen, die Unterarme bis zu den Händen. Er dirigierte sie, bugsierte sie sanft, führte sie und navigierte sie über die Tanzfläche, ließ ihr so viel Raum, dass sie glaubte er sei fort und hatte sie eben doch noch an der Hand. Dynamisch, weitläufig, dann wieder langsam und eng beisammen lavierten sie über die Tanzfläche, die ihnen nun vollständig gehörte, denn mit manaeschen Tänzen kannte sich wohl auch sonst niemand aus. Jeanne bekam das aber nicht mit. Sie war sich nicht sicher, wie es auf Außenstehende wirken musste, vielleicht ziemlich unbeholfen, aber wie es sich anfühlte, das wusste sie schon: Gut. Befreiend. Sicher. Ahir gab ihr das Gefühl, er habe alles unter Kontrolle und sie müsse sich um nichts weiter kümmern, als auf den Beinen zu bleiben und auf seine Bewegungen zu reagieren. Eine spannende Art zu tanzen. Eine aufregende Art zu tanzen. Jeanne war etwas schwindelig.

Dann war irgendwann das Stück zu Ende und Jeanne hörte Applaus aufkommen. Offenbar hatte ihr Tanz auch auf Außenstehende ästhetische Wirkung ausgeübt. Tat-

sächlich schien die Wirkung so groß, dass im Verlauf des Abends immer wieder manaesche Titel verlangt wurden und man die drei Offiziere Ahirs mit Wurzeln auf *Amankan* und den Captain selbst, bat, die passenden Tänze zu präsentieren. Vor allem die entsprechenden Partnerinnen schienen von der Erfahrung ähnlich angetan, wie zuvor Jeanne.

Zwischenzeitlich schaute Jeanne nach Adrian und fand ihn schlafend an seinem Platz wieder. Sie legte ihm vorsichtig eine erbetene Decke über die Schultern und genoss noch ein wenig den entspannteren Teil des Abends, der ihr nun immer mehr zusagte.

Sie tanzte mit Ahirs 1. Offizier, noch zweimal mit Commodore Ma, aber ohne dabei viele Worte zu wechseln, mit Gregory, dessen forsche Art des Tanzens sie bereits gut kannte, denn er half ihr schließlich in der Regel aus, wenn sie am eigenen Schiff doch einmal ranmusste, bei der sie aber auch des Öfteren Angst um ihre Zehen hatte, mit Commander John Williams, der beim Tanzen einen Perfektionismus an den Tag legte, den sie sich nicht allzu lange antun wollte, mit zwei Offizieren Mas, die ähnlich perfekt tanzten, wie ihr Kommandant, dabei aber weniger in Erinnerung blieben und noch zweimal mit Ahir, einmal bei einem modernen Stück der letzten 20er Jahre und einmal noch zu einem manaeschen Tanz, an dessen Ende er ihr einen Kuss gab.

Jeanne erstarrte vor Erstaunen, doch Ahir ließ sofort ab von ihr, als hätte er sich verbrannt.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Lavie“, sagte er, „ich habe wohl zu viel von eurem irdischen Alkohol getrunken.“

Jeanne wollte ihn beschwichtigen, alles sei in bester Ordnung, doch er ließ sie nicht zu Wort kommen. Er schien selbst so verwirrt von seinem Verhalten, dass er augenblicklich zu Commodore Ma trat und sich und seine Leute verabschiedete.

Jeanne betastete verwirrt ihr Haar, wich Beas breit feixendem Gesicht aus und fing sich dann aber rasch, erkannte ebenfalls die Chance zum Rückzug und schloss sich gleich an, sodass man sie gesammelt in die Hangars begleitete. Was für ein Finale.

Dasselbe musste sich Callahan denken. Ihm schienen fast die Augen aus den Höhlen zu treten, kurzum: er war alles andere als begeistert, als er Adrian zu sehen bekam. Er ließ sich genau erklären, wie der Junge auf die *Olymp* gekommen war und ob er wisse, welches Bild das auf ihren Captain warf, aber Jeanne bat ihn die Befragung sein zu lassen. „Der Junge ist müde", hielt sie fest und das stimmte. Und nicht nur das. Er hatte schlecht geträumt und als sie ihn geweckt hatte, da hatte er einige grausige Augenblicke gedacht sie sei die Frau im schwarzen Kleid und jetzt würde sie ihm zeigen was sie hinter ihrem Rücken verbarg. Sie musste ihm gut zureden, um ihn zu beruhigen, aber erst als er ihr rechtes Ohr sah, war er sich sicher, dass sie wirklich Jeanne war. Da war er beruhigt, aber immer noch müde und da fehlte ihm Leo, jetzt wo die Müdigkeit die Begeisterung über all das Neue und Aufregende gedämpft hatte. Jetzt wollte er zu seinem Bruder.

Im eigenen Hangar angekommen, verabschiedete Jeanne alle ins Bett, so auch Callahan, der Adrian an der Hand hielt, als befürchte er, er könne jeden Moment losbrechen und die im Stehen zufallenden Augen seien bloß Maskerade, und die breit grinsenden Bea und Beth, die keinen Zweifel daran ließen, morgen alles aus ihr rauspressen zu wollen und dann verschwand Jeanne selbst im Gangsystem der *Sleeping Beauty*.

In der Nacht waren die Lampen, die im Laufe des Tages immer weiter an Helligkeit gewannen und dann ab etwa 15 Uhr langsam wieder verloren, angenehm gedimmt und nur einige, ganz wenige Leute gingen noch um. Jeanne mochte es in der Nacht durch ihr leeres Schiff zu „wan-

dern“, wie es Julian treffend bezeichnet hatte. Hin und wieder kam er sogar mit. Es hatte etwas sehr Beruhigendes, dieses streng durchgeplante Netz an Gängen zu durchstreifen, ein Produkt der menschlichen Intelligenz und des menschlichen Willens, der stark genug war, etwas zu bauen, dass mit so unvorstellbarer Geschwindigkeit und Eleganz die größten Entfernungen zurücklegen konnte und die überlebenswichtige Atmosphäre im Inneren einfach mit sich nahm, um den Menschen überall das Überleben zu ermöglichen.

Heute aber nicht. Heute fand sie keine Ruhe. Sie fühlte sich ausgebrannt. *Ver*brannt. Es wirkte nicht mehr, dazu die Müdigkeit, der Alkohol, der anstrengende Abend. Da war *Ilius* und ihre Rolle dabei, in der sie sich einfach nicht gefallen mochte, mit jeder negativen Nachricht von den laufenden Verhandlungen und da war das Datum. Der 7. Juli. Zwar war der Tag vorübergegangen, aber loslassen wollte er sie nicht. Ihre großen Hoffnungen in die Wirkung der Jahre wurden bitter enttäuscht.

Jeanne wandelte durch den Bauch ihres Schiffes, dessen Kommando ihr die Sicherheit von 1011 Menschen, von nun an 1012, anvertraute und fühlte sich ihrer selbst nicht mehr sicher. Aber das Schiff war leer und sie begegnete niemandem.

Als sie dann irgendwann ihr Quartier erreichte, erwartete sie zunächst aber noch nicht die Bequemlichkeit ihres Bettes, sondern eine Nachricht von Vice-Admiral Makoto, die sie bereits während des Balls bei Commodore Ma erhalten hatte. Gegen allen erdenklichen Widerwillen startete sie die Ausführung und salutierte schlaff und in ihrem rasch zugeknöpften Mantel, vor dem erscheinenden Mann.

„Captain Lavie, erlauben Sie mir Ihnen für Ihre herausragenden Leistungen im *Ilius*-System zu danken und sie zu beglückwünschen“, sagte er, so lebhaft, als gehöre er einer anderen Gattung an. Einer Gattung mit Energie.

Jeanne war zu erschöpft und zu zerstreut irgendetwas zu erwidern, doch Makoto ließ sie ohnehin nicht zu Wort kommen, was zu seiner, für ein hohes Tier beim Militär, vergleichsweise raschen, kurz angehaltenen und direkten Art passte. „Sie werden in Kürze neue Aufgaben erhalten. Vice-Admiral Nielson wird sich in Bälde bei Ihnen melden. Ich will Sie nicht von wohlverdientem Schlaf abhalten", er lächelte, ob Jeannes müdem Blick, „und freue mich auf unser nächstes Zusammentreffen."

Der Mann verschwand ohne nur eine Antwort zu erwarten und Jeanne war vollkommen überrascht, als sie feststellte, doch noch zu einer anderen Empfindung als purer Erschöpfung fähig zu sein: Dankbarkeit darüber, einem weiteren langen Gespräch entronnen zu sein.

Die Haare befreite sie notdürftig aus ihrer Konstellation, dann kämpfte sie sich aus dem Korsett (nach anfänglicher Verzweiflung fand sie eine Art Notöffner - also war man sich doch der Gefährlichkeit dieses Kleidungsstückes bewusst!), streifte das Kleid ab und zog sich in das bereits von Maya okkupierte Bett zurück. Sie dachte keine Sekunde daran natürlich Schlaf zu suchen und knipste, ohne darüber nachzudenken, mit einer Handvoll von Beths Zauberpillen ihr malträtiertes Bewusstsein für heute aus.

In einer von Jeannes allerersten Erinnerungen saß sie am Boden ihres Vaters Studier- und Arbeitszimmer und malte mit höchster Konzentration mit Ölkreiden. Sie war noch sehr ungeschickt und es landete mindestens soviel Farbe auf ihrer Kleidung wie auf dem Papier. Aber, und dieser Moment war so klar wie nichts anderes, irgendwann war da eine Zeichnung am Papier, die sie sehr stolz machte. Sie sprang auf, hob das Papier auf und lief zum Schreibtisch hinüber, um es ihrem Vater zu zeigen. Rückwirkend war ihr bewusst, dass er in seinem Kopf wohl eben die Gesetze der Natur gegeneinander auszuspielen versuchte, aber wenn sie seine Aufmerksamkeit begehrte, dann dauerte es

nur Sekunden, ehe er alle Berechnungen gestoppt und sich ihr zugewandt hatte.

„Da!“, rief sie und hielt ihm das Papier hin. Er nahm es und es musste voll mit Farbe verschmiert gewesen sein, sodass er schmutzige Finger davon bekam. Aber an das konnte sich Jeanne nicht erinnern. Für sie war nur wichtig was ganz in der Mitte gezeichnet war. Ihr Vater schien sofort zu verstehen. Er lächelte, nahm sie hoch und drückte sie.

„Mein kleiner Stern“, sagte er. Am Papier sah man Jeannes Kunstwerk: einen Stern aus vier, mehr oder weniger geraden, Strichen, die sich in der Mitte trafen.

2252

wiki.unipedia.uni

Artikel des Tages

Free Information Movement, Die

Die *FIM* ist eine 2169 gegründete, zunächst linksradikale Gruppierung mit anarchischen Strukturen, die Computersysteme und Chips hackte um ihre Überzeugung von freier Information für alle zu realisieren. Vor allem das *Restriktionssystem* war häufiges Ziel ihrer Bemühungen und Angriffe, aber auch entscheidende Unternehmens- und Regierungsrechner. 2188 gab es einen erfolgreichen Angriff auf die Anlagen des Senats und der Regierung. Drei Stunden lang war es möglich jedes existierende Gesetz zu ändern und einem Mehrheitsvotum zuzuführen, nach dessen erfolgreicher Annahme die Änderung geltendes Recht gewesen wäre. Es folgte eine massive Intensivierung der polizeilichen Ermittlungs- und Abwehrtätigkeiten und viele kluge Köpfe der Bewegung wurden mit Geld und angedrohten Haftstrafen auf die Seite des Gesetzes gezogen. 2197 schließlich stand es um den losen Zusammenschluss, der sich selbst als wahren Verteidiger des Hacker-Ethos sah, so schlecht, dass man einen Paradigmenwechsel herbeiführte. 2200 wurde die Organisation offiziell und versuchte nun auf (im Großen und Ganzen) legalem Weg die eigenen Ziele zu erreichen. Bisher mit großem Erfolg, denn nun konnten auch bekannte und anerkannte Persönlichkeiten offiziell ihre Unterstützung bekunden.

Heute ist die *FIM* ein loser Zusammenschluss ähnlich gesinnter Menschen. Ihre wesentliche Überzeugung ist es, dass alle Menschen zu gleichen Teilen von den Möglichkeiten moderner Technik profitieren sollen, egal ob sie die nötige technische Expertise oder das Geld dafür besitzen oder nicht.

Die einer unterstützungsuchenden Person angebotenen Dienstleistungen und deren Preis, hängt allerdings stark

vom konkret adressierten *FIM*-Mitglied ab. Alle Mitglieder sind angehalten Aufträge nach einem strengen Code zu prüfen und nur solche zu akzeptieren, die allen ethischen, moralischen und sicherheitsrelevanten Standards entsprechen. Die konkrete Auslegung dieses Kodex ist aber Sache des jeweiligen Individuums, sodass ein Auftrag an einer Stelle angenommen und derselbe an anderer abgelehnt werden kann. Um Willkür zu unterbinden und den Kodex aufrecht zu erhalten, müssen allerdings zur Aufrechterhaltung der Mitgliedschaft alle akzeptierten Aufträge jährlich einem zufällig aus anderen Mitgliedern zusammengewürfelten Komitee zur Kontrolle zugeführt werden. Das hält den Missbrauch in Grenzen.

Was die angebotene Leistung angeht. Die ist erstklassig. Die mit Abstand beste, die man erwarten kann. Dementsprechend hoch ist die Nachfrage und ebenso hoch sind die Einnahmen, die manche Mitglieder akquirieren.

wiki.unipedia.uni
Artikel des Tages
Wege zur Erde (*)

Die durchschnittlichen Kosten aus einem *Class-B* oder *Class-C*-Sektor in den *Sol*-Sektor betrugen im Juni 2252 5.631.000 Credits. Diese exorbitante Summe wurde häufig als das kritisiert, was sie auch war: eine Methode Menschen in den Außensektoren zu halten. Der Preis kam dadurch zustande, dass die Union diese Routen vollständig der Privatwirtschaft überlassen hatte und diese sich soweit verständigte, dass man ein Maximum an Gewinn erwirtschafte konnte, das bedeutete, eben soviel zu verlangen, dass es sich noch ausreichend Leute leisten und die anderen die Hoffnung hegen konnten, es sich in ein paar Jahren leisten zu können. Anbieter, die näher an den tatsächlichen Kosten von etwa 50.000 Credits Überfahrten anboten wurden innerhalb weniger Wochen aufgekauft, zerschlagen oder auf anderen Wegen aus dem Geschäft gedrängt. Menschen auf Frachtflügen mitzunehmen wurde als Menschenschmuggel schwer bestraft.

Weshalb griff die Union nicht mit öffentlichen Mitteln ein oder bot selbst Fluglinien an? Abgesehen von der großen finanziellen Belastung erreichte man mit dem derzeitigen Vorgehen vor allem eines: Finanzschwache und meist wenig gebildete Bevölkerungsschichten gelangten nicht in die hochpreisigen Sphären der *Erde* und der *Venus*. Bis 2232 hatte man Wucherer bestraft und den Flug näher an den Realkosten gehalten, aber von den Neuankömmlingen landeten 97% in einem kleinen Zimmer in den Heimen der Wohlfahrt. Es war sehr ungewöhnlich, dass tatsächlich jemand auf der *Erde* wirtschaftlich Fuß fassen konnte. Deshalb sollte nur zur Erde gelangen, wer sich das Leben hier auch leisten könnte. 5.631.000 Credits für das beste Leben, das man im 23. Jahrhundert haben konnte.

Faye Tolean war sterbensmüde, als sie sich am 12. Juni aus dem Bett raffte und unter die Dusche schleppte. Es war halb acht am Morgen – geschlafen hatte sie kaum eineinhalb Stunden.

Erschöpft lächelte sie in Erinnerung an den Vorabend und die lange Nacht. Knappe zwei Jahre arbeitete sie nun bereits für *EveryNet*, einem der unzähligen kleineren Netzanbieter der *Erde* und gestern hatte man ihr, als Anerkennung ihrer tadellosen Arbeit, den Chiplevel erhöht. Sie war nun Level 1, was selbstredend Grund genug war die Nacht zu feiern.

Gemächlich stapfte sie wieder aus ihrer Dusche, sah sich einen Moment im Spiegel ins runde Vollmondgesicht mit den beiden bernsteinbraunen Augen, die funkelten wie zwei halb geöffnete Schatztruhen voll teurer Edelsteine, zumindest hatte David das gesagt, aber da war er vielleicht schon etwas angetrunken gewesen, und vom Spiegel weiter zu ihrem Kleiderschrank. Auch wenn ihr der Chip die Folgen des Alkoholkonsums Großteils verheimlichte konnte er dennoch nichts gegen die Abgeschlagenheit und Erschöpfung ihres Körpers ausrichten. Chips eliminierten zunächst immer nur die Symptome. Heilung brauchte auch mit Implantat seine Zeit. Der Bedarf an Heilung war heute groß.

Die Geschichte mit dem Mondgesicht endete nicht bei der Bemerkung des fiesen Mitschülers. Faye hatte die Geschichte zuhause traurig ihrem Vater erzählt, damals als er noch „wach“ war, und er hat nur gelacht und gesagt, sie sei der schönste Mond, der in dieser Welt jemals aufgegangen wäre. Danach beschrieb sie ihr Antlitz mit großem Stolz als großen Vollmond.

Faye zog sich träge an. Unterwäsche, ein blaues Sommerkleid mit kleinen Raketen drauf, weiße Weste, dunkle Stiefel mit weißen Bändern. Faye kannte ihre größte Schwäche nur zu gut: Mode. Dieser Stil mit den kitschigen oder süßen Motiven, die man sonst nur an Kinderbeklei-

dung gesehen hatte, war ganz groß im Kommen. Und sie war dabei. Zufrieden betrachtete sie sich im deckenhohen Spiegel. Ein bisschen Selbstverliebtheit war gesund! Außerdem leistete sie bloß gewissenhaft ihren Beitrag zur Weltwirtschaft …

Ihre Branche war eine jener, die am lautesten gegen die Regierungsmaßnahmen protestiert hatte, die bestimmten, dass Geschäftsverträge nur in der Realität abgeschlossen werden durften. Es war ein Teil jener Reformen, welche die ungeheure Arbeitslosigkeit bändigen sollten. Viele hatten den Kopf geschüttelt und taten es auch heute noch, ob der vielen Sinnlosigkeiten, die damit wieder eingeführt wurden, doch bei der Beschäftigungsrate wirkten sie wahre Wunder.

Was den Arbeitsplatzmangel verursacht hatte, darüber bestand niemals Uneinigkeit: es war der Fortschritt der in der Schaffung der *Parallelrealitäten* gipfelte und eine Unzahl an Produkten und Dienstleistungen obsolet gemacht hatte. Wer brauchte viel Kleidung, wenn man die eigene Wohnung kaum verlässt und wer U-Bahnen, wenn man nirgends hinwollte. Wer flog auf Urlaub, wenn er jedes Resort und jede Sehenswürdigkeit von zu Hause besuchen konnte? Wer kaufte noch irgendetwas, wenn man sich die vom Besitz versprochenen Erfahrungen einfach zu Hause kostenfrei simulieren konnte? Das führte übrigens zu Davids Lieblingsthema, der Schutzwürdigkeit von Empfindungen. So war etwa das Simulieren der Wirkung von Heroin-B verboten, denn Heroin-B war, ob real oder virtuell konsumiert, ein schützenswertes Produkt.

Faye stellte den Becher, der eben noch ihr Frühstück, lecker Energieschleim[36], enthalten hatte in die Spüle und

[36] Energieschleim veranschaulichte übrigens vortrefflich den schizophrenen Spagat, den man mit den neuen Gesetzen gemacht hatte: Es war erlaubt den Geschmack von exakt drei unterschiedlichen Speisen zu imitieren und diesen anstatt des

wandte sich zur Tür. Am Tisch lagen etliche geöffnete und ein paar wenige ungeöffnete Briefe. Auch die Post war große Nutznießerin der Arbeitsbeschaffung: In den *Class-A* Sektoren schickte man wieder papierne Mitteilungen. Viele davon. Faye überflog die Absender der neuen Briefe und öffnete einen mit freudigem Lächeln. Es war die letzte Bestätigung auf die sie noch gewartet hatte, die für ihre zwei Tage *New York*. Sie hatte die nächsten drei Wochen vollkommen durchgeplant. Kaum wären ihre Brüder hier, da würde sie ihnen alles zeigen: *London*, *Peking*, *New York* und vor allem natürlich *MOON1*.

Die Konsequenz, welche die Regierung aus der Arbeitslosigkeit zog, war die Notwendigkeit, das menschliche Leben wieder in der Realität zu verankern. Die Wirtschaft prosperierte. Die Menschen hatten wieder Arbeit. Auch wenn das Leben etwas von seiner Bequemlichkeit verloren hatte. Viele waren enttäuscht, denn sie hatten die Möglichkeit gesehen, einen großen Teil der Menschheit aus dem Joch der Erwerbstätigkeit zu befreien. Aber irgendetwas war dabei schiefgelaufen.

Faye verließ ihre Wohnung und stieg in den Fahrstuhl des zehnzweistöckigen Baus.

EveryNet stellte als Netzanbieter Menschen *Parallelrealitäten* zur Verfügung. Um genau zu sein, alles, vom nötigen Speicherplatz bis zur vollständigen Kreation eines virtuellen Partyraums oder einer virtuellen Alternativwelt. Private *Layer* konnte man lokal am eigenen Chip speichern. Von

---

künstlich süßen Grundgeschmacks des Schleims vom Implantat einspielen zu lassen. Drei. Drei aus einer Menge von zehntausenden an verfügbaren Speisen. Der Lebensmittelindustrie und der Gastronomie war das noch zu viel, aber es blieb bei drei freien Speisen für jeden Chipträger. So hatte es auch die Regierung verkauft. Drei freie Speisen für jeden! Drei von potenziell unendlich vielen und alles zum hehren Ziel Arbeitsplätze zu retten.

dort konnten sie, mit ausreichendem Chiplevel, auch von Besuchern genutzt werden. Wollte man aber eine große Zahl Leute beherbergen und das auch bei eigener Abwesenheit, so wandte man sich an die besagten Netzanbieter, welche ihre Server für diese Zwecke zur Verfügung stellten. Es war die moderne Version der privaten Homepage. Wenn man nicht ganz alt aussehen wollte, holte man sich zusätzlich professionelle Hilfe bei der Gestaltung. Das war Fayes Job.

Der Lift brachte Faye ins Erdgeschoss, von wo aus sie raschen Schrittes auf die Straße trat. Es war 7 Uhr 51.

Das alleine wäre aber wohl noch zu wenig Verkaufsgrund für Anbieter wie *EveryNet* gewesen. Was wirklich entscheidend wurde, war die Tatsache, dass auch *Parallelrealitäten* realisiert werden konnten, die über dem eigenen Chiplevel lagen. Somit wurde es möglich auch als Chipneuling in den vollen Genuss zu kommen, wenn auch, dem Chiplevel entsprechend, zeitlich begrenzt.

Faye brauchte kaum zwei Minuten bis zum nächsten Bahnabgang und kam eben recht, um mit der, dem Großstädter eigenen Hast, in einen der U-Bahnwaggons zu schlüpfen. Hätte sie diese Bahn nicht erreicht, hätte sie zwei Minuten warten müssten. Aber wie jeder wahre Städter wusste sie von der Bedeutung von zwei gesparten Minuten.

Seufzend ließ sie sich in einen der bequemen Stühle fallen. Sie war tatsächlich etwas angeschlagen, sosehr, dass sie selbst an den sonst für sie so sinnlos bequemen Stühlen Freude hatte, ein weiteres Ergebnis der besprochenen Reformen. Sie waren breit, gut gepolstert, angenehm auf der Haut, waren im Winter beheizt und im Sommer gekühlt und hatten für Chiplose sogar einen Einschub für ein *ComPad*, um den Sitzenden mit aller nur erdenklicher Unterhaltung zu versorgen. Alle waren sie so ausgestattet, auch wenn zwei Drittel der Fahrgäste Neuralimplantate trugen. Das war Arbeitsschaffung. Nimm eine Leistung,

etwa die Möglichkeit zu sitzen, und mache es doppelt so gut, wie es eigentlich sein müsste, superbequeme Stühle, wo es für die paar Minuten ein besseres Holzbrett getan hätte.

Um 7 Uhr 57 stand Faye auf und trat wieder zurück auf die Straße. Drei Minuten später erreichte sie das große Bürogebäude, in dem mehr als 20 kleinere Firmen und Dienstleister ihre Niederlassung hatten.

Sie wurde freundlich von einigen Kollegen begrüßt, zwei, beide hatten sie gestern an der Party teilgenommen, schienen auch noch im langsam fortschreitenden Prozess der Heilung zu stecken, dann schloss sie die Tür zu ihrem Büro hinter sich. Um genau zu sein war es nur zu einem Drittel ihr Büro. Sie teilte es sich mit Melanie Mazuik und Kay Sahir, 23 und 27 Jahre alt und auf einer Wellenlänge. Die beiden waren die denkwürdigsten Charaktere in Fayes Leben und würden es in ihren Augen wohl auch immer bleiben. Zusammen mit David natürlich.

Beide waren sie intelligent, intelligenter auf alle Fälle als Faye von sich zu behaupten wagte. Faye war nicht dumm, aber die tatsächliche Quelle ihrer Erfolge war immer vor allem Hartnäckigkeit gewesen. Mit ihrer beider Intelligenz erklärte sie sich auch ihre Abgedrehtheit und gleichzeitig ihre Anziehung auf sie selbst. Die beiden waren das perfekte Paar, befand Faye und irgendwie schienen sie das auch zu wissen, wenngleich ihre Beziehung fast täglich an einem anderen Punkt fortsetzte.

„Ohio gozaimasu, Bumblebee“, hörte sie Kay grüßen.

Das war seine Art sie zu rufen. An ihrem ersten Tag war sie bei der Tür hereingekommen und hatte sich vorgestellt. Kaum fünf Minuten später nannte er sie „Bumblebee“. Auf die Frage „Warum“, meinte er schulterzuckend: „Ist so.“ Damit war der Sachverhalt hergestellt. Er hatte auch Namen für alle anderen 32 Mitarbeiter an diesem Standort. Keiner davon war gemein, aber trotzdem war Faye durchaus zufrieden „Bumblebee“ zu sein und nicht „Fly“, eine

hippe junge Kollegin mit Brillengläsern, die erstens aus Fensterglas waren und zweitens auch die Größe eines kleinen Fensters hatten. Nur Melanie wurde mit ihrem echten Namen bedacht, als wäre ihr Rufname von zu privater Natur.

Sie hörte ein Seufzen aus der anderen Ecke des kleinen Raumes. „Morgen, Faye."

„Gibt es einen Grund für die japanische Begrüßung?", fragte sie Kay.

Es war Mel, die antwortete: „Ihr beide müsst nach *Tokio IV*. Da gibt es einen lukrativen Auftrag."

„So desu", bestätigte Kay, stand aus seinem Stuhl auf und legte sich seinen Sommermantel über die Schultern.

„Ittekimasu", verabschiedete er sich bei Mel. Faye blickte zur ihr hinüber und sah sie resignierend die Brauen hochziehen. Offenbar waren sie heute ein wenig aus dem Takt. Faye setzte sich erst gar nicht, sondern wandte sich nahezu am Stand um - sie ergriff nur ihren, immer für Dienstreisen gepackten, Koffer, welcher dafür stets neben ihrem Schreibtisch parkte - und folgte Kay wieder hinaus.

„Schon gefrühstückt?", fragte ihr Kollege, kaum hatte sie die Tür hinter sich geschlossen.

Sie nickte. Er nickte. „Dann ab zum Aerodrom", meinte er.

Drei Minuten später saßen sie wieder in den zu bequemen U-Bahnsesseln.

Der Shuttledienst war ebenso frei zu nutzen wie die U-Bahnen und die Züge, die die Städte miteinander verbanden. Für Autos hatte man schon lange kaum mehr Verwendung. Nicht das es keine mehr gab. Es gab ein sehr ausgeklügeltes Taxi-System mit selbstfahrenden Wagen, die ebenfalls kostenfrei zu nutzen waren, aber mit den schnellen U-Bahnen konnten sie sich in Sachen Geschwindigkeit nicht messen. Sie wurden hauptsächlich für kürzere Strecken und zum Warentransport genutzt. Eigene Autos hatte

in der Stadt quasi niemand mehr. Selber fahren durfte man sie ja ohnehin nicht - beziehungsweise nur nach der Überwindung kafkaesker Bürokratie - und die Taxis gab es in allen nötigen Größen und in ausreichender Zahl. Niemals ärgerte man sich über fehlende Parkplätze oder die letzte Erhöhung des Treibstoffpreises, sei es nun Benzin oder Wasserstoff oder Strom. Vermutlich würde die nächste weitreichende Reform sich mit dem Mangel an Material für Smalltalk befassen.

Kay hatte sich bereits auf dem Weg nach dem nächsten Direktflug nach *Tokio* erkundigt und festgestellt, dass sie noch fast 30 Minuten Zeit hatten. Kurzerhand führte er sie in das Flughafenrestaurant. Kay konnte einfach immer essen.

„Bestell dir was du willst", sagte er, „ich schreibe alles zu den Unkosten." Es bezeugte Kays professionelle Kompetenzen, dass ihn sein Arbeitgeber immer noch quer durch die Welt schickte, trotz der horrenden Rechnungen, die er stets mit zurückbrachte wie andere Souvenirs.

Faye lächelte, blieb dann aber bei einem einfachen Cappuccino.

„Du bist zu zurückhaltend", beurteilte Kay und schwang seine kleine Gabel, mit der er in beachtlicher Geschwindigkeit ein Tortenstück, echte Herrentorte, verkleinerte. „Konsum ist das Zauberwort. Hält seit Jahrhunderten die Wirtschaft am Laufen. Wie kann es da was Schlechtes sein? Schmeckt auch ziemlich gut."

Faye schmunzelte ob dem Gedanken, was Mel jetzt wohl erwidern würde.

„Du warst schon mal in *Tokio*?", fragte er, nachdem die Torte um zwei, drei weitere Bissen geschrumpft war.

„Noch nicht."

„Schäme dich und freu dich drauf. Ist wirklich eine prächtige Stadt geworden. *Tokio IV* ist episch. Aber dass du dir die Architektur noch nicht angeschaut hast, du als Weltenbauer, das ist schon fast ein Skandal!"

Faye schnaubte. Es war fast unmöglich alle aktuellen Richtungen und Strömungen der Architektur zu verfolgen und sie arbeitete in ihrem Studium noch an den historischen Stilen. Es war nicht so, dass sie faul gewesen wäre. Aber bei einer Vier-Tage Arbeitswoche und einer Drei-Tage Studienwoche brachte man nur so und so viel unter. Sie studierte an der Hochschule *Parallelrealitäten*, was ihr in drei Jahren die technologischen, psychologischen und künstlerischen Grundlagen beibringen sollte. Nach vier Semestern wurden die Kurse allmählich für ihre Arbeit relevant. Allmählich.

Kay legte die Dessertgabel nieder. „Okay Bumblebee, es geht los!“

„Jetzt lass mich doch mal meinen Kaffee austrinken! Du Mähdrescher!“

„Ich was?“, sagte Kay und lachte dann, als er „Mähdrescher“ im Lexikon nachgeschlagen hatte, „sehr freundlich, wie immer eigentlich. Na gut, wie du willst. Aber dann sind natürlich die besten Plätze wieder weg.“

„Als ob es wirklich schlechte Plätze gäbe.“

„Im Shuttle vielleicht nicht. Aber wenn wir zu spät kommen und auf einer Bank in der Wartehalle unserem Kurzurlaub hinterherschauen müssen, dann schimpfe mich nicht!“

Faye schüttelte sich ihren noch viel zu heißen Kaffee hinunter. „Das ist der Geschmack der Konsumwelt?“, sagte sie und blies Luft über ihre verbrannte Zunge. „Ich glaube ich übe mich in Abstinenz.“

„Du wirst gleich entschädigt werden. Wehe du schaust dir jetzt im Flieger noch was zu *Tokio* an. Du würdest dir viel Freude stehlen!“ Faye war sich nicht ganz sicher, ob Kay jetzt wirklich „dir“ oder nicht doch „mir“ gesagt hatte. So oder so glaubte sie nicht, dass er unrecht hatte.

Die Shuttles heutzutage hatten reichlich wenig mit den Flugzeugen zu tun, welche noch um die Jahrtausendwende Menschen durch den Himmel transportierten. Die

weiten Flügel waren kräftig zusammengeschrumpft und lagen nun eng am Körper der Konstruktion. Der metallene Rumpf war zu großen Teilen Glas gewichen, die Stühle blickten nach außen. Egal in welcher der fünf Etagen man saß, dank der Glasfenster in Kombination mit unzähligen Hologrammen genoss man in jeder dieselbe Erfahrung und den gleichen Ausblick auf die Wolkendecke und den blauen Himmel darüber und in der Nacht, da blickte man in den Sternenhimmel und hinab auf die Lichter der Millionenmetropolen.

„Knapp vierzehn Minuten", hörte sie Kay sagen würde der Flug dauern. Er lehnte sich weit zurück mit seiner Lehne und blickte in den blauen Himmel hinauf.

„Weißt du schon wann deine Leute ankommen?", fragte er.

Faye tat es ihm gleich, als würde sie bereits Ausschau halten. „Hängt davon ab, ob es irgendwelche Zwischenhalte gibt. In den Außensektoren ist ja kein Schiff pünktlich. Im Idealfall dauert die Reise knappe zehn Tage. Dann wären sie in einer guten Woche abzuholen."

Der Himmel schien unfassbar nah. Kein noch so kleiner Wolkenfetzen lag über ihnen, nur das Blau eines endlosen Himmels, über dem irgendwo ihre beiden Brüder und ihr Vater auf dem Weg zu ihr waren.

Kay nickte. „Schön für dich. Hast du frei bekommen?"

Faye grinste wie ein Kind, das etwas ausgefressen hatte. „Drei Wochen", sagte sie.

„Dr-Drei Wochen!", wiederholte Kay, „sag mal, danach muss ich dich ja neu einschulen!"

„Tja, meine Brüder kommen vom Ende der Welt. Und ich werde ihnen alles hier zeigen!"

Kay nickte mit Anerkennung. „Drei Jahre seit du aufgeschlagen bist?"

„Jap. Und solange hat es auch gedauert, das Geld zusammenzubekommen meine Brüder und meinen Vater nachzuholen."

Fayes eigene Geschichte war eine sehr ungewöhnliche. Normalerweise ähnelten sich die Wege von den Außensektoren zur *Erde* und in aller Regel führten sie alle über die langjährige Verpflichtung zu einem Arbeitgeber, wobei „langjährig“ auch schonmal über 20 Jahre bedeuten konnte. Die Firmen wussten wie begehrt ein Arbeitsplatz auf der *Erde* war und die durchschnittliche Überfahrt aus einem *Class-D* Sektor wie *Zarathustra* kostete fünf Millionen Credits. Ein absolutes Spitzengehalt in den Außensektoren brächte 30.000 oder 40.000. Das hieße eine Einzelperson müsse, wenn sie keine Lebenshaltungskosten hätte, über fünf Jahre arbeiten. Mit Wohnung und allem waren es eher deutlich über zehn. Um das zu umgehen verpflichteten sich viele bereitwillig auf der *Erde*. Faye aber war über einen ihrer vielen Entwicklerjobs - sie hatte alles angenommen, dass nur entfernt mit Computern und Robotik zu tun gehabt hatte, schließlich hatte sie lange Zeit die Familie alleine versorgen müssen - an den *FIM* geraten. Man suchte jemanden, der auf und um *Metropolis* Informationen beschaffen konnte. Das Geld war gut und Faye meldete sich und machte was ihr an Expertise fehlte mit doppelt so langen Stunden wett. Damit allein wäre sie allerdings nicht auf die *Erde* gekommen. Denn so nützlich sie für den *FIM* in *Zarathustra* sein mochte, auf der *Erde* gab es so viele viel wertvollere Mitarbeiter, dass sie einen anderen Weg finden musste. Und Faye hatte einen cleveren Einfall: Als sie eines Tages bereits die Miete für den nächsten Monat verdient und einen weiteren Auftrag erfolgreich abgeschlossen hatte, da bat sie den Hacker ihr eine Arbeit auf der *Erde* zu vermitteln. Drei Wochen später hatte sie ein Angebot von *EveryNet*, dass ihr den Flug zu zahlen bereit war, für drei Jahre Dienst zu sehr günstigen Konditionen. Im Prinzip stellte man ihr eine Wohnung und gab ihr ein besseres Taschengeld von 150.000 Credits. Zum Vergleich, eine Jeans von einer populären Marke mit zwei Pferden kostete

30.000. Das war genug Geld, um zu leben, aber zu wenig, um in kurzer Zeit ihre Familie zu sich zu holen.

Dann zögerte sie. Zwar arbeitete Leo mittlerweile in der Werkstatt und sie würde Geld von der *Erde* schicken. Aber sollte irgendetwas sein, sollte man sie brauchen, dann hätte sie keine Möglichkeit mal eben vorbeizukommen, zu helfen. Die Reisedauer wären zwei Wochen, wenn sie Glück hätte. Sie wäre tausend Lichtjahre von ihrer Familie getrennt und könnte nichts weiter für sie tun als Geld zu schicken. Vergleichsweise viel Geld, aber erst nach drei Jahren würde sie wirklich die Möglichkeit haben das Nachkommen ihrer Familie voranzutreiben. Sie würde 700.000 bis 800.000 im Monat verdienen, wenn sie ihren neuen Vertrag hätte. Mit einem Kredit - denn sie wäre dann kreditwürdig! - könnte sie ihre Brüder und ihren Vater in etwas über einem Jahr nachholen …

Ihr Vater war keine Hilfe. Wie immer war er so in sich verschlossen, dass sie nicht einmal sicher war, ob er verstand, was sie ihm erzählt hatte und dass sie seine Meinung erfragte. Leo war das andere Extrem: Er unterstützte sie rundheraus, glaubte mehr an den Erfolg ihres Plans, als sie selbst und schien keine Sorge zu haben, dass er sich alleine um Adrian würde kümmern können. Aber dann war es Leo und er versuchte mit allen Mitteln sie zu unterstützen, auch wenn er dabei etwas verspräche, womit er sich übernähme.

Faye hatte nicht mit vielen Leuten darüber gesprochen. Für die meisten hier war es ein unangenehmes Thema, das es mit allen Mitteln zu umgehen galt, denn im warmen Licht der irdenen Sonne und mit dem ersten Hauch Sommer im Gesicht war es unvorstellbar, dass die eigene Familie irgendwo auf einem leblosen Stein im Weltraum schwebte. Kam es also zur Sprache, so konnte Faye zusehen, wie jede Freude aus dem Gesicht ihres Gesprächspartners wich und sich die unangenehme Mischung von geheuchelter oder auch ernstgemeinter Anteilnahme verbrei-

tete, die dennoch niemandem half und nur die unausgesprochene Frage aufwarf, „Und du kannst hier seelenruhig auf der *Erde* leben während deine Familie da draußen ist?“. Als Kay es damals erfuhr da hatte er sie nur einen Augenblick angeschaut und gefragt: „Und? Wann kommt der Rest der Gang?“, als wäre es genau nur das: eine Frage der Zeit. Das und das er nicht einmal versucht hatte, ihr sein Mitgefühl auszudrücken, hatten Faye augenblicklich mit einem starken Gefühl der Achtung vor ihm gefüllt. Und jetzt wären sie dann wirklich bald hier.

„Na dann bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als dir im Büro den Rücken freizuhalten und drei fabelhafte Wochen zu wünschen“, sagte Kay nahm der Stewardess die beiden Tassen Kaffee ab und reichte eine weiter an Faye, die noch in glücklicher Erwartung schwelgte, beim Anblick des Kaffees sich dann aber ihrer verbrannten Zunge entsann. Kay schien ihren Gedanken zu erraten und gestand ihr, begleitet von der Geste eines gütigen Monarchen, zu, sie dürfe diese Tasse beliebig langsam trinken, Kaffee kaltwerden zu lassen sei zwar eine Todsünde, aber da der Flug gar nicht lange genug wäre, um Kaffee kalt werden zu lassen, sei ihre Seele vorerst gerettet, solange sie die Tasse nur leerte, denn Kaffee stehen zu lassen ohne ihn auszutrinken, sei natürlich ebenfalls eine Todsünde.

„Gut, dass ich mit einem so gescheiten Mann unterwegs bin, der mir all die Gefahren ausweist, denen ich meine Seele aussetze.“

Erneut begütigendes Nicken Eurer Majestät und Faye, als wolle sie die erworbene Gunst nicht verspielen verbrühte sich an der neuen Tasse Kaffee. Wenn sie so weitermachte, könnte sie in *Tokio* sehr mutig bei der Wahl ihres Essens sein. Sie würde ohnehin nicht viel davon schmecken.

„Na du umgibst dich ja auch nur mit klugen Männern. Wie geht es David?“, wollte König Kay dann wissen und nahm einen vorsichtigen Schluck von seiner Tasse, „ich

hatte gestern keine Zeit mehr mit ihm zu reden, nachdem der Raum plötzlich voller Stripper war."

„Oh", machte Faye und musste breit grinsen, „bei aller Liebe, das ist sogar für ihn zu viel. Von nackter Männerhaut will er einfach gar nichts wissen. War übrigens Barbaras Idee. Das mit den Strippern. Barbara hast du sicher getroffen. Die mit den blauen Haaren."

Kay nickte erheitert. „Ausgefallener Mensch. Hat sich um halb drei eine lebhafte Debatte mit Mel über Sinn und Unsinn der neuen Matrizen zur Rekalkulation der *UniNet Relay Vektoren* geliefert."

Faye schaute ungläubig drein, woraufhin Kay todernst bestätigte. Sie tat als würde es sie ob dieses urlangweiligen Themas schütteln.

„David hat im Augenblick ziemlich viel Arbeit. Keine Ahnung, was es ist, aber ich glaube es hat irgendwas mit einem großen Projekt zu tun, das bald fertig sein muss. Hat ihn letzter Zeit selbst für mich nur wenig Zeit."

„Ja", rief Kay aus, „die Arbeit ist schon ein Liebestöter. Wobei bei Mel und mir klappt das ja ausgezeichnet! Unsere Arbeit ist das reinste Aphrodisiakum."

Faye verkniff es sich das zu kommentieren. Aber ein neutraler Beobachter in ihrem Dreierbüro, und als solchen durfte sich Faye ansehen, konnte man schon hin und wieder vermuten man wäre Zeuge eines verbalen nuklearen Erstschlags, dicht gefolgt von der unmittelbaren Retaliation. Zugegeben, wie dann die Friedensverhandlungen aussahen, dass wusste Faye selbstverständlich nicht.

„Ich weiß nicht, ob du's bemerkt hast, aber Mels Stimmung ist gerade ein wenig angeschlagen. Ihre kleine Schwester hatte einen Unfall."

Fayes Blick trübte sich.

„Sie wurde von einem Roboter erfasst und zu Boden geworfen. Der Mann, der ihn steuerte, hatte sie übersehen." Faye glaubte, eine gewisse Bitterkeit zu hören.

„Wie alt?"

„Zehn.“ Faye spürte, wie sich ihr die Kehle zuschnürte.

„Sie konnte nur durch eine Notoperation gerettet werden. Man musste ihr ein Implantat einpflanzen. Es war wirklich knapp.“

„Mel hat gar nichts gesagt ...“

„Ist nicht ihre Art über solche Dinge zu sprechen. Himmel, sogar mir hat sie‘s erst nach langem Betteln gesagt.“

„Ist es dann okay, mit mir darüber zu sprechen?“

Kay blickte nach vor durch die gläserne Wand.

„Natürlich. Mel muss wieder lernen, anderen zu vertrauen. Sie wurde von ihrem letzten Freund übel im Stich gelassen. Ich glaube die Handschellen bei unsrem ersten Mal waren hauptsächlich, um zu garantieren, dass ich nicht abhaue.“

Faye wusste nicht, ob sie lachen wollte.

Kay schien ihren zwiegespaltenen Gesichtsausdruck nicht zu bemerken, oder er hätte mit Sicherheit lachen müssen. Stattdessen sagte er: „Da schau!“, und deutete aus dem Fenster, „ein Wetteradler!“

Und wirklich schwebte ein unnatürlich großer Vogel vielleicht 30 bis 40 Meter unter ihnen. Sein Federkleid schimmerte in den Regenbogenfarben und seine Silhouette, immerhin fast acht Meter in der Flügellänge, drohte mit den Wolken zu verschwimmen.

„Weißt du wie sie funktionieren?“, fragte Kay leise, als wolle er den mechanischen Vogel nicht verscheuchen und mit begeistertem Vibrato.

Faye schüttelte den Kopf.

„Die Schwingen sind mit einer ganz eigenen Legierung beschichtet. Das ist wie ein paar Millionen Sensoren, die auf eine Fläche von, lass mich lügen, knapp fünfzehn Quadratkilometer jede noch so kleine Fluktuation wahrnehmen können. Damit, und mit tausenden anderer Vögel, ist es möglich, einen Wetterumschwung Tage vorher in allen Details vorherzusagen.“

„Ich glaube davon habe ich schon gehört. Jemand meinte, es würde reichen, sie einmal im Jahr für ein paar Tage fliegen zu lassen, um unser Modell abzugleichen, dann könnten wir mit dem Computer allein alles vorhersagen."

„Naja", schmunzelte Kay und lehnte sich wieder in seiner Lehne zurück, „das ist vielleicht ein wenig weit aus dem Fenster gelassen, soweit ich weiß fliegen die rund um die Uhr das ganze Jahr. Aber vielleicht könnte man das wirklich schon machen? Wer weiß?"

Faye folgte dem Vogel mit den Augen, bis sie ihn bald hinter sich gelassen hatten.

Kay hatte derweil angefangen in einem kleinen Hologramm vor sich durch die TV Kanäle zu zappen. Er konnte nicht stillsitzen ohne sich mit irgendetwas zu beschäftigen.

„Ist es nicht faszinierend wie viele TV Kanäle es mittlerweile gibt?", fragte er. „Ohne ein Abo hat man tausende zur Auswahl und hier im Shuttle hat man, was weiß ich, zehntausend? Wir sollten anfangen unseren Wohlstand an der Zahl der TV Kanäle festzumachen."

Er hielt inne. Zu sehen war ein sehr schmaler, fast filigran und gebrechlich wirkender alter Mann mit sehr aristokratischen Zügen und bleichem Teint. Sein gescheiteltes Haar war silbern, sein gepflegter Oberlippen-, Unterlippen- und Kinnbart mitsamt den hellgrauen Augen komplettierten den Adelslook. Faye klinkte sich ein.

Augenblicklich verschwand ihre Umgebung und sie stand neben Kay in der Menge an Reportern, die den Mann umgaben, um ihre Fragen loszuwerden und Antworten zu bekommen. Sie befanden sich offensichtlich im großen *Di-Tolore-Raumhafen* auf *MOON1* und Frederik van Dyk, der Verwalter *Neos*', kämpfte sich mit seinem Komitee an Sicherheitsleuten zu seinem Schiff.

Die Journalisten riefen ihre Fragen: „Bedeutet das Krieg?", „Was werden Sie nun tun?", „Werden Sie zurücktreten?" Der alte Mann kommentierte keine einzige. Eine Stimme aus dem Off erklärte die Verhandlungen für ge-

scheitert. „Van Dyk sehe keinen Grund weiteren Verhandlungsrunden beizuwohnen“, erklärte sie, „wenn man *Neos* keinen Schritt entgegenkommen wolle, dann gäbe es auch keine Möglichkeit zu einem für alle zufriedenstellenden Ergebnis zu gelangen. Zu einem Kompromiss brauche es guten Willen auf beiden Seiten. Van Dyk war gestern bei der Besichtigung einer Industrieanlage auf der *Venus* Ziel eines Anschlags geworden, allerdings unverletzt geblieben. Sein jetziges Abreisen ohne einer ausgehandelten Lösung wirft viele Fragen-“

„Soviel dazu“, sagte Kay finster und wechselte das Programm. Jetzt saßen sie beide in den Zuschauerreihen eines Acquaballstadions und verfolgten die Highlights der heutigen Vorrundenspiele. Faye klinkte sich aus, an Acquaball hatte sie nie etwas gefunden.

„Denkst du, es wird zu einem Konflikt kommen? Auf *Neos*, meine ich?“

Kay reagierte sofort, als wäre er nicht mental eben noch im Stadion auf Sizilien gewesen. „Ich fürchte das wird sich nicht mehr verhindern lassen. Aber du weißt, das du denn Falschen fragst. Wenn du mich jetzt nach den Ergebnissen der letzten zehn Jahre im Acquaball fragst, kein Problem. Aber bei diesen ganzen politischen Ränkespielen, da habe ich nicht die Geduld mir eine Meinung zu bilden. Im übrigen überlasse ich das Mel und verbreite dann ihre Entscheidung.“

„Und was hält *sie* von der ganzen Sache?“

„Ich werde sie bei erster Gelegenheit fragen!“

Faye boxte ihn.

„Sag es doch gleich, wenn du keine Meinung zu verbreiten hast!“

Kay lachte und zeigte dann nach unten. „Schau, über diese Dinge kannst du mich etwas fragen! Technik, das ist mein Metier!“

Unter ihnen, aber noch über der Wolkendecke waren gewaltige Flächen mit Propellern aufgetaucht. Eine moderne Windfarm.

„An Windenergie habe *ich* aber kein rechtes Interesse", winkte Faye ab, gab aber zu, dass der Anblick nicht von schlechten Eltern war.

„Schau, das verstehe ich wiederum nicht. Diese Konstruktionen sind genial. Flugdrachen zur Energieerzeugung. Das ist doch spitze!"

„Wo liegt der Sinn, wenn es Fusionsreaktoren gibt?"

„Es ist ja nicht so, als gäbe es die schon immer."

„Ja gut, aber jetzt ist das doch hinfällig."

„Es werden auch keine neuen mehr gebaut", beruhigte Kay, „aber man hatte nicht immer den Luxus so hervorragende Erfindungen verwerfen zu können. Aber gut", sagte er, „wenn dich das nicht interessiert, dann kann ich dir zumindest sagen, dass wir in fünf Minuten da sein werden. Also klapp die Scheinwerfer hoch, denn *Tokio IV* wird sogar dich flashen!"

Damit setzte Kay sich abrupt auf. „Wir sollten jeden Augenblick unter die Wolkendecke sinken", verhieß er. „Pass gut auf, sonst bleibt dir der Atem stehen."

Faye tat wie geheißen und als hätte das Shuttle nur auf sein Wort gewartet, begann es unverkennbar an Höhe zu verlieren. Sie glitten durch eine Wolke. Kurze Zeit war alles um sie herum weiß. Dann sah man sie: *Tokio IV*, die schwebende Stadt.

Faye lief eine Gänsehaut über den Rücken.

Tokio IV lag fast siebenhundert Meter über dem Metropolengebiet, das *Tokio I* bis *Tokio III* bildeten. Getragen wurde die gewaltige, runde Plattform, die vollständig aus Glas erbaut schien, durch einige Dutzend mächtiger Streben. Auf der Plattform selbst wuchs eine Hightech-Stadt. Wolkenkratzer reihte sich an Wolkenkratzer, die U-Bahn wurde durch eine Schwebebahn ersetzt und an den Rändern, hatte man eine einzige große Parkanlage mit Bäumen

und großen Teichen geschaffen, die sich ins Unendliche zu ergehen schien. Etwas abseits auf ihrer Seite, durch lange gläserne Röhren mit der schwebenden Hauptinsel verbunden lag das zwar nur drittgrößte aber fortschrittlichste Acquaballstadion, wie Kay begeistert einwarf, „da müssen wir einfach hin, architektonisches Pflichtprogramm!“

Auch wenn Faye nichts von Acquaball hielt und daher nicht die Verheißung in seinem letzte Satz erkannte - Faye war gänzlich von den Socken.

„Habe ich zu viel versprochen?“ Kay lächelte und sah selbst auf diese Blüte der menschlichen Zivilisation, auf das sie geradewegs zusteuerten. „Das ist die Stadt der Zukunft! Vergiss die Unterwasserstädte, in die Lüfte! In die Lüfte!“

Das Shuttle flog einen Halbkreis, wie um den Insassen die Möglichkeit zu geben, die architektonische Meisterleistung zu bestaunen, dann sank es in eine der Landeluken am Flughafen.

„Wir bedanken uns für ihr Vertrauen“, hörte man die Flugbegleitung sagen, ehe sie die Passagiere anwies sich zu den Ausstiegsschleusen zu begeben.

„Bereit?“, fragte Kay mit dem Strahlen eines Kindes am Weg ins Spieleparadies.

Faye nickte und folgte Kay in die große Abfertigungshalle.

Der Hafen war einfach riesig. Faye hatte den *London 3s* für groß gehalten, aber im Vergleich hätte er eine kleine Provinzstadt verbinden können. Beinahe im Sekundentakt gingen hier Shuttles, Transporter und andere Schiffe ab oder fuhren ein. Es war schwierig abzuschätzen wie viele 10.000 Personen sich beständig über die Stege schoben. Faye wollte gar nicht zu schätzen beginnen.

„Wir checken zuerst im Hotel ein“, nahm Kay als der Berufsältere und Erfahrenere die Zeiteinteilung in die Hand. „Dort heißt es formelle Kleidung herauskramen,

wir gehen sofort zu einem Meeting mit dem Vorstand. Wir wollen uns von unserer besten Seite zeigen“, schärfte er ihr ein. „Höchstwahrscheinlich werden sie uns nach dem Essen zur Veranstaltungshalle bringen. Dort können wir dann gleich zu arbeiten beginnen. Hast du dir die Pläne durchgesehen?“

Das hatte sie. Als „aufwendig“ beurteilte Faye was man ihr an Konzept gegeben hatte. „Wenn das was werden soll, dann müssen wir uns ranhalten.“

„Darum habe ich ja Verstärkung erhalten“, meinte Kay. Sie hatten einen Ruf zu verlieren. Nur deshalb hatten sie als relativ kleines Unternehmen Auftragnehmer auf der ganzen Welt.

Sie waren rasch den Steg hinabgeeilt, ihre kleinen Koffer mit den Rollen (die sich als so praktisch erwiesen haben, dass man sie auch nach über zweihundert Jahren fast unverändert benutzte) hinter sich herziehend und dann weiter die Rolltreppe hinunter, wo sich die Passagierströme auf die verschiedenen Verkehrsmittel aufteilten. Die beiden stiegen in einen Zugwaggon, der im Übrigen weitgehend den U-Bahnwaggons *Londons* glich, allerdings ähnlich den Shuttles vollkommen gläserne Wände hatte.

Sie setzten sich auf Kays Drängen in die erste Reihe. „Einmal muss man das gesehen haben“, meinte Kay.

Es dauerte noch zwei, drei Minuten, in denen Kay aufgeregt zappelte, bis die Türen geschlossen wurden und alle Passagiere Plätze eingenommen hatten. Dann schob sich die Wand vor dem Zug zur Seite und gab den Blick auf *Tokio IV* frei. Ein Blick von innen.

Die Bahn setzte sich in Bewegung, der Boden unter ihnen verschwand und gab einer Draufsicht der Stadt nach. Ohne großen Ruck beschleunigte die Bahn in wenigen Sekunden auf 80 Meter pro Sekunde und eine wilde Achterbahnfahrt nahm ihren Lauf. Der gläserne Zug jagte durch penibel geplante Kurven von Station zu Station. Einmal fuhren sie unter der Führungsstange, dann

darüber, sie wechselten von links nach rechts, zischten nach oben und dann wieder kerzengerade nach unten. Faye erkannte andere, ähnliche Bahnen ihre Kreise ziehen. Sie begutachtete die Hochhäuser, das kunterbunte Straßennetz auf dem sich die Menschen tummelten und die weite Parkanlage am Rand der gigantischen Plattform. Der Himmel schien erstaunlich nahe. Dann schossen sie in die Tiefe und hielten in der Zentralstation, wo Faye, ein wenig wankend, aus dem Transportmittel trat.

Kay checkte die Uhrzeit und ließ keine Pause durchgehen. Zwei Minuten später standen sie in einem großen Aufzug, der sie in einer gewaltigen Glassäule nach unten transportierte, hinab nach *Tokio III*.

Und Faye kam nicht aus dem Staunen. Sie hatte damit gerechnet, das *Tokio III* wortwörtlich ein Schattendasein fristete. Dem war nicht so. Auch wenn der reale Himmel in weiten Teilen der Stadt nicht mehr sichtbar war, konnte man das auf den ersten Blick gar nicht erkennen! Auch der zweite Blick ließ keinen Zweifel an der vermeintlichen Echtheit der Wolkenformationen aufkommen. Die Plattform zeigte, von unten betrachtet, ein exaktes Abbild des Himmels darüber. Selbst die Sonne zeigte sich und blendete einen, wenn man direkt hineinsah. Es schien tatsächlich als gäbe es *Tokio IV* gar nicht. Die große Säule mit dem Aufzug und die mächtigen Streben, welche die schwebende Stadt trugen, schienen sich nach und nach im Himmel zu verlieren.

Beeindruckend.

Das war Kunst, anders konnte man das nicht beschreiben. Die Ingenieure, die sich das ausgedacht hatten, musste man feiern und sie konnten getrost als Vorbild für alle ihre Kollegen angesehen werden. Selbst in einer *Parallelrealität* wäre das hier ein Augenöffner, aber für Chiplose so etwas zu gestalten, Chapeau!

Kay genoss das Spektakel, welches für mehr als 40 Millionen Menschen zum Alltag gehörte nicht weniger, auch

wenn es für ihn nicht das erste Mal war, dass er ihm beiwohnte, aber was diesen Reizen an Neuheit fehlte wurde von seiner allgemeinen Technikbegeisterung und seinem begeisterungsfähigen Wesen wieder wettgemacht. Die Seitenwände des Aufzugs versanken im Boden und die Menschen traten in alle Himmelsrichtungen hinaus.

Faye hielt sich dicht an Kays Fersen. Als sie vor knapp zwei Stunden aufgestanden war, hatte sie nicht geahnt wenig später auf der anderen Seite des Planeten durch die coolste Stadt der Welt zu laufen. Sie hatte ein neues Ziel für sich und ihre Brüder.

Um das Hotel zu erreichen, stiegen sie keine fünf Minuten Gehweg vom Haltepunkt des Lifts aus in die U-Bahn und fuhren zwei Stationen. Drei weitere Minuten später standen sie in der Empfangshalle.

Die beiden wurden auf der Stelle per Namen in *Standard* gegrüßt und in den Aufzug begleitet. „Ich hoffe die Anreise war angenehm. Waren Sie schon einmal in *Tokio*?“, fragte ihre Begleiterin. „Möchten Sie, dass ich Ihnen eine Stadtführung organisiere?“

„Das wäre herrlich“, antwortete Kay, „leider kennen wir den genauen Zeitbedarf unseres Projektes noch nicht. Aber sollte es sich irgendwie machen lassen, kommen wir gerne auf ihr Angebot zurück.“

Faye biss sich auf die Zunge, was nach den Verbrühungen des bisherigen Tages nochmal extra wehtat. Nach kaum 50 Minuten war sie nun soweit: sie erwog einen Umzug.

Der Chef hatte ihnen ein Zimmer mit zwei getrennten Schlafzimmern reserviert. Zusammen mit einem unbeschränkt nutzbarem, frei gestaltbarem *Layer*, ein Extra, das alle besseren Hotels heutzutage anboten.

„Das lässt er sich nicht nehmen“, nickte Kay. „Wenn jemand seine Arbeit gut macht, dann soll er die Zeit danach auch genießen können.“

Faye konnte dieser Einstellung so einiges abgewinnen. „Dein Bauch muss sehr dankbar sein“, sagte sie und Kay rieb ihn sich zwinkernd. Immerhin hatte er seit fast 20 Minuten nichts zu sich genommen. Bevor sie in die U-Bahn gestiegen waren hatte er sich bei einem strategisch gut platzierten Stand eine Faye unbekannte Teigtasche gekauft und diese genüßlich verspeist während sie durch die Stadt rauschten, als säßen sie in einer Achterbahn.

„Okay“, sagte er, „zehn Minuten. Businessdress.“ Damit verschwand er in seinem Zimmer.

„Fertig?“, fragte Kay exakt zehn Minuten später durch die Tür hindurch.

Faye öffnete angekleidet. „Selbstverständlich.“

Kay trug einen schwarzen Anzug mit beigefarbener Krawatte und silberner Krawattennadel. Sein Einstecktuch war dunkles Grün. Er war in schwarze Oxfords geschlüpft und hatte, Faye hätte ihn nicht für so stilbewusst gehalten, eine Armbanduhr angelegt. Trotzdem konnte sie sich eine spaßhafte Bemerkung dazu nicht verkneifen.

„Warum ich eine Uhr trage?“ Er neigte den Kopf zur Seite. „Warum trägst du Ohrringe?“ Punkt für Kay.

Faye hatte ihrerseits ihr schickes Sommerkleid abgelegt und trug nun einen Damenanzug. Sie hatte niemals viel auf Businessröcke gegeben und so trug sie prinzipiell stets Hosen. Das sollte aber nicht bedeuten, dass Faye Röcken nichts abgewinnen konnte. Sie fand sie durchaus tragbar, manchmal auch schick oder elegant - an anderen Frauen, die nicht ihre kurzen Beine hatten. Sie ging lieber auf alles und trug ein Kleid oder Hosen. Ihr jetziges Gewand war weiß mit einem leichten Stich ins gelbe, aber keineswegs beige, sondern einfach schmutzig weiß. Sie würde damit herausstechen aus all den Businessmenschen da draußen, aber der Schnitt war konservativ und alles so ausgesucht elegant, dass man nichts beanstanden konnte. Dazu trug sie unscheinbare Ohrringe silberner Farbe und leichtes,

dezentes Make-up. Das lange, dunkle Haar hatte sie sich zu einem Zopf gebunden. Es war die Invertierung des Hell-Dunkel-Musters, das an blonden Frauen mit schwarzen Kleidern sehr gut funktionierte. Sie hatte es, in Ermangelung des blonden Haares, einfach auf den Kopf gestellt.

„Here we go-ho!“, untermalte Kay ihren Abgang.

Man traf sich in einem edlen Restaurant in einer der zentralen Säulen, welche *Tokio III* mit *Tokio IV* verband. Faye war kaum noch überrascht, als Kay ihr erklärte, dass in der Konstruktion auch Appartements, Geschäfte, Büros und Lokale untergebracht waren. Die Aussicht war zweifellos hervorragend und Faye stellte fest, dass trotz ihrer Höhe von mehr als 600 Metern, noch immer nichts von der gläsernen Plattform zu erkennen war, die da zweifelsfrei über ihnen ihren Platz beanspruchte. Als „tadellos“ bezeichnete sie die hier verrichtete Arbeit ihn Gedanken und nahm sich vor, die Entstehungs- und Baugeschichte der Stadt nachzuschlagen. Das sie nach vier Semestern mit Fach „Architektur“ noch nichts davon gehört hatte lag wohl daran, dass sie stofflich immer noch in der Neuzeit steckten …

Das Unternehmen mit deren Vorstand man sich eben traf war noch relativ jung. Doch die letzten Quartalszahlen waren so erstaunlich gut ausgefallen, dass es Grund genug gab, die Feierlichkeiten einmal in professionelle Hände zu geben. *EveryNet* hoffte daraus einen Dauerauftrag zu machen. Was weder Kay noch Faye aber wussten, war, dass ein noch viel größeres Angebot wartete.

Die Firmenchefs, zwei junge Männer, hatten ihre Idee „Realitätsurlaube“ zu verkaufen in den letzten Jahren immer weiter verfeinert. Ihr Verkaufskonzept war ein Abenteuer, bei dem man sich nicht auf die Sicherheit einer *Parallelrealität* verlassen könne. Denn in der Realität gäbe es schließlich auch keine Sicherheit. Sie betonten ganz

bestimmt in ihren Ausschreibungen, dass Verletzungsgefahr besteht. Die Menschen kamen in Scharen.

„Wenn ich das richtig verstanden habe“, wiederholte Kay die Erklärung, „dann wollen Sie *Parallelrealitäten* einsetzen? Widerspricht das nicht ihrem Verkaufskonzept?“

„Kein bisschen“, widersprach der eine.

„Wir wollen die entstehende Anspannung nur ein wenig länger aufrechterhalten können. Die Menschen suchen das Erregende, das Gefährliche. Das Dumme ist nur, dass beides nicht von selbst kommt.“

Faye musste schmunzeln. Die Idee war im Wesentlichen das, was man erst mit hohen Chiplevels nutzen konnte, in diesem Fall die Realität zu vergessen. Zu vergessen, dass es sich hierbei nur um eine Simulation handelte - eine Funktion der höheren Chiplevels - für niedrige Levels anzubieten. Auf die Gefahr hin, sich tatsächlich zu verletzen.

„Angenommen ich breche mir auf diesem Urlaub das Bein“, sagte sie, „dann wird mir auch in Wirklichkeit das Bein gebrochen?“

Die beiden Männer grinsten. „Ich bitte Sie, das wäre doch ziemlich barbarisch. Nein, aber ihr Chip wird in der Realität alle Folgen eines gebrochenen Beines simulieren. Sie werden die nächsten Wochen im Alltag das *Gefühl* haben, sie hätten ein gebrochenes Bein.“

„Ohne Einsatz, kein Vergnügen. Das ist die ganze Idee“, ergänzte der andere.

Faye nickte. Das darauf bisher niemand gekommen war … Das Gefühl und alle Unannehmlichkeiten eines gebrochenen Beins obwohl es kerngesund war … Genial …

Kay unterbrach die Diskussion der Geschäftsidee und kam zu ihrem Auftrag zurück: „Wie sieht’s mit der Veranstaltungshalle aus? Können wir schon hinein?“

„In knapp fünfzehn Minuten“, erwiderte der erste der Männer.

„Irgendwelche speziellen Wünsche abseits der schriftlichen Beschreibung?“

„Ihre Auszeichnungen und Preise sprechen für sich. Kreieren sie Ihren Zauber und vielleicht arbeiten sie anstatt für diese kleine Firma schon bald für uns“, sagte der Mann und blickte zu Faye, die keinen Hehl um ihrer Begeisterung für *Tokio IV* gemacht hatte.

Kay stürzte den Rest seines Longdrinks und sah nach Faye, um sie anzuweisen es ihm gleichzutun. In Gesellschaft Kays galt es andauernd knallheiße und saukalte Getränke zu exen. Dann waren die beiden wieder unterwegs, dieses Mal zum Veranstaltungsort.

Beim Schaffen von *Parallelrealitäten* war Faye in ihrem Element. Heutzutage konnte jeder *irgendeine Parallelrealität* schaffen, doch eine wirklich immersive zu fabrizieren, das war eine der höchsten Künste. Und Faye war stolz auf ihr offensichtliches Talent darin.

Im Gegensatz zu vielen anderen ihrer Berufskollegen baute sie nicht nur auf Augenöffner und Effekte, sondern vor allem auf Harmonie und Kontrast ihrer Präsentation. Sie liebte es, Anachronismen zu fertigen und grundverschiedene Landschaften, Räume und Stimmungen zu mischen.

Heute war sie inspiriert. Sie wollte *Tokio IV* benutzen. Die Idee einer fliegenden Stadt. Was sie allerdings im Himmel verankerte war keine Stadt des 23. Jahrhunderts, sondern eine idealisierte Form eines antiken *Athens*. Ebensoviel Augenmerk legte sie auf die Kleidung der simulierten Personen, seien es Musiker und Schauspieler oder Dienstleister wie Barkeeper und Kellner. Sie mischte die gewagtesten Moden und Stile ohne dabei zu übertreiben oder das gesunde Maß zu verlieren. Wenn es etwas gab das ihre Talente am besten kombinierte, dann war das der Weltenbau. Sie liebte ihre Arbeit und das sah und spürte man.

Kay hingegen war ein kühlerer Kopf. Er arbeitete mit vielen komplizierten Berechnungen und viel Mathematik. Er analysierte gelungene Konzepte der Architektur, der Kunst und der Psychologie und brach alles auf Zahlen herunter. Damit lag er immer goldrichtig, wenn seinen Entwürfen auch manches mal ein wenig der Kontrast, ein wenig der Esprit, die Überraschung fehlte. Aber das nur in Fayes trainierten Augen und vielleicht war sie dabei nicht ganz unvoreingenommen, da seine Entwürfe immer neben ihren eigenen um die Aufmerksamkeit der Gäste und Besucher buhlten.

Das Ergebnis: Kay war zufrieden, Faye erschöpft. Um 9 Uhr 43 des folgenden Tages verließen sie die Veranstaltungshalle. Endlich würden Sie Zeit finden, ihre Hotelbetten zu beanspruchen. Der Kater hatte den Tag noch ein Stück anstrengender gemacht und jetzt war sie wirklich streichfähig. Sie erreichten ihr Zimmer, verabschiedeten sich und da war das Bett. Faye kam, lag und war fort.

Als Faye gegen 17 Uhr 30 aufwachte, hatte sie eine Nachricht von Leo im Speicher. Innerhalb einer Sekunde hatte sich das Gespräch, welches vor drei Tagen stattgefunden hatte in ihrem Kopf wiederholt und sie war auf dem aktuellen Stand. Ihr kleiner Bruder war verschwunden!

Eine Hand aus Eis schloss sich um ihr Herz und drückte zu. Sie sprang auf und stürzte vor der Toilette zu Boden felsenfest überzeugt sich auf der Stelle zu übergeben. Die freudige Erwartung, die sie die letzten Wochen durch den Alltag getragen hatte, war wie weggeweht. Ihr Magen krampfte und ihr Mund war eine Wüste, die jeden Moment durch die Fluten ihres Magens geschwemmt werden wollte.

Wie hatte das passieren können? Wie hatte Leo einen achtjährigen Bruder verloren? Er war doch kein Dummkopf. Leo. Adrian auch nicht, aber er war erst acht. Und

jetzt war er irgendwo da draußen, auf sich alleine gestellt. Die Außensektoren waren kein Ort für ein Kind. Für niemanden eigentlich. Aber vor allem nicht für ein Kind. Dann waren da die jetzt so nutzlosen Tickets zur *Erde*, die zehnundzwei Millionen Credits gekostet hatten und anstatt dreien jetzt nur einen wirklich zur *Erde* brachten, während die anderen beiden vermutlich weiterhin durch die äußeren Sektoren flogen, der eine auf der Jagd nach dem anderen und der Gejagte ohne Möglichkeit sie zu informieren. Da draußen gab es keine Polizei. Es wäre reiner Zufall, wenn er auf Hilfe stieße.

Faye rülpste, aber ihre Übelkeit blieb. Sie wusste ihr waren die Hände gebunden. Sie hatte keine Ahnung wie sie Adrian aufspüren oder Leo dabei helfen konnte. Ihre größte Hoffnung war, dass Leo Adrian mit der Hilfe der Polizei auf *Metropolis* bereits wieder eingefangen hatte. Sie war viel auf der Station gewesen, sie wusste dort gab es eine Polizeistation. Aber diese operierte nur auf der Station und nicht im Sektor. Aber da Adrian auf einem der anderen Schiffe sein musste, wäre das vielleicht genug ihn zu finden. Sie konnte es nur hoffen. Mit jeder Stunde wäre er weiter fort und ihre Chance geringer. Was sagte sie, ihre Chance war bereits jetzt vernichtet. Es waren drei Tage seit Leos Nachricht. Diese verfluchte Übertragungszeit. Was hatte nicht in der Zeit schon alles passieren können? Vielleicht waren die beiden bereits auf einem neuen Flug zur *Erde*? Aber mit welchem Geld? Einen zweiten Flug konnten sie sich unmöglich leisten. Sie musste ihnen Geld schicken - bloß wusste sie, dass ihr die Bank kein weiteres geben würde. Sie stand für die jetzt so nutzlosen Tickets mit acht Millionen in der Kreide. Nein, es gab für sie nur eine Möglichkeit. Sie kannte nur eine Person, die ihr jetzt helfen konnte. Sie würde sofort abfliegen.

Entschlossen warf sie einen Blick in die Kloschüssel, dann steckte sie sich beherzt den Finger in den Rachen und entleerte ihren Magen. Fünf Minuten später war sie

durch die Tür auf dem Weg zum Shuttleport. Die Pracht *Tokio IV*s vermochte sie jetzt nicht mehr zu verzaubern, auch wenn es die irre Beleuchtung glaubhaft machen wollte, sie befände sich auf einer ausgefallenen Kunstausstellung.

Faye nützte die Zeit stattdessen, um sich über den Aufenthaltsort von David schlau zu machen. David war nicht nur ihr Freund, sondern auch noch ein hervorragender Informationsbroker. Alles (oder zumindest schien es so) das sich durch das *UniNet* bewegte, konnte er aufspüren. Er war darin so gut, dass er in einem Monat mehr Geld verdiente als Faye in drei und er könnte zehnmal so viel verdienen, wenn er den Ethos der *FIM* nicht so rigoros befolgte und jede Sache, die nur einen Hauch Zwielichtigkeit an sich hatte, sofort von sich wies. Das er so gut war, war allerdings auch ein beständiger Grund der Sorge für Faye, denn auch wenn er es niemals zugab, so legte er sich auch mit Leuten und Organisationen an, deren Ruf bestenfalls als zweifelhaft gelten durfte. Es kam nicht selten vor, dass Leute vom *FIM* spurlos verschwanden und da er in seine Arbeit ein großes Maß Ideologie injizierte, übrigens ein wesentlicher Grund weshalb sie ihn verehrte, war er alles andere als ungefährdet. Es hatte nur der richtige - oder falsche! - Auftrag an ihn herangetragen zu werden, einer, der ihn sich mit den falschen Leuten anlegen ließe … Aber das war jetzt nicht ihr unmittelbarstes Problem …

Faye war nicht mehr so übel und was davon noch übrig war, rührte eher von Wut, als von Ohnmacht. In solchen Augenblicken ärgerte sie sich am meisten über sinnlose Beschränkungen der Chipfähigkeiten. Es war nicht erlaubt einen privaten *Layer* in Echtzeit zu besuchen, sofern man sich nicht in unmittelbarer Nähe seines Erschaffers und Verwalters befand. Das sollte den Reiseverkehr zwischen den Städten ankurbeln. Weitere unnötige Arbeitsplätze. Freilich gab es auch die Möglichkeit des einfachen Telefonats, welches auch nach über dreihundert Jahren nicht

aufgegeben wurde, aber was war schon ein Telefon? Faye grollte irritiert den Erfindern all dieser sinnlosen Restriktionen. Sie mochte keine Telefonate. Sie stand ihrem Gesprächspartner gerne gegenüber. Sie betete, dass David ihr helfen könne.

Endlich setzte das Shuttle wieder zum Sinkflug an und landete im kaum beeindruckenden Aerodrom *London 3*s. Schnellen Schrittes eilte Faye die Treppe zur Untergrundbahn hinunter und sprang durch die erstbeste, offene Tür. Die Züge fuhren ohnehin alle Stationen ab. Und das so schnell, dass es für gewöhnlich weniger Zeit in Anspruch nahm einfach sitzen zu bleiben, wenn man eine Station verpasst hatte und auf die nächste Durchfahrt zu warten, als auszusteigen und die Fahrtrichtung zu wechseln.

Als sie wieder auf die Straße trat - alle Straßen hier waren einspurig, die vollautomatischen Taxen sprachen sich untereinander ab, um sich nicht ohne Wendemöglichkeit in einer Häuserschlucht gegenüberzustehen - hatte sich das Viertel um sie gewandelt. Jetzt waren die Gebäude grau und hässlich und ohne Fenster. Die reinsten Wohnungsbunker. Nackter Beton, soweit das Auge blicken konnte. Die Straße kannte keine Laternen, und kaum ein Mensch ging durch die schattigen Krater zwischen den Häusern, von denen Fayes Schritte widerhallten als trüge sie meterhohe Absätze. Sie hatte nur ein Auge für die großen blauen Lettern, die auf die Wände der Betonklötze gemalt waren. In Haus mit der weltweit einzigartigen Nummer D329A30DCF trat sie ein.

Sie wand sich die schmale Treppe in den Keller hinunter und hielt dann vor einer schmalen Tür, von Seite zu Seite keine zwei fayesche Hüften breit. Eben so passte die Aufschrift „0834Z3E2DG45R, Mister Good“ in zwei Zeilen drauf. Sie hob die rechte Hand und legte alle fünf Finger in die Auslassungen des vor ihr entstehenden Hologramms.

„Fingerabdruck, Blut-, Knochen- und Zellstruktur übereinstimmend. Willkommen Faye Tolean“, ertönte eine

Stimme irgendwo aus Richtung Tür, die sich umgehend öffnete. Es war, wie nahezu alle Türen des 23. Jahrhunderts eine Schiebetür, Adrians Verwunderung war gerechtfertigt gewesen. Es war ein allgegenwärtiger Tribut an platzsparende Architektur.

In dem Raum dahinter herrschte absolute Finsternis. Die Tür schloss sich und Faye stand in Schwärze. Sie schlug die Augen zu und wieder auf - dann war sie geblendet. Jetzt strahlte die Sonne durch die großen Panoramafenster, seichte, elektronische Musik lief im Hintergrund und grüne Pflanzen hingen von den weißen Wänden. David saß vor einem großen Hologramm und hakte wie wild darauf herum, als gelte es den Hacker in einem Spielfilm zu mimen.

„Bunny!“, rief er, ohne von seinem Tippen abzulassen, „wie schön dich zu sehen!" Ein kleines Hologramm von der Größe eines Handspiegels war aufgepoppt und erlaubte es ihm Faye anzustrahlen ohne seine Arbeit augenblicklich zu unterbrechen.

Sie trat an ihn heran. „Bist du gerade sehr beschäftigt?“

„Ja, aber vergiss es. Hat Zeit, hat Zeit." Er setzte ein letztes Zeichen hinter die Zeile Code, die er eben editiert hatte, schob seinen Sessel zurück und stand auf. Das Hologramm verschwand.

„Was kann ich für dich tun, mein Mondschein?“ David küsste beide ihrer Wangen und musterte ihr Gesicht, ganz so als könnte er darin ihr Begehr lesen. Er neigte den Kopf nach rechts und ein großes Bett materialisierte sich.

Faye spürte wie die letzten Reste der grauenhafte Kälte aus ihrem Brustkorb wichen. „Nein David, ich brauche wirklich etwas."

Er hatte eben ihren Hals küssen wollen, hielt aber mit einem Mal inne und sah sie ernst an. Das Bett war wieder verschwunden. „Was ist passiert?“

„Kannst du die Positionen einiger Schiffe für mich feststellen?", fragte sie.

„Du weißt schon in welcher Wohnung du dich befindest?“, antwortete er und wollte sich wieder in seinen Sessel werfen, „alles in Ordnung?“

Sie schüttelte den Kopf und erzählte von Adrians Verschwinden.

Eine halbe Stunde später rasten erneut Daten über Davids Computerausgabe. Er orchestrierte die ausgehenden und hereinkommenden Datenströme als Großmeister seines Fachs, sandte Anfragen an weitere Mitglieder, zapfte Datenbanken an, durchsuchte in Echtzeit Nachrichtenübertragungen und Logbücher von Schiffen, Berichte der Polizei und Mitteilungen des Militärs. Nach drei Minuten hatte er den Bericht über die Auflösung der Kolonie und die Liste der gedockten Schiffe, nach 20 Minuten steckte er im Computer der letzten Reederei, die Schiffe dorthin gesandt hatte und durchsah die Berichte des Kapitäns. Nirgendwo war die Rede von einem blinden Passagier und schon gar nicht von einem kleinen Jungen. Zwei der Schiffe hatten noch keine Berichte nach Hause geschickt, aber die würden noch kommen. Da blieb nur noch ein Schiff übrig.

„Was ist das letzte Schiff? Die *Sleeping Beauty*?“, sagte Faye und wies auf den Schriftzug am Hologramm.

David holte Informationen dazu herein und da tauchte die Registriernummer auf, UP-2234-1212C, Name der Kapitänin, eine Liste der vollständigen Besatzung und was es sonst noch zu wissen gab.

„Ein Kreuzer des Militärs“, erklärte er. „Und hui, kein kleiner. Bewaffnungsmäßig eines der kampfstärksten Schiffe der gesamten Flotte. Dein Bruder hat Stil“, sagte er und erntete einen bösen Blick. „Entschuldige“, sagte er, „aber das er höchstwahrscheinlich auf diesem Schiff ist, das ist ein absoluter Glücksfall. Es gibt wohl kaum einen sichereren Ort da draußen.“

„Es müsste also auffallen, wenn ein Kind mehr an Bord ist?", fragte Faye, der kein Ort da draußen sicher genug für

ihren achtjährigen Bruder war, schon gar nicht auf sich allein gestellt.

„Selbstverständlich, aber das heißt gar nichts. Die Kapitäne solcher Schiffe sind mit weitreichenden Vollmachten ausgestattet. Theoretisch dürfen sie jeden blinden Passagier in Gewahrsam nehmen, bis zur Beendigung ihres Auftrags. Und Mitteilungen von Kriegsschiffen sind noch weit besser verschlüsselt als der übrige Netzverkehr. Da komm selbst ich nicht so ohne Weiteres ran."

„Das heißt Adrian ist entweder auf der *Symphonia*, der *Kapados* oder der *Sleeping Beauty*", hielt Faye fest und blickte dann ihren Freund mit einem ganz speziellen Lächeln an. Diesem schwante bereits was er heute Nacht tun würde. Aber da kam ihm noch eine Idee. „Dein Bruder war nicht zufällig bei der Polizei?"

„Ja, doch natürlich. Weshalb?"

„Polizeicode ist eine ganz andere Liga. Den knacke ich ihn zehn Minuten."

Faye wollte gar nicht wissen, woher David diese Gewissheit nahm …

David hatte gelogen. Er brauchte gerade einmal fünf Minuten, dann hatte er was er suchte.

„Die *Sleeping Beauty*!", verkündete er. „Adrian ist auf der *Sleeping Beauty*!"

„Yeah!", rief Faye und Euphorie jagte durch ihren Körper. Sie hatten ihn! Sie hatten ihn! „Wie kommt er zu uns?"

„Das ist die nächste gute Nachricht: Ich habe die Verwandtschaft einiger der Bediensteten auf dem Schiff abgegrast."

Faye verstand nicht. „Weil?"

„Ach Bunny, ist doch klar. Dann muss ich nicht den Militärcode bemühen. Auf alle Fälle rechnet zum Beispiel ein gewisser Luca Heindl aus Paris, Ehemann der Offizierin für Gesundheit, mit seiner Frau am 18. Juni!"

„Das heißt sie kommen heim? Zur *Erde*? Dann wäre Adrian noch schneller zu Hause als Leo und Papa?“ Sie lachte. Das war zu witzig. Das war großartig! Ihr schwindelte.

„David, ich liebe dich!“

„Ich weiß“, sagte er mit einem Zwinkern.

„Aber bist du dir auch ganz sicher?“, fragte sie noch einmal.

„Ich werde heute Nacht meine Kontakte etwas spielen lassen und dir morgen schwarz auf weiß den Bericht direkt vom Militär vorlegen, was sagst du dazu?“

„Das ich dich sehr, sehr, sehr lieb hab“, sagte sie und sie fühlte wie die Anspannung allmählich einer großen Müdigkeit wich. „Hol das Bett bitte wieder her. Und wenn du versprichst ganz brav zu sein, dann darfst du dich zu mir legen. Und mir die Füße massieren.“ Sie hatten ihn! Es war nichts passiert! Ja, da war noch Leo, aber der würde schon auf sich aufgepasst haben und ihn alleine herzuholen, auch dafür würde ihr etwas einfallen.

„Welch ein Lohn für gute Arbeit!“, sagte David aber genau so kam es. Die beiden lagen im Bett und Faye dachte, nun deutlich beruhigt, über die weiteren Abläufe nach.

Sie würde auf Adrian warten, soviel war klar. Und Leo konnte mit dem nächsten Flug selbst die *Erde* ansteuern. Wenn er keinen Direktflug nahm, sollte er es mit drei Millionen schaffen. Das war nochmal sehr viel Geld, aber das war auch ziemlich genau die Summe, die sie nach ihrer gemeinsamen Rechnung noch übrig haben sollten, denn Faye hatte mehr überwiesen und Leo hatte trotz der Lebenskosten auch ein wenig gespart. Schade um die nun so sinnlose Ausgabe, aber was machte das schon? Solange sie endlich alle wieder hier wären?

Alles schien sich in Wohlgefallen aufgelöst zu haben. Sie wartete keine Sekunde länger und schickte Leo eine Nachricht, das er kommen könne, Adrian sei ohnehin vor ihm

hier. Darüber würden sie irgendwann sehr gut lachen können. Hoffentlich sehr, sehr bald.

„Das neue Ticket kostet nochmal eine Stange Geld“, sagte David irgendwann, „lass mich dir doch zumindest dabei aushelfen?“ Er hatte ihr seit zwei Jahren angetragen ihr das Geld zu geben, er brauche es ohnehin nicht, oder es ihr zumindest leihen zu dürfen, aber Faye weigerte sich mit Haut und Haaren. Auf gar keinen Fall wollte sie finanziell in seiner Schuld stehen. Faye war ein Mensch, der bisher alles alleine geschafft hatte und sie würde es auch weiterhin schaffen. Es mochte länger dauern, aber es wäre ihre eigene Leistung, das Ergebnis *ihrer* Arbeit. Sie würde ihre Brüder zurückholen. Das wiederholte sie sich viele Nächte. Denn ungewollt brachte er sie mit seinem absolut gutgemeinten Angebot in Verlegenheit. Sie wusste ihm lag nichts am Geld und ihre Brüder wären früher hier - aber sie konnte einfach nicht. Ihr Stolz stand ihr im Weg und sie war über die Jahre so sehr mit ihm verwachsen, Jahre in denen sie nichts anderes gehabt hatte, in denen er sie aufrecht gehalten hatte wie eine Stütze eine viel zu schwere Pflanze, dass sie ihn nun nicht einfach ablegen konnte. Stattdessen arbeitete sie härter. So hart wie sonst niemand in der Firma und leistete so viel, dass man ihr den neuen Vertrag mit der gerechten Entlohnung neun Monate früher angeboten hatte. Dann konnte sie genug Geld verdienen, um bei der Bank den Kredit zu bekommen und alles nach *Astroid AG F2* schicken. Es war der Triumph ihres Lebens. Fast wäre er nun zunichte gemacht worden. Aber nur fast. Und war es nicht furchtbar eigennützig gewesen? Das ihre Brüder weiter auf *Astroid* hatten leben müssen, obwohl sie theoretisch die Möglichkeit gehabt hätte, David ihr ein Angebot unterbreitet hatte, das ihre sofortige Abreise erlaubt hätte? Es war der üble Dorn, der seit zehnundsieben Monaten, seit David das Angebot zum ersten Mal gemacht hatte, in ihr steckte wie ein kleiner Holzsplitter:

zu klein, um ihn zu finden und herauszuziehen, aber bei den richtigen oder falschen Bewegungen sehr schmerzhaft.

„Vielleicht“, sagte sie langsam und es zeigte in wie guter Stimmung sie war, „kannst du mir ein wenig leihen.“

David war so erstaunt er stützte den Kopf auf die Hand und sah sie bestürzt an. „Weib!“, rief er, „wer bist du und warum liegst du in meinem Bett?“

Faye überging das Gesagte. Sie hing weiter, halb dämmernd und dösend ihren Gedanken hinterher. Warum war sie eigentlich so schlecht darin finanzielle Hilfe anzunehmen? Sie war doch niemals jemanden auf der Tasche gelegen und auch selbst war sie nie finanziell ausgenutzt worden oder hatte es so empfunden. Warum also? Schließlich hatte sie auch keine Sekunde gezögert David um Informationen zu bitten. Sie war wohl ein sehr, sehr merkwürdiger Mensch, oder nicht? Ach egal. Für den Augenblick war das alles egal. Adrian war auf der *Sleeping Beauty* und bald wäre er hier und sie würde ihn am *Di-Tolore-Raumhafen* in die Arme schließen. Mit diesen angenehmen Gedanken, die sich nahtlos an jene schönen anreihten, die sie die letzten Wochen gedacht hatte, trieb sie hinüber ins Land der Träume, in Davids sonnendurchfluteter Wohnung, sein beständiger und sicherer Herzschlag, ganz dicht an dem ihren.

In einer Bar in *London 2* saß ein offensichtlich aus seiner Zeit gefallener Mann. Er hatte ein längliches Gesicht und pazifikblaue Augen, die langen Haare hingen ihm stellenweise ins Gesicht. Der mächtige Schnauzer ragte bis zum Haaransatz. Es sah aus als würde er mit offenen Augen schlafen, nur das seinem Körper die dazu notwendige Entspannung fehlte. Tatsächlich blickte sich Chefinspektor Grünling um. Von *Layer* zu *Layer* wanderten seine Augen und musterten die Leute aufmerksam.

Auf *Layer 3* war die Bar ein Countryklub, auf *Layer 4* eine Disco im Stil der 80er des 20. Jahrhunderts, auf *Layer 5*

ein nobles Etablissement. Mit der Einrichtung – auf *Layer 4* stand hier etwa gar kein Tisch, auf *Layer 5* einer von gänzlich anderer Form – wechselten auch die Menschen und deren Kleidung. Es war immer wieder interessant anzusehen wie die Menschen die Epochen mischten. Vor etwa 100 Jahren kam eine enorme Rückbesinnung auf, in welcher Kleidung, Verhalten und vor allem Kunst vergangener Epochen neue Begeisterung auslösten. Man trug wieder Schnurrbärte, Monokel waren in, Abendkleider aus dem 18. Jahrhundert wurden üblich. Man setzte sich einen Hut auf den Kopf und legte lange Mäntel über die Schultern. Spazierstöcke wurden alltäglich, vereinzelt sah man sogar Hosenträger und lange Strümpfe. Andere trugen die Kleidung von Naturvölkern oder antiker Kulturen, weite und luftige Gewänder, und vor allem die Kleiderwahl fernöstlicher Mönche erreichte zeitweise hohe Verbreitung. All das kam zurück. Nun, es übernahm nicht gleich die Vorherrschaft im Bekleidungsstil der Menge, Mainstream war anders, doch es mischte sich zu keinem geringen Teil mit der moderneren Art sich zu kleiden. So konnte Grünling nun eben einen Angehörigen der britischen Admiralität des 17. Jahrhunderts bei der Unterhaltung mit einer Dame des 22. beobachten. Während er sein Jackett ein wenig nachjustierte – es war wohl das erste Mal das er es trug – stand sie in ihrer engen, schwarzen Hose und der dicken, etwas überlangen Jacke gleicher Farbe und lachte ob des Kampfes des Mannes, seine mehrlagige Oberkörperbekleidung nach Belieben herzurichten. Sie selbst versuchte sich wohl heute zum ersten Mal im Stil des *Space Attire*, denn die Klamotten sahen funkelnagelneu aus - Grünling hatte berufsbedingt ein Auge für solche Details. Natürlich kam auch diese schreckliche Phase des *Nude Looks*, den man heute wieder nur dort fand, wo er laut Grünlings Geschmack auch hingehörte: Bordelle und die Sorte Klub, die eigentlich auch schon als Bordelle gelten mussten, oder aber den ganz abgesifften Läden, mit auf der Tanzfläche

kopulierenden Menschen und Drogentoten auf den Toiletten. Ja klar, sie hatten nun Heroin-B, aber Grünling wusste es besser. Es machte vielleicht nicht mehr den Körper abhängig. Aber immer noch den Kopf.

Grünling suchte wiederholt *Layer* für *Layer* ab. Für die Verbrechensbekämpfung hatte die Schaffung von *Parallelrealitäten* mehr Schwierigkeiten, als Vorteile mit sich gebracht. Wenn man etwa davon ausging, und wahrscheinlich musste man die Zahl noch mit einem Vielfachen multiplizieren, das jeder Quadratmeter der Erdoberfläche tausendmal existierte, dann war der Schluss, man könne jemanden, der bei gewissen Treffen nicht gesehen werden wollte, dabei doch beobachten sei alles andere als einfach, sehr rasch gezogen. Und man hätte Recht damit.

Nicht dass Chefinspektor Grünling eine offene Abneigung gegenüber des *Layer*-Systems gehegt hätte. Tatsächlich hatte er sich in seinen eigenen vier Wänden eine Vielzahl an *Layern* geschaffen, die er nach Lust und Laune abwechselnd benutzte. Gleiches galt für seine Frau, die mindestens eine genauso große Anzahl erstellt hatte. So besaß ihre fünfzehn Quadratmeterwohnung wohl im Gesamten weit über tausend Quadratmeter Nutzfläche. Also nein, er war der Technik wirklich nicht abgeneigt. Vor allem stand die Polizei nicht auf gänzlich verlorenem Posten und was andere Organisationen an Möglichkeiten hatten, wollte man vielleicht besser nicht näher erfahren. Aber soweit sollte er heute nicht in die Trickkiste greifen müssen.

Was der Chefinspektor hier tat? Nun, er suchte nach zwei jungen Männern. Ein reiches Söhnchen und dessen Freund. Seinen Informationen nach wurde ihnen vorgestern illegale Software verkauft. Gestern hatte die Polizei den Händler hochgenommen, zusammen mit einer – wenn auch zunächst verschlüsselten – Liste aller Kunden. Diese Liste war bald in lesbarem Zustand.

Jetzt kam vielleicht die Frage auf, wie man in einer Welt, in der drei Monate reichten, um sein Gesicht gänzlich unerkennbar zu machen, jemanden identifizieren wollte. Man hatte daran gedacht. Es gab eine Möglichkeit. In Zahlen gesprochen zwei Möglichkeiten: Chipträgern war eine eindeutige ID zugewiesen. Jeder Chip hatte eine unverwechselbare Nummer, welche man von außen und ohne das es der Träger erführe, abfragen konnte. So merkten sich manche ihre Freunde und Bekannten auch durch ihre Nummern, denn vor allem in Jugendkreisen schien das Gesichterwechseln nie aus der Mode zu kommen. Tatsächlich kannte Grünling aber auch noch andere Kreise, in denen das gang und gäbe war.

Bei Chiplosen brauchte es eines anderen Mechanismus: Noch vor der Geburt, wenn man die DNA eines Babys analysierte und nach Wünschen der Eltern modifizierte, wurden dreidimensionale Modelle der Iris generiert. Die Iris war ausgenommen von jeglicher Manipulation, auch wenn man später einen Chip erhielte. So musste Grünling jedem Mann und jeder Frau, die auf Anfrage seines Implantats keine Chip-ID sendete nur einmal in die Augen sehen, um ihn oder sie mit der entsprechenden Person in seiner Datenbank zu synchronisieren. Oder jemand anderes übernahm das In-die-Augen-Schauen, das war kein Problem. *CIN*, das *Crime Investigation Network*, sammelte alle Sinneseindrücke sämtlicher Chipträger und trug sie in anonymisierter Form in einer gewaltigen Datenbank zusammen. Es musste wirklich nicht Grünling übernehmen, das In-die-Augen-Schauen. Bei Fahndungen genügte es wenn *irgendein* Chipträger dem Gesuchten in die Augen . Erneut würde niemand etwas merken, aber ungesehen würde die Information, man habe den Gesuchten gesehen, weitergeleitet und die Verhaftung mochte zwei Straßenecken weiter bereits erfolgen.

Einen der beiden Männer für die Grünling heute hier war, den reichen, hatte man vor knappen zwei Stunden

inhaftiert, den zweiten sah Grünling eben durch die Tür treten. Auf *Layer 8*. Der Mann ging in Richtung Bar und wurde dort von einem Bekannten augenblicklich mit einem Gläschen versorgt. Keiner der beiden ahnte etwas, als sich Grünling erhob und sich gleichfalls auf den Weg zur Bar machte. Er hatte dieses Spiel schon so häufig gespielt, er konnte es im Schlaf.

„Was dagegen, wenn ich mich ein wenig zu euch setze?“, fragte er den Jungen. Er trug zerrissene Jeans und ein zerschlissenes Hemd im Stile der 90er-Jahre des zweizehnten Jahrhunderts. Wie langweilig. Mit Grunge kam man scheinbar niemals aus der Mode. Man sah aber auch nie gut damit aus.

Er musterte Grünling mit einer schnellen Kopfbewegung. „Keineswegs Mann“, sagte der Junge. „Gin?“, fragte der Barkeeper. „Gerne“, meinte Grünling, nahm das Glas und leerte es in einem Zug.

„Hoi“, rief die Zielperson, „durstig?“ Er besah den Chefinspektor, als nehme er ihn jetzt erst richtig war. „Schicker Bart“, sagte er dann und griff sich auf die eigene, blanke Oberlippe. „Werde ich auch einmal probieren.“

Sein Freund mit dem Fetzen eines Hemdes lachte. „Zusammen mit dem Pharaonenbart?“

„Nein, nein, der hat noch Vorrang.“ Er lachte mit seinem Freund, wandte sich dann aber wieder Grünling zu. „Was tust du hier? Etwas Ausspannen nach der Arbeit?“

„Oh nein“, meinte der Kommissar den Kopf schüttelnd, und fügte dann in leicht verschwörerischem Ton und mit vorgeneigtem Kopf hinzu: „Ich hätte mich hier mit jemandem treffen sollen.“ Dann lehnte er sich zurück und sagte: „Aber er scheint nicht zu kommen.“

„Der Kerl hat dich versetzt?“, lachte der Mann und setzte dann mit gespielt verständiger Miene nach: „Das kommt vor, aber es gibt Millionen von Typen da draußen. Auch andere Mütter haben schöne Söhne. Und unter uns, probier’s doch mal mit Frauen.“ Dabei zwinkerte er mit

dem rechten Auge. „Da stimmt die Anatomie einfach besser."

Nun war es an Grünling zu lachen. „Ich glaube du verstehst nicht", sagte er, „darum geht es nicht." Er senkte die Stimme erneut, rückte wieder näher und tippte sich an die Schläfe. „Sondern darum."

Grünling hatte lange an dieser Masche gearbeitet. Er hätte es auch weit subtiler und in eigenen Augen natürlicher kommunizieren können, aber es gab eine große Menge an Flaschen, die es dann nicht länger verstünden. Es hatte sich als erfolgreicher erwiesen sehr direkt zu sein. Dafür, dass sie mit hochillegaler Software spielten waren die meisten, die er festzunehmen hatte, sehr unbedarft und unvorsichtig.

Der Junge und sein Freund zogen beide die Augenbrauen hoch. Grünling setzte fort: „Er hat gesagt er hat etwas … „das die Sinne sprengt", wenn ihr versteht was ich meine."

„Absolut, absolut", lachten beide. „Wenn du willst können wir dich mit dem bekannt machen, der uns den Scheiß verkauft hat."

„Ihr habt so was?" Grünling schien begeistert. Wie leichtsinnig. Man sollte meinen, zumindest die Verkäufer dieser Software, sollten ihnen ein bisschen Verstand im Umgang mit ihrem illegalen Produkt eingebläut haben. Aber das schienen sie nie oder es war das Erste wozu sie ihre neue Freiheit im Kopf nutzten: Alle Erinnerung an die Gefahr zu vergessen.

„Ja Mann, erst zwei Tage, aber das Ding ist der Wahnsinn …"

Grünling hörte ihren ausschweifenden Erklärungen nicht lange zu. Er brauchte nur ausreichend Indizien, um bei der Anhörung einen begründeten Verdacht vorbringen zu können und das hier war eher ein Geständnis. Dann zückte er seine Waffe und schoss beide im Bruchteil einer Sekunde um. Die Menge bemerkte gar nichts davon, da

waren sie schon aus dem Netz in die Realität entschwunden.

„Gute Arbeit, Grünling“, lobte Brian. „Wir haben die beiden bereits lokalisiert. Das sind zwei Nieten weniger.“

Wo auch immer sie sich ins Netz eingeloggt hatten, lagen jetzt zwei leblose Körper. Nicht tot, aber nach außen kaum davon zu unterscheiden. Grünling wusste was nun mit ihnen geschah. Sie würden mindestens zweizehn Jahre bekommen. Zweizehn Jahre Dienst in einem ausgesuchten, gemeinnützigen Unternehmen. Ohne Chipzugriff und ohne Beförderungschance in dieser Zeit. Die Jahre konnten des Weiteren nicht für die Pensionierung geltend gemacht werden. Grünling war sich selbst nicht recht sicher, was er von dieser Regelung halten sollte. Auf der einen Seite galt es als selbstverständlich, dass man erst auf alle Chipfunktionen zugreifen durfte, wenn man Dementsprechendes geleistet, wenn man sich verdient gemacht hatte. Auf der anderen Seite wurde man damit zum Dienst an der Menschheit verpflichtet. Nun, es war nicht so als könnte er etwas daran ändern, also war seine Meinung auch nicht von Bedeutung. Oder? War es so? Bestimmt.

Er trat aus der Bar und machte sich auf den Weg nach Hause. Seine Frau würde garantiert schon schlafen, aber da gab es noch ein Acquaballspiel, wovon er vielleicht noch das Ende mitbekäme.

Bevor er aber noch zehn Meter vom Eingang des Lokals entfernt war stoppte ihn das Rufen seines Namens, gefolgt von einem jungen Mann in Polizeiuniform.

„Lukas", begrüßte ihn Grünling, „schön Sie zu sehen."

„Ganz meinerseits, Chefinspektor“, behauptete der Polizist. „Chefinspektor Li hat mich gebeten Ihnen mitzuteilen, dass Sie ihn beim Alten Brunnen treffen sollen."

„Oh", machte Grünling, „danke für die Mitteilung."

Er setzte seinen Weg fort, doch sein Ziel hatte sich geändert.

Wenn im Jahre 2252, in Zeiten des *CIN*s und mächtigerer Systeme, jemand eine Botschaft persönlich überbringen ließ, dann musste es sich um etwas Wichtiges handeln. Etwas das man mit niemandem außer der Zielperson teilen möchte etwa. Na gut, es *musste* nicht unbedingt so sein. Bloß in diesem Fall *wusste* Grünling bereits, dass Li ihm zeitnah gewisse, vertrauliche Information organisieren wollte.

Es war tatsächlich schwierig geworden seine Privatsphäre zu schützen. Kommunikationen in *Parallelrealitäten* und über das *UniNet* galten schon seit 2198 nicht mehr als abhörsicher. Da ein Austauschen der ganzen Elektronik, welches nötig wäre um das Netz zu aktualisieren, aber Unmengen an Kosten nach sich ziehen würde, Geldmittel, welche die Regierung lieber in teure Bauprojekte, große Raumschiffe und *Civilizations*' Kolonialisierungsbemühungen investierte, war man wieder zum persönlichen Treffen zurückgekommen.

Logischerweise war auch das nur mäßig sicher. Wie erwähnt, die Ohren und Augen jedes Bürgers fütterten das Netz und nicht nur die Polizei unterhielt große Datenbanken. Es war Teil von Grünlings Job in einer perfekten Rekreation der *Erde* Menschen zu beschatten, wie sie die Verbrechen, die man ihnen zur Last legte, erst noch ausüben mussten. Man sprach von der *Falschen Zeitmaschine*, dem Vor-Vorläufer des *CIN*s, da man bis zurück in das Jahr 2049 an nahezu jeden von Menschen besiedelten Ort der Welt reisen konnte und tatsächlich sehen und wahrnehmen würde, was sich dort zu jener Zeit getan hatte. Innerhalb sinnvoller Grenzen akkurat, versteht sich, aber alleine die Möglichkeit etwas von damals nachzuempfinden war beeindruckend und gruselig zugleich.

Wozu man allerdings so weit in die Vergangenheit reisen sollte war Grünling ein Rätsel. Man könnte ohne weiteres Daten, die soweit zurückdatierten, löschen, schließlich waren die üblichen Verbrechen, übrigens trotz gestiegener

Bevölkerungszahl weit weniger als zwei Jahrhunderte zuvor, meist keine drei Tage alt, wenn sie zur Anzeige gebracht wurden.

Der Senat rechtfertigte die Speicherung der Daten nur mehr mit einem Grund: Terrorismus, die Geißel der ersten Hälfte des 21. Jahrhunderts, hatte ein trauriges Comeback gefeiert, als sich unter den *Amane* Gruppierungen bildeten, die mehr Gerechtigkeit, Gleichberechtigung oder direkt Freiheit und Unabhängigkeit forderten. *Amankan Eien*, Freiheit für *Amankan*. Aber das war nicht Grünlings Fachgebiet. Seines war das Aufspüren von Informationen, Informanten und Tätern in der Virtualität und mithilfe des *CIN*s.

Der Vorläufer des *Crime Investigation Networks* war das *Chip Aided Crime Investigation Network* (*CACIN*). Als die Menschen allerdings in ihre Traumwelten verschwanden wurde das System unverhältnismäßig teuer und eingestellt. Erst mit der Rückkehr in die Realität und unter der Regierung von Präsidentin Di Tolore wurde 2133 die bestehende Infrastruktur aufgegriffen und weiterentwickelt. Es sollte ein System werden zur objektiven Messung von Bevölkerungsdaten, doch als es 2141 den vollen Betrieb aufnahm, war es eine Selbstverständlichkeit es zur Verbrechensbekämpfung einzusetzen. Es gab einen großen Sturm der Entrüstung, es ginge nicht an, dass man jeden Bürger und jede Bürgerin jederzeit beim Pinkeln, Duschen und beim Geschlechtsverkehr beobachten könne, nur weil man eine Polizeimarke trüge. Der Protest wurde ausgesessen und die Software lief zwei Jahre später verpflichtend und nicht deaktivierbar auf jedem Chip. Nur eine Einschränkung gab es: Aufgrund des hohen Bandbreitenbedarfs war das System nur auf der *Erde*, der *Venus*, Teilen *Amankans* sowie *MOON0* und *MOON1* aktiv.

Wie die Polizei andernorts und ohne das *CIN* erfolgreich arbeiten wollte, entzog sich vollends Grünlings Vorstellungskraft.

* * *

Chefinspektor Li war ein alter Schulfreund Grünlings, welcher zwar in derselben Stadt, aber in einem anderen Distrikt seiner Arbeit nachging. Im selben Distrikt fand sich das Hauptquartier der *UPA*, der *United Planets Agency*, des staatlichen Geheimdienstes, sodass Li bereits mit so manchem Informanten „zusammengestoßen" war. Im Übrigen häufig nicht zuletzt Grünlings Schuld.

Inspektor Grünling erkannte bereits eine einsame Silhouette am Brunnenbecken lehnend. Es war drei Uhr morgens und der Platz dementsprechend ausgestorben. Abgesehen davon war der Platz aufgrund seiner altersbedingt noch nett anzusehenden Gestaltung vor allem von Chiplosen und Puristen besucht, was die Gefahr, jemand könne etwas von ihrem Gespräch mitbekommen, weiter reduzierte. Nur ab und an kam jemand vorbei, verschwand dann aber meist sogleich im nahen U-Bahnabgang.

„Schöne Nacht", sagte Li, als Grünling ihn erreichte und sich neben ihn an den steinernen Rand lehnte. Der Mann blickte hinauf in das Sternendach der klaren Sommernacht, welches trotz der hohen Lichtverschmutzung und des hellen Mondes reich mit Sternen gedeckt war. In Momenten wie diesen machte sich das durch die Chips verbesserte Sehvermögen bemerkbar. Grünling folgte seinem Beispiel. Mit einem bestätigenden „Hm" stimmte er zu. Der Mond stand beinahe voll am Himmel und man konnte die Leuchten der Shuttles ausmachen, die in einem beständigen Strom vom Trabanten zurück zur *Erde* und wieder hinauf pendelten.

Das Wasser des Springbrunnens hinter ihnen plätscherte laut und verriet uns sogleich den nächsten Grund das Treffen hier abzuhalten: Selbst wenn jemand vorbeikommen sollte, würde er wohl kaum verstehen, worüber sie sich unterhielten, solange er nicht bis auf wenige Meter herantrat. Oder ihre Münder beobachtete. Dann wäre es

kein Problem rückwirkend ihre Lippen abzulesen. Sofern man einen Chip trug.

„Also?", begann Grünling. „Was hast du?"

„Etwas Großes", meinte Li, „so groß, dass ich dich noch einmal fragen will, ob du das wirklich durchziehen willst."

Grünling schüttelte den Kopf. Li war stets versucht ihm seine Vorhaben auszureden. Das hatte er immer schon gemacht. Schon in der Schule hatte er mehr Vernunft genossen und dafür manchen Spaß verpasst.

„Ich habe dir oft genug-", sagte Grünling leicht gereizt, wurde aber von Li unterbrochen: „Ich weiß! Ich weiß! Aber bisher habe ich versucht dich allein wegen *Vermutungen* von der Sache abzubringen, nun ... jetzt weiß ich wovon wir hier wirklich sprechen." Er blickte Grünling ins Gesicht. Dieses sah noch ganz so aus wie das des zehnjährigen Jungen, der mit ihm neu in die Klasse gekommen war. Es war etwas magerer und schärfer geschnitten, aber die Nase war die gleiche, sehr krumm und steil wie eine Skisprungschanze. Auch das kurze blonde Haar sah aus wie damals, aber der hohe Kragen der Polizeiuniform verlieh ihm augenblicklich eine Autorität, die kein Kind besitzen konnte.

Grünling erwiderte Lis Blick stur. Er glaubte eine gute Vorstellung davon zu haben, worüber sie sprachen und er hatte sich in langen, wach gelegenen Nächten die möglichen Konsequenzen einzubläuen versucht. Aber sein Unrechtsbewusstsein, dass sein Leben nicht mehr loszulassen schien und es durchzog seit er mit neun diese Sache gesehen hatte, es würde keine Ruhe geben, bis er sich dem einmal geweckten Verdacht angenommen hätte.

Nachdem er so seinem Freund ein letztes Mal eine Chance zur Ausflucht gegeben hatte, schon im Vorhinein wissend, dass er sie ausschlagen würde, seufzte Li, als wäre dieser Ausgang nicht von Anfang an klar gewesen. „Gut, es ist Wahnsinn, aber ich will dir sagen was ich zusammentragen konnte." Seine Stimme wurde leiser,

wodurch Grünlings vollste Aufmerksamkeit zum Verstehen des Gesagten nötig wurde.

„2059, was weißt du über das Jahr?“

Grünling überlegte. „sechzehnundacht Prozent Träumer“, überflog er die Schlagzeilen des Jahres. „*Helios*, Chips, mehr Chips.“

„Richtig“, sagte Li, „es gab kein anderes Thema. Neuralimplantate überall. Es gab so viele Meldungen dazu, niemandem fielen Implikationen eines Falles von Fälschungen auf, über den ebenfalls berichtet wurde.“

Auch das war keine umwerfende Neuigkeit, denn niemand verbot es anderen Firmen neben *Helios* ebenfalls Implantate zu bauen. Nicht offiziell zumindest. Tatsächlich konnte ohnehin keine den gewaltigen Rückstand an Forschung und Wissen aufwiegen, sodass alle produktionsreifen Alternativprodukte blanke Kopien waren.

„Nur, das waren keine einfachen Fälschungen. Diese Firma hatte the real thing. Das waren echte, eigene Implantate. Mit eigener Software. Und diese Software, das war es was so Furore machte. Oder hätte machen müssen. Im Rückblick scheint es unfassbar, dass die Geschichte so unterging. Da wurde garantiert was dran gedreht. Verdrängungsalgorithmen et cetera. Aber egal. Auf alle Fälle waren diese modifizierten Implantate, eigentlich ein Modell von *Helios*, mächtig aufgebohrt allerdings. Auf alle Fälle, die hatten neue Funktionen. Kranke Funktionen.“

Grünling grummelte, damit Li endlich zum Punkt käme.

„Die Chips *zwangen* ihr Trägerhirn alle Informationsübertragung über Silizium, das heißt über den Chip, abzuwickeln. Das wiederum hieß, der Mensch war zu einhundert Prozent ausgeleuchtet. Jeder Gedanke, jeder Furz wurde festgehalten. Dazu gab es Filter. Nicht jeder Gedanke wurde durchgelassen. Und *Injectors*, die neue Gedanken einspeisen konnten. Es war ein Alptraum. Das Ganze hätte zum Ende der Chips führen müssen. Diese Gefahr war unzumutbar. Aber so kam es nicht. *Helios* klagte die Firma,

Somnia, in Grund und Boden, wegen Betriebsspionage und sonstwas. Dazu kam eine fingerdicke Mappe an Klagen vom Staatsanwalt. Menschen- und Persönlichkeitsrechte. Aber die Öffentlichkeit schien davon vollkommen unbeeindruckt. Es gab Proteste, aber so wenige und dann waren da die Verkaufszahlen von *Helios* und die gingen nach oben, immer nach oben, mehr als je. Es schien den Leuten egal.

Nun aber, auf alle Fälle ist sich die *UPA* heute sicher: Diese Chips, die Firma, *Somnia*, das waren Leute von *Helios*. Niemals hätte eine kleine Firma, ohne Milliarden an Forschungsgeldern und fünfzehntausend Mitarbeitern und zehn Jahren Forschung diese Chips entwickeln können. Und", Li schien nicht länger zu atmen während er weiter durch seine Fakten raste, „man fand Signaturen von *Helios* im modifizierten Code. Erst vor kurzem ist man durch pures Glück auf ein unverkauftes Exemplar des Implantats gestoßen. Ein Entwickler scheint beim Signieren seines Codes den falschen Schlüssel erwischt zu haben. Der Teil mit dem Gedankeneinspeisen, die *Injectors*, der Teil stammte aus den Labors von *Helios*, es wurde mit einem solchen Schlüssel unterzeichnet. Das heißt, und jetzt halte dich fest, der heute größte und einflussreichste Konzern der Welt, dessen Produkte in den Hirnen der meisten Menschen stecken, der hat sich mit der Kontrolle von Gedanken befasst."

„Schön", befand Grünling ohne die Miene zu verziehen. Jetzt hatte er einen Namen. *Helios*. Sids Traumfabrik. Die Firma aller Firmen. Die Firma, die den Kit fertigte, der ihre moderne Gesellschaft zusammenhielt. Genial. Es traf ihn überraschend wenig, nun mit Gewissheit zu wissen, was er bereits seit Wochen zu wissen glaubte.

„Ja, nicht?", sagte Li. „Dieselbe Firma, die heute alle Politiker, alle Polizisten und Militärs, einfach alle mit ihren Implantaten versorgt. Feine Sache, was? Jetzt fragt sich natürlich, ob die immer noch unlauteren Praxen frönen."

„Und?“

„Worauf du wetten kannst.“

„Was hast du rausgefunden?“

Li schüttelte den Kopf. „Zunächst nichts Neues und das ist für sich schon ein Skandal. Die *UPA* hat alle Informationen, die du dir vorstellen kannst. Aber das Ganze ist so groß, man rechnet sich keine Chancen aus, es zu zerschlagen. Und dann nutzt man lieber alle Information, um über aktuelle Vorhaben Bescheid zu wissen. Ja, aber auf jeden Fall habe *ich* die Daten bekommen. Und ich bin rein, ins System. Sie nennen es *Somnia*. Irgendwo haben wir das schonmal gehört, wo war das bloß? Ach ja, die Firma mit den Kontrollchips.“

Somnia. Das war auch der Name, der Grünling erst auf die Fährte dieser ganzen Sache gebracht hatte: Eigentlich eine Routineuntersuchung im *CIN*. Ein Verdächtiger, ein zweiter Mann und der erste bettelte. Um Unterstützung in einer ungenannten aber offensichtlich unendlich wichtigen Sache. Wenn er die Daten nicht organisierte wäre er morgen tot. Die kennten keine Gnade. Die von *Somnia*. Dieses Gespräch hatte er gesehen.

An und für sich wäre ihm diese Beobachtung nicht lange ihm Gedächtnis geblieben, er hatte es noch nicht einmal auf diese beiden abgesehen, doch dann passierte etwas Eigenartiges: Das System stürzte ab. Zum ersten Mal in Grünlings zehnundfünfjähriger Berufslaufbahn. Oder so glaubte er zunächst, denn auf einmal war die Welt um ihn Dunkelheit und die Verdächtigen weg. Er brauchte ein paar Momente, ehe er begriff, dass die Maschine noch lief. Er versuchte die Daten erneut zu laden, doch sie waren verschwunden. Es hatte hier an diesem Ort zu jener Zeit *nie* Aufzeichnungen gegeben. Eine Lücke im sonst so allumfassenden Datenbestand. Eine Lücke in ihrem tadellosen Netz, dem fast jeder Mensch auf der *Erde* als Spion diente.

Li hielt inne und zeigte mit dem Zeigefinger auf Grünling. „Das, was du suchst, jeder kennt und niemand kennen will. Allein durch das Beobachten der Aktionen dieser Organisation, wenn man weiß, wo man schauen muss … damit also lässt sich ein Profil erstellen, mit dem man eine Ahnung bekommt wie weit das Netzwerk reichen muss. Das alles ist streng geheim bei der *UPA*. Ich habe eine Unmenge an Gefallen eingelöst, um das hier zu erfahren."

Grünling wartete darauf, dass sein Freund die Katze aus dem Sack ließe.

„Es wird von der *UPA* vermutet, dass gegenwärtig etwa dreizehnundacht Prozent des gesamten Wirtschaftsraumes der Union von demselben Syndikat kontrolliert oder zumindest beeinflusst wird, welches sie *Somnia* nennen. Man ist sich sicher, dass weite Teile der Regierung, des Senats und selbst der Justiz und der Exekutive Mitglieder des Zusammenschlusses sind. Und die machen ihn unantastbar. Und das ist bitter. Wir wissen alles und nichts. *Injectors* und *Inhibitors* machen es unmöglich zu wissen. Wer ist auf unserer Seite und wer nicht? Wer glaubt es zu sein und ist es nicht? Wer ist er selbst und wer ist fremdgesteuert? Zur Hölle, wissen wir als Polizisten, was wir tun?"

Li war sichtlich erregt, doch Grünling hatte schon verstanden was Li ihm sagen wollte. *Helios* steckte tief im Schmutz und sie alle kräftig in der Scheiße.

„Die Tatsache, dass du all das erfahren konntest, weckt zumindest in dieser Hinsicht noch Hoffnung“, sagte Grünling matt. All das war nichts wirklich Neues für ihn. Er war phantasiebegabt und neigte zum Durchdenken aller möglichen Lösungen für ein Problem. Das Ausmaß mochte er sich nicht vorgestellt haben, aber Verstrickung in Politik und Wirtschaft war ihm schon fast klar gewesen, denn wer hatte sonst die Macht das *CIN*, das System, dass die Wahrheit selbst absicherte, das zentrale System ihres Justizapparates, auf dessen Basis alle Rechtsprechung erfolgte, zu manipulieren? Er war dort gewesen und im nächsten

Moment war die Aufzeichnung, der er eben noch beigewohnt hatte, spurlos verschwunden.

Li schwieg einige Zeit, eher er in seiner Manteltasche kramte und einen kleinen Datensphere herauszog.

„Das sind die genauen Daten mit detaillierten Verweisen auf die Quellen in *CIN*, sofern sie noch nicht gelöscht wurden, sowie einer Vielzahl an zusammengetragenen Dokumenten, die meisten davon strengste Geheimhaltungsstufe. Ich sage es dir nochmal: Auf gar keinen Fall darf irgendjemand davon erfahren!“

Dann blickte er seinen Freund und Kollegen mit ernstem Blick tief in die Augen und sprach eine letzte Warnung aus: „Ich bin raus hier, Max. Ich habe keine Ahnung was du machen willst. Aber sei vorsichtig! Selbst die *UIPA* sieht sich machtlos.“ Er zögerte eine Sekunde, als wollte er noch etwas sagen, schien es sich dann aber anders zu überlegen. „Halt die Ohren steif, alter Freund“, sagte er, drückte Grünling am Oberarm und ging seines Weges.

Grünling blieb einige Minuten dem Gespräch nachsinnend stehen, ehe er selbst langsam in Richtung U-Bahnabgang schlenderte, in Gedanken bereits die eben erhaltenen Daten durchforstend. Er kannte seinen Gerechtigkeitssinn. Besser er würde gleich mit der Arbeit anfangen.

INFINITY 7 : JULIAN

wiki.unipedia.uni

Artikel des Tages

Union der Planeten (Politisches System) (*)

Die Union der Planeten (United Planets) wurde am 10. Juli 2214 ausgerufen. In ihr vereinen sich die beiden Planeten *Erde* und *Amankan* zu einem gemeinsamen Staat, dessen erklärtes Ziel es ist, Freiheit, Gleichheit und Einigkeit zu fördern und seinen Bürgern die bestmöglichen Grundlagen für ein erfülltes Leben zu bieten. Die Bürger nennen sich kollektiv *Menschen* unabhängig von ihrer Wurzeln, ein wesentlicher Verdienst von Präsident Sutherland (2211-2217) und seiner Regierung, welche die von Goldberg (2199-2211) favorisierte Zwei-Staatenlösung und den Fortbestand einer begrifflichen Trennung zwischen Menschen irdischen Ursprungs und Menschen manaeschen Ursprungs abgewendet hat.

Zentrales Organ der Union ist der *Technokratische Senat*. Der Senat hat 729 Sitze. Gewählt werden die Senatoren direkt durch die Bewohner eines Wahldistrikts. Es gibt 419 Distrikte auf der *Erde* und 272 auf *Amankan* sowie 38 verteilt auf die besiedelten Sektoren. Wahlberechtigt ist jeder mit vollendetem 21. Lebensjahr, wählbar wird man mit vollendetem 38. Lebensjahr.

Zum gewählten Teil des Senats gibt es die Expertenkommission, bestehend aus führenden Technikern und Naturwissenschaftlern. Ihre Anzahl variiert stark, ihre Stimmen gehen mit insgesamt 25% in den Entscheidungsprozess ein. Sitz des Senats sind *MOON1* und *MOON2*. Planmäßig wechselt der Tagungsort halbjährig, doch bisher fand keine einzige Sitzung am manaeschen Trabanten statt.

Ebenfalls direkt gewählt wird der Präsident. Der Präsident vereint alle Machtbefugnisse in sich, die es braucht, um die Union auch ohne den Senat zu regieren. Die Ministerien unterstehen direkt dem Präsidenten und sind nur ihm gegenüber weisungsgebunden. Der Präsident darf

allerdings selbst keine neuen Gesetze formulieren. Er darf dem Senat sogenannte *Notizen* schicken, doch die sind formal nicht mehr als Bitten sich mit einem Thema zu befassen und einen entsprechenden Gesetzesentwurf zu erarbeiten. Nach erfolgreichem Beschluss im Senat geht der Entwurf zur Unterzeichnung an den Präsidenten, der sie mit Anmerkungen zurückwerfen kann oder abzeichnet. Es braucht eine Dreiviertelmehrheit im Senat (exklusive Expertenrat) um den Präsidenten zu stürzen.

Die dritte Säule bildet der Interplanetare Gerichtshof (Interplanetary Court, IPC). Vorsitzender des Gerichtshofs ist der Erste Richter, ein weiterer Posten mit großer Macht. So groß sogar, dass es eine ganze Reihe von Präsidenten und Richtern gab, die sich in ihren jeweiligen Amtszeiten mit Prozessen überzogen.

Durch die Schwäche der aktuellen Präsidentschaft unter Präsidentin Bali nach ihrer Quasi-Niederlage im Kampf gegen *Amankan Eien* hat sich eine vierte Säule etabliert: die *United Planets Military Forces* unter Admiral Aziz. Das Militär war schon immer stark durch die großen Kompetenzen, die man ihm beimaß, etwa die Erfüllung der Polizeifunktion in *Class-C* und *Class-D* Sektoren, dem Katastrophenschutz und der zentralen Unterstützungsrolle im Dienst der Kolonialisierungsbestrebungen seitens *Civilization*, Aziz aber hat sich auch am politischen Parkett etabliert und sein Wort zählt mittlerweile, zusammen mit dem Richter Jansens, mehr als das der Präsidentin.

Aus dem Orbit sah die Station ungeheuer mächtig aus. Ein enormer, silberner Fleck auf der Oberfläche des kleinen Planeten. Mit seinen 1500 Kilometern Durchmesser sorgte er für einigen Streit zwischen den Wissenschaftlern, ob er denn überhaupt als Planet angesehen werden könne - die Ansichten hierzu änderten sich alle Jahre, im Augenblick war man aber dieser Auffassung. Der Planet also hatte keine Atmosphäre und bestand nahezu vollständig aus Metallen. Seine von der Sonne beschienene Seite wurde kaum hundert Grad heiß, die Temperatur auf der Rückseite lag am absoluten Nullpunkt.

Infinity 7, das war der Name sowohl des Planeten als auch der stählernen Konstruktion, die er beherbergte. Es war ein einzigartiges Projekt. Die Überlegung war den Planeten systematisch auszuhöhlen und Schritt für Schritt zu besiedeln. Das abgetragene Material würde durch mächtige Stützen ersetzt, welche die metallene Kruste in Form halten würde. Die Umlaufbahn könnte man trotz der geringeren Masse durch Nachjustieren der Umdrehungsgeschwindigkeit halten. Die Gravitation würde mit Maschinen aufrechterhalten und man könnte den Aufwand, eine künstliche Atmosphäre zu schaffen, vermeiden. Insgesamt wollte man für die gleichen Ausgaben, zigmal so viele Menschen unterbringen können. Die Rechnung war einfach: das Volumen einer Kugel bot ungleich mehr Platz als ihre Oberfläche.

„Misonos!“, drang die Stimme seiner Assistentin zu ihm herüber, „wir landen in drei Minuten."

Er nickte bloß, ehe das Raumschiff zu sinken begann und durch ein Kraftfeld in die silberne Kuppel glitt.

Julian hatte nie gute Karten in dieser Sache gehabt. Seine Behauptung war zu gewagt und sein Ruf zu gering, als dass er irgendjemanden mit Einfluss in den wissenschaftlichen Kreisen dazu hätte bringen können, seine Berechnungen nachzuvollziehen, selbst nachdem er erfolgreich eine

Simulation am Computer hatte durchlaufen lassen. Aber natürlich wäre es wahrscheinlicher, dass auch sie einen Fehler enthielt, als dass stimmte, was sie zu beweisen trachtete.

Er hatte die ersten Ideen bereits, da war er noch in seinem Grundstudium an der Universität zu *MOON1*, dem *Lunar Compute Institute For EngineeRing*, *LUCIFER*. Eines späten Abends vertrödelte er seine Zeit in seinem Zimmer am Computer, eigentlich um drängende Studienarbeiten zu beenden. Stattdessen wischte er sich das damals noch lange, aber ebenso borstige Haar aus der Stirn, das ihm beständig wieder ins Sichtfeld fiel, denn er hing an seinem Schreibtisch, weit vornübergebeugt, die Nase kaum dreizehn Zentimeter über den sich rasch füllenden Bögen Papiers mit den vielen kleinen Buchstaben und Gleichungen. Sein Empfinden hatte ihm damals schon ganz klar gemacht, dass er einem magischen Moment anhing, aber erst im Rückblick war ihm die ganze Tragweite klar geworden. Das Ergebnis der Nacht war eine schlechte Note für die am nächsten Morgen unfertig abgegebene Studienarbeit und ein siebenseitiges Dokument, dass eine neue Art von Fusionsreaktor beschrieb, welche eine Effizienz versprach, die aktuelle Technik wie Flugzeuge gegen Raumschiffe erscheinen ließ: Beide flogen und transportierten Menschen, aber das waren auch alle Gemeinsamkeiten. Klar gab es noch einige Lücken in seinen Beweisen und Fragezeichen hinter und über manchen Gleichungen und offene Fragen hier und dort und überall, aber für Julian war zweifelsfrei klar, dass er da an etwas dran war. Aber die Lösung dieser Probleme überstieg seine Expertise und seine Fähigkeit noch weit und alleine würde er für den Moment nicht damit weiterkommen. Er versuchte seine Idee mit seinem Professor für Nuklearphysik zu besprechen, doch nachdem dieser einen kurzen Blick über die erste Seite seiner Ausführungen und dann noch einen auf die am Ende gezogene Konsequenz geworfen hatte, da

drückte er Julian bloß lächelnd die Schulter, gratulierte ihm zu seinem Mut sich mit einem so ambitionierten Thema zu befassen, sagte aber auch, dass die größten Geister der Welt, die besten Physiker, Ingenieure und Erfinder, mehrfache Nobelpreisträger - er selbst hatte einen in Physik - bisher nicht mit so einer Maschine aufwarten konnten und dass es höchst unwahrscheinlich war, dass ein Student, noch ohne ersten Abschluss, etwas dazu beitragen könne. Wenn er tatsächlich einen derart gestalteten Schluss fabriziert hätte, dann lag das wohl an unzureichendem Verständnis der Naturgesetze oder mangelhafter mathematischer Kenntnisse, diese richtig zusammenzusetzen. Er solle seine bisherigen Ergebnisse aber auf keinen Fall wegwerfen. Stattdessen sollte er sie immer wieder verbessern, um seine Fehler zu entdecken und er könne mehr davon lernen, als von allen Kursen auf der Universität und wenn er dann, mit einem Doktortitel oder zwei immer noch der Meinung sei, er habe das Perpetuum Mobile gefunden, dann würde er der Erste sein, der seine Arbeit lese.

Das war genau was Julian tun würde. Er nahm seine ursprüngliche Arbeit alle paar Wochen zur Hand, dachte sie von vorne bis hinten durch, bis er jede Seite auswendig kannte, versah sie mit neuen Notizen, strich tatsächliche Fehler weg, brachte neue Naturgesetze und im weiteren Studium erworbene Kenntnisse hinzu, aber eine Sache änderte sich nie, der letzte Satz auf der letzten Seite. Der Satz, der alle Energieprobleme der Menschheit für gelöst erklärte.

Julian schritt voran in seinen Studien, wurde tatsächlich Doktor für Nuklearphysik und hatte sieben Jahre lang weiter an seiner, in einer übermüdeten Nacht an seinem Schreibtisch begonnenen Arbeit getüftelt. Mittlerweile war er als Wissenschaftler an der Universität angestellt, in einem anderen Fachbereich, als sein damaliger Professor, aber trotzdem war er bereit seine Arbeit über den Reaktor

in der Version 7, jedes Jahr zählte er eins hoch, mit der Bitte vorzulegen, sein Versprechen wahrzumachen. Aber der Professor dachte nicht daran. Ganz offensichtlich hatte er mit seinem damals geäußerten Rat gehofft, die weiteren Studien würden Julian von der Unsinnigkeit seiner Aussagen überzeugen und ihn dazu bringen, die Idee fallen zu lassen. Umso enttäuschter schien er, dass Julian, den Doktortitel in der Hand, und dann noch einen von *LUCIFER*, nicht irgendeiner Wald-und-Wiesen-Universität, sondern von der renommiertesten der Welt, immer noch an solchen Phantasievorstellungen festhielt. Er weigerte sich rundheraus das Papier nur in die Hand zu nehmen und Julian war schwer getroffen. Ohne die Unterstützung eines Professors würde er seine Arbeit nicht in die relevanten Fachjournale bringen und damit war es, als hätte er sie nie getan.

„Der Mann ist ein Idiot", versuchte Lara ihn zu trösten. „Der würde doch Einstein oder Newton aus seinem Büro werfen." Dann musste sie aufstehen, um nach Ben zu sehen, der wieder aufgewacht war und nach ihr rief.

Julian tröstete das allerdings kein bisschen. Woher sollte er wissen, ob er wirklich ein Einstein oder ein Newton war, oder nicht doch einfach ein Träumer mit so wenig mathematischem Talent, dass er sein Luftschloss fliegen sah, wo es eigentlich schon zerschmettert am Boden lag? Das die wenigen seiner Freunde, denen er zutraute etwas von der Sache zu verstehen und die bereit waren, sie sich anzusehen, nicht über die zweite Seite kamen ohne ihm die Papiere mit entschuldigendem Blick zurückzugeben und zu sagen, sie verstünden es nicht, machte ihm auch keinen Mut.

Also blieb seine Arbeit in der Schublade liegen, drei weitere Jahre lang. Julian hatte sich damit abgefunden, dass er seine Arbeit nur in einer Fachzeitschrift unterbringen würde, wenn er selbst eine prestigeträchtige Professur ergatterte und damit lief es nicht so gut, denn die alten Professoren waren eher unwillig ihre Plätze zu räumen

und da das auch der Tod nicht mehr besorgte, gab es eigentlich nur freie Stellen, wenn doch einmal jemand bereit für den Ruhestand war, eine Seltenheit, oder irgendwo ein neuer Lehrstuhl geschaffen wurde, was noch seltener passierte.

2240 allerdings hatte *Amane Eien* das Vertrauen in die Union so sehr erschüttert, dass man, ganz im Stil Di Tolores nach einem neuen Großprojekt suchte, das die Menschheit fordern und sie mit einer großen, gemeinsamen Anstrengung einen sollte. Um den Inhalt dieses Projektes zu finden, veranstaltete man einen Ideenwettbewerb, bei welchem versprochen wurde, dass alle Einsendungen ausführlich analysiert würden. Julian fasste noch einmal Mut, brachte den Beweis in Reinform und schickte ihn ein.

Und erhielt eine Absage. Seine Arbeit sei nicht ernst zu nehmen. Damit war er endgültig bereit sie fallen zu lassen. Er warf alle seine Dokumente dazu in den Müll und wollte nichts mehr davon wissen.

Das hätte es sein können. An dieser Stelle hätte alles vorbei sein können. *Infinity 7,* tot bevor es in Flammen aufgehen könnte. Doch es kam anders.

Drei Tage nach der Absage erhielt Julian einen Anruf in seinem Büro auf der Universität und er hatte ihn kaum angenommen, da wusste er bereits, dass dies kein gewöhnlicher Besuch war. Die Frau, die vor ihm erschien, sie war sehr sonderbar. Als er am Abend Lara davon erzählte war es ihm unmöglich sie ihr zu beschreiben. Alles, das ihm zu der Frau selbst einfiel waren drei Dinge: Sie hatte eine klare, aber so scharfe Stimme, dass sie damit die Luft zerschnitt und brünettes, schulterlanges, perfekt glattes Haar, das wie ein Vorhang um ihren Kopf fiel, ein Vorhang, der aus einer Aneinanderreihung von je genau einem Haar bestand, sodass mit minimalem Bedarf an einzelnen Haaren, ihr Kopf bedeckt war und darunter, anstelle der Augen zwei Topase, gelb und leuchtend wie Scheinwerfer in einer dunklen Nacht. Ansonsten, ihr Gesicht, keine Ah-

nung, ihre Kleidung, Businessanzug und darüber ein weißer Kittel ohne Schild, wie man ihn in einem Labor tragen mochte. Das war alles.

Was sie aber sagte, das hatte sich in sein Hirn eingebrannt wie der Augenblick, als er zum ersten Mal seine Tochter Sophia in Armen gehalten hatte. Sie habe seine Arbeit gelesen. Sie wäre beeindruckt gewesen. Daraufhin hätten zehn Experten seine Arbeit gelesen. Auch sie wären beeindruckt gewesen. Dann hätten eintausend Experten seine Arbeit gelesen. Sie hätten nachgerechnet, sie hätten Simulationen erstellt. Dann wären sie beeindruckt gewesen. Jetzt wollten sie ihn bauen. Seinen Reaktor.

Er hielt das alles für einen Scherz seiner Freunde, Lara hätte es nicht gewagt mit diesem Thema einen Scherz aufzuziehen.

„Aber ich habe eine Absage erhalten", sagte er und nickte zur Pinnwand auf der er den Brief aufgehängt hatte, um ihn nicht zu vergessen. „Man würde nur ernstzunehmende wissenschaftliche Arbeit näherer Untersuchung zuführen."

„Vergessen Sie diesen Wettbewerb. Ihre Arbeit ist viel größer. Sie wird die Menschheit in eine völlig neue Zukunft führen! Sie werden alle näheren Informationen morgen Abend erhalten haben. Wo Sie sich einzufinden haben und alles Weitere."

„Wo ich mich einfinden zu habe?", wiederholte Julian.

Da kräuselte sich ihr Mundwinkel, wanderte unaufhaltsam nach oben, zog den halben Mund mit sich, soweit, bis sich ein tiefes Grübchen und drum herum ein ironisches Lächeln gebildet hatte.

„Glauben Sie, Sie würden weiterhin hier in diesem Büro arbeiten? Morgen Abend wissen Sie Bescheid." Grußlos war sie verschwunden.

Julian saß weiter regungslos an seinem Schreibtisch, als wäre das gerade nicht passiert. Fast hielt er das auch für wahrscheinlicher. Doch dann wurde seine Tür aufgestoßen

und der Professor für Nuklearphysik stand vor ihm, um ihm zu seiner vortrefflichen Arbeit zu gratulieren, er habe eben davon erfahren und wie gut, dass er auf ihn gehört habe und weiter hartnäckig geblieben wäre …

„Willkommen auf *Infinity 7*, Misonos!“, begrüßte ihn ein Mann mit kurzem, lockigem Haar und einem prächtig gediehenen Vollbart. Er stellte sich Senator Reynold als Carlos S. Ortiz vor, der ausführende Bauleiter, trug einen Herrenanzug und einen knallgelben Bauhelm und Schutzstiefel. „Es ist mir eine Ehre, Ihnen den Baufortschritt zu zeigen. Ich habe mir die Freiheit genommen und Ihnen ein wenig Schutzkleidung mitgebracht."

Die Frau im Businessdress, die bisher stumm neben Ortiz gestanden war, trat vor und reichte dem Senator einen Helm sowie Schuhe. Er nahm den Helm entgegen, „bei den Schuhen habe ich bereits vorgesorgt“, entgegnete er lächelnd und klopfte mit den Stahlkappen auf den Boden. Ich hoffe wir können heute alles sehen?", sagte er zu Ortiz und prüfte im Spiegel, den seine Assistentin hochhielt, den Sitz des Helmes. Ein, zwei nette Fotos würden heute schon drinnen sein.

Der bärtige Ingenieur bejahte. „Nahezu das gesamte Gelände kann ich Ihnen zeigen. Von den Wohngebieten 01 bis 11 bis hin zu den Industrieabteilen."

„Gut", befand der Senator, „dann lassen Sie uns keine Zeit verlieren. Ich will Sie schließlich nicht länger aufhalten, als unbedingt nötig!" Außerdem konnte er sich spannenderen Zeitvertreib vorstellen, als eine große Baustelle zu besichtigen.

Auf diese Worte hin führte der Mann den Senator mit sich. Beider Assistentinnen trotteten stumm hinterher.

„Das ist Wohngebiet 01", erläuterte Ortiz, als sie den improvisierten Hafen hinter sich gelassen hatten. Der Senator trat an die Balustrade. Eine fulminante Konstruktion tat sich vor ihm auf: Eine riesige Tulpe. Mehrere hun-

dert Meter hoch ragten gläserne Wände, welche die Gänge zu den dahinter liegenden Wohnungen dem Sonnenlicht offenlegten und hinab auf die ebenso weitläufige Park- und Gartenanlage am Boden blicken ließen. Im Park würden die Kinder zwischen den Bäumen spielen und im Schwimmbad reger Betrieb herrschen. Ein warmes Sommerlüftchen drang schon jetzt durch die Öffnung der Tulpe auf einer Seite, welche etwa 30° des Bogens ausmachte. Über ihnen zogen Wolken über den virtuellen und gleichzeitig echten Himmel und die Sonne, ein Replikat der irdischen und von Qualität gleichauf mit der auf *MOON1*, beschien das künstliche Paradies. Durch die Öffnung erkannte der Senator in etwa vier, bis fünf Kilometern bereits die nächste gläserne Tulpe aufragen.

„Jedes dieser Wohngebiete ist eine eigene kleine Stadt", begann Ortiz zu erklären. „Jede mit etwas mehr als 500.000 Wohnungen. Der innere Radius der Konstruktion beträgt zweikommazehnvier Kilometer, sodass eine Nutzfläche von zehnvierundacht Quadratkilometer eingeschlossen wird. Allein oberirdisch versteht sich. Im Gesamten gibt es fünf Untergrundebenen, welche jede etwas mehr als vierzehn Quadratkilometer Fläche zur Verfügung stellt. Selbstverständlich wird davon der Großteil für die Infrastruktur verwendet, sodass im Großen und Ganzen sechzehnundacht Kilometer für die Bürger begehbar sind. Auf dieser Nutzfläche sind alle Arten der Unterhaltungsmöglichkeiten gegeben, um auch Puristen etwas zu bieten. Die umgebende Pufferzone, in beide Richtungen etwa vier Kilometer wurde nach Kriterien des ozeanischen Klimas bepflanzt und bietet eine ähnliche Fauna und Tierwelt wie Westeuropa und Teile des nordamerikanischen Kontinents. Aber ich will Sie nicht langweilen, Sie sind sicherlich mit den wesentlichen Eckdaten unseres Projektes vertraut."

„Sie langweilen keineswegs. Sehr beeindruckend, was sie hier in so kurzer Zeit bewerkstelligt haben", gratulierte der Senator und schien wahrlich erfreut. Die Flugdrohne

schoss ein Foto nach dem anderen und er war beschäftigt wacker in die Kamera zu lächeln. „Eine wirklich durch und durch beeindruckende Leistung. Aber was mich fast noch mehr interessiert, die Versorgungsebenen, wie sieht es damit aus?"

Ortiz lächelte wissend. „Das Herzstück unserer Konstruktion, sehr gerne“, sagte er und zeigte dem Senator an, ihm in einen nahen Fahrstuhl zu folgen. „Allerdings wartet hier noch die meiste Arbeit. Im Augenblick wird die gesamte Anlage 1, sprich Wohnblock 01 bis 11 von den Reservereaktoren versorgt. Das sind pro Block drei Fusionsreaktoren mit einer Leistung von je einhundertvierzehnundacht Gigawatt. Konventionelle Reaktoren, von deren Typ wir Hunderte bräuchten, um die volle Ausbaustufe dieser Station zu versorgen. Alsbald Anlage 2 und 3 fertig gestellt sind, wollen wir zumindest testweise auf die zentrale Versorgung umschalten."

„Das heißt der Reaktor liegt im Zeitplan?“, erkundigte sich der Politiker.

„Weit darüber hinaus, Dr. Fajr ist ein Genie!“, bestätigte Ortiz. „Niemand sonst hätte so etwas entwickeln und dann auch noch bauen können!“

Sie folgten einigen langen Gängen, überall wurde gearbeitet, der Boden war erst lückenhaft bestückt, oft gab es nur einen schmalen Steg und notdürftig angebrachte Sicherheitsseile. Dem Senator war bald ziemlich zum Schwitzen. Die Fotos würden den ganzen Aufwand hoffentlich wert sein ... Aber seine Umfrageergebnisse unter den Arbeitern waren in letzter Zeit ein wenig dürftig gewesen, da kamen solche Bilder genau richtig. Wenn es nicht auch so laut wäre! Er bedachte einen Arbeiter, der unter lautem Schnalzen Bolzen in Stahlplatten trieb im Vorbeigehen mit einem missbilligendem Blick.

Endlich erreichten sie einen langen Raum mit Pulten und Armaturen und der Lärm nahm deutlich ab. Ortiz trat auf die gläserne Wand auf der gegenüberliegenden Seite

der Tür zu. Der Senator tat es ihm gleich und staunte nicht schlecht. Auch ohne technisches Verständnis blieb der erste Anblick der Maschine nicht ohne Wirkung. Nicht nachdem Experten in der ganzen Nation übereingekommen waren, sie würde die Zukunft so maßgeblich formen wie die ursprüngliche Nutzbarmachung der Kernfusion.

„Das also ist es?", sagte er und in seinen Augen glühte Begeisterung auf. Die Kameradrohne beeilte sich ihn von allen Seiten vor der Maschine stehend abzulichten. „Der Reaktor, von dem alle Welt spricht! Das erste Serienmodell der *Infinity*-Serie. Die Zukunft unserer Energieversorgung."

Vor ihren Augen lag eine Kuppel so groß, dass ein gesamter Wohnblock hineinpassen musste. Tausende humanoider Roboter wuselten wie Ameisen über den blitzblanken Stahl und schweißten und nieteten, legten Rohre und Kabel, verlegten Boden und installierten Lampen. Dazwischen arbeiteten Menschen an der Elektronik und der restlichen Installation und all jenen Dingen, die jenes Fingerspitzengefühl erforderten, welches den Robotern fehlte. Es war zweifelsohne eine der größten Baustellen der Galaxie, selbst wenn man die überirdischen Arbeiten ignorieren wollte.

„Der Reaktor reicht bis Ebene 8 hinunter", erläuterte Ortiz, „das sind einhundertzehnzwei Standardstockwerke. Allgemein sind wir im Moment bei Ebene 12 angelangt und werden nächste Woche mit der zehndritten beginnen. Eine Menge Material, das wir hier herausschaffen …“

Der Senator schien ihm nicht zuzuhören. Er war nach wie vor von dem einmaligen Reaktor vor sich eingenommen, weswegen er eigentlich hier war, denn die Presse überschlug und überbot sich damit ihn als so bedeutend zu bezeichnen wie einst das Aufkommen der Elektrizität selbst. „Wann wird der Reaktor in Betrieb genommen?", wollte er wissen.

Ortiz stutzte in seiner Beschreibung der übrigen Arbeitsfortschritte. Offensichtlich galt das Interesse des Besuchers ganz dem Reaktor. „Ich kann Ihnen dazu nicht viel mehr sagen, als dass wir auf alle Fälle innerhalb des Zeitplans liegen. Dr. Fajr-“

„Ist der Doktor zu sprechen?“, wollte der Senator wissen und verfolgte mit den Augen die Installationsarbeiten unter sich.

„Das ist er in der Tat“, hörten sie eine dritte Stimme hinter sich sagen. Der Chefingenieur war eben in den Raum getreten. Er trug einen blauen Arbeitsoverall und einen weißen, zerknautschten Kittel mit vielen Flecken und vollen Taschen. Die Haare waren da bereits die einhundert elektrisierten Pinselköpfe, als hätte ihn der tatsächliche Bau seiner Konstruktion unter Strom gesetzt.

„Dr. Julian Fajr", stellte Ortiz vor, „Chefingenieur der *Infinity*-Serie."

Der Senator schien zufrieden. Begeistert schüttelte er die Hand. Die Kameradrohne schoss heran.

„Ich fühle mich geehrt die Hand eines so fähigen Mannes zu schütteln", sagte er und die Drohne schoss so rasch so viele Fotos wie es ihre Spezifikation zuließ. „Ich habe schon so viel von Ihrer Kreation gehört, auch wenn ich als Laie natürlich nicht viel davon verstehe. Aber man nennt Sie in einem Atemzug mit Volta, Ampère, Faraday, Maxwell. Die Kenndaten zumindest habe ich verstanden und die sind außerordentlich.“ Das war eine Lüge, er hatte nichts verstanden, aber die zuvor genannten Vergleiche gab es tatsächlich und das machte Eindruck auf ihn. „Ich will Ihnen herzlich gratulieren!“ Während dieser ganzen Ansprache hatte er des Doktors Hand nicht losgelassen, damit auch ja ein anständiges Foto bei rauskam.

Julian befreite sich und verwarf das Lob mit zwei schnellen Handbewegungen. „Sie überhöhen meine Leistung, Senator Reynold, die Vergleiche sind lächerlich,

ausschließlich lächerlich und noch ist der Reaktor nicht in Betrieb gegangen."

Julian trat dennoch sehr zufrieden lächelnd zwischen die Männer an das Fenster und blickte hinab auf die gewaltige Kuppel, welche aus dem Boden hervorragte. Die Vergleiche waren natürlich absolut lächerlich. Aber nach den Jahren der Zweifel wirkten sie dennoch wie Balsam.

„Was Sie hier sehen, ist nichts weiter als die Spitze der ganzen Konstruktion", erklärte er, „Der gesamte Reaktor hat mehr Volumen als der größte Kreuzer der Union. Es ist die gewaltigste Maschine, die die Menschheit je gebaut hat. Und dennoch. Ein gewöhnlicher Reaktor, wenn man denn soweit ginge und ihn auf diese Größe aufpumpen könnte, eine technische Unmöglichkeit, hätte bloß ein Drittel des Energieausstoßes, die dieser hier generieren wird. 1.435 Terawatt. Zwei Dutzend Kraftwerke mit diesen Reaktoren könnten die gesamte *Erde* versorgen! Ein einziger wird ganz *Infinity 7* am Laufen halten."

Infinity 7. Der Name war seine Idee gewesen. Sieben war klar, es war sein siebter Entwurf. *Infinity* bedeutete sehr viel mehr. Es bedeutete die ewig lange Unsicherheit, die er durchgestanden hatte, es bedeutete die nahezu endlosen Energiequellen, die sie damit anzapften und es bedeutete die einzige Grenze, die es nun für die Menschen noch gab: die Unendlichkeit.

„Wann wird der Reaktor einsatzbereit sein?", fragte der Senator.

„Oh", meinte Julian und wandte sich um, „es wird noch Monate dauern bis alles installiert ist. Aber wir sind auf alle Fälle im Zeitplan. Vermutlich sind wir sogar einige Wochen früher fertig."

„Monate?", wiederholte der Senator tonlos, „guter Doktor, kann die Politik etwas tun, um Sie zu unterstützen?"

„Oh, da gäbe es einiges was Sie tun könnten. Aber wenn es Ihnen bloß darum geht, die Bauzeit zu verkürzen, dann

fürchte ich, dann ist die Antwort nein, da können Sie nichts tun."

Julian massierte sich den Nacken. „Der Minister sollte darüber im Bilde sein, welch ein Mammutprojekt wir hier stemmen. Ich habe ihm alle Pläne geschickt und informiere ihn wöchentlich über die Fortschritte. Gute Arbeit braucht nun einmal seine Zeit."

Er hatte dem Minister regelmäßige Berichte geschickt. *Ihr*, der Frau mit dem schulterlangen Vorhang aus exakt einer Lage brünetter Haare und mit den gelben Topasen, hatte er versprechen müssen ihr jeden Abend die Fortschritte mitzuteilen. Das hatte er auch getan. Er hatte sie nie getroffen, nie in der Realität, aber mittlerweile war er sich sicher, dass seine Meldungen an sie bedeutsamer waren, als die an den Minister im Energieministerium. Sie alleine hatte seine Idee für gut befunden und in wenigen Tagen hatten die tausend führenden Köpfe seine Arbeit gelesen. Sie alleine hatte beschlossen, sie würden augenblicklich mit dem Bau beginnen und drei Monate später waren einhunderttausend Leute auf *Infinity 7* am Werk gewesen. Er wusste nicht wer sie war, noch nicht einmal ihren Namen, aber eines wusste er ganz sicher: Er durfte auf keinen Fall ihre Zustimmung verlieren.

„Das sehe ich natürlich ebenso", beschwichtigte der Senator. „Aber ein Genie wie Sie, Sie könnten doch sicherlich noch die eine oder andere Optimierung vornehmen, um zumindest einen ersten Testlauf starten zu können?"

Julian zögerte und fuhr sich mit dem Daumen über die Unterlippe. Er durfte auf keinen Fall *ihre* Unterstützung verlieren. Deshalb hatte er sich etwas überlegt. Die Frau hatte aber auch etwas an sich, dass ihm den Wunsch einimpfte ihr zu Gefallen wie ein fleißiger Schüler, der um das Lob seiner Lehrerin bemüht war. Er hatte sich etwas einfallen lassen.

„Nun, üblicherweise lasse ich mich nicht mit so simplen Mitteln ködern, aber wo Sie es ansprechen ... Ein Testlauf,

das dürfte tatsächlich möglich sein", sagte er dann langsam, als löse er zur Kontrolle eine schwierige Gleichung im Kopf. Er hatte sie bereits vor Wochen überprüft. „Aber ich halte es nicht für nötig, denn auch der nächste Energieminister wird das Projekt weiter finanzieren, sollte Sulu nach der Wahl sein Ressort abgeben müssen. Warum sollte ich also einen verfrühten Testlauf, mit all seinen Gefahren und Fallen, riskieren?"

Er würde keine Sekunde zögern, wenn er *ihr* gegenüberstünde, aber der Senator erschien ihm als jemand, der bereit war für ein Entgegenkommen bei der Inbetriebnahme seinerseits mit einem Entgegenkommen zu reagieren. Lara und die Kinder waren seit zwei Jahren mit ihm hier und obwohl sein Gehalt sehr gut war wäre nichts gegen eine kleine Aufhübschung einzuwenden, die seine Familie dazu überreden könne, auch weiterhin mit ihrem Hiersein zufrieden zu sein. Denn im Gegensatz zu ihm hatten sie hier nicht viel zu tun.

Der Senator lächelte und bestätigte Julians Mutmaßung. „Ich wusste, Sie sind ein Mann meines Geschmacks", behauptete er, „und daher wusste ich auch, dass ich nicht ohne ein vernünftiges Angebot an Sie herantreten dürfte."

Julian blickte ihn mit hochgezogenen Brauen an, um sich in Verhandlungsposition zu bringen. Aber was der Senator dann sagte fegte jede Vorbereitung hinfort.

„Der Energieminister hat mit mir übereingestimmt, dass er Sie und Ihre Erfindung für das größte jemals von Menschen angegangene Projekt haben will: das *Schwesterschiffprojekt*."

Seine Worte zeigten Wirkung: Julian wurde kreidebleich. Hatte der Mann das eben wirklich gesagt? Hatte er das eben wirklich gehört? Beide hatten.

„Ich biete Ihnen hiermit den Posten als Chefingenieur der Versorgungstechnik des größten Raumschiffs, das jemals gebaut wurde, an, sofern Sie, noch vor der Wahl, einen

erfolgreichen Testlauf des Reaktors ermöglichen! Natürlich wird es auch eine beträchtliche Sonderzahlung geben …“

Julian zögerte nicht lange. Er kannte seine eigene Erfindung und wusste, welches Potenzial sich darin barg. Es war aus technischer Sicht kein Problem. Er hatte es ohnehin geplant, etwas früher in Betrieb zu gehen, schon alleine um *ihr* zu gefallen.

„Es ist nicht üblich den ersten Testlauf zu tätigen, bevor die vollständige Kühl- und Kontrollanlage installiert ist“, gab Julian zu bedenken, aber er musste sich sehr bemühen das mit entsprechendem Zögern zu kommunizieren, „aber es ist auch nicht verboten“, vollendete der Senator den Satz.

Die beiden Männer schüttelten ein weiteres Mal die Hände. Die Kamera klickte.

„Ich bin sehr froh über Ihre Entscheidung", behauptete der Senator.

„Und Sie haben sich gerade den besten Reaktor der Welt für Ihr Raumschiff unter den Nagel gerissen!“, erklärte Julian.

GESCHÄFTE AUF DER VENUS

manual.olymp.upa

Auszug aus dem Manual für Agenten der *UPA*

Eliminieren von Zielen mit Implantaten

Hinweis: Das endgültige Töten bedarf eines expliziten, derartigen Befehls. Ausgenommen von dieser Regelung sind ausschließlich Agenten mit *Spectre* Status.

Durch das Gesetz zur *Single Existence* ist ein Menschenleben verloren, wenn der Tod nicht nachweisbar ist. Daraus ergibt sich folgendes Vorgehen:

. Trennen Sie die Verbindung des Ziels mit dem *UniNet* und vergleichbaren Netzwerken und verhindern Sie einen neuerlichen Verbindungsaufbau.
2. Töten Sie das Individuum.
3. Zerstören Sie das Implantat.

(Anmerkung: Obwohl handelsübliche Implantate ihre Energie aus dem lebenden Körper beziehen werden die meisten bis zu sieben Tage mit reduziertem Funktionsumfang aktiv bleiben. Zusätzlich kann ein nach Jahren gefundenes Implantat immer noch als Nachweis für das Ableben des Körpers geltend gemacht werden. Die *UPA* gibt spezielle Munition aus, welche bei einem Treffer das Implantat mittels eines Stromschlages zerstört. Dennoch ist eine Überprüfung der erfolgreichen Zerstörung absolut unumgänglich.)

wiki.unipedia.uni

Artikel des Tages

Phasenwaffen

Fortschritte in Physik, Akku- und Energiezellen-, sowie Fertigungstechnik haben den Bau einer neuen Art handlichen Werkzeugs und kompakter Waffen ermöglicht. Eine sogenannte *Phasenzelle* erlaubt es ein Metall in so hochfrequente Schwingung zu setzen, dass es zwischen Moleküle eindringen und deren Bindung aufteilen kann. Eine so gefertigte Klinge schneidet durch härtesten Stahl wie durch Butter.

Die Technik fand ihren Einzug in den Werkzeugschrank eines jeden Hobbyheimwerkers und manche schwören sogar in der Küche darauf, wenngleich schon so einige Küchenarbeitsplatten dran glauben mussten und manche Hobbyköche dabei Finger ließen …

Die *UPA* stattet darüber hinaus ihre Agenten mit spezialisierten Phasenwaffen aus, in der Regel für den Nahkampf, wobei auch Bolzen und entsprechende, Armbrüsten nachempfundene, Abschussvorrichtungen Verwendung finden. (Bisher ist es nicht gelungen die Energiezellen weit genug zu schrumpfen, um Patronen gängiger Kaliber mit Phasenzellen auszustatten. Anders sieht es bei den Geschützen von Schiffen aus) Sonstige übliche Ausformungen umfassen das Phasenmesser, den Phasenstab, die Phasensichel oder das klassische Phasenschwert.

„Weißt du schon, was du mit deinem Urlaub anfangen willst?“, fragte Lu. Sie biss in einen Apfel. George nickte. „Ich werde mit den Kindern ans Meer fahren“, sagte er, legte sein Gewehr zur Seite und setzte sich zu seiner Kollegin. Die beiden waren auf der *Venus* stationiert. Dem Planeten, der über 20 Jahre lang das mit Abstand größte Experiment der Menschheitsgeschichte gewesen war.
Um überhaupt erst die Bedingungen für eine lebensbeherbergende Atmosphäre zu schaffen, musste man die Einflüsse der Sonne abschwächen und die für Menschen giftige Atmosphäre bereinigen. Über 80.000 Menschen arbeiteten allein an der Platzierung der speziell angefertigten Schildgeneratoren, deren Aufgabe es war, die Sonnenstrahlen zu reflektieren. 24 Kraftwerke, die größten in der Geschichte, waren notwendig, um eine der *Erde* ähnliche Atmosphäre zu realisieren. Das ursprüngliche Projekt sah auch ein funktionierendes Wettersystem vor, doch das wurde letztlich aus Kostengründen aufgegeben. Stattdessen wurde das Schild so angepasst, dass, bis auf geringe Schwankungen, jeden Tag, an jedem Ort das gleiche Wetter herrschte. Erklärtes Ziel dieser enormen Aufgabe, abseits der Demonstration menschlicher Macht? Lebensraum und Anbaufläche. Theoretisch wäre es ein Leichtes gewesen die Menschheit mit günstig herzustellendem Energieschleim zu sättigen, doch mit der Einschränkung der Simulation von Geschmack nahm das Interesse an der ziemlich ungustiösen Substanz rapide ab und das Interesse an echter Nahrung wieder zu. Die Menschen wollten wieder mit Gemüse, mit Obst, Fleisch und Fisch versorgt werden und die *Erde*, mittlerweile in erster Linie als Lebensraum eingesetzt, konnte diesen Anforderungen nicht mehr gerecht werden. So kam die Idee auf, die *Venus* für jene Dinge zu nutzen, die man auf der *Erde* nicht mehr realisieren konnte. Das waren neben der Lebensmittelproduktion vor allem auch Interessen der Industrie, sodass die *Venus* in mehrere Areale aufgeteilt worden war. Etwa 55 Prozent

waren der Agrarkultur zugewiesen. Es war dies die Zone um den Äquator. Der bestellte Bereich wanderte stets mit der Rotation des Planeten mit, der dann im Dunklen liegende Teil wurde künstlich beleuchtet, eine weitere Funktion der Schildgeneratoren. Man bündelte das Licht in hohen Atmosphärenschichten, übertrug es optisch auf die Rückseite des Planeten und brach es dort wieder, um einen sehr sonnenähnlichen Effekt zu erzielen. Zum Agrarsektor kam der urbane Bereich von etwa sieben bis acht Prozent. Hier fanden sich sowohl Klein- als auch Großstädte bis hin zu drei Metropolen, Eden, Kêpos und Avalon, die je über 30 Millionen Einwohner fassten. Zu den Polen hin folgte die Erhaltungszone. Diese 20 Prozent bestanden aus Pflanzenwelt, vor allem aber Wäldern. Sie sorgten für den Sauerstoff. Ganz zuletzt kam die Industriezone, welche beide Pole konsumierte und die restliche Oberfläche einnahm. Das war die *Venus*: ein vollkommen durchgeplanter und in seiner Verwendung auf den Menschen abgestimmter Planet.

Lu und George befanden sich in diesem Augenblick in der Erhaltungszone. Sie waren als Wachpersonal für eine Einrichtung beschäftigt, die, wenn irgendwie möglich, keine unnötige Aufmerksamkeit erregen wollte. Sie waren wie Soldaten gekleidet und trugen scharfe Munition. Beides hatte sie anfangs etwas beunruhigt, doch als man ihnen die Summe nannte, die sie jeden ersten des Monats auf ihren Konten finden würden, waren sie rasch überzeugt. Außerdem: wovon sie nichts wussten, konnte ihnen nicht auf dem Gewissen liegen. Denn betreten hatten sie die Einrichtung noch nie. Sie patrouillierten die vorgegeben Pfade entlang, wiesen verirrte Wanderer ab und ansonsten saßen sie in der Baracke, nahe der großen, mit hohem Gras überwucherten Lichtung und lieferten sich mit ihren Acquaballkarten epische Gefechte, tranken oder sahen in den Himmel.

Eben hatten sie es sich an einem großen Baumstamm in Sichtweite besagter Lichtung gemütlich gemacht, um sich über ihre Ration lokaler Nahrung herzumachen.

„Das beste Bier der Welt“, sagte Lu und reichte George die Bierflasche. Er nahm einen großen Schluck.

„Lass uns später darüber reden, Cath, ja?“, meinte er und schnallte sich seinen schweren Gurt um. Sein Sturmgewehr verschwand in der Halterung über seinem Rücken. „Neunzehn Minuten", sagte er.

„Zwei Stunden", schätzte Catherine. „Die letzten dreimal dauerte es immer länger. Du wirst alt."

Sie war sichtlich unzufrieden mit dem Verlauf ihres Gesprächs und dem Zeitpunkt seiner Unterbrechung.
Lucius zuckte mit den Schultern. Sie hatten zu oft über dieses Thema gesprochen und er war es leid. Selbst einer Freundin gestand er nicht zu, das zu sagen, was sie gleich gesagt hätte, und er konnte die Wut nicht gebrauchen, die seine Augen würde blitzen lassen, wenn er es noch einmal hören müsste.

Er traf mit seinen 1,87 genau den Durchschnitt der männlichen Körpergröße, aber in seinem schweren Kampfpanzer wirkte er beachtlich viel größer, selbst in den Augen einer nicht zu kleinen Frau wie Catherine. Das Einzige nicht gepanzerte war der Kopf. Lucius trug gewelltes Haar mittelkurz, hatte eine hohe Stirn und kräftige, aber sehr wohlgeformte Brauen, die sein Antlitz ordneten und die Augen zur Geltung brachten. Seine Augen hatten die Bläue des Meeres mit vereinzelten Ästen hellbraunen Treibholzes, als wäre eben ein Sturm darüber hinweggezogen. Die Nase hatte die passende Größe, die Schläfen gingen elegant in den Backenbart, dieser wiederum in Kinn und Oberlippenbart über. Ihm fehlten nur Schwert und Schild und man hätte einen griechischen Heros erkannt, bereit für die nächste Statue Modell zu stehen.

Lucius zog sich den Helm über den Kopf, nickte Catherine noch einmal kaum merklich zu und sprang rücklings aus dem Jäger in die Tiefe.

Sie sah ihm mit unbestimmtem Blick hinterher. Chelsea hatte Recht. Natürlich. Sie schloss die Luke und kletterte ins Cockpit zurück. Schon damals auf der Schule hatte sie Recht gehabt. Aber man musste nicht immer Recht haben.

Selbst ohne das zusätzliche Gewicht des Kampfanzuges, der nochmal das Gewicht eines Durchschnittsmenschen repräsentierte, beschleunigt man im freien Fall und ohne nennenswerten Luftwiderstand auf wahnwitzige Geschwindigkeit und während er auf Boden zuraste, schoss selbst durch einen stresserprobten Körper wie Lucius‘ das Adrenalin. Sein Ärger war wie weggeblasen. Er hatte ihn dort oben im Raumjäger zurückgelassen. Das hier war seine Welt. Das war sein Job. Und er war ein Profi.

Immer näher kamen die hohen Türme der Industrieanlagen, die Dampf- und Rauchwolken aus ihren Schornsteinen und die bunten Punkte, welche Transporter repräsentierten, die alle Erzeugnisse in die großen Depots schafften und von dort in den *Goldberg Raumhafen* und weiter ins ganze Unionsgebiet. Auch bis nach *Neos*. Aber heute wäre *Neos* hier.

Die Zahlen rauschten durch Lucius' Kopf. Seine eigene Geschwindigkeit, Luftwiderstand, Anziehungskraft, Höhe - das Ziel leuchtete rot vor seinen Augen: Das Dach eben jenes Unternehmens, dessen Chef er eben noch in Aussicht gestellt hatte, tausende Jäger abzukaufen.

Er war kein Einfaltspinsel. Er glaubte Cathy sehr gut zu verstehen. Sie kannten einander ja auch seit bald zweizehn Jahren und was hatten sie nicht alles zusammen durchgestanden. Nur diese eine Sache … dieses eine Thema, das sie nicht loslassen wollte, das stand selbst ihr nicht zu.

Die Höhe wurde dreistellig. Wenige Sekunden trennten ihn noch vom Boden. Lucius verwandte erst gar keinen

Gedanken ans Reduzieren seiner Geschwindigkeit. Er hatte genau genug gezielt. Der Phasenring in seinen beiden Händen begann hellgelb zu leuchten. Dann schlug er auf, rauschte mit einem bemerkenswert wenig bemerkenswerten *Klonk* durch das Stahldach des Kühlwasserbehälters und kam viele Meter tiefer, alles war exakt vorausberechnet, auf den Beinen zu stehen.

Akribische Planung war die einzige Chance in diesem Job am Leben zu bleiben, denn am Ende mischte dann ohnehin der Zufall wieder alles auf. Selbstverständlich auch diese Mal: Lucius verschwand in einer trüben Wolke aus aufgewirbelter Schlacke, Schlamm und anderen unappetitlichen Rückständen, welche ihm jegliche Sicht nahm und ihn zwang, sich auf Kompass und Satellitennavigation zu verlassen, um seine Position mit den Gebäudeplänen abzugleichen. Das war die zweite Notwendigkeit, um zu überleben, immer einen Plan B zu haben. Lucius stapfte also vollkommen blind über den glitschigen Boden des 50 Meter hohen Wassertanks, stolperte auf halber Strecke über irgendetwas nicht weiter Identifizierbares und knallte dann mit dem Kopf gegen ein im Plan nicht eingezeichnetes Rohr, worauf er am Hintern landete und sich riesig über all das hier freute. Die dritte Notwendigkeit für den Job war es einfach immer weiter zu machen. Lucius schimpfte zwar, bewegte sich aber schon wieder weiter vorwärts. Er kroch unter dem Rohr hindurch und erreichte die Außenwand, welche er augenblicklich abzutasten begann. Er hatte nur begrenzt Zeit, um die Öffnung zu finden, durch die er in die Anlage eindringen wollte, fand aber glücklicherweise auch schnell, wonach er suchte. Mit einem Phasenmesser schnitt er das Gitter auf und verschwand in dem zwei Meter breiten Rohr, kurz die Uhrzeit prüfend. Seiner Beobachtung nach wurde alle zweizehn Minuten Wasser abgelassen. Das würde in vier Minuten wieder der Fall sein. Genauestens überprüfte er die Zahl in seinem Kopf, welche den Abstand seit Eintritt in das Rohr

anhand der Oberflächenbeschaffenheit des Metalls berechnete.
Sein Ziel war ein schmaler Gang, der aus Wartungsgründen errichtet worden war und einen Zugang zu diesen wasserführenden Rohren zuließ. Es war eine sinnlose Installation, die nur einmal im Jahr zur Routine genutzt wurde. Dann würde ein Techniker im Taucheranzug in die Schleuse steigen, die innere Tür aufziehen, mit der Taschenlampe einmal nach links und einmal nach rechts in die Dunkelheit leuchten, nichts erkennen und schnell wieder in der Schleuse verschwinden. Als wollte er prüfen, was die Person in diesem Augenblick sehen würde leuchtete Lucius geradewegs das Rohr entlang zurück in den Wassertank. Der schlimmste Schmutz sackte wieder ab und doch bereitete es ein mulmiges Gefühl, wie sich der Strahl in der Dunkelheit verlor. Wenn man nur lange genug starrte, würde einen die eigene Phantasie bald davon überzeugt haben, dass dort etwas in der Finsternis schwamm. Irgendwo musste dieser ganze Dreck ja auch herkommen und es war nicht schwer sich vorzustellen, dass es sich um Fischexkremente handelte.

Lucius grinste und machte sich an der Ausstiegsluke zu schaffen, die Zeit drängte. Die Kurbel ging etwas streng und er musste ein gutes Stück drehen, um in seiner vollen Montur durch die Luke zu passen. Drinnen hingegen gab es den Luxus einer elektrischen Ansteuerung. Die eben passierte Luke zischte und war zu, das Wasser wurde automatisch abgesaugt und er stand in einer kleinen, triefenden Kammer mit fünf Zentimeter Schlamm am Boden. Hinter der inneren Luke hörte er wie das Wasser sich in Bewegung setzte. Die nächste Qualität für seinen Beruf: Zu wissen wann man aussteigen sollte.

Die zweite Luke der Kammer ging ebenfalls automatisch und ein Schwall Schlamm glitt ihm voraus auf den Boden und bespritzte die Wände. Soviel zum Thema keine Spu-

ren zu hinterlassen. Er sprang hinterher und landete mit einem sehr schmatzenden Geräusch im Dreck.

Es war nicht angenehm gewesen, sein Anzug war nass und dreckig, aber er war drinnen. Er zückte er seine Pistole und machte sich auf den Weg in die unteren Geschosse der Anlage. Dort wollte er die Werksführung unterbrechen, der sich van Dyk, Verwalter des Planeten *Neos*, im Zuge seines Besuchs unterzog. Dieser würde bei sich haben, was er benötigte. Das Artefakt, das über das Leben von Millionen entscheiden würde. Zumindest hoffte das Nielson und das Nielson das hoffte, machte ihm Mut, das es auch so war. Das sollte hier eine schnelle, unkomplizierte Sache werden. Natürlich war er trotzdem auf alles vorbereitet, denn wenn ihm Cathy nicht gerade mit dieser Sache in den Ohren lag, versorgte sie ihn mit allen Daten, die man sich in seinem Metier nur wünschen durfte. Sie war eine Meisterin der akribischen Planung.

Lucius machte sich nicht zu viele Sorgen bezüglich einer Entdeckung seiner Anwesenheit. Tatsächlich eilte er stellenweise mit gezückter Waffe an kleinen Gruppen von Arbeitern vorbei. Das war keine große Sache, solange er sie zuerst ausfindig machte. Dann genügte eine leichte und schnell ausgeführte Manipulation an ihren Chips und sie konnten ihn nicht mehr wahrnehmen. Er hätte nackt vor ihnen Salsa tanzen können. Eine äußerst effektive und durchaus geniale Technik, die man *Hypnos* nannte.

Hypnos war ein System, um Sinneseindrücke zu überschreiben, zu lähmen und neue zu erschaffen, wo eigentlich keine hätten sein dürfen. Man konnte eine Wand fünf Meter neben einer Wache sprengen und sie würde nichts davon bemerken. Oder anstatt nackt vor ihr zu tanzen hätte man eine Person in einem brennenden Haus einschließen können und sie wäre gemütlich auf dem Sofa sitzen geblieben, während das Feuer an ihren Knöcheln nagte. Ein geübter Anwender des Systems konnte Menschen dazu bringen, sich und andere zu töten, von Klippen

und aus Fliegern zu springen, Geheimnisse zu offenbaren oder auch nur im richtigen Augenblick in die andere Richtung zu blicken. Der wesentliche Haken an der Sache war der, dass in Umgebungen wie hier nur eine geringe Zahl an Personen gleichzeitig getäuscht werden konnte. Bei größeren Gruppen stieg der Verkehr über das *UniNet*, der nötig war, um die Chips zu manipulieren und zu koordinieren, sodass jedes vernünftige Sicherheitssystem diesen als verdächtig eingestuft hätte. Des Weiteren ließen sich bei Weitem nicht alle Chips so einfach austricksen. Es bedurfte meist vieler Wochen harter Arbeit findiger Programmierer, um eine geeignete Schwachstelle in der Firmware der Implantate ausfindig und nutzbar zu machen. Selbstverständlich saß eine ausreichend große Menge findiger Programmierer im zuständigen Büro der *UPA*.

Zur Demonstration *Hypnos*' beträchtlicher Möglichkeiten ungünstig, aber Lucius' ungesehenes Vorankommen sehr entgegenkommend, brauchte es in einer solchen modernen Anlage nicht vieler Arbeiter und er gelangte ohne Schwierigkeiten zu jenem Gang, den er bereits eine Stunde vorher interessiert gemustert hatte. Damals war er ihn Begleitung der Geschäftsführung hier gewesen, hatte sich Wineberg genannt, ein ebenso geachteter wie erfundener Geschäftsmann, hatte den Flur deshalb aber nicht näher erforschen können. Jetzt holte er das nach und verschwand unbemerkt darin.

Er stieß rasch auf zwei Männer in weißen Kitteln, deren Anwesenheit auf ein hier befindliches Labor hindeutete und denen er sich letztlich im Lift am Ende des Flurs anschloss.

Für einen Chiplosen wäre es sicherlich ein interessanter Anblick gewesen, wie die zwei Männer sich über die Wunder des Alltags unterhielten, während ein weiterer im Kampfanzug und mit gezückter Pistole zwischen ihnen an der Wand lehnte, ohne das sie nur ein Zeichen der Ver-

wunderung zeigten. Noch eine Schwachstelle *Hypnos'*: Es hatte keine Wirkung auf Menschen ohne Implantat.

„Meinst du nicht, du solltest mit ihr darüber reden?", sagte der eine Mann. „Sie ist immerhin deine Frau."

„Ich weiß nicht. Vielleicht ist das mit Sera ja doch nichts."

„Du willst sie dir also warmhalten."

„Jap", antwortete der Mann.

Lucius' wohlgeformte rechte Augenbraue zuckte unter seinem Helm.

„Nein", sagte der Mann plötzlich, „du hast Recht. Ich werde heute Abend mit ihr sprechen."

Lucius nickte zufrieden. Mit großer Macht kam auch große Verantwortung.

Die beiden stiegen auf Ebene drei aus. Lucius fuhr weiter bis Ebene fünf – und kam zur ersten Sicherheitstür. Es war eine von der üblichen Sorte. Sie prüfte zunächst die Chip-ID und Sprache, dann Knochenmark, Blut, Nerven und Haut einer Hand.

Damit war er auch schon an der nächsten Grenze *Hypnos'* angelangt: Es wirkte nur bei Menschen. Würde er sich einfach hinter einem Angestellten durch die Tür hindurchzwängen, würde augenblicklich der Alarm losgehen. Aber solange Menschen mit Chip in der Nähe waren, solange war *Hypnos* nicht geschlagen. Lucius machte die Wissenschaftler von zuvor ausfindig und diktierte den Ehebrecher herunter. Du hast ohnehin zu viel Energie, sagte sich Lucius und passierte dann durch die Augen des Mannes die Sicherheitstür. Dann bediente er sich an dessen Wissen über das Layout der Ebene und manövrierte zielsicher zum Raum des Sicherheitspersonals. In einer Glasscheibe sah er sein neues Antlitz reflektiert. Glücklicherweise würde das nur eine kurzweilige Arbeitsbeziehung sein ... diese Brauen waren überhaupt nicht wohlgeformt …

Im Raum mit den vielen Hologrammen befanden sich drei weitere Personen, zwei Männer und eine Frau, die

durch Trick Nummer 1 beschäftigt wurden. All das bedurfte etwas Aufwand, um es zu koordinieren und Lucius ahnte bereits das der Datenverkehr in jenen gelben Bereich drang, den das System skeptisch unter die Lupe nehmen würde. Doch noch lief alles wie geschmiert. Der kontrollierte Wissenschaftler deaktivierte die Sicherheitstür, Lucius wechselte in den eigenen Körper zurück, eilte hindurch, und aktivierte sie drei Sekunden später wieder im Körper des Forschers. Er entließ den Mann in seine Arbeit und dieser begab sich nachdenklich wieder Richtung Aufzug. Warum war er nochmal auf Ebene fünf? Egal, er hatte dringend mit seiner Frau zu sprechen! Am besten ginge er auf der Stelle nach Hause …

Das Sicherheitspersonal hingegen war noch nicht aus der Pflicht. Sie mussten noch zwei weitere Türen öffnen und schön brav die Augen beiseite richten, wann immer sie ihn hätten sehen können. Alles klappte problemlos. Lucius fühlte die Begeisterung, die ihn bei einem gut laufenden Einsatz zu überkommen pflegte, sich langsam heranpirschen, bereit jeden seiner Handgriffe in einen einzigen, gelungenen Flow zu verwandeln.

Ohne jede Komplikation stand er letztlich vor der Hochsicherheitstür, die zum Raum des Zentralrechners führte. Hier, so sagten es Cathys Informanten, wäre der geeignetste Ort, um die Gruppe abzufangen. Gleichzeitig war das hier auch die sicherste Tür im ganzen Komplex und ihre Sicherheitsvorkehrungen trickreicher: Zusätzlich zu den Tests der vorherigen Türen, gab es hier noch ein *Layerlock*. Selbst mit den richtigen Daten kam man nur hinein, sofern man sie im richtigen *Layer* eingab. Ansonsten würde nach dem dritten Fehlversuch der Alarm ausgelöst werden. Zusätzlich ließ sich dieser Mechanismus nicht deaktivieren und weder das Sicherheitspersonal noch der Wissenschaftler von vorhin schienen besagten *Layer* zu kennen. Je cleverer die Einbrecher, desto ausgefuchster die Schlösser. Beziehungsweise, sie schienen den richtigen *Layer* im Mo-

ment nicht zu kennen. Zumindest der Sicherheitschef sollte das Wissen irgendwo gespeichert haben. Irgendwo, gut versteckt, sodass es nur im Notfall nutzbar sein würde. Ein ganz üblicher Trick bei solchen Anlagen und Sicherheitssystemen. Er funktionierte, denn Leute wie Lucius blieben außen vor wenn sie nicht ausreichend Zeit mitbrachten. Das tat er nicht. Der Senat würde mit der Klärung der *Neosfrage* nicht warten, bis er hier in zwei Wochen durch die Tür wäre.

Lucius blieb für den schnellen Zugang nur eine einzige Möglichkeit: Gewalt. Er zog einen kleinen Haftschneider aus seinem Gürtel, befestigte ihn an der Tür und aktivierte das gute Stück.

Rasch ging er hinter der nächsten Abbiegung in Deckung und prüfte die Uhr in seinem Kopf. Der Oberste Verwalter *Neos*' müsste bereits seit drei Minuten hinter dieser Tür stehen. Keine Zeit zu verlieren. Mit einem bloßen Gedanken aktivierte er die hochmoderne Mine, sie begann hellweiß zu leuchten und hatte im nächsten Moment ein zwei Meter breites Loch in die Tür geschmolzen. Der nicht verdampfte Teil des Stahls lief wie Wasser auf den Boden. Selbst James Bond hatte keine cooleren Gadgets.

Natürlich ging augenblicklich der Alarm los. Lucius warf eine Nebelgranate durch die Öffnung und hechtete hinterher. Dank Atemfilter und Ultraschallsensoren hatte er keine Probleme die zehnzwei Personen zu erkennen, die hilflos durch den Nebel wateten und vor Verwirrung schrieen. Sofort erkannte er van Dyk, denn seine Leibwächter hatten schnell einen Kreis um ihn gebildet. Treffender wäre es zu sagen sie hätten eine Gruppenumarmung um ihn als Zentrum initiiert. Cathys Wissen garantierte ihm, dass sie keine Mittel dabei hatten, um durch den Nebel zu sehen und so war es ein Einfaches, die Männer mit je einem geschickten Schlag außer Gefecht zu setzen und van Dyks Taschen zu durchwühlen.

Der Alarm schrillte laut, Menschen brüllten, endlich ging irgendwo ein Abzug an und Lucius hatte gefunden, wonach er gesucht hatte. Rasch ließ er die kleine Kugel in einer Tasche seines Anzugs verschwinden und kletterte zurück in den Gang hinaus.

Schritte kamen vom Aufzug. Viele Schritte. Schritte in schweren Stiefeln, denen er gerne ausweichen mochte, sodass er in den Gang nach rechts einbog.

Dann machte er einen halben Rückwärtssalto. Er starrte an die gegenüberliegende Wand, an der, ebenfalls in einem Kampfanzug steckend, ein Mann lässig an der Wand lehnte und ganz offensichtlich auf ihn gewartet hatte.

„Haben wir's nun doch zu was gebracht in der Welt?", meinte der Mann im dunkelgrauen Anzug. Er trug keinen Helm. „Zum höchsten Agenten der Regierung. Was ist denn mit'm andern passiert, erzähl doch! Ich bin doch so neugierig!"

Damit löste er sich von der Wand und trat ein paar Schritte an Lucius heran. Sein Gesicht zeigte eine Heiterkeit, als hätte er einen alten Freund wieder getroffen. Das lange, schwarze Haar sah aus wie dicke Stränge verfestigten Rohöls und fiel ungepflegt vom Schopf und die dunklen Augen, denen jedes Weiß zu fehlen schien, wanderten über Lucius' Helm, als versuchten sie das Gesicht darunter zu erkennen. „Es wär' natürlich auch ne nette Geste wenn du den Helm abnähmest. Is' ja nicht so als würden wir uns nicht schon kennen. Oh, und erschrick nicht ob meines ungepflegten Aussehens, du weißt ja, unser Beruf fordert so viel von uns."

Der Mann hatte trotz der vielen Bewaffneten, die jetzt zwischen ihnen hindurchliefen ohne sie wahrzunehmen, die Chips beider Agenten arbeiteten dafür Hand in Hand, alle Zeit der Welt. Lucius beschloss fürs Erste mitzuspielen. Das Auftauchen Hydras war unerwartet und bedauerlich. Es verkomplizierte die Sache um ein Vielfaches. Dennoch war es gut möglich, dass Hydra die Ant-

worten zu Fragen kannte, welche die *UPA* seit dem Verschwinden Zeus' vor zwei Wochen plagten.

„Nun", begann Lucius, darüber sinnierend wie er am schnellsten das meiste aus seinem Gegner herausholen könnte, ohne sich in seinen Spielen zu verstricken, „er starb in einer Mission auf *Altair 2*." Er musste den Schlüssel unbedingt sicher hier heraus bekommen und Hydra war ein tödlicher Gegner.

„Ach, hör aber auf! Wirklich?", rief Hydra, als wäre er tatsächlich überrascht. „Ein so geschickter und intelligenter Agent? Das muss aber viele schlaue Köpfe gebraucht haben!"

„Ja", antwortete Lucius ausdruckslos, „Gerüchte sagen es waren neun."

„Ach, Gerüchte! Ich liebe Gerüchte! Was sagen's denn noch, die Gerüchte?" Er schien in absoluter Hochstimmung.

„Keine Ahnung", meinte Lucius kopfschüttelnd, „ich zu meinem Teil, interessiere mich nicht allzu sehr für Klatsch und Tratsch."

Sein Gegenüber schien darüber sehr betroffen. „Aber dann entgeht dir doch das schönste an unserer Arbeit", behauptete er. „Ein wenig die Ohren spitzen, hier ein Gerüchtchen, dort ein wenig Klatsch. Das Ganze ein bisschen schütteln und schon haben wir unsere Fährte. Oder macht ihr das seit Neuestem anders?"

„Und?", sagte Lucius die vermeintliche Frage ignorierend, „was ist dran an diesem Gerücht?"

„Was?", machte Hydra feixend, „ich dachte du hast kein Interesse an Tratsch?"

„Nun?", wiederholte Lucius, in Gedanken seinen Fluchtweg kontrollierend. Es wimmelte langsam an Sicherheitsleuten. Bald würde auch die Polizei hier sein. Sie würden nicht ewig vor ihnen verborgen bleiben. Aber Zeus hatte keine Daten mehr geschickt. Es wäre gut zu wissen, was dort auf *Altair 2* geschehen war.

„Hm?“, machte er, um Hydra zum Reden zu bewegen.

„Es war ein *Riesen*spaß.“ Hydra sagte Spa*sss* als verpflichtete ihn sein Name dazu. „Leider sagte man mir, ihr habt keine Ahnung. Da kann ich dann ja wohl schlecht viel dazu verraten.“ Lucius wusste das Hydra das tatsächlich leid tat, denn er gab nur zu gerne damit an, wie er die *UPA* neulich wieder vorgeführt habe. „Ich glaube aber nicht, dass ihr noch damit rechnen solltet, die Leiche zu finden“, sagte Hydra und kicherte böse.

Damit könnten Sie ihn nicht wiederbeleben.

„Schöne Sache, diese *Single Existence*, was?“, sagte er zynisch. Lucius antwortete nichts, aber Hydra nickte zufrieden, so als hätte er ihm zugestimmt und begann mit einer kreisförmigen Bewegung um Lucius. „Nun sag’ aber mal, was suchst denn eigentlich hier? Genug von *Ilius*? Habt ja ganze Arbeit dort geleistet. Und ich meine, das hier ist ja auch nicht ohne. Dringst in ein vollkommen rechtschaffenes Unternehmen ein und beklaust einen alten Greis? Das wär doch eher was für nen einfachen Gauner? Hat der Senat gemerkt wie nötig er euch hat und das Geld abgedreht?“

Er tippte sich theatralisch an die Stirn.

„Ich habe übrigens noch jemanden unserer gemeinsamen Bekannten - der alten Gang - getroffen“, rief er. „Deinen niedlichen Exfreund. Scheint dich allerdings nicht sonderlich zu vermissen, wenn du mir erlaubst so ehrlich zu sein“, sagte er mit gespielt mitleidigem Gesicht. Dann grinste er wieder wie ein Verrückter.

„Nein“, sagte Lucius ohne die Miene zu verziehen. Er wusste das Hades Hydra in *Naphta* über den Weg gelaufen war. Aber er hatte seinen Job erledigt und sich auch von Hydra nicht aufhalten lassen. Genau wie es Lucius jetzt nicht zulassen würde, selbst aufgehalten zu werden. „Wir bestehlen niemanden, um uns zu bereichern“, sagte er, „Wir tun nach wie vor genau das, was gemacht werden muss, um euch den Spaß zu vermiesen! Und das werden

wir immer weiter tun!“ Damit sprang er vor und drückte Hydra seine Pistole an die Schläfe.

„Dann vermute ich mal, du willst nicht wissen, wie er starb?", sagte Hydra ohne Aufregung. Er drückte seine Pistole an Lucius‘ Unterleib. Jetzt sprach er wieder von Zeus … Sie sahen einander ins Gesicht, die Nasen kaum dreizehn Zentimeter voneinander entfernt, wenn auch noch zusätzlich durch Lucius’ Helm getrennt. „Selbst dein netter Kampfpanzer würde auf diese Entfernung durchschlagen", meinte Hydra und setzte ein selbstzufriedenes Lächeln auf. „Ich befürchte irgendwie, das wird so nix. Aber ich hab auch schon den rettenden Vorschlag. Was hältst davon, wenn ich jetzt auch meinen schnuckeligen Helm über das Köpfchen ziehe und wir dann noch einmal von vorne beginnen?"

„Ich habe keine Lust auf deine Spielchen", fauchte Lucius, worauf Hydra „Das ist aber schade" entgegnete. „Leider hast du keine Wahl, fürchte ich. Ich fürchte, du wirst erst mal hier hinauskommen müssen, ehe du diese hübsche, kleine Glaskugel weitergeben kannst. Es sei denn ihr habt eine mir noch unbekannte, neue Erfindung gemacht. Ein Teleporter würde natürlich alles ändern." Er grinste. „Aber das halt’ ich doch für eher unwahrscheinlich."
Lucius erwiderte sein Grinsen. „Du kleines widerliches Arschloch“, flüsterte er.

Hydra fletschte die Zähne, die letzte Ausbaustufe seines brutalen Grinsens.

Wie abgesprochen machten beide einen fünf Meter Satz nach hinten - Exoskelett sei Dank - hielten sich aber weiter in Schach, während Hydra noch während des Sprungs den Helm übergestülpt hatte.

„Darauf hab ich mich bereits gefreut."

„Mal sehen wie lang' die Freude andauert!", entgegnete Lucius.

Alles ging sehr schnell. Lucius hechtete zur nächsten Tür, wurde aber von Hydra am Bein erfasst. Mit einer

einzigen, kraftgewaltigen Bewegung riss er ihn zurück und schleuderte ihn aus dem Flug gegen die gegenüberliegende Wand. Noch bevor Lucius gegen die Wand knallte, hatte er sein Sturmgewehr herumgerissen und begann zu schießen. Hydra verschwand hinter der Tür, allerdings nicht ohne zuvor noch eine Fusionsgranate in den Raum zu werfen. Das Sicherheitspersonal, durch den Lärm angezogen, lief direkt in das Wirkungsfeld der Granate. Lucius schoss geistesgegenwärtig auf die kleine Kugel und bugsierte sie damit ins andere Eck des Raumes, wo sie ein etliche Meter weites Loch zwischen Wand und Boden schmolz, anstatt Soldaten zu verdampfen.

Zur Belohnung begannen einige der Wachen in Lucius' Richtung zu schießen, dabei die Richtung der Granate zurückverfolgend, dementsprechend ungenau und trotzdem lästig. Lucius ignorierte sie schlicht, richtete sich auf und warf eine eigene Fusionsgranate durch die offene Tür, um sicherzustellen, dass Hydra nicht dahinter lauerte. Sofort preschte er mit nichts als Mut und dem Wissen, es ginge nicht anders, kaum war der ehemalige Türrahmen geschmolzen, weiter voran und in den Gang hinaus.
Ziemlich genau zeitgleich fiel das Licht aus. Der Scheißer, murrte Lucius, doch es brauchte mehr, um einen Agenten der *UPA* außer Gefecht zu setzen. Lucius' Augen waren für Wellen weit über den für gewöhnliche Menschen sichtbaren Bereich empfindlich und zusammen mit etwas Magie seines Implantats und der Sensorik seines Anzugs sah er trotz der Finsternis ein ziemlich scharfes Bild, aus dem nur jegliche Farbe gewichen war. Er hatte nicht aufgehört zu laufen, bis er die Aufzugstür erreichte, der Aufzug, mit dem er heruntergelangt war. Der Aufzug war deaktiviert. Hydra spielte sein Lieblingsspiel, das „Ich-weiß-du-willst-raus-aber-ich-lasse-dich-nicht"-Spiel. Lucius hatte kein Problem damit der Spielverderber zu sein.

Kurzerhand schmolz er sich durch die Tür, kletterte in den Schacht und weiter nach oben. Der helle Lichtblitz

seiner Granate lenkte die Aufmerksamkeit der Wachen wieder auf sie und so zogen die beiden den üblichen Rattenschwanz an Sicherheitsleuten hinter sich her. Die ziellosen Schüsse waren allerdings, kaum war er im Schacht, Lucius' geringste Sorge.

„Und so töte ich den Göttervater ein zweites Mal", hallte die Stimme von Hydra von oben durch den Schacht herab, ehe der Lift nach unten raste, einige wohlplatzierte Fusionssprengköpfe detonierten und ihn, den Fahrstuhl, in eine Suppe flüssigen Stahls verwandelten.

Lucius blieb kaum Zeit zu reagieren. Die heiße Brühe schwappte herab und er ließ sich fallen. Kaum hatte er die Tür des nächsten Stockwerks erreicht stieß er sich mit aller Kraft von der Wand ab und schoss durch die stählerne Tür wie eine Kanonenkugel durch eine dünne Holzwand. Das tötete sein Exoskelett, aber rettete sein Leben. Nur sein rechtes Bein hatte etwas abbekommen. Der Anzug darüber war mit heißem Stahl bedeckt und Lucius spürte, wie sich die Bewegungsfreiheit des Gelenks mit Erhärten des Metalls verflüchtigte. Zumindest spürte er keine Schmerzen. Wie es sich ohne Chip anfühlen würde, wollte er lieber nicht erforschen.

Lucius sah sich rasch um. Laut Cathys Plan befand er sich auf Ebene sechs. Er hörte Stiefel über den Boden jagen, die Bewaffneten waren bereit sich weiter einzumischen. Dennoch wären eintausend einfache Soldaten leichter zu schlagen als Hydra alleine. Sie boten die sicherere Art des Aufstiegs. Also stürmte er ihnen entgegen. Ihre Implantate befanden sich mittlerweile im zugriffssicheren Modus, mit Tricks und Täuschungen konnte er nicht länger arbeiten. Es wären auch zu viele gewesen. Es blieb beim klassischen Job eines Soldaten: Die Feinde niedermähen, bevor sie dich niedermähten. Er war gut darin, auch wenn er humpelte.

Lucius setzte Rauchgranaten und die Fähigkeiten seines weit komplexeren Chips ein, um sie einer nach dem anderen auszuschalten. Er konnte sie trotz des Rauches noch

ausmachen und er wusste, dass dies eine einseitige Partie war. Sie fielen in Scharren. Lucius musste nicht ein einziges Mal stoppen. Er wütete wie ein Berserker, lief ohne Anerkennung der Gefahr um die nächste Ecke und verwandelte die Knie zweier Bewaffneter zu Matsch, schoss einem die halbe Hand ab und schlug drei im Vorbeilaufen nieder. Die zweite Reihe verlor die Nerven und begann wild um sich zu schießen, tötete damit einen eigenen Mann und hielt Lucius trotzdem nicht auf. Er schlug einem mit dem Griff seines Gewehres gegen die Brust, dass dieser keuchend zusammenbrach, erledigte zwei mit je zwei Schüssen aus seiner Pistole, je einer pro Bein und den letzten rammte er einfach mit dem Körper, dass er gegen die Wand donnerte und bewusstlos liegenblieb. All das, ohne ein einziges Mal stehen zu bleiben, auch nicht, als mit einem Mal die Erde bebte und irgendwo über ihm ein Heidenlärm losbrach. Er ahnte er würde den Grund dafür bald genug erfahren und so hastete Lucius weiter, erreichte die Treppe und jagte auch diese hinauf. Er warf Fusionsgranaten in Seitengänge, um die Männer abzulenken, die ihn verfolgten und wich ihnen so gut es ging aus, wenn sie ihm entgegenkamen. Letztlich erreichte er Ebene 1, nur um zu erkennen das jemand, und er glaubte zu wissen, wer es war, die Decke zum Einsturz gebracht hatte.
Lucius zögerte nicht und nahm den anderen Weg, den Weg, welchen er vorher als Herr Wineberg besichtigt hatte und der auf den Parkplatz vor der Fertigungshalle führen würde. Es folgte ein überdurchschnittlich langer Gang, dessen Ende von zwei Dutzend Wachen geschützt wurde.

„Stehen bleiben! Die Waffe weg! Die Hände hoch wo ich sie sehen kann!“, brüllte ihr Anführer und Lucius warf sein Gewehr zu Boden und hob die Hände an den Kopf. Anders hätte er die Leben dieser Männer nicht retten können. Acht auf einmal kamen heran, die Waffen in einer Art auf ihn gerichtet, die ihm augenblicklich verriet, dass er es hier mit Anfängern zu tun hatte. Sie trauten sich nicht einmal

an ihn heran. Aber er brauchte sie näher. Kommt endlich ein wenig näher, beschwor er sie, aber es schien als wären sie vollkommen damit zufrieden so auf die Polizei zu warten. Das wäre im Prinzip ganz in Lucius' Sinne gewesen, die hätten seine Iris gescannt und ihm sogleich die Stiefel geleckt und gefragt, ob sie diese Narren, die ihn hier festgehalten hatten, verhaften sollten. Da er allerdings Hydra in der Anlage wusste, wäre es zu gefährlich auf die Polizei zu warten. Er musste sich darauf verlassen, dass seine Reaktionszeit trotz des behinderten Beines ausreichend viel geringer wäre.

Es ging alles ganz zügig. Er tat einen halben Schritt nach vor, drei oder vier der Wachen schrieen etwas, von wegen, er solle sich nicht bewegen, da hatte er bereit seinen Phasenstab in der Hand und zu drei Meter Länge ausgefahren, aktivierte die Phasenzelle aber nicht. Eine einzige halbe Drehung hatte den kreisrund um ihn stehenden Wachen die Waffen aus den Händen geschlagen, ohne das die dahinter Stehenden hätten schießen können ohne ihre Kollegen zu treffen. Sie standen noch völlig erstarrt um ihn herum, als er anfing sie der Reihe nach mit kräftigen Schlägen umherzuwirbeln, als säßen sie in einem Standmixer. Die Hinteren rückten heran, aber als gelte es in der olympischen Disziplin des Stabhochsprungs zu punkten sprang Lucius ins Herz der übrigen Menge und zerstob auch diese. Zwei verloren die Nerven und begannen zu feuern, trafen aber nur eigene Leute, ehe Lucius sie ebenfalls bewusstlos geschlagen, oder sie zumindest niedergestreckt hatte und sie klug genug waren, die Bewusstlosen zu mimen. Lucius war es gleich und sobald sich ihm niemand mehr in den Weg stellte preschte er weiter, um zwei letzte Ecken, und lange Korridore entlang. Der letzte endete in einer Halle, groß genug, um einen Hauptbahnhof oder einen Raumhafen zu beherbergen.

Der Gedanke mit dem Bahnhof schien nicht ganz verkehrt, denn es fanden sich Gleise und drei elektrische Züge

mit dutzenden Passagierwaggons. Sie schienen zu einem weiter entfernten Teil der Anlage zu führen. Er war falsch gelaufen oder hatte sich geirrt. Aber zurück konnte er nicht mehr.

Hydra erschien in der Tür eines Waggons. „Alle einsteigen! Einsteigen bitte! Der Zug in die Freiheit fährt ab!" Sein Kopf schoss herum und er sah Lucius direkt in die Augen, als könne er durch seinen Helm sehen. „Aber wird ihn auch jeder erwischen?“ Er grinste und verschwand im Inneren und der Zug setzte sich auf der Stelle in Bewegung.

Lucius war einen Augenblick nicht klar, weshalb er diesen Zug erreichen wollen sollte, da drang die Antwort in einer raschen Abfolge an Explosionen an ihn heran und er hechtete nach vor und war eben noch auf den letzten Waggon aufgesprungen, da riss ihn die Beschleunigung beinahe wieder herunter, während hinter ihm die Decke einstürzte.

Die Bahn war eine durch Induktion betriebene Konstruktion, was die kreisrunde Form des Zuges und das Fehlen von echten Fenstern erklärte. Hologramme sorgten für Licht und die Illusion, durch freie Natur zu fahren. Nicht viel anders, als die Garnituren, die auch als U-Bahnen eingesetzt wurden.

Draußen krachten schwere Träger zu Boden, dann hörte man ein lautes *SCHWUPP* und der Zug war in der Röhre, in welcher er auf über viertausend Kilometer pro Stunde beschleunigen würde. Die Beschleunigung hätte Lucius ohne seinen Anzug umgeworfen.

„Achtung! Achtung! Hier spricht ihr Zugführer! Aufgrund von technischen Problemen sollten Sie sich an einen Zugbegleiter wenden! Den nächsten Zugbegleiter finden Sie in der Mitte des Zuges. Wir danken für ihr Verständnis!“, drang die Durchsage durch den Zug. Der Zugführer sagte Verständni*sss*.

Lucius, an Alternativen arm, schritt voran in den nächsten Waggon und weiter nach vorne. Es wäre besser Hydra im Auge behalten zu können, als nicht zu wissen wo er wäre. Im sechsten wurde er bereits erwartet.

„Das kommt von einem unzufriedenen Fahrgast“, rief Lucius und feuerte seine Pistole. Hydra riss einen Sitz aus dem Boden und verwendete ihn als Schild.

„Vielen Dank, ich werde die Rückmeldung weiterreichen“, kreischte Hydra vor Freude und warf den Stuhl mit aller Kraft, und sein Exoskelett war unbeschädigt, Lucius zu, der nur noch so halb ausweichen konnte und dem dabei die Pistole aus der Hand geschleudert wurde.

„Ich habe gehört in Zügen ergeben sich die spannendsten Reisebekanntschaften.“

„Wir haben nichts zu bereden“, sagte Lucius und richtete sich wieder auf. Die Pistole lag auf halbem Weg zwischen ihnen und Hydra hätte die seine lange gezogen und verwendet, ehe Lucius die eigene erreicht hätte.

„Oh, wir hätten *so vieles* zu bereden, du hast nur keine Ahnung!“, lachte Hydra. „Aber ich gebe mein Bestes, dir die Augen zu öffnen, bevor ich dich töte. Bist du bereit?“

Lucius schwieg.

„Na dann", sagte Hydra, „lass mich dir kurz erklären, wie du hier nun den Tod finden wirst." Dabei warf er sein Sturmgewehr zur Seite, setzte aber seinen Helm wieder auf.

„Du weißt sicher, worin wir uns im Augenblick befinden?", fragte er und entfernte seine Pistole und Munition. „Richtig", fuhr er fort, als hätte Lucius, der ihn nur perplex dabei beobachtete, wie er alle seine Waffen ablegte, geantwortet, „in einer gigantischen, magnetischen Röhre. Du weißt sicher was passiert, wenn ich, sagen wir mal, ein kleines Löchlein in die Decke machen würde, nicht?"

„Alles Magnetisierbare würde es hinausreißen", sagte Lucius.

„Exakt", schwärmte Hydra, bestens unterhalten, „ganz richtig."

„Nur zu deiner Erinnerung", meinte Lucius, „unsere Anzüge sind nicht mag-"

Dann erstarrte er.

„Üblicherweise würde ich dir an dieser Stelle voll und ganz zustimmen", lachte Hydra. „Aber nicht heute! Ich habe den Eindruck, das in letzter Zeit sehr oft zu sagen, aber: Lebe wohl, Zeus!"

Und mit diesen Worten warf er eine letzte Fusionsgranate an die Decke des Abteils.

Lucius sprang zurück und versuchte durch die Tür in den anderen Waggon zu wechseln, doch war es dafür schon zu spät. Seine ganzen Waffen, seine Munition und sein Bein wurden in die Luft gerissen und sein ohnehin schon ramponiertes Exoskelett meldete sofortige Überlastung, als er eben noch seine Hand durch die Bodenplatte rammte, um sich festzuklammern.

Hydra kreischte vor Freude. Er schrie und jubelte und ging lachend und ganz entspannt zu ihm herüber, setzte sich auf einen Stuhl und beobachtete seinen Überlebenskampf. Lucius hing in der Luft, als stecke in der Decke sein ganz eigener Schwerkraftgenerator, einer, der nur auf ihn wirkte.

„Besser als vermutet, diese Exoskelette", gestand Hydra und machte das Glas seines Helmes durchsichtig, damit Lucius ihm in die Augen schauen konnte. „Aber lange wird es das auch nicht aushalten. Und ich hab ja Zeit", meinte er und ließ sich in die Lehne zurück, schlug das rechte Bein über das linke und faltete die Hände im Schoss, was in der mächtigen Rüstung, äußerst belustigend aussah. Bloß war Lucius nicht nach Lachen zu Mute. Lucius hatte andere Probleme. Er hätte nicht erst die Warnsignale seines Chips benötigt, um festzustellen, dass es zu Ende ging mit seinem Anzug und dessen Ausdauer. Seine Muskeln waren drauf und dran zu verkrampfen, schmer-

zen taten sie bereits, als würden sie ihm einzeln aus dem Leib gerissen. Wie ein gehetzter Hund schaute er durch den leeren Waggon und an die zerstörte Decke, auf der Suche nach einer Lösung für sein Problem, die nicht sein Zermalmen zwischen Zug und Tunneldecke beinhaltete.

„Weißt du, ich hab ja nie was gegen dich und deine Kollegen gehabt", begann Hydra zu erzählen, wohl um die Zeit totzuschlagen oder Lucius doch noch zu motivieren loszulassen, nur um ihm endlich zu entkommen. „Ihr seid halt bloß bei den Falschen gelandet, das kann ja mal passieren. Aber ich habe niemals einen Groll gehegt gegen euch. Nein! Man kann sogar sagen ihr genießt meinen vollen Respekt! Wir sind ja fast wie ein Familie! Apropos Familie." Er grinste sein Totenkopfgrinsen. „Lass mich dir da etwas sehr Lustiges er-" Dann wurde seine Stimme energischer. „Was zum ... das Phasenmesser!", rief er und sprang vor, doch zu spät.

Lucius hatte sein Phasenmesser genommen, neben seinem Phasenstab die einzige Waffe, die nicht magnetisch war, und sich in einer der verzweifelten Situation angemessenen Aktion das Bein, bis knapp unters Knie, abgetrennt. Sein bisheriges Körperteil schoss in die Höhe und verschwand zwischen Zug- und Röhrenwand.
Lucius klatschte auf den Boden, richtete sich in einer schnellen Rolle aber so gut es ging auf und hielt das Phasenmesser auf Hydra gerichtet. Der Chip kontrollierte die Schmerzen, aber die schwammige Silhouette Hydras machte klar, dass sein Körper am absoluten Limit war. Hydra lachte, lachte als hätte er eben den Witz seines Lebens erzählt bekommen. Dann begann er zu klatschen. „Tadello*sss*. Kühn und entschlossen. Ha-HA!" Er wurde wieder ruhig. „Das war wohl mein Fehler, nicht? Das hätte ich bedenken müssen, ja? Aber egal. Oho! Zeus, ja, oho! Viel besser, als der andere! Nur … Wie lange man wohl mit einer solchen Wunde stehen kann?" Er ging in die Knie und betrachtete den klaffenden Schnitt aus dem das Blut in

Strahlenform quoll. Hierauf stand er wieder auf und ließ sich in seinen Stuhl zurückfallen.
„Steck das Messer weg", forderte er, „wenn du bis zum Halten stehen bleibst, lass ich dich gehen. Das wär in", er tat als blicke er auf seine Armbanduhr, "etwa sieben Minuten."
Lucius stellte den Stumpf am Boden ab, als könnte das den Blutfluss zumindest ein wenig eindämmen. Der Schnitt war dank der Geschwindigkeit der Klinge relativ plan ausgeführt, doch was nützte dieses Wissen, es bildete sich in Sekundenschnelle eine große Pfütze Blut.

„Schon erstaunlich, wie schnell der Mensch ausläuft wenn man ein Löchlein hinein macht", stellte Hydra, der das Schauspiel interessiert beobachtete, fest. „Aber irgendetwas … fehlt", urteilte er dann. „Vor zweihundert Jahren hättest du vor Schmerzen geschrien, weißt du? Du hättest gebettelt das ich es beende und das obwohl du damals keine Sicherheitskopie deiner selbst hattest.

„Rührende Geschichte", meinte Lucius unbeeindruckt, behielt in Wahrheit aber bang die Daten im Auge, die ihm sein Chip über seinen aktuellen Gesundheitszustand lieferte.

„Tja", seufzte Hydra, „damals war die Welt noch - wie sagen die Puristen? Natürlich?"

„Weißt du, ich bin gerade nicht in der Stimmung über die Entwicklung der Welt zu philosophieren", knirschte Lucius.

„Oh, wie schade. Nun“, er seufzte, „wenn du die Minuten lieber mit Schweigen verbringen willst, dann bitte, lass dich nicht stören. Ich will ja keineswegs aufdringlich wirken."

Lucius ließ sich durch das in seinem Chip gelagerte Sedativum beruhigen, verabreichte sich aber weit nicht die Dosis, die er gebraucht hätte, schließlich wusste er nicht ob Hydra sein Wort am Ende hielte und ob es nicht doch noch zum Kampf käme.

„Ich könnte dir natürlich auch erzählen wie es mit deinem Kollegen zu Ende gegangen ist, ja?“

„Halts Maul!“, brüllte Lucius und humpelte zur Tür auf der gegenüberliegenden Seite. Hydra hätte ihm im Moment alles erzählen können, er hätte nichts davon behalten. Er stand mit einem Bein im Grab und das andere war nur noch eine Blutspur an der Tunneldecke.

Hydra hob die Arme, als hätte er nur ein gut gemeintes Angebot gemacht.

So harrten Lucius und er des Augenblicks der Ankunft ... in welchem die Bremsung Lucius von den Füßen riss.

„Sieht aus als hättest du heute Glück", urteilte Hydra und trat an die Tür. „Misonos, Misonas!“, rief er hinaus, „Endstation! Aussteigen bitte!“ Zu Lucius gewandt ergänzte er in normaler Lautstärke: „Schnapp dir einen Jäger und verschwinde, ich mach dir sogar den Hangar auf!"

„Wieso?", fragte Lucius, hüpfte aber ohne Umschweife zur Tür.

„Ich hasse Langeweile." Lucius musste eingestehen, dass das für jemanden wie Hydra ein guter Grund sein musste.

Die Erde begann zu beben und die beiden Soldaten, Lu und George, sprangen auf die Beine. Die große Lichtung hinter ihren Rücken, die Lichtung, die sie seit Monaten jeden Tag gesehen, jeden Tag bewacht hatten, riss mittig zu einem gewaltigen Schlund auf, als wollte der Planet sie verschlingen. Und er hätte es fast getan. Sie hatten nur wenige Meter vor dem Abgrund gesessen.

Endlich schien das Loch im Boden seine volle Ausdehnung erreicht zu haben und sie konnten nicht anders, als an den Rand heranzukommen und hinunter zu sehen. Vor ihnen lag ein langer Schacht mit vielen Ebenen auf denen tausende Jäger standen und ganz unten, garantiert viele hundert Meter weit unten, erkannte man Gleise und eine Eisenbahn.

Ein einziger Jäger flog an, schoss heraus und an ihnen vorbei und verschwand im blauen Himmel.

George warf Lu die Flasche zurück. „Bestes Bier der Welt, ja?“, sagte er und ging zurück auf ihre Plätze, ohne die Augen vom gewaltigen Abgrund vor ihrer beider Füße zu lassen, der kaum drei Meter vor ihnen abstürzte. Da blieb er lieber bei Wasser.

A PIRATE'S LIFE FOR ME

wiki.unipedia.uni

Artikel des Tages

Ortung von Schiffen

Entgegen der Darstellung in gewissen populären Science-Fiction Geschichten ist es bisher nicht gelungen Schiffe über die Entfernung von Lichtjahren hinweg aufzuspüren. Das zufällige Auffinden eines anderen Schiffes ist nur dann üblich, wenn man auf den etablierten Routen reist. Hierin liegt auch der Grund, weshalb es dann doch möglich ist Schiffe zu finden. Es gibt nur eine begrenzte Zahl an sicheren Hochgeschwindigkeitsstrecken und je mehr sie befahren werden, desto sicherer bleiben sie, denn durch häufiges Passieren werden rasch Probleme wie kreuzende Himmelskörper, Supernoven (…) entdeckt und ans *UniNet* kommuniziert. Gleichzeitig führt die hohe Auslastung einiger weniger Routen dazu, dass man sogenannte *Lanes* eingerichtet hat, Flugkorridore entlang der Route, um Zusammenstöße zu verhindern. Ein Schiff, welches in eine Route einlenkt hat seine gewählte *Lane* ans Netz mitzuteilen und ist damit identifizierbar und letztlich auffindbar.

Ein Schiff, dass aber nicht auf den offiziellen Routen fliegt, oder illegalerweise dies nicht dem Netz mitteilt, ist frühestens dann aufgefunden, wenn man mit ihm zusammenstößt.

Gegen 16 Uhr erreichten Leo und die Söldnerbande, der er nun mehr oder weniger offiziell angehörte, *Sybill 2*. Von der *Sleeping Beauty* keine Spur.

Die Station war nicht sonderlich groß. Ein paar Industriegebäude, ein paar Werkstätten, zwei Wohngebäude und ein unverhältnismäßig großer Hafen mit einigen Lagerhallen. Aber ein Schiff wie *Sleeping Beauty* hätte man hier nicht verstecken können.

„Wir sind für ne Stunde oder so in der Bar", erklärte Jesse, „schnapp deinen Bruder und sei pünktlich um fünf wieder hier, klar?"

Leo nickte verdrossen. Wo war dieses verdammte Schiff, das hier vor Minuten gedockt haben sollte? Er checkte sein *ComPad*, aber die Station erlaubte keine öffentlichen Zugriffe auf das *UniNet Relay*.

„Alles klar?", brummte Eddie, der zurückgeblieben war, als Leo aus dem Cockpit trat, um sich persönlich bei der Dockverwaltung nach der *Sleeping Beauty* zu erkundigen.

„Ich muss zur Verwaltung. Da geht keiner ran."

Eddie nickte und Leo war schon fast durch die Tür, da tat er nochmal einen halben Schritt zurück.

„Du bist gar nicht bei den andren?" Trauten Sie ihm zu mit dem Schiff abzuhauen? Keine Ehre unter Piraten.

„Richtig", stellte Eddie fest und Leo erwischte sich bei der abstrusen Überlegung Eddie hätte auf seinen Gedanken geantwortet. Er saß im großen Ledersessel, die Beine am Getränketisch und erst jetzt erkannte Leo was er am Schoß hatte: „Du spielst?"

Eddie blickte ihn abschätzig von unten herab an. „Und?"

„Nichts." Leo zuckte mit den Achseln. „Ich auch." Aber das er mal Gitarre gespielt hatte war eine Erinnerung aus einer anderen Welt. Einer Welt mit Adrian. Wo war er bloß? Wo war sein kleiner Bruder? Leo lief auf den Landungssteg hinaus.

Kein Schiff weit und breit. Bis auf drei, vier weitere Jäger und einen kleinen Transporter war nichts und niemand hier. Schon gar kein Großkampfschiff. Leo trat auf das Verwaltungsgebäude zu. Laut *UniPedia* diente die Station im Wesentlichen zur Lagerung und Weiterleitung von Produkten in die Außensektoren. Ansonsten schien sich hier nicht viel zu tun. Heute auf alle Fälle herrschte vollkommene Windstille.

Die Verwaltung hauste in einem kleinen Schuppen aus dem gleichen grauen Betonskelett, aus dem auch die übrige Architektur bestand. Drinnen saß eine junge Frau an der Rezeption, kaum älter als Leo. Es war wohl an der Zeit seine „Beinespreizer" zu bemühen, um herauszufinden, was mit dem Schiff war. Mensch, was hätte er jetzt für ein paar derbe Scherze Franscher Prägung gegeben. Er hätte ein paar ganz witzig gefunden und sich für die übrigen geschämt, in jedem Fall hätte es ihn abgelenkt.

„Hi!", sagte Leo und grinste die Frau breit und freundlich an.

Sie schaute hoch, als hätte sie ihn eben erst bemerkt.

„Oh", machte sie, „Hi! Kann ich helfen?"

„Ja tatsächlich", antwortete Leo weiterhin mit seinem einnehmendsten Lächeln. „Hätte hier nicht heute ein großes Schiff docken sollen? Ein Militärschiff?"

„Tut mir leid", sagte sie mit vermutlich aufrichtigem Bedauern, „darüber kann ich nichts sagen."

„Nein?", fragte Leo und starrte ihr in die Augen, als wollte er sie hypnotisieren.

„Nein. Und wenn du mich den ganzen Abend mit deinen schönen Augen anlächelst."

Sie errötete, weil sie laut gesagt hatte, was sie dachte.

„Warum ist es so verdammt geheim, ob ein Schiff heute hier dockt oder nicht?", fragte Leo frustriert und sein Lächeln war verschwunden. „Die Polizei hat mir gesagt, dass hier und heute ein Kreuzer der Union, die *Sleeping*

Beauty, um zehnsechs-dreizehnvier Uhr docken würde! Wo ist dieses verdammte Schiff?“

Die Frau bedachte ihn mit einem abschätzenden Blick. Dann seufzte sie, sah kurz über die Schulter, ob sie auch niemand hören konnte und sagte dann: „Das Schiff wird nicht auftauchen.“

„Was? Warum?“, brüllte Leo und schlug mit beiden Händen auf den Tresen.

Sie zuckte zusammen. „Argh!“, rief Leo und raufte sich die Haare. „Tschuldige“, sagte er dann und atmete tief durch. „Es ist bloß ... mein kleiner Bruder ist auf dieses Schiff geraten, ich sollte ihn hier abholen. Jetzt ist es nicht da ... Und ich habe keine Ahnung wo das Schiff sonst aufkreuzt ...“

„Ich weiß nicht weshalb es nicht kommt“, erklärte sie, „aber sie haben die erwartete Fracht auf Transporter gepackt und die sollten in den nächsten zehn Minuten eintreffen.“

Leo schaute sie erschöpft an.

„Vielleicht ist dein Bruder an Bord?“

Er schüttelte nur stumm den Kopf und starrte an die Decke. Wieso sollten sie so etwas tun? Woher sollten sie wissen, dass er … Oder hatte Sophie ...?

„Zehn Minuten?“, wiederholte er und stürmte auf ihr Nicken hinaus auf die Landungsstege, den Blick auf die Dockschleuse gerichtet. Warum eigentlich nicht? Es hieß ja wohl nur das Logische zu tun. Der Kapitän des Schiffes wurde ja von Sophie informiert, oder was? Dann würden sie Adrian garantiert auf einem dieser Transporter mitgenommen haben. Natürlich. Was sonst? Haha. HahaHA!

Einsam stand er auf den Landungsstegen und starrte an die Decke der Metallkuppel. Es waren mehr als zehn Minuten, aber irgendwann tauchten sie doch auf. Drei Transporter. Sie schwebten durch das Kraftfeld und setzten auf den Landungsstegen nahe der ersten Lagerhalle auf. Die Laderampe des ersten Schiffes hatte den Boden noch

nicht berührt, stand Leo schon davor, bereit seinen Bruder in Empfang zu nehmen.

Aber niemand an Bord, auf keinem der drei Schiffe, hatte eine Ahnung wovon er sprach.

Nichts. Gar nichts. Kein Adrian.

Es war zehn vor fünf, Leo raufte sich das astroidschwarze Haar und dachte fieberhaft nach. Was sollte er jetzt tun? Wenn er die Söldner fallenließ konnte er von hier ein Schiff zurück nach – ja wohin eigentlich? *Metropolis*? Dort könnte er nochmal zur Polizei – die ja auch beim ersten Mal so großartige Arbeit geleistet hatte, dachte er zynisch. Wohin wollte er sonst? Wäre es nicht besser, doch zuerst zur *Erde* zurückzukehren? Von dort musste er bessere Möglichkeiten haben. Dort würde er auch mit Faye beratschlagen können. Faye! Er musste ihr unbedingt eine Nachricht schicken! Aber was sollte er ihr sagen, wenn er selbst noch keine Ahnung hatte, was er tun sollte? Was war mit Sophie? Vielleicht konnte sie gar nichts für die Fehlinformation? Vielleicht konnte sie ihm beim zweiten Mal doch helfen?

Sieben vor fünf. Er schrieb an beide Frauen. Dann steuerte er den Jäger der Söldnerbande schön brav wie vereinbart in den Weltraum hinaus. Einen besseren Plan hatte er nicht und einen gitarrespielenden Eddie aus dem Jäger zu scheuchen, schien kein erfolgsversprechendes Unterfangen. Fürs Erste würde er auf diesem Schiff bleiben müssen.

Suchte man nach einem Bild für deprimiert, man hätte keine bessere Erklärung geben können, als ein Bild von Leos gegenwärtigem Gesichtsausdruck.

Eddie war nicht schlecht mit der Gitarre. Am Abend kam er ins Cockpit und warf Leo eine Westerngitarre auf den Schoß. „Los“, sagte er, „zeig was du drauf hast!“

Leo war äußerst schlechter Laune. Fast hätte er Eddie die Gitarre um die Ohren geschmissen, doch dann besann

er sich eines Besseren. Vielleicht war das genau was er brauchte, ein wenig willkommene Ablenkung. Eddie sah ihm nicht ins Gesicht, das rot war und leicht entzündet, was selbst im Halbdunkel des nur durch Anzeigen beleuchteten Cockpits deutlich erkennbar sein musste.

In seinem Stuhl versunken spielte er „High Gravity" von *Karambolage*[37], einen schrägen Song mit freudig-froher, geradezu hopsender Melodie mit einigen hübschen Schnörkeln und einem Text über das Verrücktwerden in einer Welt zwischen Realität und Virtualität. Leo hatte einige Verzierungen in den Song gepackt und zupfte, strich und schlug, ganz vergessend, dass er nicht alleine war. Am Ende war der Song lang vergessen und mit ihm auch alle Erinnerung an seine fröhliche Melodie.

„Nicht übel", sagte Eddies brummige Stimme irgendwann. „Nicht meins. Aber kann man machen."

Er hielt die Hand nach der Gitarre ausgestreckt. Leo reichte sie ihm zurück.

Eddie griff mit einer Kraft in die Saiten, dass Leo Angst hatte, selbst Stahl müsste dabei reißen. Doch die Saiten hielten. Und was sie produzierten war ziemlich gut, vor allem aber krass. Eddie spielte „A and B" von *Evil Empire*. Aman-Rock. Die Band der kritischen manaeschen Teenager zwischen 2194 und 2200. Ironischerweise hatte man sehr schnell die Instrumente der „Eroberer" adaptiert. „Eigentlich die Musik meiner Eltern", sagte er, ohne sein Spielen zu unterbrechen. Leo kannte das Stück nicht, doch gefielen ihm die harten Griffe. Er bat Eddie um noch eines, aber dieser gab ihm wieder die Gitarre, „erst bist du wieder dran."

„Okay, dann pass auf!" Leo spielte eines seiner Lieblingssongs, „If I was a Spaceship", und dann spielte Eddie wieder etwas im manaeschen Stil. Der Rhythmus war

[37] Aktiv von 2227-2231. Genres: Thought-Rock

kräftig und gut und Leo nickte mit dem Kopf und wippte mit dem Fuß dazu. Er konnte sich das Schlagzeug und die Singstimme dazu vorstellen.

„Wie heißt das?“, fragte Leo.

Eddie brummte etwas.

„Hm?“, machte Leo, weil er es nicht verstanden hatte.

„Ist meins“, wiederholte Eddie.

„Wow, das ist gar nicht übel!“, sagte Leo. „Hast du mal was mit Musik gemacht? Das kann man so im Radio bringen!“

„Ach halt die Klappe“, lachte Eddie sein bäriges Lachen, „los, du bist!“

Leo spielte eines der alten Stücke, „Stairway to Heaven“. Es schien Eddie zu gefallen, trotzdem sagte er: „Also so einen Kitsch habe ich schon lange nicht gehört.“

So ging es noch eine lange Zeit hin und her und irgendwann fragte Eddie: „Was ist mit deinem Bruder?“

Leo erzählte ihm von *Astroid* und dass er aufs falsche Schiff geraten war. Eddie hatte keine tröstenden Worte. Stattdessen zog er einen Flachmann aus der Tasche und warf ihn Leo zu. „Das hilft beim Einschlafen“, sagte er, stand auf und ging hinaus. Leo roch den scharfen Geruch des Getränks und ätzte sich dann gefühlt alle Geschmacksnerven und das halbe Hirn weg. Dann hatte er den schnellsten Rausch seines Lebens.

Bald darauf hatte Leo begriffen worauf Eddie hinausgewollt hatte. Das Schiff hatte zwei Kabinen mit je vier Pritschen zum Schlafen. Im Augenblick sah die Aufteilung vor das Jesse, James, Simon, Bo und Swen in der einen Kabine schliefen und Eddie die andere für sich alleine hatte. Jetzt teilte er sie sich mit Leo. Und es gab einen Grund weshalb einer der anderen lieber am Boden, als im selben Zimmer mit Eddie schlief …

Leo schlief nicht nur wegen der Sorge um Adrian schlecht - Eddie schnarchte wie ein schlafender Drache.

Leo drückte sich das Kissen auf den Kopf, summte Lieder, zählte Schafe, aber Eddies Darbietung war von unausweichlicher Potenz. Irgendwann versuchte er es nochmal mit Eddies Alkoholratschlag, aber es schien zunächst auch nicht zu helfen. Erst als er die halbe Flasche geleert hatte und sich ein schweres Taubheitsgefühl in seinen Gliedern ausbreitete, schaffte er es irgendwann doch einzuschlafen. Wenn er in dieser Nacht etwas geträumt hatte, dann hatte er es augenblicklich wieder vergessen.

„Warum zum Fuck haben wir seit drei Fucktagen nur verfuckte Fuckeier zum verfuckten Fuckfrühstück?“ Gab es einen wundervolleren Satz, um morgens geweckt zu werden? Der Satz war zwar in Englisch gesagt worden, aber so viel Englisch verstand Leo dann schon.

Irgendjemand brüllte im Aufenthaltsraum und er hatte einen Kater von seinem Schlaftrunk. Den all-er-schli-mmstesten Kater seines Lebens.

„Hey, *Sleeping Beauty* ist da!“, rief Professor Bo und seine Worte verpassten Leo einen heftigen Stich, „na, gut geschlafen in der Bärenhöhle?“, lachte Grinsekater Swen so laut, als wollte er zum Todesstreich ausholen.

Leo schenkte ihm ein „Leck mich“-Lächeln und suchte nach einem freien Platz rund um den kleinen Tisch. Eddie, der ein ganzes Sofa für sich beanspruchte, rückte ein Stück.

„Zum Frühstück gibt es Kaffee und Eier“, erklärte er.

„Fucking viele Fuckeier“, ergänzte Gentleman Simon, der wohl auch vorhin laut geflucht hatte.

Die Situation wurde zumindest noch von etwas Brot und Butter entschärft, aber mehr gab es tatsächlich nicht. Zu seinem Vorteil war Leo nicht anspruchsvoll. Er nahm sich drei hartgekochte „Fuck“-Eier, zwei Scheiben Brot und eine Tasse Kaffee und hörte Bo und Swen über einen Film diskutieren.

„Die andren schlafen noch?“, fragte er Eddie, der aus einem mächtigen Ein-Liter-Krug Kaffee trank und dazwischen ganze Eier schluckte.

„Jesse und James machen den Plan“, sagte er und schluckte noch ein ganzes Fuck-Ei.

„Ich dachte der Plan steht? *Saturn* in drei Wochen?“

Eddie schaute ihn aus unergründlichen Augen an.

„Ja, du kommst ins *Sol*-System, keine Sorge.“

„Aber?“

„Aber wie die Tage bis dahin aussehen?“ Er blies in die Faust und öffnete sie wegwerfend.

Leo und Eddie frühstückten schweigend und Bo, Simon und Swen ergingen sich über die Brüste einer Schauspielerin. Die Brüste hätten *hana*, behauptete Bo und Swen überlegte, ob er das auch so sah. Leo hatte keine Ahnung was es bedeuten mochte, wenn Brüste *hana* hätten und es war ihm auch extrem egal. Irgendwann traten dann Jesse und James herein.

„*Chrysanthem*“, erklärte Jesse und schaute Leo dabei an.

Er schaute ahnungslos zurück. Jetzt machten sie wohl ein Spiel draus: Los, alle sagen Worte, die der dumme Leo nicht kennt!

„Das ist ein Planet. Der Computer hat die Koordinaten“, sagte Professor Bo an Leo gewandt, als dieser nicht sofort aufstand und Leo raffte sich ins Cockpit, um sie nachzuschlagen.

Groß auf dem zentralen Hologramm erschien ein oranger Ballen, *Chrysanthem*, ein Planet der Schwerindustrie im *Maxwell*-Sektor, fast 15 Standardtagesreisen von der *Erde* entfernt. Da sie von *Sybill 2* in den *Shiva*-Sektor weitergeflogen waren, würden sie knappe fünf Tage brauchen. Leo hatte keine Ahnung, was sie dort verloren hatten, aber was er so aus dem *UniPedia*-Eintrag gewinnen konnte ließ vermuten, dass man dort regelmäßig Leute für allerlei Dinge anheuerte. Dinge, die gut Geld brächten und wenig legal wären. Was tat er nur hier …

Laut *UniPedia* galt *Chrysanthem* als weithin berüchtigt. Der Planet sei ein einziger gewaltiger Schmelzofen. Nahezu die gesamte 200 Grad Celsius heiße Oberfläche sei mit Industrieanlagen und Schrott bedeckt. Schiffswerften, Robotermanufakturen und Stationsfabriken reihten sich aneinander und könnten ohne Rücksicht auf die ohnehin kaum vorhandene Atmosphäre produzieren. Das Material würde einerseits mit hunderten Tankern eingeflogen, zum größeren Teil aber aus den riesigen Schrottbergen, die den übrigen Teil des Planeten einnahmen, gewonnen. Vor vielen Jahren wäre der Planet mal mehr gewesen als ein großer Re- und Upcyclinghof aber die Hightech-Industrie sei abgewandert. Jetzt gewänne man dort nur noch Ressourcen, der Wohlstand war fort und neun von zehn Arbeitern Betas.

Aller Voraussicht nach kein Shuttle-Service ins *Sol*-System. Nein, garantiert kein Shuttle-Service *irgendwohin*.

Leo wischte das Hologramm weg und versuchte das Kommunikationsterminal zu starten. Der Computer aber warf ihm immer eine Fehlermeldung zurück: „Bitte installieren Sie das *UniNet Relay*!“ Was sollte das bedeuten? Er versuchte es weiter hartnäckig, dann machte er sich auf den Weg in den „Maschinenraum“, ein Halbdeck unter der Frachtkammer mit einer Raumhöhe von einszweizehn. Zwei Blicke. Ein fragender und ein bestürzter. „Ihr habt kein *UniNet Relay*!“, verkündete er im designierten Wohnzimmer. Kollektives Gelächter schlug ihm entgegen.

„Ha!“, rief Jesse und brüllte vor Lachen, „was glaubst du warum?“

Leo kratzte sich an der Stirn. Als bisher rechtschaffener Bürger hatte er sich nie an der Überwachbarkeit der *Relays* gestört, vor allem hatte er immer nur das von Samira Bessos verwendet, wie jeder andere auf *Astroid* auch. Es gab ja auch kein anderes und was er darüber schickte ginge sowieso in den ganzen Pornos unter, die neun Zehntel des Datenverkehrs ausmachen mussten.

Es wurde alles immer beschissener. Vermutlich könnte er durch ein Arschloch kriechen und würde in weniger Scheiße stecken. Dort gäbe es zumindest garantiert ein Licht am Ende des Tunnels … Er war also abgeschnitten von der übrigen Welt, sein *ComPad*, die einzige Möglichkeit mit Faye und der Polizei Kontakt aufzunehmen, war nutzlos. Er kurvte mit sechs harten Jungs mutterseelenallein durch das Nichts und hatte keine Chance Neuigkeiten über die *Sleeping Beauty* zu bekommen, ohne die er keine Chance hatte seinen Bruder zu finden. Großartig. Verdammter Anikhsack! Einfach verfickt großartig. Teufel. *Deine Mutter hat Haare zwischen den Brüsten!*[38]

Die nächsten vier Tage verliefen ziemlich ereignislos. Weder waren sie in beständige Dogfights verwickelt, noch wurden sie von irgendwelchen Regierungsvertretern verfolgt. Wobei das Zweite auch einfach durch deren Abwesenheit in den abgeschiedenen Sektoren zu erklären hätte sein können, die sie die letzten Tage durchflogen ... Eine Abgeschiedenheit, die Leo vor große Probleme bei der Auffindung seines Bruders stellte ... Ohne *UniNet Relay* an Bord konnte er nur auf Stationen seine Nachrichten abrufen und passiv Radio hören. Aber dort hoffte er nichts von Adrian zu hören. Hatten Faye oder Sophie geantwortet? Hatten sie neue Informationen? Sollte er schon längst auf dem Weg zu einer anderen Station sein? Leo wusste nicht was er tun sollte. Er wusste nichts.

Er verbrachte die ersten drei Tage fast den ganzen Tag im Cockpit und verließ es nur auf dem Weg zur Toilette und zum Essen. Hin und wieder wurde er von jemandem besucht, wohl um nach dem Rechten zu sehen. Nur Eddie blieb meist einige Minuten hier und wechselte einige

[38] Bis auf einen kleinen Grammatikfehler (es heißt *alae* nicht *alaes*) ein völlig gerader Satz Altes-Dii.

Worte mit ihm. Die anderen verschwanden meist wieder, ohne ein Wort zu verlieren. Wobei auch Jesse ab und an, wenn er ihn im Gang traf, fragte ob alles klar sei. Ansonsten blieb er eher für sich, lieh sich von Eddie ab und an eine Gitarre aus, er hatte eine kleine Sammlung aufgebaut, die er in den übrigen Pritschen seiner Drachenhöhle lagerte, und am Abend saßen sie im Cockpit zusammen und spielten ihre neu gelernten Stücke vor. Das lokale Repository der *UniPedia* hatte eine große Auswahl an Noten, was wohl auch auf Eddie zurückzuführen war. So wurde ihm zumindest nicht langweilig und er konnte sich ein wenig von seinen Sorgen ablenken. Richtiger wäre zu sagen gewesen, er versuchte es. Aber der miserable Schlaf, er überlegte mittlerweile im Cockpit zu schlafen, machte seine Stimmung nicht besser und der Alkohol, den ihm Eddie, vielleicht aus Schuldgefühlen, zusteckte, ließ ihn zwar irgendwann wegtreten und alles Zeitgefühl vergessen, aber wenn er dann wieder zu Bewusstsein kam, schien ihm nichts abwegiger, als dass er geschlafen hätte.

Am vierten Tag wusste er, dass er heute Nacht schlafen würde. Sein Schlafkonto steckte so tief im Minus, dass er mehrmals fast im Stehen umgekippt wäre. Heute würde er den Kopf aufs Kissen legen und weggetreten sein, noch bevor Eddie einen Schnarcher hätte tun können. Anstatt aber nach dem Abendessen früh ins Bett zu kommen, wurde Zombie-Leo von Eddie zum Kartenspielen eingeladen. Und Leo hielt es nach Tagen der Abkapslung im Cockpit für eine schlechte Idee, die Einladung abzuschlagen.

„Mach dir halt keine großen Hoffnungen“, meinte Eddie, als er sich schon wieder umgedreht hatte, um vorauszugehen, „hier spielt keiner fair. Es gewinnt immer der geschickteste Betrüger.“ Ans Gewinnen hatte Leo gar keinen Gedanken verschwendet. Er wäre froh ein paar Runden wach zu bleiben.

Nun, Leo hatte selbst in seinem Trancezustand nach kaum fünf Minuten begriffen wovon Eddie gesprochen hatte. Das Spiel war *Space Poker* und so viele Full Houses und Royal Flushes hat er noch nie auf einmal gesehen. Das ganze Schauspiel geriet ab und an ins peinliche, wenn nämlich eine Karte plötzlich doppelt im Spiel war … In solchen Fällen wurde dann nicht nach dem Schuldigen gesucht, sondern einfach neu gemischt. Aber das wirklich faszinierende war, dass Leo tatsächlich kein einziges Mal jemanden dabei erwischte wie er Karten ins Deck schmuggelte oder wieder entfernte. Ebenso erstaunlich war die augenscheinliche Lockerheit am Spieltisch, obwohl es absoluter Konzentration bedürfen musste so beständig und so gut zu schummeln und zu betrügen. Man scherzte und lachte und unterhielt sich über dies und das. Die Brüste waren übrigens nun offiziell *hana*, vier zu zwei Stimmen waren nach ausgiebiger Begutachtung des entsprechenden Bildmaterials dafür, Leo hatte sich enthalten, auch wenn er jetzt zumindest einen Anhaltspunkt hatte, was Brüste haben mussten, um *hana* zu sein. Den Bildern zufolge könnte *hana* üppig, artifiziell oder auch „der Schwerkraft löblich widerstehend“ bedeuten.

Was das Spiel betraf, so hatte Leo hatte bald alle seine Chips verspielt, 1000 Credits, die ihm zumindest etwas Unterhaltung geboten hatten, er war auch nie ein großer Kartenspieler gewesen. Danach blieb er stummer Zuschauer, versuchend endlich die Tricks herauszufinden, mit denen sie die Karten manipulierten.

Nach knappen zwei Stunden hatte er immer noch keine Ahnung und dass obwohl er die letzten dreizehn Minuten jeder Bewegung Jesses gefolgt war. Es war absolut verblüffend. Letztlich machte Simon das Spiel, man beschimpfte ihn kollegial in der Runde und danach machte Bo einen Horrorfilm an. Ein alter Film mit einem Alien auf einem großen Tanker, dessen Anfang Leo ziemlich gut gefiel, aber dann verlangte die Müdigkeit ihren Tribut. Gegen halb

zwei Uhr morgens prüfte Leo noch einmal ihren Kurs im Cockpit, warf einen Blick auf ihren wahrscheinlichen Ankunftszeitpunkt und hoffte, dass er in den nächsten Stunden endlich den so dringend nötigen Schlaf finden würde. Die Suche nach Adrian und die nach Schlaf - beides zusammen nagte an seiner Substanz.

Leo wurde vom Schiffscomputer geweckt und er konnte es nicht fassen. Er wurde tatsächlich geweckt! Er hatte geschlafen! Leo fühlte sie so gut wie seit Tagen nicht mehr. Nicht wirklich gut, aber deutlich besser. Eddie hingegen zeigte keinerlei Reaktion auf das schrille Klingeln, das durch die Tür drang und aus dem Cockpit kommen musste. Zügig, geradezu mit Elan warf Leo sich ein Hemd über, lief hinaus und kletterte in den Pilotenstuhl, als der Computer eben die Geschwindigkeit reduzierte und in der vergrößerten Ansicht im Hologramm der orangene Planet aus der *UniPedia* sichtbar wurde. Er deaktivierte den Alarm und Jesse betrat das Cockpit. Er sah verhältnismäßig müde aus, wie Leo ein wenig zufrieden feststellte. Immerhin könnte sich auch von den anderen mal jemand opfern und mit Eddie das Zimmer teilen, damit er nicht vier schlaflose Nächte verbringen musste, um eine zu schlafen … Selbstverständlich würde er sich hüten das vorzuschlagen. Soulless James hatte Messer und er schien nach wie vor kein Leo-Fan zu sein.

Jesse warf einen schwarzen Anzug über Leos Lehne. „Zieh das an. Die Erfahrung zeigt, dass Menschen knapp zweihundert Grad nicht lange mitmachen."

Leo wandte sich erstaunt um. „Ich geh' mit?", stellte er fest.

„Selbstverständlich. Du glaubst doch wohl nicht, diese geilen Eier der letzten Woche gibt's für bloßes Sesselpupsen?"

Leo schnalzte mit der Zunge. Ein echtes Abenteuer. Bald würde er den Enterhaken schwingen. Er hatte die Tage

zumindest genutzt, um sich über *Piraten* zu informieren und wusste jetzt auch, das Ding in der Bar auf *Metropolis*, das war ein *Anker* gewesen.

Knapp 17 Millionen Menschen sollten auf dem Planeten mit seinen 4200 Kilometern Durchmesser leben, hatte Leo in der *UniPedia* gelesen. Das wurde von Sekunde zu Sekunde schwerer zu glauben. Die Strahlen der Sonne brannten mit unbarmherziger Härte auf die Stahlbauten des Planeten und man wäre nicht erstaunt gewesen, hätte unter diesem beständigen Ansturm endlich alles den Aggregatzustand zu flüssig gewechselt. Die vor Hitze vibrierende Luft war erfüllt von rostbraunem Staub, die Sonne selbst war nur durch eine große helle Fläche am orangenen Himmel auszumachen. Alles war orange oder orangebraun. Der Staub haftete an allen Dingen, an Dächern, an Geländern, an den unzähligen Überführungen, die einzelne Fabriken miteinander verbanden und die Schrottberge überbrückten und nicht zuletzt am Klimaanzug, den man trug und dessen Visier man alle zehn Minuten abwischen musste, um überhaupt noch irgendwas zu sehen. Vor allem Orange. Die Spiegelungen der erhitzten Luft ließen gerade Linien wie Schlangen eines Beschwörers tanzen und es fehlte wirklich nichts, um von der Feindseligkeit des Planeten zu überzeugen. Vielleicht noch ein paar echte Schlangen. Aber wie hätten die hier überleben sollen?

Sie waren an einem der kaum gewarteten öffentlichen Docks auf der Südhalbkugel in Zentimeter dickem Staub gelandet und dann in einem alten Stahlkomplex voller billiger Absteigen und Kneipen verschwunden. Hier konnte man angeblich das Visier des Helmes öffnen, was Leo erst nach allen seinen Begleitern tat, als er festgestellt hatte, dass sie nach einigen Sekunden immer noch standen. Ganz nahmen sie ihre Helme erst ab, als sie in einer gut gefüllten Bar Platz genommen hatten.

Leo konnte sich von der Richtigkeit einer weiteren Information überzeugen: 90% der Menschen waren Betas. Das bestätigte, dass man sich keineswegs um die Arbeit hier riss. Wer nicht darauf angewiesen war würde schleunigst zusehen hier wegzukommen. Und er wollte es niemandem verübeln.

Jesse bestellte für die Runde, Eddie und Leo nahmen Space Cola, doch Leo entging es nicht, dass die übliche Ausgelassenheit fehlte.

„Erwarten wir Schwierigkeiten?“, fragte er Eddie flüsternd.

„In solchen Raumhäfen erwartet man immer Schwierigkeiten, Kleiner“, meinte er, ohne aufzuhören mit den Augen durch den Raum zu kreisen.

Leo hatte zuvor bereits die Ausbeulung an Eddies rechtem Schenkel bemerkt, unter der er eine Pistole vermutete und James hatte er tatsächlich ein Messer in einer unsichtbaren Seitentasche seiner Hose verstecken sehen.

„Das hier ist ein Industriezentrum“, sagte Leo, immer noch leise sprechend, „kümmern sich die Firmen nicht um Ordnung?“

„Ha!“, schrie Eddie aus, „solange ihren Fabriken nichts geschieht und der Profit passt ist denen alles gleich.“ Dann wandte er seinen Blick zum ersten Mal Leo zu. „Ich habe selbst einige Jahre hier gearbeitet.“

Leo machte große Augen.

„Jaja, schwer zu glauben, nicht? Damals hatte ich ziemlichen Stress mit meinem Vater. Er arbeitete in einer Mine auf *Amankan*. Meine Ma hatte uns verlassen. Er schlug sie, wenn er besoffen heimkam. Sie war ein Schwächling. Nachdem sie fort war war ich dran. Nach zwei Monaten haute ich ab. War wohl auch ein Schwächling.“

Er lächelte schief.

„Und du bist hier gelandet?“, fragte Leo nach einigen Sekunden Schweigen.

„Oh, nicht sofort. Bin Jahre durch die Welt." Er überlegte. „Von zweizehneins bis dreizehnacht. Machte alles, jeden Scheiß. Hier ein wenig Arbeit, dort eine Betrügerei. War ja immer schon recht gut gebaut. Konnte wirklich jeden Job machen … also wo du nicht allzu viel Hirn brauchst. Irgendwann landete ich dann hier. Damals wurde hier noch kräftig gebaut … jedes noch nicht von Schrott bedeckte Fleckchen … brauchten viele neue Leute. Sie zahlten ganz passabel, zumindest für meine damaligen Verhältnisse. Und ich blieb. Für sieben Jahre."

„Das war dann auch wann wir uns kennenlernten", ergänzte Grinsekater Swen, der neben Leo saß und ihnen zugehört hatte. „Ja, hab auch hier geschuftet", beantwortete er Leos überraschten Blick. „War mit Jess hier aufgeschlagen, nach einer Nummer in *Shiva*. Hatten kein Schiff, kein Geld und unsere Anzüge waren gestohlen. Saßen ziemlich in der Scheiße."

„Bis zum Kinn", brüllte Eddie lachend, „ihr wart quasi tote Scheißballen."

„Du hast die beiden getroffen?"

„Ja, getroffen, das ist ziemlich richtig. Die beiden fielen mir vor die Füße. Hatten einem Händler ein paar Waffen gestohlen." Er brüllte vor Amüsement bei der Erinnerung. „Der ihnen hinterher und schoss rum. Da fiel der ganze Steg mit ihnen drauf herunter und sie kugelten vor meine Füße."

„Und dann?"

„Dann kam der verrückte Kerl aus der Schießbude hinterher", erzählte Swen, „*ich mach euch kalt, ihr Arschkinder!*" Er wiederholte das auf *Standard*, denn er hatte es in einem *Rikku*-Dialekt gesagt.

„Traf sich, dass ich einen großen, leeren Container dabei habe", setzte Eddie fort. „Knalle den beiden also das Ding kopfüber drauf-"

„Und zerschmetterst dabei meine Birne", ergänzte Jesse.

„Und der Typ fragt: Wo sind sie hin. Ich deute irgendwohin. Der Typ teufelt drauflos. Und die beiden *betteln* mich an, bei ihrer Bande mitzumachen."

„So in etwa könnte man es sagen", meinte Swen.

„Genug davon", unterbrach Jesse, welcher still neben Eddie saß, „sie kommen."

Damit wandten sich ihrer aller Augen zwei Männern und zwei Frauen zu, die eben durch die Tür getreten waren.

Wie Leos Begleitung auch, trugen sie keinen einfachen Klimaanzug, sondern eine volle Kampfmontur. Sie hatten sie beim Hereingehen augenblicklich ausgemacht und schritten geradewegs auf sie zu. Jesse rückte ein wenig zur Seite um ihnen die Möglichkeit zum Sitzen zu geben. Die vier zogen Stühle vom nächsten Tisch herüber und setzten sich.

Leo war erstaunt ob ihres Aussehens.

Der erste und größere Mann hatte langes, schwarzes Haar und einen kurzen Stoppelbart, der durch zahlreiche Narben unterbrochen wurde. Er hatte einen tiefen Schnitt in der Nase und nur ein Ohr. Der zweite Typ war etwas schmäler und schmächtiger und trug eine metallene Brille, die seine Augen komplett abschloss und ein wenig an alte Taucherbrillen erinnerte. Ihn konnte man im Vergleich zu seinem Begleiter als rasiert bezeichnen, allerdings trug er Wunden, als wäre er noch nicht recht geschickt mit der Rasierklinge. Die beiden Frauen waren einander sehr unterschiedlich. Die eine trug kräftiges Make-up in dunkler Farbe und hatte Piercings in Ohren, Nase und Lippen, je zehn oder mehr Stück. Sie rauchte und hatte mittellanges, schwarzes Haar und ihr fehlte ein Zahn. Die andere war im Vergleich zu ihren Kollegen offensichtlich bisher relativ unverletzt geblieben und insgesamt sehr unscheinbar, sah man von ihrer Frisur ab. Sie trug ihr Haar rotblond und hatte es zu einer Vielzahl an Zöpfen zusammengebun-

den. Leo fühlte sich an ein altes Bild einer Medusa erinnert, welches er als Kind gesehen hatte.

„Wie läuft's Jesse, alter Spießer?", fragte der Einohrige, kaum hatte er sich gesetzt. Nur Medusa blieb stehen und ließ ihren Blick wachsam durch den Raum schweifen.

„Noch ist's nicht zum Sterben", entgegnete Jesse und rief nach der Bedienung um weitere Getränke zu bestellen.

„Zufrieden mit dem letzten Monat?"

„Hätte besser sein können", gab der Einohrige zu.

Jesse lachte und wandte sich an die mit den vielen Piercings. „Wie gesagt Klara, mein Angebot steht. Wenn du meinst dein jetziger Trupp taugt nichts mehr kannst du immer zu uns kommen."

Sie lachte ihm keck ins Gesicht. „Und meine Antwort bleibt dieselbe. Als neue Anführerin komm ich sofort."

Der Einohrige schlug Jesse leicht auf den Hinterkopf. „Schlag dir das aus dem Kopf", verlangte er, „was einmal mir gehört hat, gehört für immer mir."

„So?", machte Jesse. „Wenn du dich da einmal nicht irrst."

Die vier Hinzugestoßenen würdigten Leo keines Blickes oder wenn, dann ließen sie es sich nicht anmerken und ihm war das nur recht. Er musterte sie aus der Sicherheit, die es gewährte, wenn man vollkommen ignoriert wurde und dann fragte er sich wieder was er hier eigentlich tat. Verbrüderung mit Piraten …

Das Gespräch plätscherte noch einige Zeit hin und her ohne das Leo der Sinn des Treffens klar wurde, dann - endlich - ging es doch ans Eingemachte.

„Das heißt also wir sollen die Bande ausschalten bevor sie die halbe Werkshalle in die Luft jagen können", wiederholte Jesse den Auftrag.

Der Mann mit dem einen Ohr nickte. „Ganz genau. Aber wenn es so einfach wäre, dann bräuchte ich dich nicht. Die Gruppe besteht aus zehnzwei oder zehnfünf Leuten. Und die haben den krassesten Scheiß. Allerdings sind das alle-

samt Frischlinge. Ausrüstung doppelt so gut wie ihre Reflexe. Zusammen kein Problem."

„Was springt raus?", fragte Jesse.

„Fünfhunderttausend."

Jesse legte den Kopf zur Seite und musterte sein Gegenüber schief und mit einem fragenden Grinsen auf dem Gesicht.

Dieser lachte. „… waren die Anzahlung", setzte er seinen Satz fort. „Noch einmal so viel nach Erledigung des Auftrags."

„Neunzehntausend pro Person", hielt Jesse fest und warf einen Blick durch seine Leute. „Ich glaube wir haben einen Deal."

Der Mann hielt inne. „Neunzehntausend C? Hat man dir in letzter Zeit ins Hirn geschissen? Eine Million durch zehn sind einhunderttausend C."

Jesse deutete nur stumm auf Leo, welcher neben dem mächtigen Eddie untergegangen zu sein schien.

„Wir bilden aus", bemerkte James.

Damit war Leo auf einmal doch zum Fokus der Aufmerksamkeit geworden, ganz so, als wäre er eben mit einem Knall aus dem Nichts erschienen.

Die eine Frau, Klara, fragte wie sie denn auf Leo gestoßen wären, aber Jesse winkte ab und sagte: „Zu früh für große Kennenlernung. Wir wissen noch gar nicht, ob wir ihn behalten."

„Nein", sagte James, „das ist allerdings noch ganz ungewiss."

Stattdessen kam man auf den Plan zu sprechen.

„Also stürmen wir von der Südseite", wiederholte Bo den Plan ein letztes Mal. „Dort ist ein breiter Steg der im toten Winkel liegt. Von dort klettern wir über die Dachkonstruktion zum Lift. Damit kommen wir schnurstracks in das Kellergeschoss des alten Einkaufzentrums. Dann die Treppe hoch. Und ein paar Enten schießen."

Jesse nickte. Der Einohrige nickte.

„Dann ist alles klar. Morgen dann."

Am Abend warf Leo ungefähr zum einhundertsten Mal einen Blick auf sein *ComPad*. Seit sie *Chrysanthem* erreicht hatten, war er wieder im Netz. Er wusste nicht wie lange es dauern würde, bis diese Erkenntnis an eines der größeren *Relays* weitergereicht würde, aber er rechnete jeden Moment mit einer Antwort auf seine Nachrichten. Nur bisher: Fehlanzeige. Keine Nachricht von seiner Schwester, keine von Sophie. Nicht mal von Jeff, Kara, Amahd oder Fran. Ausgeschlossen, dass sich von seinen Freunden noch niemand bei ihm gemeldet hätte. Er war ihren Anrufen nur mit seinem Untertauchen ausgewichen. Und das öffentliche *Relay* in dieser Gegend war ziemlich alt und unterspezifiziert. Das Problem lag im System. Als sich Leos *ComPad* hier anmeldete schickte es eine Anfrage an das nächste *Zentralrelay*, ob irgendwelche Nachrichten für ihn gespeichert waren. Dieses würde daraufhin die Nachrichten an das schwachbrüstige *Relay* auf *Chrysanthem* weiterleiten, wo es Leos *ComPad* abrufen könnte, sofern er dann noch hier wäre.

„Was Neues?", fragte Eddie von der Tür aus. Leo hatte ihn nicht eintreten gehört. Der Raum lag wie üblich, sah man von einigen wenigen Hologrammen ab, komplett im Dunkeln. Leo schüttelte den Kopf.

„Die *Relays* hier draußen, die sind lahm", sagte Eddie. „Wir sind auch ein Stück geflogen. Von *Sybill 2*."

„Schon klar."

„Sind auch nicht eben in den Hauptknoten", ergänzte der Muskelprotz und lehnte sich an die Konsolen zu Leos Rechten. Leo schwieg weiter.

„Wie sieht's aus mit morgen? Nervös?"

„Ein bisschen vielleicht. Aber ihr macht das ja nicht zum ersten Mal."

„Nein, ganz sicher nicht. Man weiß aber niemals was dann wirklich passiert. Geh immer davon aus, dass wir

alle sterben.“ Eddie lachte leise. „Das ist das Einzige woran ich mich erinnere, das mein Vater gesagt hat. Das und *thak gehein shak erethek*. Pralle Titten muss man melken.“

Die beiden schwiegen. Leo wusste nicht, ob er dankbar dafür sein sollte, dass sich Eddie heute die Zeit nahm, ihn aufmuntern zu wollen.

„Wie ist dein Vater so?“

Leo hörte auf. „Ziemlich ähnlich wie deiner, vermute ich. Heftiger Trinker. Mutter hat uns verlassen oder so. Weiß ich gar nicht so genau. Sie war weg und dann sind wir abgehauen. Von einem Tag auf den andren. Mein Vater allerdings hat nicht einmal eine vernünftige Arbeit. Da hat deiner die Nase vorn.“

„Ja. Kann er von wo heimkommen, um seine Familie zu schlagen.“ Eddie spuckte auf den Boden. „Na, ich geh pennen. Wenn du ne Gitarre willst-“

„Ne“, sagte Leo, „schon gut. Ich geh auch gleich.“

„Na dann“, sagte Eddie und trat in den Flur hinaus.

Leo war wieder allein. Ein letztes Mal prüfte er sein *ComPad*, weiter keine Nachrichten, dann hob er sich aus seinem Sessel und folgte Eddie durch die Tür.

Die Operation würde um halb zehn Uhr morgens stattfinden. Ein Zeitpunkt, wo die gesamte Bande im Unterschlupf versammelt sein sollte. Jesse bestand auf gründlicher Arbeit, und wie Bo Leo eröffnete, hatte das einmal dazu geführt, dass sie drei geschlagene Monate hinter einem flüchtigen Rechtsanwalt herjagten, der seine Klienten bestohlen hatte, obwohl ein Fliegenfurz bei rausschaute. Verfaulte Hundekacke eher.

Still und heimlich war Leo sehr dankbar, dass er sich bereits von seinem zwischenzeitlich, in den dunklen Tagen an den entlegensten Orten des Universums gefassten Plan, das Schiff zu stehlen, verabschiedet hatte. Er wäre die nie wieder los geworden.

Leos Aufgabe bestand im Prinzip bloß darin, das Schiff durch die enge Schlucht an Überführungen und Gebäudewänden zu navigieren, sie abzusetzen und dann in nächster Nähe auf weitere Anweisungen zu warten, um sie letztlich wieder aufzuklauben.

„Alles wie üblich, Jungs“, hörte er Jesse vom Aufenthaltsraum aus sagen. Dann hörte er schwere Schritte hinter sich. „Dort rechts und wir müssten da sein“, erklärte der Anführer der Truppe. „Ja, genau dort.“ Er wandte sich wieder zum Gehen, hielt dann aber doch noch einmal inne. „Mach keine Dummheiten, Junge“, sagte er an Leo gerichtet, ehe er verschwand.

Leos Herz hatte einen Sprung gemacht. Hatte er seine Gedanken erraten? Oder war es grundlegendes Piratenmisstrauen?

Dann waren sie fort. Leo hatte das Schiff für sich allein. Nun wäre die Chance. Jetzt könnte er abhauen um seinen Bruder zu suchen. Er zitterte, saß in seinem Stuhl, vor sich die Sektorkarte, bereit den Kurs festzusetzen, Adrian zu finden, endlich wieder etwas zu tun, um Adrian aufzuspüren - aber irgendetwas hinderte ihn daran. Weniger die Angst vor Vergeltung, nein. Sein Gewissen. Es ließ ihn nicht verschwinden. Er konnte die sechs Männer nicht einfach zurücklassen, die ihm eine Chance gegeben und ihm vertraut hatten. Ob es nun Verbrecher waren oder nicht. War das logisch? Keine Ahnung. Es war so.

Unglücklich mit sich selbst blies er die vor Tagen erwogene, dann verworfene, jetzt wiedererweckte Aktion ab. Er verschob sie aber nur, tröstete er sich selbst. Es würde weitere Gelegenheiten geben, in denen nicht das Überleben seiner temporären Kumpane auf dem Spiel stünde und dann wäre er dahin. Dann könnte ihn auch sein Gewissen nicht davon abhalten zu fliehen. Er hatte die Pflicht, alles zu Adrians Rettung zu tun. Egal, was das mit sich brachte.

Plötzlich riss ihn eine Reihe lauter Geräusche aus seinen Gedanken. Es knallte und krachte. Das Gebäude unter seinem Flieger knarrte. Es schien angefangen zu haben. Gebannt hielt Leo den Gebäudeausgang im Auge, aus dem plangemäß seine Gefährten flüchten sollten.

Die Minuten zogen vorbei. Der Lärm hatte etwas abgenommen oder war zumindest leiser geworden, als hätte sich die Quelle weiter entfernt. Dann gab es eine Explosion und ein breites Loch klaffte in der Seitenwand des Gebäudekomplexes. Leo erkannte Eddie. Er winkte. Dann verschwand er wieder, gefolgt von einigen weiteren Gestalten. Nun hörte Leo Gewehrfeuer, Rauchschwaden mischten Schwarz mit dem Rostbraun der sandigen Luft.

Fünf Minuten später stürmten seine Leute aus dem besprochenen Ausgang und Leo ließ den Jäger gerade so weit über dem Boden schweben, dass er nicht landen musste und sie auf die Rampe springen konnten. Alles lief haargenau nach Plan. Kaum war Swen als letztes in den Flieger gehechtet, schloss er die Luke und verschwand in der orangenen Staubatmosphäre.

„Gute Arbeit, Jungs“, verkündete Jesse. „Es war wie immer nett mit euch zusammenzuarbeiten“, lobte er dann den Einohrigen und seine Leute über Funk, denn die andere Gruppe hatte einen anderen Ausgang genutzt.

Leo landete die *Nocturna Infinitum* wieder sicher in den öffentlichen Docks nahe am Südpol, wo man sich noch einmal kurz mit der anderen Bande traf und verabschiedete.

„Bis zum nächsten Mal“, rief ihnen die Medusa zu, während sie sich in der Menge verloren. Leo betete, dass es für ihn kein nächstes Zusammentreffen mit dieser oder irgendeiner anderen Gruppe geben würde. Aber was wenn Adrian etwas zugestoßen wäre? Wie könnte er dann alleine zur *Erde* fliegen und sich dort ein schönes Leben machen. Er raufte sich die Haare. Wieso dachte er solchen

Schwachsinn. Adrian ging es gut! Und er würde ihn bald finden.

Dreizehn Minuten später saß die Gruppe wieder in der alten Kneipe und spielte Karten, als hätten sie nicht eben zwei oder drei Handvoll Leute erschossen. Alle waren bester Stimmung, alle bis auf Leo, denn der hatte nur Augen für sein *ComPad*. Aber die Benachrichtigungsanzeige blieb leer, egal wie oft er mit dem Finger darüber fuhr, um sie zu einer Äußerung zu bewegen. Vielleicht war es kaputt?

Als Jesse alle seine gewonnenen Credits mit einem riskanten All-in verloren hatte, klopfte er verärgert auf den Tisch und fragte Bo, ob es neue Aufträge gebe.

„In der Tat", meinte der, „jemand von den örtlichen Sicherheitskräften. Denen wurde ein Transporter mit Energiezellen gestohlen."

„Da steckt nicht viel Geld drin", urteilte James. „Energiezellen sind nichts wert. Viel Arbeit für nichts."

Bo lächelte schelmisch. „Zehn Millionen C", sagte er dann genussvoll.

Die andren erstarrten. „Zehn Millionen?", wiederholte Eddie. „Sicher, dass es nur um Energiezellen geht?"

„Steht so in der Ausschreibung."

Man wandte sich Jesse zu. Der zuckte mit den Achseln. „Warum nicht?"

Keine Stunde später verließen sie das Gravitationsfeld *Crysanthems* und verschwanden in der Schwärze des Weltalls. Als ginge es um jede Sekunde ließ Leo sich Zeit mit der Programmierung des Kurses und dem Check der Maschinen. Doch sein *ComPad* blieb leblos und er verschwand zermürbt erneut aus der vernetzten Welt.

Leos neues Leben entsprach in keinster Weise dem, was er sich noch vor Tagen ausgemalt hatte, aber er versuchte das Beste daraus zu machen …

„Jesse, ich weiß ganz genau, dass du dein Implantat verwendest!“, meinte Leo, ohne von seinen Karten aufzusehen.

„Was?“, sagte der Beschuldigte mit vollkommen überzeugender Empörung. „Ich?“

Leo lehnte sich vor. „Ganz unter uns. Es wäre überzeugender gewesen, wenn du jetzt weniger überzeugend gewesen wärst.“ Dann blickte er zu Bo. „Und auch du bescheißt.“

„Was? Ich?“

„Was habe ich auf der Hand?“, fragte Leo in diplomatischem Tonfall.

Eddie lachte. „Herz-Ass und Pik-Ass oder zwei Könige.“

Leo legte die Karten nieder. „So macht Poker keinen Spaß.“

„He“, rief Bo, „ich weiß immerhin nicht welche beiden Könige. Entweder Herz und Karo oder Herz und Pik.“

„Wir machen nur was du auch tust, Junge“, sagte Jesse. „Wir wissen halt mit welchen Karten du wie spielst. Alles Beobachtung. Tust du doch auch! Wir haben nur“, er grinste breit, „etwas besseres Gedächtnis.“

Leo stand bereits an der Tür zum Cockpit, wandte sich dennoch kurz um: „Entweder wir spielen mit gleichen Waffen oder ihr spielt ohne mich.“

Die sechs blickten sich an. „Also irgendwo hat er schon recht“, meinte Eddie schulterzuckend. Jesse blickte ihn überrascht an. „Wer verliert denn immer als erstes ohne Chip?“

„Grad mal ein Ding gedreht und schon motzt er rum“, sagte James …

Leo machte es sich in seinem Pilotenstuhl bequem.

Vier Tage waren sie nun bereits wieder unterwegs. Sie durchstreiften den *Haydn*-Sektor etwa zehn Tagesreisen von der *Erde* entfernt auf der Suche nach einem kleinen Tanker oder Transporter, der als gestohlen gemeldet

wurde. Nun waren sie tatsächlich noch Weltraumpiraten geworden. Oder vielmehr, nun war auch *er* noch Weltraumpirat geworden. Arrrr! Ein *UniPedia* Artikel zum Thema „Weltraumpiraten“? Hier ein Foto. Drauf wäre Leo mit astroidschwarzem Haar in Fluchtgeschwindigkeit und einem saphirblauen Auge zu sehen. Das andere steckte dann selbstverständlich unter einer Augenklappe.

Letztlich würde er, wenn sie das andere Schiff stürmten, alleine im Jäger zurückbleiben. Der Zeitpunkt an dem er die Flucht ergreifen würde. Dieses Mal brauchte er kein schlechtes Gewissen zu haben. Sie würden mit dem gekaperten Transporter nach *Crysanthem* zurückkehren können und zehn Millionen kassieren, was zwar nicht die Kosten eines neuen Jägers deckte, aber da würde ihnen schon etwas einfallen. Und wenn er erst Adrian in Sicherheit gebracht hätte, dann würde er ihnen irgendwie mitteilen, wo sie das Schiff wieder abholen könnten.

„Leo“, hörte er die Stimme Eddies hinter sich. „Komm, wir spielen auch fair.“

Das alles war sehr gewagt. Aber Leo war zum Äußersten bereit.

„Nicht identifiziertes Flugobjekt nähert sich“, erklärte der Bordcomputer. „Sie mal nach Bo“, sagte Jesse und beobachtete Eddie beim Kartengeben. „Warum ich?“, rief er empört, „ist ja doch wieder nen Schlachtschiff.“

Jesse sagte nichts. Er zeigte bloß mit dem Finger über seinen Rücken und Bo stand auf.

Leo erinnerte sich an ihren ersten Fund. Sie hatten sich bereits fürs Entern vorbereitet, und Kollisionskurs gesetzt, als Leo die Schiffs-ID als Zerstörer erkannte und im letzten Augenblick abzog. Wenige Sekundenbruchteile später war ein gewaltiges Schiff an ihnen vorbeigerauscht und der Weltraum eben noch vor etwas mehr Müll bewahrt geblieben.

„Sieht gut aus!“, drang die Stimme Bos aus dem Cockpit, ehe sein Kopf in der Tür erschien. „Ein kleiner Transporter der *Theseus*-Klasse. Sieht verdammt nach unserem Energielieferanten aus.“

„Für Energiezellen kenne ich im Augenblick einen hübschen Wechselkurs, also los, auf geht’s!“, rief Jesse und legte seine Karten auf den Tisch. „Royal Flush! Ich glaube das Spiel ist auch meins.“ Unter Fluchen zog er die Münzen zu seinem Stapel, ehe sie sich zum Entern bereit machten.

Das Entern war keine leichte Angelegenheit. Leo musste das Schiff auf exakt die gleiche Geschwindigkeit bringen. Dazu hatte er abzuwarten bis das Ziel in der überwachten Reise*lane* vorbeigerast wäre, um aus dem Winkel den exakten Kurs zu schließen. Bei zigfacher Lichtgeschwindigkeit führte ein Millionstel Promille Fehler zu einer komplett falschen Flugbahn und selbst in den ausgemessenen Reiserouten war es schwierig ein Schiff exakt zu orten.

Leo war bereit sein Bestes zu geben: Der Transporter raste durch ihren Sensorbereich und Leo beschleunigte. Er hatte bloße Sekunden, um aufzuschließen, denn sobald sie die Verfolger bemerkten, würden sie die *Lane* ändern und wären fort.

Doch alles lief nach Plan. Leo befand sich keine fünf Sekunden später exakt 30 Meter über dem Frachter. In einem raschen Manöver hatte er sich an die Decke angeheftet und Bo machte sich daran ein Loch in die Hülle zu schneiden. Dann sprang Eddie, der schwerste von ihnen, auf die ausgeschnittene Fläche und verschwand im anderen Schiff. Jesse und die anderen folgten rasch nach.

Erneut machte sich Adrenalin in Leos Körper breit. Jetzt war der Moment abzuhauen. Er hatte bereits den Finger auf dem Schalter, um die Luke zu schließen, Adrians Fährte aufzunehmen und zur *Erde* zu fliegen - dann kamen ihm erneut Zweifel. Was wenn der Transporter einem drei Quadratmeterloch in der Hülle nicht standhielt? Es befan-

den sich schätzungsweise dreizehn Menschen auf dem Schiff. Konnte er das riskieren? Darüber hatten sie sich doch Gedanken gemacht? Hoffentlich. Aber sicher konnte er sich nicht sein. Er dachte an Adrian, dachte an Faye und dann an die sechs Männer dort unten. Er konnte sie schlecht per Funk fragen, ob das Loch in der Hülle eh kein Problem darstellte, wenn er jetzt mit ihrem Schiff abhaute …

Während er noch unschlüssig in seinem Sessel verharrte hörte er Schüsse aus dem geenterten Schiff. Jesse rief einige unverständliche Worte, dann folgte lauter Krach, ein Donnern und ein Knall. Und Stille.

Leo fluchte.

Eddie landete auf dem drei Meter tiefer liegenden Boden und rollte sich ab, das Gewehr fest umklammert und jederzeit bereit zu schießen. Aber der Gang war leer. Es folgten Jesse, Swen, Simon, James und letztlich Bo.

Jesse gab die Kommandos. Wie üblich teilten sie sich auf. Jesse, Bo und James machten sich auf den Weg zum Cockpit, Eddie, Simon und Swen würden die Ladung inspizieren.

„Auf geht's", meinte Jesse und stürmte voran.

Die Schiebetür zum nächsten Abteil öffnete sich automatisch. Die drei Männer blickten sich fragend an. Der Pilot hatte noch nicht einmal die Türen gesperrt?

„Wohl ein ganz ein Neuer", meinte Jesse schulterzuckend und lief voran.

Derweil jagten Eddie, Simon und Swen in den Lagerraum und fanden … niemanden.

„Das gibt's doch nicht. Auf dem ganzen gottverdammten Schiff ist keine Sau!", erzürnte sich Swen. „Was ist denn das für eine Bande?"

„Mir gefällt das nicht", meinte Eddie, „irgendetwas ist hier faul."

„Die Ladung ist in Ordnung“, urteilte Swen und kam vom anderen Ende der Halle zurück.

„Wir sollten zu den andren zurück. Hier riecht’s nach Scheiße“, sagte Simon.

„Jesse!“, rief Eddie ins Cockpit, „das ganze Schiff ist leer.“

„Ja, das sehen wir“, drang es gereizt zurück. Jesse blickte auf die Überwachungskameras im Cockpit. „Auch hier kein Anikhsack.“

„Ich bin dafür wir lassen dieses gefuckte Schiff in Ruhe, Jesse!“, tat Simon seine Meinung kund. „Hier läuft ein ziemlicher Fuck ab. Gibt mir ne fucking Gänsehaut.“

„Was? Hast du eine Ahnung wie viel diese Zellen dort unten“, er zeigte in Richtung Frachtraum, obwohl Simon gar nicht mit ihm im Raum stand, „wert sind? Zehn Millionen! Dafür arbeiten wir normal zwei bis drei Monate!“, brüllte Jesse übers *UniNet*.

„Ich bin lieber arm und am Leben, als reich und tot. Das ganze sieht fucking stark nach Fuck-“

Ein fucking Schuss tönte durch den Gang und Simon fiel fucktot zu Boden. Eddie verlor keine Zeit: Er stürmte sofort auf den Gang hinaus und nahm die Verfolgung auf. „Halt Eddie! Du Idiot!“, kreischte Swen ganz ohne Grinsen und setzte ebenfalls hinterher. Sich zu trennen war der erste Fehler toter Männer.

Schüsse hallten durch die Gänge, die Wände zeigten Dellen und am Boden lagen Hülsen.

„STOP!“, hörte man Eddie rufen, dann ließ er eine weitere Salve aus seinem Maschinengewehr brüllen. Er erreichte einen weiteren Frachtraum. Die Stahlpakete mit den Energiezellen türmten sich knappe 30 Meter hoch, bis knapp unter die Decke. Hier konnte man sich überall verstecken.

„Vorsicht!“, drang es aus dem Gang hinter Eddie, wo Jesse mit den Übrigen angerannt kam. Eddie wartete bis sie ihn erreicht hatten. Er wollte noch kein toter Mann sein. Sofort übernahm Jesse wieder das Kommando. Er deutete

jedem an, welchen Platz er einzunehmen hatte. Sie teilten sich auf und gingen hinter den stählernen Kisten in Deckung. Dann rückten sie gemeinsam vor. So wie sie es immer taten. Maximal zwei auf einmal, der Rest gab Deckung. So sollte ein Überraschungsangriff unmöglich werden.

Doch sie hatten nicht mit ihrer Umgebung gerechnet. Eine Kiste löste sich, ganz oben vom Stapel und raste auf Bo herab. Dieser sprang im letzten Moment zur Seite, nur um dann in den Lauf einer Pistole zu blicken. Ein blinder Schuss von Jesse rettete ihm das Leben. Eddie und Swen begannen zu spät zu schießen, um den Attentäter zu treffen.

Dann fiel das Licht aus. Ob durch den unkontrollierten Kugelhagel der beiden Söldner oder einem anderen Einfluss war nicht klar. Mit einem talentierter Mörder in schauriger Dunkelheit vereint waren die Männer nun auf die künstlich erweiterte Sicht ihrer Brillen angewiesen.

„Zusammenbleiben", gab Jesse den Befehl über sein Implantat.

„Wo ist Eddie?", fragte Bo.

Jesse ließ seinen Blick umherschweifen und erkannte zwei Menschengestalten. Die eine näherte sich der anderen langsam von hinten ...

Swen eilte von Deckung zu Deckung, die Waffe immer im Anschlag und jederzeit bereit für den tödlichen Schuss. Dann sah er den Attentäter. Er kehrte ihm den Rücken zu und Swen sah seine Chance gekommen. Langsam schlich er sich an. Er würde ihn langsam töten, das Schwein, das seinen Kameraden auf dem Gewissen hatte. Er würde leiden! Er würde ihn Stück für Stück in Fetzen schießen.

Ein Gewehr donnerte los und Swen fiel zu Boden.

„Shit, das war Swen, Jesse!", rief Bo aus. „Halt's Maul!", brüllte dieser zurück. Jesse verlor zunehmend die Kontrolle. Er hatte Angst. Das war kein gewöhnlicher Gegner, der

ihnen hier die Hölle heiß machte. Das war ein Profi. Und hier drin sah man einen Furz.

„Wir ziehen uns zurück!", gab er bekannt. „Nein!", sagte Eddie. „Wir können sie nicht umsonst verloren haben!"

„Eddie, wir müssen hier raus", versuchte Jesse zu überzeugen, wurde aber von einem Stöhnen James' unterbrochen, der nun ebenfalls zu ihren Füßen lag.

„Das ist ein Killer. Der macht keine halben Sachen!", bestand Eddie.

„Dann noch viel mehr Grund zu laufen!", meinte Jesse und rannte zur Tür.

„Was denn, ihr wollt schon gehen?", drang es aus dem allgegenwärtigen Schatten.

Die Tür schob sich vor ihm zu und ließ sich nicht mehr öffnen.

Eddie schoss in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war. Im nächsten Augenblick war er sich gewiss, sie käme von überall her. Seine Augen hatten nichts wahrgenommen. „Tarnanzug", spuckte er. „Komm raus du Feigling, zeig dich und kämpfe wie ein echter Mann!"

„Wie ein Mann? Welcher Mann überfällt unschuldige Händler?", fragte die Schwärze, denn man hatte es schon lange nicht mehr mit einer Person zu tun, sondern mit Dunkelheit in jeder Ecke.

Jesse hatte genug. Er griff sich an den Gürtel, packte eine Granate und warf sie blind nach vorne. Ein Donnern erklang, Kisten rasten durch die Luft, ein Stapel kam ins Wanken und blieb eben noch stehen, Energiezellen zerschellten an Wänden und Boden. Ein gewaltiger Lichtblitz, dann beständiges Blitzen und Funken und die Halle war hell ausgeleuchtet. Dennoch war niemand zu sehen.

„Verdammt", knirschte er. Die drei Männer waren mit ihren Ideen am Ende und das schien auch ihr Gegenüber zu bemerken.

„War's das?", fragte die Stimme. Das sie künstlich verzerrt wurde bewies fast so sehr wie die Schießkünste, dass

das ein Profi war. Es folgte ein Seufzen und wie in einem perversen Schachspiel kam der Gegenzug. Springer auf E7. „Keine Phantasie." Ein weiterer Schuss und Bo fiel zu Boden. Schach!

Jesse begann auf die Tür einzuschießen, doch der Stahl war zu dick. Eddie stoppte ihn. „Bist du verrückt? Ein Querschläger und wir sind am Ende!"

Jesse riss sich los. „Was sollen wir denn tun?" Dann knallte ein weiterer Schuss und er fiel ebenfalls tot um.

„Niemand entkommt mir", stellte die Stimme fest.

„Es ist auch nur noch einer übrig", antwortete Eddie und verstärkte den Griff an der Waffe. „Komm wenigstens heraus, bevor du mich kaltmachst!", forderte er ohne daran zu glauben.

Aber tatsächlich. Der Attentäter erschien wie aus dem Nichts. Er stand auf einer umgekippten Kiste in schwarzer Kluft und war selbst in den Blitzen der kaputten Energiezellen kaum auszumachen.

„Hm, eine Frau", brummte Eddie, die Waffe auf die Frau im Kampfanzug etwa 20 Meter vor sich gerichtet. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen, denn sie trug einen Helm.

Eddie lachte und ließ die Waffe sinken. „*Schwarze Hand*?", fragte er.

Sie schwieg, die Pistole auf ihn gerichtet.

„*UPA*?"

Sie sagte weiter nichts.

„Nun, macht wohl keinen Unterschied", meinte Eddie schulterzuckend. „Egal. Das heißt dann, dieses Schiff transportiert nicht nur Energiezellen."

Weiterhin nur Schweigen.

„Was könnte es sein?", überlegte er. „Irgendetwas Kleines, hm? Und etwas, das sicher nicht hier versteckt ist, sonst hättest du Jesse keine Granate werfen lassen. Irgendwelche Pläne?"

„Mit dir?", lachte sie und obwohl er sie nun sah hätte er schwören können die Stimme brach stärker von Decke und Wänden über ihn herein, als aus ihrer Richtung.

„Ich vermute, du wirst mich mit deiner kleinen Knarre töten", meinte er schulterzuckend. „Ich frag mich nur, warum das so lange dauert."

„Vielleicht gefällt es mir eine Pistole auf den Schädel eines Menschen zu richten", warf sie in den Raum.

„Vielleicht", stimmte er zu.

„Oder ich langweile mich bloß", sagte sie.

„Oder das."

Dann tat sie etwas gänzlich Unerwartetes: Sie warf ihm ihre Pistole zu.

Er fing sie verdutzt. „Jetzt sind unsere Waffen vom gleichen Kaliber", meinte sie und zückte eine zweite. Eddie musterte die Waffe. Es war eine schwarze *Lilium 7* wie man sie nirgends zu kaufen fand. Jeder, der nur ein wenig Verständnis von Waffen hatte, wusste augenblicklich, dass es sich hierbei um keine gewöhnliche Pistole handelte.

„Ich denke du weißt, wie sie funktionieren. Ein Treffer, im Arm, im Fuß, egal, das war's. Dein Hirn und dein Chip werden gegrillt. Endgültig", fügte sie mit einer Art Kichern hinzu, doch grausam verunstaltet war es mehr Ruf einer dunklen Sagengestalt, als Äußerung eines Menschen. Dann sprang sie rückwärts von ihrer Box und verschwand aus seinem Blickfeld.

„Alles oder nichts", drang es von den Wänden.

Eddie grinste und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Nicht, dass er sich eine Chance gab. Aber wenn man sich vom eigenen Leben bereits losgesagt hatte, war es nichts mehr als ein Spiel.

Er stürmte nach vorne, nahm Deckung hinter einer Kiste, sprang weiter zur nächsten. Sie hechtete über eine Box, er schoss und verfehlte sie knapp, wurde dafür aber selbst beinahe getroffen. Dann eilte er weiter, seiner Mörderin hinterher. Er wusste er hatte keine Chance. Und es

dauerte nicht lange bis er seinem Ende gegenüberstand. Sackgasse und sie war nicht mehr zu sehen.

„Ich dachte das sollte fair bleiben?", rief er, „ich habe keinen Tarnmantel!"

„Wer sagt denn etwas von Tarnmantel?", hörte er ihre Stimme und seinen Sinnen zum Trotz ahnte er sie über sich. Sofort zog er die Pistole hoch und drückte ab. Die Kugel jagte Richtung Kopf, war aber zu schlecht gezielt. Sie zog ihren Schädel nach rechts und die Kugel wurde vom Schild abgelenkt, streifte eben noch so ihren Helm. Dann lag Eddie am Boden und sie stand mit erhobener Waffe drei Meter vor ihm.

„Schade", meinte sie, „das hat mir fast Spaß gemacht." Die Stimme war nicht länger verzerrt.

Er überlegte erst gar nicht, um sein Leben zu betteln. Seine letzten Worte waren: „Nette Stimme, nimmst du den Helm ab? Bevor du mich tötest?"

Dann erschlafften seine Glieder, ein Loch in der Stirn.

Leo ahnte, dass nicht alles nach Plan verlaufen war. Zu lange waren seine Kameraden bereits weg, er hatte Eddie brüllen hören, dann Schüsse. Jetzt war es still.

Er hatte sich gesagt er würde noch zehn Minuten warten, um zumindest seinem Gewissen etwas Gutes zu tun, welches ihn lange nicht in Ruhe lassen würde, weil er sie nun im Stich lassen sollte. Diese zehn Minuten waren eben vorüber. Er schloss die Luke und machte die Hangriffe, um sich vom Schiff lösen … als er etwas Kaltes an seiner Schläfe spürte.

Was nun folgte, war wohl der größte Leichtsinn in Leos ganzem Leben und genau dem Umstand, dass sein Gegenüber das wusste, verdankte er wohl auch die Tatsache, dass seine Reise nicht an dieser Stelle zu Ende gewesen war.

Leo tauchte unter der Waffe durch und stürzte sich auf den Killer. Dieser war so überrascht, ob dieses komplett

hirnlosen Unterfangens, dass es tatsächlich zu glücken schien. Der Schuss, der sich löste, landete im Polster des Sitzes, dann flog die Waffe aus der Hand der Attentäterin und Leo drückte sie zu Boden.

Da war der Moment der grenzenlosen Selbstüberschätzung vorüber. Schon schien auch ihm zu dämmern, was er da gerade getan hatte und vor Schreck verließen ihn die Kräfte, die er doch gebraucht hätte, um seinen Angreifer festzuhalten. Er bekam eine eiserne Faust in den Magen gerammt und japste nach Luft, erkannte aber richtig, dass es um sein Leben ging, als die Frau nach ihrer Waffe griff. Mit aller Kraft, die er aufbringen konnte, hämmerte er ihr aufs Kinn, traf damit aber ebenso den Helm. Die Wucht seines Schlages hob ihn zur Hälfte, worauf sie ihn sich mit einer hektischen Geste vom Kopf zog.

Aus vorbei. Sie saß auf seiner Brust, die Arme unter den Schienbeinen fixiert, die linke Hand auf seinem Hals rastend, die rechte mit der schwarzen Waffe an seiner Schläfe. Leo schloss die Augen, den tödlichen Schuss erwartend.

Doch er blieb aus.

„Du bist wohl der törichste Junge, der mir je untergekommen ist", sagte sie. Blut lief aus ihrem Mund und über ihre Lippe aufs Kinn herab. Sie schien sich nicht daran zu stören.

Leo öffnete die Augen und blickte ihr angsterfüllt ins Gesicht. Ihres war schmal und weiß, was den Eindruck des Blutes noch intensivierte. Ihr langes Haar war brünett und nicht schwarz und trotzdem so dunkel, das es ihr Gesicht umspielte wie ein Schatten. Es hing in wilden Strähnen von ihrem Haupt, ihre blauen Augen mit der nachtblauen Aura, musterten ihn, zuckten von seinem linken zu seinem rechten, mehrmals in der Sekunde. Sie hatte etwas Manisches und Leo keine Hoffnung mehr. Sein Herz raste. Sie musste es spüren. Sie saß auf seiner Brust, die sich trotz ihres Gewichts rasch hob und senkte, und hatte ihre in

einem dünnen Handschuh steckende Hand an seinem Hals.

„Tötest du mich?", fragte er mit krächzender Stimme.

„Vielleicht", sagte sie, löste aber ihre Hand ein wenig. Den Druck auf seine Arme und seine Brust verringerte sie nicht.

Leo versuchte seinen Atem zu beruhigen, sah ihr aber weiterhin starr in die Augen.

„Angst?", fragte sie.

„Würde es mir etwas bringen, wenn ich um mein Leben bettle?" Er zwang sich zu einem Lächeln und scheiterte kläglich.

„Nein", sagte sie, aber ihr Gesicht verlor ein wenig von der bisherigen Gefühlskälte.

Sie starrte ihn an, doch sie tötete ihn nicht.

„Wie heißt du?", wollte sie wissen.

„Wieso? Willst du mir einen Grabstein bestellen?", sagte Leo in einem weiteren Anflug von Leichtsinn.

„Schlechter Zeitpunkt für Scherze", meinte sie und verstärkte sowohl den Druck auf seinen Hals als auch den Kontakt zwischen ihrer Waffe und seiner Schläfe. Ihr Gesicht aber zierte ein breites Grinsen.

„Leo", japste er.

„Gut. Leo", sagte sie, „heute ist dein zweiter Geburtstag. Aber einen Tipp lass mich dir geben", und sie senkte ihren Mund an sein Ohr, „keine solchen Aktionen mehr. Unter normalen Umständen wärst du jetzt tot." Dann drückte sie ihm ihre blutigen Lippen auf die Wange, als wollte sie mit Lippenstift einen Abdruck machen, ehe sie sich aufrichtete, die Pistole wegsteckte und eine andere, größere zückte. Sie zerschoss die Armaturen im Cockpit das es qualmte, nahm ihren Helm und wandte sich zum Gehen. „Viel Glück, Leo", wünschte sie und winkte ihm über die Schulter zu. Damit war sie verschwunden.

Leo konnte nicht fassen, was sich da eben ereignet hatte. Er lag regungslos am Boden und stierte zur Decke, einen

blutigen Abdruck im Gesicht. Dann schüttelte es ihn und er schoss hoch und würgte. Er hustete, rang nach Luft und endlich legte sich seine Erstickungsangst und ließ ihn zurück in allumfassender Übelkeit. Geschlaucht und mit den Nerven am Ende wischte er sich den Schweiß von der Stirn und lehnte sich gegen die kühle Wand. Er wollte kotzen, doch er konnte es nicht und hätte er mit dem Finger nachgeholfen wäre wohl als erstes der Matsch, der einst seine Lunge gewesen war, hervorgequollen.

Sein Blick schweifte über die Konsolen. Er hätte nicht erst die Funken sehen müssen, die aus den Einschusslöchern drangen, um zu wissen, dass sein Fluchtplan nun hinfällig und die *Nocturna Infinitum* schrottreif war. „Scheiße!“, brüllte er und hämmerte auf den Boden. „Scheiße! Scheiße! Scheiße!“

Er starrte an die Decke. Ohne die Hologramme war das Cockpit geradezu einengend winzig. Es war dunkel und finster und eng.

„Scheiße“, sagte er ein fünftes Mal, zwang sich auf die Beine und torkelte hinaus. Es blieb ihm nichts anderes übrig. Er kletterte in die Luke und ließ sich auf den Boden fallen. Jetzt war er am Transporter. Ihm war kotzübel, doch was half es zu warten?

Heute will ich’s wirklich wissen, flüsterte er sich selbst zu und folgte dem Gang nach rechts. Er gelangte in den Lagerraum mit den vielen zerstörten Energiezellen und stieg über die Leichen Jesses und Bos. Jeder war durch einen astreinen Schuss niedergestreckt. Leo zwang sich an die Decke zu schauen, aber er hatte bereits genug gesehen und endlich konnte er kotzen und er kotzte auf den Boden, ohne wirklich aufzuhören vorwärts zu stolpern. Er hatte keine Zeit. Er ging kotzend und er kotzte gehend.

Durch den ersten Raum kam er in einen zweiten und dort stand: Ein Jäger! Leo rieb sich den Mund. Er blickte sich rasch um, dann war er an der offenen Laderampe. Es war eine *Nocturna Eterna*, also ein Typ den er gut kannte.

Ein rascher Blick auf den Bordcomputer verriet ihm, das Schiff sei abflugbereit und niemand außer ihm an Bord.

Er konnte sein Glück kaum fassen. Das war seine Chance! Das Glück meinte es am Ende doch gut mit ihm. Er würde hier rauskommen mit einem Schiff und Adrian retten können! Das Blatt hatte sich endlich gewendet!

Und es blieb in Bewegung: Er hörte Schritte auf der Laderampe.

„Scheiße!“

Die Frau im dunklen Kampfanzug kam herein und verschwamm fast augenblicklich mit der Dunkelheit im Cockpit. Sie warf im Stehen einen Blick auf den Bordcomputer, programmierte per Chip und ohne einen Finger krumm zu machen einen neuen Kurs und verließ den Raum wieder. Der Jäger erwachte daraufhin zum Leben, machte eine Drehung, glitt durch die offene Laderampe des Transporters und verschwand im All.

Leo hatte sich bereits am Ziel gesehen. Stattdessen wechselte er nur von *Infinitum* zu *Eterna*.

JEANNE

wiki.unipedia.uni

Artikel des Tages

Imitatio, Der

Imitatio sind Menschen ohne Mutter und ohne Vater. Sie wurden vollständig im Labor gezeugt und ausgetragen und nur für Zwecke der Wissenschaften geschaffen. *Imitatio* wurden in jedes Lebensalter gezüchtet, aber nach rechtlicher Vorschrift nach spätestens drei Jahren getötet. Die Praxis der Forschung an und mit *Imitatio* wurde 2223 auf Bestreben der Politik eingestellt und für illegal erklärt. Hochrechnungen zu Folge wurden von 2151 bis 2223 über 80 Millionen Menschen als Imitatio geboren und getötet.

wiki.unipedia.uni

Artikel des Tages

Antoine Lavie

(4.2.2131-7.6.2249)

Lavie war Forscher und Nobelpreisträger und einer der führenden Gentechniker seiner Zeit. Weltweite Berühmtheit erlangte er durch seine revolutionäre Technik zur vollständigen Aufzucht von Menschen außerhalb eines Trägers. Sie erlaubte es unter anderem Menschen ohne Mutter und Vater zu zeugen (*Imitatio*) und das Heranzüchten von neuen Körpern für Unfallopfer oder anderweitig nicht heilbare Krankheiten. Seine, heute als maßgeblich geltende Arbeit auf diesem Gebiet, brachte ihm den Ruf eines Genies ein.

In späteren Jahren stieß er allerdings auf vehemente Kritik, als er es zu seinem Ziel erklärte, die Gleichberechtigung und Anerkennung von *Imitatio* in der Gesellschaft erreichen zu wollen. Bis dahin waren Imitatio ausschließlich zu Forschungszwecken gezüchtet und nicht über die Nützlichkeit für diese hinaus am Leben erhalten worden. Seine Ideen wurden rege diskutiert, letztlich aber als zu disruptiv angesehen, um gesellschaftlich von Nutzen zu sein. Die Forschung an und mit Imitatio wurde per Senatsverordnung am 5.3.2242 eingestellt.

Antoine Lavie wurde am 7.6.2249 Ziel eines Attentats und erlag seinen Verletzungen auf dem Weg ins Krankenhaus.

„Wenn du es jetzt nicht tust, ich glaube, dass du das irgendwann bereuen wirst."

Das hatte Beth ihr gesagt. Das war am Tag der Beerdigung gewesen. Jeanne war nicht hingegangen. Das sie es nicht tun würde hatte Beth, nach einigen Versuchen sie doch zu überreden, irgendwann akzeptiert. Das Jeanne nicht wirklich so resolut gewesen war, wie sie es nach außen schien, das war wohl nur ihr selbst klar. Sie kam am Vorabend des Attentats ins *Sol*-System und landete auf *MOON1*. Dort sollte sie mit Ahir für ihre Arbeit ausgezeichnet werden. Aber kaum war das erledigt, flog sie wieder ab, um von ihrem Schiff abgeholt zu werden. Jeanne erfuhr von dem Anschlag, als sie auf der Station auf die *Sleeping Beauty* wartete. Sie hätte einfach in das nächste Taxi zur *Erde* zurück steigen können. Dann war die *Sleeping Beauty* da gewesen und sie wurde von einem Shuttle abgeholt und sie gab den Befehl zum Abflug und bald waren sie an der letzten Station vorbei, an der sie in ein Taxi zu *MOON1* hätte steigen können. Gegessen war die Sache damit aber noch nicht. Die Stunden bis zur Beerdigung waren die längsten ihres Lebens. Ununterbrochen überlegte sie, ob sie sich richtig entschieden hatte.

Am Abend kam Beth herüber, Beth, der Familienmensch. Sie bat Jeanne alle offenen Enden abzuwickeln und es nicht zu verschlampen.

„Wenn du es jetzt nicht tust, ich glaube, dass du das irgendwann bereuen wirst", sagte sie.

Jeanne tat es nicht. Sie interessierte sich nicht für ihren „Vater", dessen einziger Anspruch auf Vaterschaft sich darin begründete, dass sie das Kind seines selbstsüchtigen Egoismus war, es der Welt zeigen zu wollen. Also vergaß sie ihn und kümmerte sich nicht länger um ihn und ihr Leben bevor sie in die Akademie eintrat und ihn hinter sich gelassen hatte.

Bis ihr Körper anfing zu verfallen. Das hatte vor drei Monaten auf *Ilius* begonnen.

* * *

Am nächsten Morgen erwartete Adrian, als er noch mehr schlief als wachte, eine Aufzeichnung. Des Grummelcommanders Kopf erschien in der Luft, ganz real bis zum Hals, nur ohne Körper, um ihm mitzuteilen, er solle mit seinem Hunger in eines der Restaurants auf den Unterhaltungsdecks gehen. Ein knurrender Magen ließ Adrian der Aufforderung sofort nachkommen und aus dem Bett springen. Rasch schlüpfte er in eine Garnitur der zivilen Schiffsbekleidung und verließ das Appartement. Ganz ohne Zähneputzen.

Er folgte den Gang entlang und erreichte den Aufzug ohne jemandem zu begegnen und der Aufzug war da bevor er den Knopf hatte drücken können und brachte ihn in eiligen Sekunden auf Deck 0 der Unterhaltungsebenen. Dort und mit der Intention auf die höheren Decks zu gelangen erkannte Adrian rasch die kleinen, oben offenen und freischwebenden Plattformen, welche die Leute zwischen den 12 Decks hin- und her transportierten. Klasse! Er verlor keine Zeit, sein Magen wusste er wollte nach oben, und bestieg eine davon. Anstatt aber sofort mit ihm los zu fliegen materialisierte sich ein Hologramm, welches ihm die einzelnen Lokalitäten der Decks auflistete. Es war eine lange Liste. Adrian wischte durch die Namen und konnte sich nicht entscheiden. Ganz offenbar brauchte er zu lange, denn hinter sich hörte er die Stimme eines Mädchens in todgenervtem Tonfall sagen: „Bist du bald fertig?“

Adrian drehte sich um und sah das Mädchen verdutzt an. Sie trug die gleiche Ziviluniform wie er, war ziemlich genau gleich groß und hatte ziemlich große Ohren. Haha. Richtig große Ohren. Ihr Haar war blond und sehr lang und zu einem großen Zopf gebunden, ihre Augen grünblau-türkis und kamen ihm bekannt vor. Ihr Gesicht, mit dem sie ihn genervt musterte, war sehr rund und ihre Augen waren, wie ihre Ohren, ziemlich groß. Also ein bisschen komisch sah sie eigentlich schon aus.

Als er immer noch nicht reagierte, packte sie den Verdruss, der sich bisher in ihrem Gesicht gespiegelt hatte, akustisch in zwei Worte, „Deck sieben“, und wandte sich ab.

Die Plattform mit den beiden Kindern setzte sich mühelos in Bewegung und schwebte nach oben, wo sie kaum zehn Sekunden später ankamen. Die Sicherheitsabsperrung ging auf und das Mädchen ließ ihn alleine zurück. „Eitrige Pestbeule“, dachte Adrian und machte hinter ihr eine derbe Geste, die Früchte einer Kindheit auf *Astroid*.

Dann zwang ihn das Knurren seines Magens aber sich nicht lange zu ärgern, sondern auch von der Plattform zu treten und sich umzusehen. Wo wollte er also essen? Auf dieser Etage gab es zehn weitläufige Lokale. Er nahm sich vor, eine Runde zu gehen, um alle zu sehen, aber letztlich gab er sich auf halbem Weg geschlagen und kehrte in ein gemütlich gestaltetes Restaurant ein.

Dabei wäre er beinahe auf halbem Wege wieder umgekehrt, als nämlich eine Frau, aus dem Nichts erschienen, ihn zur Feier seines ersten Besuchs begrüßte. „Adrian Tolean“, stellte sie fest, „Commander Callahan hat uns informiert. Wenn du irgendetwas brauchst, ich bin Sarah. Ruf einfach nach mir und ich werde dir bestmöglich weiterhelfen. Das Buffet ist hier hinten rechts“ und sie zeigte es mit den Händen. „Alles klar, Adrian?“

Er nickte mit großen Augen und sie war ebenso geschwind verschwunden wie erschienen. Mensch war das *klasse*!

Nach dieser, Adrian zutiefst beeindruckenden Begrüßung - Hologramme überall! - fühlte er sich allerdings gleich wohl in diesem Restaurant. Ein zarter Luftstrom zog über das Buffet hinweg in die Raummitte und verbreitete einen herrlichen Duft nach frisch Gebackenem, die Tische in allen Größen waren von dicken, unionsrot gepolsterten Bänken und einladend geformten Stühlen gleicher Farbe umkreist, dazwischen fand sich eine breit gefächerte Aus-

wahl an grünem Zeug, das Adrian nur aus Holo-Filmen kannte, und das auf der einen Seite des Lokals mit Palmen und ähnlichen tropischen Pflanzen begann und sich bis zum anderen Ende hin zu kleinen Blumen und vielfärbigem Moos und Efeu wandelte. Adrian betastete die Blüten und Blätter einer Blume. Es fühlte sich gar nicht an wie er gedacht hatte.

Im Hintergrund klang poppige Musik, etwas Zeitgenössisches[39], das Adrian sogar dem Klang nach kannte und darüber hinweg hörte man einiges von Gesprächen, die hier und dort von größeren und kleineren Familien geführt wurden. Das Kind, das Adrian am deutlichsten wahrnahm führte allerdings weniger ein Gespräch mit seiner Mama, als einen Test in Hartnäckigkeit an ihr durch. Konnte es länger schreien, als der Teller mit Gemüse vor ihm stand? Auf *Astroid* hätte es längst eine gefangen ...

Adrian verweilte wie zuvor auf der Transportplattform nun auch einige Zeit vorm vielen Meter langen Buffettisch und begutachtete dieses und jenes, nach wie vor unschlüssig womit er beginnen sollte. Die schiere Menge und die Anzahl an Dingen, die Adrian nicht kannte war kein bisschen weniger beeindruckend, als von einer Holofrau begrüßt zu werden.

„Der Hawaii-Toast ist gut“, hörte er eine Stimme neben sich und erkannte das Mädchen von vor fünf Minuten, das sich eben zu solchem verhalf. Er blickte sie an, als sei sie ein Geist. Sie erwiderte seinen Blick ein wenig verdutzt. „Ähm, hab' ich was im Gesicht?“ Offenbar hatte sie ihre Feindseligkeit ihm gegenüber schon wieder verdrängt.

Er schüttelte hastig den Kopf, folgte ihrem Rat und schnappte sich ebenfalls einen Toast.

„Du bist nicht der Schnellste, was?“, fragte sie und schaute dann auf seine Uniform. „Ich habe gesehen wie du

[39] Bonded, ab 2229, Genres: Pop

die Blume betatscht hast. Bist nicht von hier, was?“ Dann wurden ihre ohnehin schon großen Augen noch ein wenig größer, was wirklich sehr lustig aussah: „Du bist *Adrian*, oder?“

Er nickte verdutzt. Woher-?

„Oooh!“, machte sie und ihre Geringschätzung ihm gegenüber war wie weggewaschen.

„Meine Mama hat mir von dir erzählt. Du warst in einem Container gesteckt und du hast das ganze Schiff ausgebremst!“

„Das“, fing er an, und wollte mit „war ein Versehen-“, fortsetzen, aber das Mädchen schüttelte den Kopf, das ihr Zopf durch die Luft sauste.

„Find ich *cool*.“

„... war gar nicht so einfach!“, beendete er den Satz.

Bestätigendes Kopfnicken. „Ziemlich steiles Ding!“

Sie warf einen Blick durch das Restaurant. „Bist du allein hier? Ich auch! Hast du Lust mit mir zu essen? Komm!“

Das Mädchen hatte entschieden. Und das Schicksal, oder zumindest Adrian, hatte sich zu fügen.

„Ich bin Lily“, stellte sie sich vor, „meine Mama ist Commander Heindl! Sie ist die Chefärztin!“

„Ich bin Adrian“, sagte er, „und-“

„Du bist ein blinder Passagier!“, unterbrach Lily aufgeregt. „Wie hast du dich an Bord geschmuggelt?“, wollte sie wissen.

„Ich habe mich nicht-“

„Die Container werden ja wohl nicht unbeaufsichtigt rumgestanden sein!“, redete Lily weiter.

„Ich habe mich wirklich nicht-“

„Warum hast du es eigentlich gemacht?“, wollte Lily wissen. „War das andre Schiff so schlimm? Wahrscheinlich war es richtig langweilig?“

„Ich wollte gar nicht-“

„Aber welches Schiff ist schon wie die *Sleeping Beauty*?“

Adrian biss einfach in seinen Toast und überließ es Lily die Unterhaltung zu führen. Eigentlich genügte es hin und wieder zu nicken, Lily konstruierte selbstständig die Geschichte dazu und nicht einmal zu seinen Ungunsten. Wenn er alles richtig mitbekommen hatte, ging das Narrativ letztlich in etwa wie folgt: Er, Adrian, war immer schon ein Ausreißer und Regelbrecher gewesen, seine Ablehnung ging sogar so weit, dass er es in Betracht gezogen hatte, ein Schiff zu kapern und als Weltraumpirat sein Glück zu machen. Aber das war ihm dann doch einen Tacken zu steil - noch! - und so entschied er sich zunächst als blinder Passagier den Weltraum zu erkunden. Als er die *Sleeping Beauty* sah, konnte er auch gar nicht anders.

„Jaja!“, sagte Adrian, „alles richtig!“

„Steil!“

Irgendwann war es an Adrian ein paar Fragen zu stellen. Er erfuhr, dass Lilys Vater in *Paris 2* lebte und sie abwechselnd etwa sechs bis acht Monate hier am Schiff und in *Paris* lebte. Natürlich war die Zeit in *Paris* „ziemlich steil“, aber am Schiff gefiel es ihr fast noch ein wenig besser. Auch erfuhr er ziemlich bald, dass Lily einen Zugangscode auf das Maschinendeck von Commander Yagami kenne und heute benutzen wollte. Adrian könne ja mitkommen. Wenn er nicht zu ängstlich war. Selbstverständlich war Adrian nicht zu ängstlich und Lily meinte, sie könnten gleich nach der Schule los.

„Schule?“, wiederholte Adrian, „du gehst zur Schule?“

„Ja?“, sagte Lily etwas verwirrt, „jedes Kind geht doch zur Schule!“

„So?“, machte Adrian und lächelte triumphierend, „ich nicht!“ Offenbar war er tatsächlich ein Rebell!

„Was?“, rief Lily empört, „du kannst *nicht* nicht zur Schule gehen!“

„Oh doch!“, beharrte Adrian, „aber ich warte schon auf dich.“

Lilys Wangen waren ein wenig rot geworden. Sie biss sich auf die Unterlippe und es war klar, dass sie innerlich einen Kampf zu bestehen hatte.

„Okay", erklärte sie, „wir gehen sofort!"

„Aber-du-musst-doch-in-die-Schule!", sagte Adrian in einem hämischen Singsang.

„Wir gehen sofort!", sagte Lily, sprang auf und lief voraus. Adrian hatte seinen zweiten Toast noch nicht aufgegessen, aber er verlor keine Zeit, stopfte sich den Rest in den Mund und war hinterher. Die beiden sausten aus dem Lokal, schlängelten sich durch die vom Frühstücksbuffet in das übrige Schiff strömenden Menschenscharen - er fühlte heute würde ein klasse Tag! - und hüpften eben noch durch die sich schließenden Türen eines Fahrstuhls nach unten.

Dieser war sogar mit fast 30 Personen nicht ganz voll besetzt, aber bald fielen sie aus dem Rahmen der übrigen Fahrstuhlfahrer. Die letzten Kinder waren nach 15 Decks ausgestiegen, jetzt waren sie alleine mit sechs oder sieben Uniformierten, die ein wenig abwesend vor sich hinstarrten oder Werkzeug bei sich hatten, das ihren Status als arbeitendes Mitglied der Besatzung nahelegte. Neben den echten Uniformen mit Abzeichen am Kragen. Sie alle schienen nicht viel Notiz von ihnen zu nehmen, aber Adrian hatte dennoch das Gefühl, Lily halte sich bewusst in der hinteren Ecke der Kabine auf. Selbstverständlich versucht, bewusst Lässigkeit auszustrahlen. Dann aber winkte sie ihn mit sich auszusteigen und weiter in einen zweiten Fahrstuhl, der allerdings - „nach oben!", rief Adrian überrascht - fuhr.

Lily tippte sich an die Stirn und das bedeutete sie sei smart. „Du hast hier das einzige Mädchen vor dir, das weiß, welche Aufzüge nicht von Laura überwacht werden."

Adrian nickte und dann grinste er.

Sie fuhren höher hinauf, als ihr Startpunkt lag, liefen dann zwei Korridore lang und dann ging's wieder nach unten. „Witzig", befand Adrian, als sich die Türen des dritten Lifts schlossen.

Der machte sich mit den beiden Kindern erneut auf den Weg in die Tiefe. In diesem hier liefen die Nachrichten. Es sei 9 Uhr 30 am 11. Juni 2252 berichtete die Nachrichtensprecherin und es folgten die Nachrichten vom 9. Juni Stand 0:00 Uhr.

„Die Zeitverschiebung?", wiederholte Lily auf Adrians Feststellung, dass gestern Nachmittag eine andere Zeitdifferenz zwischen Nachrichtendatum und aktuellem Datum bestand. „Hm, ich denke man gewöhnt sich dran. Was für eine Verschiebung hattet ihr?"

Adrian überlegte. Nicht das er oft Nachrichten hörte. Hin und wieder hatte er es von Leos *ComPad* mitbekommen, die Acquaballspiele, obwohl ebenfalls verzögert, wurden immer als in Echtzeit wahrgenommen. Für sie war es immer ihre Zeit gewesen. „Etwa vierzehnundneun Stunden."

„Nun, auf einem Schiff ist das natürlich jeden Tag anders. Manchmal sind es nur ein paar Stunden. Und manchmal sind es Tage!" Sie zuckte die Schultern. „Als ob sie irgendetwas Wichtiges zu sagen hätten."

„Du solltest immer wissen was sich da draußen tut", äußerte Adrian.

„So? Warum?"

Adrian kam in Verlegenheit. *Das* hatte Leo nie erklärt. Und er hatte nicht gefragt. „Hm. Ich denke, weil es dich auch irgendwann betreffen könnte."

Die Tür ging auf und sie traten in einen weiteren Gang hinaus.

„Naja, ich kann die Nachrichten ja nicht ändern, also brauche ich sie auch nicht kennen. Wozu sollten Kinder Nachrichten hören? Dafür gibt es Erwachsene."

Adrian überlegte, aber nicht lange, dann war seine Aufmerksamkeit wieder vollständig gefesselt.

„Sie sind nicht befugt hier zu sein!“, wurde ihnen von einer Computerstimme mitgeteilt, „entfernen Sie sich unverzüglich. Andernfalls werden Sie für alle Folgen Ihres Handelns zu Verantwortung gezogen!“

Adrian blieb wie angewurzelt stehen, wohingegen Lily unbeirrt weiter auf die Tür der anderen Seite zuging, als fühle sie sich nicht angesprochen, oder als wäre sie trotz der schon ziemlich großen Ohren plötzlich taub.

„Du bist doch wohl kein Feigling“, sagte sie mit einem Lachen, „wenn ich immer stehen geblieben wäre, weil es ein Computer sagen würde …“

„Dann was?“, fragte Adrian.

„Was dann?“, sagte Lily, als hätte sie nicht eben einen Satz unvollendet abgebrochen.

„Schon okay.“ Lily war schon ein wenig seltsam ... Aber sie war ja auch ein Mädchen.

„Solange nicht plötzlich Laura vor unserer Nase steht ist alles ok.“

Adrian überlegte während sie dem leeren Gang folgten. „Hattest du nicht gesagt, dieser Fahrstuhl wird nicht überwacht?“, fiel ihm ein.

„Jeder Fahrstuhl wird überwacht. Nur sind wir auf einem Offiziersdeck eingestiegen. Also wurden *wir* nicht überwacht.“

Das nahm Lilys vorheriger Behauptung, sie kenne die sicheren Pfade durch das Schiff, etwas von seinem Glamour.

„Und was war das eben?“, fragte er und meinte die Warnung.

„Das ist nur eine Computerstimme. Laura hat Wichtigeres zu tun, als jeden Flur zu überwachen.“

Sie landeten vor einer breiten, unionroten Tür neben dem in ebenfalls roten Lettern „Maschinenraum 4“ stand. Lily ging geradewegs auf das Keypad an der Seite der Tür

zu und tippte eine lange Nummer von einem aus ihrer Tasche gefummelten Zettelchen ein. Das klappte doch nie! Aber da irrte sich Adrian, denn die Tür sprang tatsächlich auf! Adrian stand davor wie Aladdin vor der Wunderhöhle. Eigentlich war Lily doch ziemlich klasse. Für ein Mädchen. Auf *Astroid* hätte er sie vielleicht sogar in seine Bande gelassen.

Hinter der Tür lag ein Raum, so voller Anzeigen, dass es Adrian schaudern ließ. Hier gab es Technik zum Anfassen. An jedweder Stelle hingen Hologramme in der Luft, die von 30 bis 40 Männern und Frauen - Ingenieuren! - bearbeitet wurden, dazwischen wanden sich hunderte Kabelstränge durch Luft, Wand und Boden. Geräteabdeckungen standen offen, Teile der Verkleidung waren entfernt, und wurden eben jetzt bearbeitet. Häufig zeugten nur herausragende Füße von einem arbeitenden Techniker.

„Lass mich reden", flüsterte Lily. Sie schien aber bereits ein bekannter Gast, denn die wenigen Techniker, die überhaupt auf sie aufmerksam wurden, gaben sich mit der Auskunft zufrieden, sie bringe Commander Yagami etwas von ihrer Mutter. Und wie süß sie plötzlich tat. Adrian war sich nicht sicher, ob er wirklich grinsen oder aber lieber verstört dreinblicken sollte, als Beweis für seine Missbilligung dieser Falschheit. Nicht das Adrian immer nur die Wahrheit gesagt hatte, das hätte viel zu viele Probleme gegeben. Wenn Leo etwa von dem einen Mal erfahren hätte, wo er und Fabian ein altes Phasenmesser im Schrott gefunden hatten. Das war klasse gewesen. Bis zu der Stelle, an der er sich fast den Daumen abgeschnitten hatte …

Lily ging voraus zum anderen Ende des hallenähnlichen Raumes. Dort führte eine Treppe hinauf zu einem durch Glas abgetrennten Zimmer, ähnlich jenem, das Adrian in der Frachtkammer gesehen hatte. Darin fanden sie Commander Yagami über einem Hologramm brütend, eine

metallene Wasserflasche mit einem Karabiner am Gürtel befestigt und eine Casio F-105w-1A am Handgelenk.

„Takeshi!“, rief Lily, kaum war sie eingetreten. Adrian folgte ihr mit großen Augen.

„Ah, Kinder!“, grüßte Yagami, ohne sie recht wahrzunehmen. Lily schaute Adrian mit vielsagendem Blick an, der in etwa bedeuten konnte: Ja, so ist das mit ihm, aber keine Sorge, er ist wirklich ziemlich steil.

„Bist du dir sicher, dass das eine gute Idee ist, Takeshi?“, hörte Adrian die bekannte Computerstimme Lauras sagen. Adrian warf Lily einen erschreckten Blick zu, ob sie damit nicht aufgeflogen wären, aber sie schüttelte unmerklich den Kopf und ihr Zopf wippte, als wäre das alles Teil ihres ausgeklügelten Plans. „Solltest du nicht noch eine Nacht darüber schlafen? Oder hast du schon vergessen was das letzte Mal geschah, als du voreilig auf den Startknopf drücktest?“, sagte Laura.

„Ach was, das war nur ein kleiner Fehler. Kann jedem passieren … kleiner Nachkommafehler …“

Adrian und Lily blickten ihm über die Schulter während er nachdenklich auf die vor ihm herunterrasenden Zahlenkolonnen blickte. Seine Zunge spielte an der Innenseite seiner Wange. Dann schien er gefunden zu haben wonach er suchte und tat seine Freude mit einem Aufschrei kund.

„Also es sollte genügen wenn ich den Winkel ein wenig abflache und dafür die Geschwindigkeit verringere“, murmelte er, „dann würde der Partikelstrahl noch genug Energie haben und die Ungenauigkeit dürfte in den einstelligen Promillebereich sinken!“

„Das würde den Energiebedarf beinahe verdoppeln!“, gab Laura zu bedenken, „wenn du das tust, melde ich dich zu einer Untersuchung bei Doktor Heindl!“

Lily nickte Adrian gewichtig zu, was in etwa „richtig, denn meine Mama ist nämlich wichtig“ bedeuten mochte.

„Du wirst schon sehen, Laura! Jedem genialen Erfinder sagte man nach verrückt zu sein, bis sein Werk erfolgreich war!“

„Ja und viele waren es auch“, äußerte sie ihre Meinung.

„Kinder!“, rief Takeshi, während er wie wild durch diverse Hologramme hakte, „ihr werdet gleich Zeugen der ersten Inbetriebnahme einer neuen Partikelkanone! Laut unseren Berechnungen dürften die abgefeuerten Teilchen auf Überlichtgeschwindigkeit beschleunigen. Das wäre ein absolutes Novum! Heute ist ein großer Tag für die Wissenschaft! Ein neues Experiment! Die Schwelle zu einem neuen Zeitalter!“

Adrian war sofort begeistert, wohingegen Lily ein wenig zweifelnd dreinblickte. Ganz so als wollte sie dieser Aussage nicht so ganz trauen. Oder aber, als würde sie sich vergangener Ereignisse entsinnen.

„Alles auf Gefechtsstation!“, rief Takeshi aus und aktivierte den gelben Alarm, der ihm die Kontrolle über die Waffensysteme gab.

Augenblicklich ließen fast 40 Personen alles stehen und liegen und warfen sich in die Stühle vor die Hologramme. Das Licht dimmte und nahm eine gelbliche Farbe an, *SI* Laura begann eine Durchsage: „Alarmstufe Gelb. Alles Personal auf Bereitschaft. Zivilisten suchen augenblicklich ihre Quartiere auf oder suchen Zuflucht in den Schutzräumen! Ich wiederhole: Alarmstufe Gelb …“

Ein enormes Hologramm tat sich vor ihren Augen auf, mit Ausblick auf die große Schwärze des Weltraums, durch die das Schiff mit Überlichtgeschwindigkeit schoss.

„Probe 1 starten!“, befahl der Chef der Waffensysteme und ein weißer Punkt erschien am Hologramm vor ihnen. Ein zweites Hologramm erschien und zeigte eine Vergrößerung des Würfels, der sich mit ihnen identer Geschwindigkeit vorwärtsbewegte.

„Ich will keinesfalls deine Freude trüben, Takeshi, aber diesen Versuch mit solcher Geschwindigkeit auszuüben

halte ich nach wie vor für keine gute Idee. Das wurde noch nie getestet!“

„Tut mir leid Laura, ich sagte dir ja bereits, Captain Lavie war nicht bereit einen Stopp für mein Experiment einzulegen.“

„Ich glaube das war ihre Art dir mitzuteilen, dass du den Unsinn bleiben lassen sollst.“

„Hm?! Niemals. Captain Jeanne ist eine Frau des Fortschritts!“ In seiner Aufregung übernahm er sogar Lauras Sprachmuster.

„Commander Yagami!“, hörte man einen Mann von unten rufen, „die Probe verliert an Geschwindigkeit!“

Sofort war Takeshi wieder bei der Sache: „Reaktoren hochfahren!“

Augenblicklich gingen am Kommandopult hundert Lichter an. Adrians Augen funkelten. Mensch war das klasse. Lily blieb gefasster, aber auch sie reckte ein wenig den Hals.

„Ziel anvisieren!“

Rote Farbe legte sich über den weißen Würfel.

„Partikelstrahl laden!“

Eine runde Anzeige füllte sich in knappen zwei Sekunden. Adrian hielt den Atem an. Takeshi war in seinem Element. „Feuer!“, rief er ...

... und der Strom fiel aus.

Der ganze Raum lag im Dunkeln, selbst die Hologramme waren fort.

„Statusbericht!“, verlangte Takeshi, „was ist passiert?“

„Wir wissen es noch nicht, Sonos!“, hörte er die Stimme seiner Techniker, „das hätte nicht passieren dürfen!“

Dann baute sich ein neues Hologramm auf, just an der Stelle, an der vor kurzem noch ein Ausblick in die Schwärze des Weltraums möglich war. Jetzt zeigte es ein rundes und buntes Gesicht mit einem Schmetterlingsmund. Das Gesicht von Versorgungstechnikerin Beatriz Costa.

„Takeshi!“, grüßte sie ihren Kollegen mit einem breiten Grinsen, „ich glaube ihr müsst dort unten ein Problem haben, denn aus einem mir vollkommen unmöglich zu erratenden Grund stieg der Energiebedarf deiner Abteilung eben ins Grenzenlose. Ich habe selbstverständlich geistesgegenwärtig reagiert, sodass ihr euch jetzt in aller Ruhe um das Problem kümmern könnt. Kein Grund zu danken!“

Sie wollte sich eben abwenden als ihr noch etwas einzufallen schien. „Aja“, sie feixte übers ganze Gesicht, „Ich bin mir sicher Captain Lavie möchte dich bei Gelegenheit sprechen. Frag mich nicht worum es geht!“ Das Hologramm verschwand wieder. Dafür ging die Beleuchtung wieder an.

Takeshi kratze sich am Kopf und trank von seiner Flasche. „Wie soll man so nur wissenschaftliche Forschung treiben? …“

Lily deutete mit dem Kopf nach draußen und die beiden ließen Yagami alleine mit seinen Berechnungen zurück, um sich etwas umzuschauen. Aber draußen war man ihrer Anwesenheit gegenüber plötzlich deutlich weniger freundlich eingestellt, jetzt wo man die Ergebnisse des abgebrochenen Experiments auszuwerten hatte. Nichts war zu spüren von der Selbstverständlichkeit mit der Adrian gestern, im Zusammensein mit Grummelcommander Callahan noch alles Mögliche erklärt worden war. Stattdessen fanden sie sich bereits kurze Zeit später vor die Tür gesetzt.

„Das war ja nicht recht erfolgreich“, meinte Lily, „wenn ich alleine hier bin, haben sie kein Problem!“

„Ach was“, sagte Adrian, „das war ja eigentlich ziemlich große Klasse!“

„Ja, findest du?“, fragte Lily versöhnt, „dann warte was ich sonst noch so mache!“

Sie nahmen wieder den Lift zurück in die Unterhaltungsdecks, als erneut gelber Alarm ausgegeben wurde.

„Alarmstufe Gelb. Alles Personal auf Bereitschaft. Zivilisten suchen augenblicklich ihre Quartiere auf oder suchen Zuflucht in den Schutzräumen!“, schallte Lauras Stimme durch die zehnundzwei Ebenen und es kam Leben in die übrigen Menschen.

„Ist das hier immer so?“, fragte Adrian gleich wieder ganz aufgeregt. Lily wollte eben etwas entgegnen, kam aber nicht dazu. „Kinder!“, rief eine Frau und kam auf sie zu, „warum seid ihr nicht in der Schule?“

Sie schnappte die beiden an den Händen und zog sie mit sich in den Schutzraum der Ebene 0. Der Raum lag hinter einer schweren Stahltür. Ein breiter Gang führte in weitere Gänge und von dort gingen in alle Richtungen Räume mit vielen, vielen Betten ab. Die Frau schubste beide auf ein Bett und war wieder verschwunden.

Adrian warf Lily einen fragenden Blick zu.

„Vermutlich nur wieder einer von Takeshis Einfällen“, meinte sie achselzuckend.

Dann hörte man wieder Lauras Stimme: „Alarmstufe Rot. Alles Personal auf Gefechtsstationen. Zivilisten in die Schutzräume! Alarmstufe Rot!“

Die Lichtfarbe passte sich der Alarmstufe an und färbte ihre Gesichter dunkelrot.

„Bist du sicher?“, fragte Adrian, den es nun ein wenig gruselte, wo die Welt ein Raum mit nackten Stahlwänden und vielen Betten geworden und alles in schaurig rotes Licht getaucht war. Lily blieb eine Antwort schuldig, aber man sah ihr an, dass sie das hier auch nicht oft mitmachte.

Und mit einem Mal, bis eben hatte er an diesem Morgen noch kaum einen Gedanken daran aufgewendet, wünschte er sich Leo her. Aber der flog viele Lichtjahre weiter sechs guns for hire in Richtung *Chrysanthem*.

Jeanne hatte kaum dreieinhalb Stunden geschlafen. Doch schon waren die nächtlichen Sterne über ihrem Bett verschwunden und hatten einem blauen Himmel Platz ge-

macht, der rosa schimmerte, dort wo eben die Sonne sich in die Höhe raffte. Jeanne fühlte sich als sei es der Abend des längsten Tages und nicht der Morgen eines neuen. Trotz Aufbringung aller mentaler Kraft schien es unmöglich die Augen offen zu halten. Es kostete sie mehrere Versuche, ehe sie es irgendwie schaffte sich aus dem Bett zu rollen und unsanft am Boden zu landen. Sie stöhnte auf, allerdings, nach kaum drei Sekunden schien sogar der harte Parkettboden gut genug, um noch ein bisschen zu schlafen. Da stieß etwas Haariges gegen ihre Stirn. Einmal. Noch einmal. Es wollte nicht aufhören.

„Maya!“, stöhnte Jeanne erneut. „Schluss, aus!“ Aber die große Schmusekatze sah das nicht ein. Es war Zeit aufzustehen.

„Ja! JA!“, rief Jeanne, „ich gebe auf! Ich gebe auf! Hörst du? Du hast gewonnen.“

Sie setzte sich auf und erst im Sitzen versuchte sie noch einmal die Augen aufzuzwingen und jetzt gelang es ihr und sie blickte geradewegs in die treuherzigen Augen Mayas, welche einen halben Meter vor ihr saß und sie gründlich musterte, als wolle sie ihre weiteren Fortschritte überwachen.

Jeanne streckte sich und sprang dann mit einem Mal auf, in der Hoffnung sich selbst und ihren Körper damit überzeugen zu können, dass sie frisch und munter wäre. Es gelang überhaupt nicht. Sie trat an den Spiegel, sah eine Frau mit grauenhafter Mähne aus Millionen einzelner Lichtstrahlen und winzigen, stahlblauen Augen und zog gedankenlos die oberste Schublade auf.

Jeannes zweiter Stopp war die Dusche, ehe sie aus ihrem Schrank eine frische Uniform kramte und sich anlegte. Das Frühstück nahm sie nebenbei per Strohhalm ein. Lecker Energieschleim. Von der Energie merkte sie nicht viel, aber aus Effizienzgründen war das Simulieren von Geschmack an Bord von Militärschiffen erlaubt und zumindest schmeckte der Frucht-Smoothie mit der Nummer E39 in

der Rezeptliste ganz lecker. Maya hatte es sich in der Zwischenzeit in ihrem Bett gemütlich gemacht warf ihr einen gelangweilten Blick zu und drehte sich wieder um. „Oh!“, rief Jeanne, „Ooooh! Du bösartiges, du bösartiges, glückliches Biest!“, murmelte Jeanne und vertuschte mit Make-up die Spuren des kurzen Schlafs und des gefühlt jeden Moment eintretenden Todes. In der offenen Lade lag, neben dem in letzter Zeit ungewöhnlich häufig benutzten Make-up, ein gewaltiger Haufen an Krimskrams: Papiere, Umschläge, Bleistifte, Klammern, Magnete, Verpackungsmaterial, drei einzelne Schraubenzieher, eine Multispritze, ein kleines Kästchen, Patronen, ein Phasenmesser und noch einige Mementos aus ihrer Zeit auf der Polizeiakademie. Sie schob die Lade zu.

Ihr Spiegelbild war zwar nun präsentabel, aber Jeannes Kopf dröhnte und sie bewegte sich wie auf Rädern. Na, das kann ja heute heiter werden, dachte sie, knuffte Maya beim Vorbeigehen und verließ ihr Appartement.

Auf der Brücke herrschte bei ihrem Eintreten kurz vor acht bereits Hochbetrieb. Drei Offiziere warteten auf das Eintreffen ihres Captains, um verschiedene Projekte und Problemlösungen absegnen zu lassen und Beth bestand, mit sehr breitem Grinsen im Gesicht, darauf, dass sie heute mit ihr und Bea zu Abend esse. Schließlich gäbe es *Dinge* zu besprechen. Jeanne tat, als habe sie keine Ahnung, worauf sie hinauswollte, sagte aber selbstverständlich zu. Sollte sie am Abend beim Essen kollabieren, hatte sie zumindest die Ärztin gleich bei Tisch.

Nach knappen 30 Minuten hatte Jeanne auch Williams, der sich vehement für den Ankauf und die Installation eines neu entwickelten und eben serienreif gewordenen Schildgenerators einsetzte, mit dem Versprechen, sich bei der Rückkehr zum *Di-Tolore-Raumhafen* auf *MOON1* einmal umzusehen, besänftigt und sie widmete sich einer drängenderen Aufgabe. Captain Rikkae, der vermeintliche Gesprächsstoff für den Abend, wartete bereits einige Mi-

nuten, auch wenn Jeanne noch nicht unpünktlich war, und erschien jetzt mit ihrer Erlaubnis als Hologramm auf ihrer Brücke.

„Ich hoffe Sie sind bereit, Lavie!“, sagte er, „wir werden keine Gnade walten lassen!“

„Ich bitte darum“, entgegnete Jeanne und hoffte die Anspannung, die Aufregung der Situation würde ihr, wenn es drauf ankäme, die so unabschüttelbare Müdigkeit vertreiben, „ansonsten würde das Ganze ja keinen Spaß machen.“

„Hoho“, machte Ahir, „machen Sie sich auf eine Überraschung gefasst!“

„Sechzehn Minuten?“, fragte Jeanne und setzte dann, feixend hinzu, „oder schaffen Sie das nicht?“

„Sechzehn Minuten“, wiederholte er so breit grinsend wie selten zuvor. Es sah aus, als wäre ihm ein Elefant auf den Fuß getreten. Damit war er verschwunden. Die Wette galt.

Jeanne übermittelte ihren Commandern die genaue Startzeit des Manövers und verließ die Brücke dann, um sich mit Kaffee aufzufüllen und ein paar Details zur *Snow White* nachzuschlagen.

Studierte man die kleinen Differenzen ihrer beider Schiffe, studierte man vor allem die vielen Gemeinsamkeiten. Beide Schiffe gehörten zur *FAIRYTALE 1* Subklasse, die *Sleeping Beauty* war etwa 23 Monate älter. Das *FAIRYTALE*-Projekt war frühzeitig abgebrochen worden, denn eigentlich war es darauf ausgelegt gewesen eine ganze Flotte mit Trägern, Zerstörern, Kreuzern, Fregatten, Kanonenschiffen, Bombern und Jägern zu bauen. Sieben Jahre nach Projektstart hatte man jedoch die Präferenzen für neue Schiffe überdacht. Von den schnellen, flinken Kampfschiffen war man abgekommen. Nun wollte man mobile Festungen, die vielen 10.000 Menschen als Arbeitsstätte dienen sollten. Alle Bauarbeiten an *FAIRYTALE* wurden beendet. Das Projekt hatte 689 Jäger, 131 Aufklärer, 21 Fregatten und

zehneins Kleine Kreuzer hervorgebracht. Die noch nicht fertiggestellten Schiffe wurden nicht vollendet, ausgenommen die beiden bereits weit fortgeschrittenen Kreuzer, die *Sleeping Beauty* und die *Snow White*. Die *Sleeping Beauty* wurde nach den Originalplänen vollendet, die *Snow White* wurde aber noch teilweise deutlich an die neuen Anforderungen angepasst.[40]

Waffentechnisch war die *Sleeping Beauty* das überlegene Schiff. Aber nicht so sehr, dass Ahir keine Chance gehabt hätte. Im Gegenteil waren sie soweit ausgeglichen, dass ein Fehler, von egal welcher Seite, alles entscheiden würde.

Jeanne durchdachte ihre Taktik und analysierte frühere Manöver, als plötzlich ein Alarm losging. „Statusbericht!“, verlangte sie mit ernster Stimme, vom Nebenraum auf die Brücke tretend. „Takeshi“, war die dreisilbige Antwort seitens Laura.

Jeannes Anspannung war augenblicklich wieder dahin. Ahir würde sich selbstverständlich an die Vereinbarung halten, wo dachte sie hin.

„Was ist es dieses Mal?“

„Er hat soeben eine Probe abgefeuert, die sich mit gleicher Geschwindigkeit wie das Schiff bewegt!“, sagte Commander Fengs mit tonloser Stimme und man konnte ihn starr auf das Hologramm vor sich blicken sehen, ganz offensichtlich den Werten nicht trauend, denn sie flogen weit jenseits der Lichtgeschwindigkeit. Er, der Zauberer, sah aus, als habe man ihm einen Zaubertrick gezeigt, den er absolut nicht verstand. Ausgleichende Gerechtigkeit,

---

[40] Aus den Maßen der *Sleeping Beauty*, 1342,89m x 398,2m x 354,5m, wurden 1412,9m x 433,74m x 367,5m. Aus 78 Decks wurden 82, aus einer Kapazität für 12.000 Personen wurde 25.000. Auf der anderen Seite wurden aus 84 Geschützkanzeln 72, aus 64 Raketenschächten 48 und aus 12 Torpedoschächten 8. Der Antrieb wurde verkleinert, die Schildenergie von 32 Reaktoren auf 28 reduziert.

dachte Jeanne, der er immer Karten aus allen Taschen zauberte.

„Ist das denn bei Überlicht möglich?“, hörte man fragen.

„Erster Tag?“

Der Mann nickte.

„Für ihn schon“, sagte sein Kollege.

Jeanne griff sich bloß an die Stirn. Das war wohl die Folge davon, dass sie kein eindeutiges Nein hervorgebracht hatte. Aber es war immer schwer Takeshi etwas abzuschlagen, in letzter Zeit noch mehr als sonst.

„Waffensysteme werden hochgefahren!“

„Zweizehn, vierzehn, siebenzehn Prozent …“

Schwumm.

Damit fiel der Strom aus und kehrte rund zwei Sekunden später wieder zurück.

„Und was war das?“, wollte der Neue wissen.

„Das war Commander Costa.“

Jeanne verschwand wieder im Nebenraum. Sie kannte ihre Offiziere. Sie würden zeitgerecht bereit sein. Und Takeshi würde bald wieder eine wissenschaftliche Arbeit veröffentlichen und die Fachwelt auf den Kopf stellen.

Manche würden ihre Laissez-Faire Politik kritisieren, aber sie sah ihr Schiff mindestens so sehr als Forschungswie auch als Kriegsschiff und ließ ihren Commandern freie Hand, solange sie die Betriebsabläufe nicht in Verzug brachten. Das führte meist zu einem sich selbst regulierenden System, wie etwa jetzt, wo Takeshi meinte sein Experiment noch vor dem Einsatz abschließen zu können und Bea anderer Meinung war …

Jeanne strich sich durchs leuchtende Haar und wischte einige hinter ihr Ohr, an dem ein Stück fehlte. Müdigkeit und Erschöpfung nagten an ihrer Aufmerksamkeit. Aber letztlich schaffte sie es immer, noch etwas mc-Quadrat aufzutreiben. Trotzdem war sie sehr beruhigt darüber, heute nur eine Übung durchzuführen. Wo war nur all ihre Energie hin?

* * *

„In zehn Minuten erreichen wir *Delicious 2*, einen gewaltigen Gasriesen mit zweizehnunddrei Monden! Die *Snow White* wird hier irgendwo auf uns lauern. Unser Auftrag ist es das Schiff aufzuspüren und unschädlich zu machen. Die Systeme beider Schiffe werden auf simulierte Treffer reagieren, als wären wir tatsächlich getroffen. Die Simulation wird sich nicht von der Realität unterscheiden. Fragen?“

Alle ihrer zehnzwei Offiziere, alle auf ihren Gefechtsstationen, schüttelten den Kopf.

„Dann kann es losgehen! Alarmstufe Rot!“, erklärte Jeanne.

„Alarmstufe Rot!“, schallte es durch das Schiff und Jeanne und Callahan traten als einzige aus dem Besprechungsraum und nahmen auf der Brücke Platz. Die Hologramme der Commanderköpfe folgten ihnen in einer, für daran nicht Gewöhnte, leicht schaurigen Versammlung auf dem Fuße und ermöglichten weiterhin die direkte Kommunikation durch das ganze Schiff.

„Commander, was sagen Sie? Wie wird er vorgehen?“, fragte Jeanne Callahan.

Callahan legte den Kopf leicht schief.

„Captain Rikkae ist ein hervorragender Taktiker. Er wird versuchen uns einen Hinterhalt zu bereiten und dann mit vollem Elan angreifen.“

„Gut“, befand Jeanne, „und wie würden Sie vorgehen, um ihn aufzuhalten?“

„Soweit ich das abschätzen kann würde ich sagen, der Trick besteht darin, ihn zum Angriff zu verleiten, den Schlag bestmöglich abzufangen und dann mit einer vollen Breitseite zu reagieren. Wir haben die dickeren Kanonen.“

„Ich bin ganz ihrer Meinung“, sagte sie und starrte auf den Gasriesen am Hologramm, „das wird genau das sein, was er erwartet.“

Callahan grinste breit. „Also machen wir genau das nicht“, sagte er.

„Oh doch, wir machen genau das“, erwiderte Jeanne und grinste schelmisch zurück. Vielleicht nahm sie die Übung ein wenig zu leicht, denn der Plan war gewagt, aber für ihre heutige, gedämpfte Wahrnehmung erschien sein Erfolg doch nicht allzu abwegig.

„Nun, dann haben Sie mich wieder einmal verloren“, sagte ihr Commander. „Wir machen genau das, was er erwarten wird? Nicht gerade aus dem Grundlagenbuch der Akademie.“

„Wir sind ja auch nicht mehr auf der Akademie“, gab Jeanne amüsiert zurück und stand auf. „Commander Rōdling, setzen Sie Kurs auf Mond zehneins.“

„Wenn es ein Servierteller gäbe, dann würden wir uns damit exakt in dessen Mitte drapieren!“, stellte dieser fest. Er trug wie immer sein Halstuch um den Hals, passend zum Vorbild seiner Cary Grant Haare, bloß waren die seinen blond.

„Ja, wir werden hervorragendes Dessert abgeben“, entgegnete Jeanne. „Nur etwas schwer im Abgang.“

„Aye, Sonas. Ziel in vierzehn Sekunden!“

Callahan musterte Jeanne mit fragendem Blick aber zuckendem Mundwinkel, als warte er darauf, von ihr erleuchtet zu werden, aber da nichts Erleuchtendes zu kommen schien, musste er sich selbst bemühen: „Ich habe nicht die geringste Ahnung was Sie hiermit bezwecken, Captain. Das scheint, als wollten Sie die *Snow White* sofort zu einem Angriff bewegen, aber da Sie eben gesagt haben, genau das wollten Sie nicht tun, bin ich vollkommen überfragt.“

„Keine Sorge“, meinte Jeanne, „selbst wenn ich mich irrte, trägt nur der Stolz den Schaden.“

„Da Sie sich erschreckend selten irren, ist der Stolz wohl in Sicherheit.“

„Es ist angerichtet“, erklärte Navigationschef Rōdling. „Haben Sie von der Schlacht über *Salen XII* gelesen, Captain. Die könnte Sie sehr interessieren.“

Jeanne bedankte sich für den Hinweis ihres Geschichtsprofessors und lud im Hintergrund die dazugehörigen Daten aus dem *UniNet*. Dann hoffte sie Ahir hätte keinen Heinrich Rōdling auf der Brücke sitzen, denn das war in etwa worauf sie hinauswollte.

„Noch keine Spur von der *Snow White*“, informierte Commander Motwani, Bootsschuh-Rowan mit den klaren Gläsern und dem Pferdeschwanz.

„Natürlich nicht. Rikkae ist verwundert. Wir haben genau gemacht, was er stumm erhoffte, aber nicht glaubte, dass ich tun würde. Wie leichtsinnig. Das hatte er mir nicht zugetraut. Was soll das? Ist sie übergeschnappt? Hat sie gestern zu viel Zeit an der Bar verbracht?“

„Und jetzt?“, wollte Callahan wissen. „Wird er angreifen?“

„Er überlegt. Er grübelt darüber nach. Er ist sich unsicher was er davon halten soll.“

„Und wenn er angreift?“

„Dann hat er gewonnen.“

„Also wird er nicht angreifen.“

„Sehr unwahrscheinlich.“

Callahan seufzte und schlug die Beine übereinander. „Gut, Misonas, wie also gewinnen wir das hier?“

„Ach Commander, seien Sie nicht so ungeduldig. Das hier soll doch auch Spaß machen. Wir tanzen!“ Seit gestern Abend war Jeanne ganz Feuer und Flamme fürs Tanzen. Irgendwie hatte sie auch den Eindruck das Thema wäre sehr prominent in ihren Träumen vertreten gewesen, aber da sie sich mit ausreichend Pillen ausgeknipst hatte, konnte sie sich nicht wirklich an etwas davon erinnern.

„Wir tanzen!?“, wiederholte Callahan und lachte. „Wir sollten unsere Logbücher als Roman veröffentlichen! Space Trek, wo nie zuvor ein Mensch getanzt hat.“

„Commander Feng, wenn wir uns jetzt langsam hin und her bewegen behalten Sie die Monde im Auge. Hinter einem davon müssen sie stecken. Sie werden versuchen

uns im Blick zu behalten. Unsere Sensoren melden keine Satelliten?“

„Nein, Sonas!“

„Gut. Rōdling, Bewegungsmuster *Delicious sieben*!“, befahl Jeanne eines aus ihrer Sammlung kreativ benannter Manöver.

„Zu Befehl!“

Die *Sleeping Beauty* begann zwischen den Monden hin und her zu mäandern. Es hatte tatsächlich etwas von einer Tanzbewegung.

„Okay“, gestand Callahan. „Wir tanzen. Aber sollte das kein Paartanz werden?“

Jeannes Müdigkeit war Geschichte. Sie lehnte sich ein wenig nach vorne, leckte sich die Lippen und strich sich die Haare hinters Ohr, an dem ein Stück fehlte. „Im Wesentlichen gibt es drei Möglichkeiten“, erklärte sie, „Entweder Rikkae greift an, er bewegt sein Schiff, um uns im Blick zu behalten oder er verharrt und bleibt in Deckung, verliert uns dabei aber aus den Augen.“

„Womit nur wieder Waffengleichheit hergestellt würde.“

„Ja, aber wenn man einmal einen Vorteil hat, dann will man ihn auch behalten. Sie haben uns am Schirm, dann wieder nicht, dann wieder schon. Würde Sie das nicht auch jucken?“

„Okay, das heißt entweder er kratzt sich und greift an, oder er übt sich in Geduld und verliert Vorteil um Vorteil. Zuerst, dass er weiß wo wir sind-“

„... und dann, dass wir nicht wissen wo er ist“, vervollständigte Jeanne und schaute weiter seelenruhig auf das Hologramm, auf dem jeden Augenblick ein tödlicher Angreifer auftauchen mochte. „Meinen Sie das kauft jemand?“, scherzte Jeanne, ohne den Blick von den Hologrammen abzuwenden.

Callahan schaute sie verdutzt an. „Ah! Unsere Logbücher? Naja, wenn sie nicht vorher von der Admiralität kassiert werden. Die Abenteuer der *Sleeping Beauty*-“

„Eine Silhouette im Orbit des Planeten!“, rief Feng.

„Ablenkungsmanöver!“, verwarf Jeanne. „Kurs beibehalten!“

„Bewegung im Orbit von Mond zweizehn!“

„Kurs beibehalten!“

„Raketen im Anflug! Angriffsvektor-“

„Rōdling, *Delicious acht* auf mein Kommando!“

Das Schiff wurde heftig durchgeschüttelt, als die Raketen von den Abwehrgeschützen zur Detonation gebracht wurden.

„Sensoren breitseitig ausgefallen. Steuerbord blind!“

„Weitere Raketen, Vektor zehndrei!“

„Captain?“

„Befehle, Sonas?“

Jeanne schwieg. Eine weitere Detonation erschütterte das Schiff.

„Achtzehnzwei Prozent des Sichtvolumens ausgefallen. Wir sind praktisch blind.“

„Vier Torpedos Backbord.“

„Rōdling, im letzten Moment vor der Detonation Überlichtsprung in Torpedorichtung, eben weit genug, um gerade noch im *Inneren* Detonationsradius zu bleiben!“

Jeanne presste sich in ihren Stuhl, eben noch rechtzeitig, um nicht von der nächsten Erschütterung umgerissen zu werden.

„Volle Breitseite!“, rief sie.

„Wohin-“, schrie Yagami – dann tauchte die *Snow White* wie aus dem Nichts vor ihnen auf und die *Sleeping Beauty* zeigte, was in ihr steckte, als 78 Geschützkanzeln das Feuer aufnahmen, vier Torpedos und 32 Raketen abgingen und das Hologramm in gleißendem Weiß aufging.

Erneut wurde das Schiff durchgeschüttelt. Einige Geschosse - oder Trümmer - krachten in die Außenhülle und dann wurde es ganz, ganz still.

„Sensorik vollständig blank!“, verkündete Kommunikations-Feng.

„Schießen Sie eine Sonde raus“, befahl Jeanne und lehnte sich gemütlich an ihre Lehne. „Halten Sie den Kurs, wir wollen nicht mit der *Snow White* kollidieren. Das heißt mit ihren Überresten.“

„Signal von der *Snow White*!“, rief Feng. Er stierte auf das Hologramm zu seinen Händen. „Ihr Computer gibt sich geschlagen. Wir haben gewonnen!“

Captain Rikkae erschien auf der Brücke, ein wenig flackernd, die Übertragung war durch die simulierten Entladungen ganz authentisch gestört.

„Teufelskerl Lavie, Gratulation! Das Sie einfach so auf Ihre Wendigkeit verzichten - ich hätte es fast getan und Sie angegriffen. Wie sicher waren Sie sich?“

„Weniger, als Sie glauben“, gestand Jeanne, „aber manches Mal muss man die Zähne zusammenbeißen und durch.“

Die beiden tauschten einen vielsagenden Blick und Ahir lachte ein Feuerwerk.

„Ich freue mich über Ihre Entscheidung! Nun, wir sehen uns, Lavie. Sicherlich früher als Sie denken!“

Damit war er verschwunden und Jeannes Erschöpfung schlug wie eine zurückschwingende Abrissbirne mit neuer Kraft zu.

„Boar, ich kann das nicht!“, rief Jeanne und war so frustriert dass der *Layer* abstürzte. Plötzlich saß sie anstatt im japanischen Bergkloster wieder auf ihrem eigenen Sofa und Takeshi ihr gegenüber hatte zwar noch die Augen zu, aber die Beine standen fest am Boden, anstatt weiter in Lotushaltung ineinander verschlungen zu sein. Er schien durch das mangelnde Durchhaltevermögen seiner Schülerin nicht aus der Ruhe gebracht, dazu war er zu lösungsorientiert und dazu waren es Wut und Verzweiflung zu wenig.

„Ich weiß nicht was ich fühlen soll, aber ich kann atemzählen soviel ich will, ich kann nicht Nichts denken!“

Wenn Jeanne eine Qualität vermissen ließ, in letzter Zeit mehr denn je, dann war das Geduld. Es war noch kein Buddha nach vier Wochen Training geboren. Aber das war es nicht, dass Takeshi antwortete. Er war wie gesagt sehr lösungsorientiert. Stattdessen sagte er: „Also gut, Captain“, sagte er, „ich kann nicht behaupten, du hättest dir angemessen Zeit genommen, aber mir fällt da etwas ein, was dir helfen könnte.“

Jeanne sah ihn, ohne es zu wissen, mit dem leidigen Gesicht eines frustrierten Teenagers an. Hätte sie es gewusst hätte sie sich dessen sehr geschämt. Takeshi schien es nicht zu bemerken oder zumindest nicht bereit darüber zu lachen.

„Ja“, sagte er, „ich bin mir nicht sicher, ob wir sowas an Bord haben … aber ich werde gleich mal nachsehen.“

Damit war er grußlos durch die Tür verschwunden und stand zwei Stunden später mit einem Helm auf der Brücke. Diesen drückte er Jeanne in die Hand und sagte, den bräuchten sie beide für ihre nächste Session. Dann war er wieder an seine Arbeit irgendwo im Bauch des Schiffes verschwunden. Die Metallflasche an seinem Gürtel klirrte bei jedem Schritt.

Callahans Ohr zuckte, als er das hörte. „Und was für eine Art „Session“ halten du und Takeshi so ab, wenn man fragen darf?“, sagte er, der er zusammen mit John Williams von allen an Bord wohl die meisten von Takeshis „Sessions“ abbekommen hatte. Sie waren zumeist abenteuerlich, involvierten die unmöglichsten Gedankensimulationen und Neuralsoftware und endeten eigentlich immer darin, dass man sehr froh war, wieder in die Langeweile der normalen Welt zurückzukehren.

„Fesselspielchen“, sagte Bea ganz schnell, ehe Jeanne hatte antworten können und duckte sich dann hinter ihr Terminal, als erwarte sie von einem Wurfgeschoss getroffen zu werden.

„Ach, wie gut mich die liebe Bea kennt“, sagte Jeanne und betrachtete den Helm in ihren Händen, der frühere Erdbewohner wohl an einen Motorradhelm erinnert hätte, „tatsächlich will mir Takeshi das Denken austreiben. Aber er lässt mich zumindest vorläufig noch atmen.“

Das er ihr die hehre Kunst der Meditation beizubringen suchte war tatsächlich seine Idee gewesen, auch wenn sich Jeanne eingestand, dass sie ihn wohl dazu getrieben hatte. Tatsächlich lag Gregory nicht ganz richtig mit seiner Einschätzung. Mittlerweile hatte Jeanne wohl mehr von Takeshis Gedankensimulationen absolviert, als er und Johnathan zusammen. So viele, dass selbst Takeshi es für bedenklich hielt. Vor etwa zwei Monaten hatte er ihr das erste Mal keine neue mehr gegeben.

„Du als ehemalige Mentorin weißt besser, als die meisten wie gefährlich es ist der Realität zu fliehen“, hatte er gesagt und Jeanne zu einer Art Gang nach Canossa gezwungen, um doch noch das eine oder andere Programm zu bekommen. Dann aber hatte er die Idee. Er würde ihr das Meditieren beibringen und sie könne ganz ohne Hilfsmittel ihre Ruhe finden. Seitdem fand er sich jeden zweiten Abend für eine halbstündige geführte Meditation bei ihr ein und versuchte ihr zu helfen ihren Kopf zu leeren. Stattdessen füllte sich dieser mit weiterem Frust, bis zu jener Szene, in der sie Takeshi sagte, er verlange das Unmögliche und er verschwand um den *VRCP*[41]-Helm zu suchen. Dieser müsste sich aber erst noch beweisen.

„*Captain* Rikkae“, artikulierten Beas Schmetterlingslippen genüsslich, kaum war Jeanne ins Restaurant getreten, hatte ihre Freundin gesichtet und sich zu ihr gesetzt.

„Der Name ist Lavie“, sagte sie, „Captain Jeanne Lavie, von der *Sleeping Beauty*.“

---

[41] Virtual Reality for Chipless People

Bea winkte bloß wegwerfend. „Wie – war – es?“

„Ich – weiß – nicht – wovon – du – sprichst“, sagte Jeanne ganz anteillos und sah auf den dritten gedeckten Platz am Tisch. „Wo ist Beth?“ Jeanne war wie immer zu spät und Bea war wie immer zu früh.

Bea schüttelte den Kopf. „Irgendein Experiment kam unerwartet in die heiße Phase. Sie opfert ihren Abend für die Wissenschaft. Da weißt du wo wir bei ihr stehen, unter einem Häufchen Mikroben oder Bakterien oder was auch immer.“

„Bio war voll deine Stärke, was?“, gluckste Jeanne.

„Weiß du in welchem Teil von Bio ich richtig gut war?“

„Ich habe nicht den Hauch einer Ahnung“, sagte Jeanne.

„Du weißt schon, der Teil, der mit dem K-Wort anfängt. K wie Captain Rikkae KÜSSEN! Und jetzt schieß los Mädel und keine Sorge, ich werde nachher zu Beth ins Labor gehen und ihr alles haargenau auseinandersetzen, damit sie nicht außen vor bleibt.“

„Sehr gewissenhaft von dir, wie immer. Du willst also wissen wie es ist Captain Rikkae zu küssen? Hm? Oh … Wein?“

Bea stimmte zu. „Rot.“

„Ja, das klingt gut. Danke sehr!“

Bea wartete bis sie wieder alleine waren und Jeanne grinste verlegen.

„Es war … gut“, sagte sie endlich.

„Es war *gut*?“, wiederholte Bea, als wäre ihr das zu lahm.

„Ja, gut.“ Jeanne lachte und ihr gelöstes Haar umspielte leuchtend ihr Gesicht. „Was willst du hören, Bea, hm? Es war ein vollkommen unerwarteter Kuss und bevor du fragst, ganz harmlos, ohne Zunge, nur Lippen auf Lippen und ich war so überrascht, dass es vorbei war, ehe ich es richtig begriffen hatte.“

„Was du unheimlich bereust“, half Bea auf die Sprünge.

„Ja, oder so ähnlich.“

„Nein, genau so. Oder? Nein? Das spricht ja nicht besonders für Rikkaes Küsskunst."

„Oh nein, meine Liebe", sagte Jeanne schnell, „für das was es war, dafür war es sehr *gut*."

Bea schien sich mit dieser Antwort anfreunden zu können. „Für das was es war … Also wärst du bereit herauszufinden, wie etwas mehr davon wäre?"

„So", machte Jeanne, „Alexandre, ja?"

Bea lachte. „Ha! Haha! Oh nein! Oh-ho nein! Wir sind noch nicht fertig! Die heilige Johanna küsst vor versammelter Mannschaft einen, zugegeben sehr gut aussehenden Mann, genau da waren wir stehen geblieben. Fällt dir dazu was ein?"

„Ich habe dir doch eben gesagt, es war sehr schön."

„Aha! Jetzt ist es bereits *schön*. Wir kommen der Sache näher. Du bist schon alleine nach Hause, ja?"

„Hast du einen zwei Meter zehn großen *Amane* in unserem Shuttle gesichtet, als wir gestern zurückflogen?"

„Man weiß ja nie", meinte Bea, „was sich zwei Kapitäne, die ganz nebenbei baugleiche Shuttleschiffe befehligen, so einfallen lassen."

„Gut", sagte Jeanne ein Machtwort, „jetzt bist aber du dran. Was ist mit Alexandre? Hat er endlich gefragt?"

„Nein", sagte Bea sichtlich enttäuscht. „Ich bin mittlerweile überzeugt er will nichts Ernstes."

„Naja, das ist es ja auch, was du ihm am Anfang gesagt hast."

„Ich habe gar nichts gesagt. Wir haben eher … wenig miteinander *gesprochen*."

„Das wird der Fehler sein", meinte Jeanne. „Am besten holst du das ganz geschwind nach, gleich heute Abend, anstatt mit Beth über Captain Rikkae zu sprechen, gehst du mit Alexandre noch was trinken und ihr sprecht euch aus."

„Oh weises Orakel, woher nimmst du nur diese Weltkenntnis? Man könnte fast glauben der Kuss gestern wäre

nicht der Höhepunkt deines Liebeslebens des ganzen vergangenen Jahres gewesen."

Jeanne zog die Brauen hoch.

„Okay, das war nicht fair", gestand Bea ein, „wer weiß schon was du alles mit deinem Julian machst."

„Ich habe ein Glückwunschschreiben von Admiral Aziz bekommen", wechselte Jeanne knallhart das Thema und Bea war sichtlich beeindruckt.

„Admiral *Aziz*? Wow! Hammer! Jetzt fliegst du aber ordentlich hoch. Das du überhaupt noch mit mir an einem Tisch sitzt!"

„Ja, jetzt weißt du weshalb ich beim Hereinkommen kurz gezögert habe."

„Doofkopf! Nein im Ernst, das ist ja mega."

„Dein Wortschatz hat sich wieder einmal auf den eines Teenagers reduziert."

„Lass meinen Wortschatz und zeig mir das Schreiben", forderte Bea und Jeanne leitete ihr die Nachricht weiter.

„Nicht von schlechten Eltern", befand Bea nach eiliger Lektüre. „Wenn du so weitermachst haben wir dich bald nicht mehr an Bord. Dann sitzt du am Mond hinterm Schreibtisch."

„Sag nichts so Gruseliges. Das hieße doch auch mehr Empfänge und so Quatsch wie gestern."

„Du meinst Kuss-Quatsch?"

„Meinst du ich könnte dann jedes Mal jemanden auf der Tanzfläche küssen?", fragte Jeanne und tat als mache sie der Gedanke ganz hibbelig.

„Doofkopf", sagte Bea noch einmal und sah sie dann aber Ernst an.

„Wie geht es dir mit der ganzen Sache?"

Jeanne blickte kurz fragend, ehe sie begriff, worauf sie hinauswollte. „Ja, ne", machte sie, „*Ilius* ist für mich fürs Erste Geschichte. Ich brauche nur noch ein bisschen mir das klar zu machen. Ich habe meinen Teil geleistet, die haben ihren Fundamentalvertrag. Das Aufsetzen der ge-

nauen Umstände, damit habe ich - damit hatte ich nie was zu tun."

„Ganz richtig", unterstützte Bea das Gesagte und machte Platz für ihr Weinglas. „Aber du hast immer noch Zweifel. Ob es richtig war, dass *du* den ersten Vertrag errungen hast. Andere wären vielleicht gescheitert und die *Ilius* nicht über den Tisch gezogen worden."

„Noch sind sie nicht über den Tisch gezogen worden!", beharrte Jeanne.

„Nein, aber du glaubst sie werden es. Du erzählst mir seit zwei Wochen davon, wie unsere Unterhändler in die Verhandlungen einsteigen, jetzt wo unsere Flotte vor Ort ist. Und dann ist da *Neos*."

„Lass uns jetzt nicht über *Neos* sprechen", sagte Jeanne, „überhaupt nicht mehr von Politik und Arbeit. Ich bin heute aufgewacht und fühlte mich wie ein feuchter Sandsack."

„Dafür hast du es deinem Prinzen von der *Snow White* aber mächtig gezeigt."

„Ich musste mich auch dementsprechend dopen."

Beas Lächeln erschlaffte und sie sah ihr Ernst ins Gesicht. „Wie viel nimmst du zurzeit?"

„Zu viel", sagte Jeanne bloß und hob ihr Glas, um Anzustoßen.

„Auf baldigen Urlaub!", sagte Jeanne und Bea ergänzte, „und baldiges Wiedersehen mit Captain Rikkae."

Viele Stunden später, tief in der Nacht, lag Jeanne in ihrer Kabine auf dem Sofa, graulte die am Boden liegende Maya und atmete tief durch. Von einem Schlafrhythmus konnte sie nur träumen. Tagträumen. Aber heute lag es nicht nur an den üblichen Gründen. Es war soweit. Jetzt würde sich zeigen, was Nielson für sie in petto hielte. Sie hoffte sie sei bereit und Jeanne startete die Übertragung über das *UniNet*.

Sie erschien auf *Layer 0* des Unionsstützpunktes auf dem irdischen Mond, in der gewaltigsten Stadt der Welt, *MOON1*, in der Empfangshalle. *Layer 0* diente der Befehlsausgabe seitens der Admiralität an die Offiziere und Jeanne besuchte ihn zwei, bis viermal im Monat.

„Captain Lavie!", rief die Dame hinter dem Empfang und winkte sie näher. „Schön Sie wiederzusehen! Ich muss Ihnen unbedingt gratulieren, ich hab' von der Sache in *Ilius* gehört. Um ehrlich zu sein", sie ließ sich verschwörerisch über den Tisch, „hat das jeder." Was sie nicht sagte. Ja, jeder konnte es nachlesen, etwa in der fabelhaften Prosa eines Jason Smithtons … „Sogar Admiral Aziz hatte nur Worte des Lobs für Sie, ich habe es selbst gehört. Also nicht aus seinem Mund, also nicht direkt, aber Thomson hat von Bering-"

Jeanne wusste aus Erfahrung, dass Betty noch ewig so weiter tratschen würde, sollte sie sie nicht auf der Stelle unterbrechen. „Der Vice-Admiral?", wiederholte Betty, offenbar gedanklich noch gänzlich in ihrer Lobesrede verstrickt, „Aja, der Vice-Admiral hat gleich Zeit für Sie."

„Danke Betty", antwortete Jeanne und schenkte ihr ein prächtiges Lächeln, in dem sie ihre Freude über das kurze Gespräch verpackte. Nicht das sie Betty nicht mochte, im Gegenteil, aber sie war der Archetypus einer Tratschtante.

Jeanne trat an die silberne Doppeltür zur Rechten des Empfangs und wählte die achtstellige Nummer, welche in das Vorzimmer Vice-Admiral Nielsons führte. Kaum hatte sie die achte Ziffer bekannt gegeben sprang die Tür auf und Jeanne gelangte in ein Zimmer, gänzlich aus prächtigem Holz gefertigt. Die Tür schloss sich und augenblicklich lag anstatt der metallenen eine hölzerne Tür hinter Jeannes Rücken. Etwa acht Meter vor ihr lag eine weitere solche Tür und links daneben stand ein mächtiger Schreibtisch mit einem Anzug tragenden Mann dahinter, welcher sich durch allerlei schnell wechselnde Hologramme arbeitete.

„Willkommen, Captain", grüßte der Mann mit einem kurzen Aufsehen. „Vice-Admiral Nielson wird Ihnen gleich zur Verfügung stehen, einen Augenblick Geduld bitte."

„Natürlich", antwortete Jeanne und trat an das große Fenster mit den langen, unionsroten Vorhängen. Sie erkannte eine weite Wiese, welche beständig an Höhe verlor und nach einigen hundert Metern in einen dichten Wald überging. Der Wald erstreckte sich über weite Teile der dahinter liegenden Hügel und in der Ferne sah man Berge mit weißen Spitzen. Ein Vogel kam heran und setzte sich in die Blumen vorm Fenster. Es war ein kleines Kerlchen mit blauen Schwingen und gelbem Bäuchlein. Der Vogel blickte sich um und schien Jeanne dann durchs Fensterglas hindurch zu mustern. Ein fragendes Zur-Seite-Neigen des Kopfes und Jeanne lächelte und fragte sich, was er wohl von ihr halten mochte, wie sie da am Fenster stand und hinausschaute.

„Captain!", ertönte es hinter ihr und der Vogel scheuchte auf und davon. Auch Jeanne schreckte hoch. „Der Vice-Admiral steht nun zu Ihrer Verfügung."

Sie bedankte sich und trat durch die schwere Holztür in das lange, hohe Zimmer dahinter, mit seinem roten Teppichboden und den gleichen Fenstern wie im Empfangszimmer. An den Wänden stapelten sich wohl zehntausend Bücher über- und nebeneinander. Darüber hingen Gemälde und Fotos aus der Zeit vor dem 21. Jahrhundert, als man noch ausschließlich auf Medien wie Papier und Leinwand abbildete. Vor allem die Fotographie des zweizehnten Jahrhunderts war hier vertreten. Henri Cartier-Bresson, Anselm Adams in mehrfachen Ausführungen, Aufnahmen von Charlie Cole, Nick Ut, Sam Shere und Arthur Sasse. Jeanne kannte den Raum mittlerweile äußerst gut. Sie war die letzten drei Jahre beinahe wöchentlich hier gewesen und sie hatte einige Inspiration für ihren eigenen daraus entnommen.

„Vice-Admiral Nielson!", grüßte sie salutierend den Mann, welcher hinter dem imposanten Schreibtisch saß.

„Captain Lavie! Jeanne! Mein Tag wurde eben ein Stück schöner." Er sprang beinahe aus seinem Stuhl und trat hinter dem Schreibtisch hervor. Seine Hose war schwarz, sein Jackett weiß, sein Gesicht sehr dunkel. Er hatte eine knollige Nase und weiß-silbernen Kinn- und Oberlippenbart. Sein mittellanges, gekräuseltes Haar hatte er zu einem kleinen Zopf zurückgebunden und zusammen mit seiner etwas stämmigen Figur und dem kleinen Bäuchlein unterm Jackett sah er aus wie ein freundlicher Großvater, allerdings ein sehr, sehr stattlicher. Wenn er einen Befehl gäbe würde niemand dran Zweifeln, dass er hier das Sagen hatte.

Er stellte sich vor ihr auf und salutierte dann selbst mit einem breiten Lächeln am Gesicht. „Schön, dass Sie hier sind, Jeanne!“, sagte er, ergriff und schüttelte ihre Hand und sah ihr tief in die Augen, als könne er damit genau erkennen, wie es ihr heute ginge. Jeanne war überzeugt, er konnte das tatsächlich. Er bräuchte nur drei, vier Sekunden und er wüsste alles, was er wissen wollte.

Er nahm sich seine drei, vier Sekunden und bedeutete ihr dann freundlich auf einer, wie fast alles hier drinnen, unionsrot gepolsterten und mit dunklem Holz umrahmten Sitzbank, mit sehr niedriger Lehne, Platz zu nehmen.

„Wasser, kühl, aber nicht kalt, unbedingt aber mit Sprudel“, erklärte er Jeannes Vorliebe, während er ein Glas mit Mineralwasser füllte. Sich selbst schenkte der Vice-Admiral Scotch ein. Im Gegensatz zu Commodore Ma ließ er nichts auf das Getränk kommen. Er schloss die Schranktür wieder, reichte Jeanne das Wasser und setzte sich ihr gegenüber auf einen zweiten, ebenso prächtigen, allerdings nicht allzu bequemen, Divan.

Jeanne sah sein freundliches Lächeln, aber sie konnte ihm nie allzu lange in die Augen sehen, wenn sie so hier saßen. Es erinnerte sie zu sehr an Dr. Liú. Ihr hatte sie

immer trotzig in die Augen geblickt während sie ihr alle Lügen erzählt hatte, die sie hören wollte. Nielson erzählte sie nichts als die Wahrheit, zumindest versuchte sie es, aber ihm konnte sie nicht lange in die Augen sehen. Vielleicht gerade *weil* sie so ehrlich zu ihm war. Stattdessen fiel ihr Blick dann irgendwann nach unten, auf den niedrigen Tisch zwischen ihrer beider Beine und dann, als sie sich darüber klar wurde, dass zu langes Richtung Boden schauen für ein schwaches Selbstbewusstsein sprach, glitt ihr Blick über die Wände und die Bilder daran, bis Nielson das Gespräch begann und die Erinnerung an Dr. Liú verblasste und sie ihn wieder ansehen konnte, ohne sich wie auf der Bank einer Psychologin zu fühlen.

„Jeanne, wie geht es Ihnen?“

Ihr war klar, dass er damit auf den siebten Juli anspielte. Die dritte Jährung des Todestags von Antoine Lavie, ihres Vaters. Ihr war auch klar, dass er damit auf *Ilius* anspielte und die scheußliche Aussicht, für einen sehr ungleichen Vertrag mitverantwortlich zu sein. Und vor allem war ihr klar, dass er auf ihren Körper anspielte, der Verfallserscheinungen weit vor seiner Zeit zeigte.

Heute war ein Tag, an dem sie *versuchte* immer die Wahrheit zu sagen. „Ich bin okay“, log Jeanne instinktiv, ehe sie sich überhaupt dazu entscheiden musste, „alles in Ordnung.“ Und wie immer taute sie ganz langsam auf und je länger sie sprach desto näher kam sie der Wahrheit. „Ich fühle mich bloß … etwas gestreckt … Ich glaube, nach der Sache auf *Ilius* brauche ich etwas Abstand. Es war … anstrengend. Und wer weiß was noch in den Verhandlungen folgt … Was man so hört, ist nicht wirklich gut …“

„Machen Sie sich Vorwürfe wegen Ihrer Rolle in *Ilius*?“, fragte er ruhig.

Jeanne sah ihn an. Sie dachte an Beas und Beths Versicherungen, sie habe alles richtig gemacht. Aber dann waren die beiden immer vorbehaltlos auf ihrer Seite. Julian war da in der Regel reflektierter, aber hatte sich hierbei

jedes Urteils entzogen. Sie selbst kannte sich gut genug, um ihre eigene Antwort darauf zu erkennen.

Nielson verstand diese Antwort, ohne dass sie es aussprach.

„Dieses System war über vierzehn Jahre lang für den Handel nicht nutzbar. Jetzt fliegen wieder Transporter durch und sparen sich einen Umweg von mehr als zwei Tagesreisen! Selbst Admiral Aziz ist beeindruckt von Ihrem Erfolg und das mag etwas heißen. Man beeindruckt Admiral Aziz nicht leicht. Ich sage Ihnen das, nicht weil ich es als grundsätzlich wertvoll erachte, Admiral Aziz zu beeindrucken. Ich persönlich und die halbe übrige Welt, wir wären begeistert von der Aussicht, ihn zu beeindrucken, aber was eigentlich zählt, ist ihre persönliche Wahrnehmung. Und ich habe den Eindruck Sie fokussieren sich zu stark auf die nun stattfindenden Hauptverhandlungen. Die laufen, der Grund für Ihre Schuldgefühle, tatsächlich entgegen dessen, was viele als fair betrachten. Aber Sie vergessen dabei etwas sehr Wesentliches, Jeanne. Ihre Aufgabe war es diesen Kontakt herzustellen. Ihre Aufgabe war es, sich bei den Ilius zu beweisen und das Fundament für weitere Verhandlungen zu legen. Sie lag niemals darin, drei Monate in die Zukunft zu blicken und vorherzusagen, dass diese Verhandlungen vergiftet würden. Sie sind kein Judas."

Er stach unnachahmlich zielsicher ins Wespennest, genau an die Stelle, an der es am meisten wehtat und die Jeanne tagein, tagaus nicht losließ. „Machen Sie es mir damit nicht zu leicht?" Das war der Vorwurf, den sie sich selbst machte. „Hätte ich nicht wissen sollen, wissen müssen, dass die Ilius niemals einen gerechten Vertrag mit der Union bekommen würden? Bin ich, nachdem ich es angefangen habe, nicht auch für das verantwortlich, was letztlich dabei rauskommt?"

„Hätten Sie das wissen müssen?" Er sah sie streng an. „Die Frage ist falsch. Die richtige lautet: Hätten Sie das

wissen *können*? Ein einfacher Captain, beim Militär, ohne besondere Kontakte zur Macht. Es gibt viele, weit besser angebundene Menschen, die viel weniger komplizierte Dinge nicht wissen."

„Aber ich habe Kontakt zu einem der bestinformiertesten Menschen der Welt, dem Oberbefehlshaber der Erdstreitkräfte, Sie!", sagte Jeanne aufgebracht. „Und überall behauptet man ich sei nicht dumm, geradezu klug. Meine Testergebnisse sagen ich sollte schlau sein und solche Dinge durchschauen! Was bringt es so viele Punkte am Test zu haben, wenn man die Dinge nicht durchschaut?"

„Sie denken, ich wüsste über alles Bescheid? Dann überschätzen Sie meine Möglichkeiten und meine Weltkenntnis. Selbst Aziz und wenn sie einen weisen Menschen suchen um Ihr Argument zu vertreten, dann werden sie kein besseres Beispiel finden, selbst Aziz kann nicht in die Zukunft blicken. Wie sollte er, ein Mensch mit so viel mehr Macht, als Sie oder ich, je eine Entscheidung treffen, mit dem begrenzten Wissen von heute und der absoluten Sicherheit morgen schlauer zu sein und tausend Fehler im Verhalten von heute zu finden? Und er ist viel klüger, als Sie oder ich."

Jeanne war damit nicht zufrieden. „Ja aber ist das überhaupt ein Argument? Unwissen vorzuschützen entlässt mich nicht meiner Verantwortung die Konsequenzen meines Handelns in meine Entscheidung miteinzubeziehen!", sagte sie mit plötzlich roten Backen, entrüstet über diesen offenkundigen Versuch ihr alle Schuld zu nehmen und sie war alles andere als bereit sie sich nehmen zu lassen. Nicht nachdem sie sie sich über viele Tage eingeredet hatte.

Aber Nielson war genauso wenig bereit nachzugeben. „Fühlen Sie sich schuldig so viel sie wollen. Sagen Sie sich, Sie hätten es wissen müssen, das ist Ihr gutes Recht. Aber seien Sie nicht so vermessen sich einreden zu wollen, Sie könnten alles wissen. Sie werden immer Entscheidungen

zu treffen haben und oft das Gefühl haben, Sie wüssten rein gar nichts. Willkommen in meiner Welt. Willkommen in der Welt der Großen und Mächtigen.

So wie ich das sehe, haben Sie eigentlich bloß zwei Möglichkeiten. Sie akzeptieren, dass Sie nicht alles absehen können, was Ihre Entscheidungen mit sich bringen und Sie tun Ihr Bestes die Entscheidung zu treffen, die Sie jetzt, mit ihrem gegenwärtigen Wissen, als die sinnvollste erachten. Sie werden viele, viele Fehler machen, viele, viele *Ilius* erleben, aber oft genug, öfter als man glauben mag, laufen die Dinge anders als man erwartet und häufig laufen sie besser, als man erwartet. Oder Sie wählen die Alternative: Sie hadern, Sie warten und Sie verpassen Ihre Chance garantiert.

Lesen Sie den *Titan Express*, lesen Sie was er über Sie und Ihre vermeintlichen Absichten und die grausame, ausbeuterische Union schreibt. Lesen Sie was die *New Moon Times* über Ihre herausragende Leistung und Ihre großen Verdienste zum Wohl der Menschheit schreibt. Zwei Seiten derselben Medaille, die Wahrheit mag irgendwo dazwischen liegen. Aber am Ende ist es nicht das, was zählt. Am Ende ist es unsere Eigenwahrnehmung und die unserer Nächsten, unserer Familien und Freunde, die wirklich zählt. Wir sind nur Menschen und wir können es nicht allen Recht machen und irgendwo müssen wir auf uns selbst schauen. Hören Sie auf Ihre Freunde und dann hören Sie in sich selbst hinein und überlegen, was sie wirklich über die Konsequenzen von *Ilius* wissen konnten und dann leben Sie weiter und berichtigen, was Sie glauben falsch gemacht zu haben, oder schicken mir den Brief über Ihr Ausscheiden aus dem Dienst."

Jeanne starrte ihn an. Hatte er das wirklich gerade gesagt? Eine Welle der Scham brach über sie herein. Hatte sie ihn wirklich so weit gebracht ihr den Rücktritt nahezulegen, wenn sie sich nicht wieder einkriegte?

„Misonos“, beeilte sich Jeanne zu sprechen, „Ich muss unfassbar undankbar erscheinen“, sie lachte leise und ohne Freude über sich selbst und ihr peinliches Verhalten, „Ich komme zu Ihnen, der mir eine Chance nach der anderen geboten hat, der mir diese *eine* Chance geboten hat, diesen Auftrag, diese Aufgabe, an der so viel hing, die Aufgabe diesen Sektor wieder zu erschließen.“ Und jetzt saß er hier mit ihr zusammen, dieser vielbeschäftigte Mann, der so viel mehr Schicksale tagtäglich zu dirigieren hatte, und er nahm sich die Zeit ihr das Leben zu erklären. „Ich schäme mich Ihre Zeit verschwendet zu haben“, sagte sie und es war so wahr, dass es brannte.

Nielson beugte sich weit zu ihr vor und fing ihren nach unten gerichteten Blick. „Heben Sie den Kopf, Captain, es ist noch lange nicht an der Zeit schuldbewusst zu Boden zu schauen. Ich danke Ihnen für Ihre Worte und Ihre Aufrichtigkeit. Mir ist klar, welchen Druck die Ereignisse der letzten Tage auf Sie ausüben mussten und es ist gut das wir darüber gesprochen haben. Lassen Sie sich nicht unterkriegen. Sie sind talentiert und Sie haben das Herz am rechten Fleck. Wir brauchen Menschen wie Sie.“

Er schenkte ihr ein aufmunterndes Lächeln und sie war dankbar dafür, auch wenn sie sich wie ein kleines Mädchen fühlte, doch das ging auf ihre eigene Kappe. Nielson behandelte sie stets auf Augenhöhe. „Aber“, sagte er letztlich und lehnte sich wieder weiter zurück, „es gibt neue Herausforderungen und keine Zeit, alte Wunden zu lecken. *Ilius* liegt nicht länger in Ihrer Hand. Nicht einmal mehr in meiner. Wir müssen uns schon wieder neuen Aufgaben entgegenstellen. Der nächste und mit Sicherheit nicht der letzte Test heißt *Neos*.“

Nur Jeanne war noch nicht ganz fertig mit dem Thema. Sie hatte noch eine Frage, musste die Antwort darauf wissen. „Misonos“, sagte sie, „bitte, eine Frage, bevor sie fortfahren.“

„Ja?“

„Wieso … wieso bekam gerade *ich* den Auftrag für *Ilius*? Es gab so viele andere, erfahrenere …“

„Ich hatte eintausend Gründe, weshalb ich Sie dafür wollte“, sagte Nielson, „eintausend*undeinen* Grund“, ergänzte er, „und ich werde Ihnen jetzt und hier nicht alle aufzählen. Nur soviel, ich wusste Sie hätten das Zeug dazu und ich wollte wissen, wie Sie mit dem Druck umgehen.“

Jeanne schluckte. Ihre Enttäuschung war gewaltig, aber die seine musste noch viel größer sein. Sie hatte eben demonstriert wie sie mit dem Druck umgehen konnte. Gar nicht.

„Wie ich eben sagen wollte, stehen wir bereits vor der nächsten Herausforderung und es ist nur eine von vielen, denen wir uns unmittelbar gegenübersehen. Die Union ist im Umbruch. Sie kann sich wandeln oder scheitern, aber was sie nicht kann, ist so bleiben wie sie heute ist. Die nächsten Jahre werden wild und ich muss wissen auf wen ich zählen kann. Und jetzt schauen Sie nicht so traurig, Sie waren lange nicht so mies, wie Sie sich ganz offensichtlich fühlen. Ich hatte einige Opposition zu überwinden, um Ihnen den Auftrag zuzuweisen und ich bin kein bisschen enttäuscht worden. Sie werden der Union in den schwierigen Jahren große Dienste erweisen, oh ja, da können Sie lächeln. Wenn Sie nur eine Sekunde daran zweifeln“, sagte er, „denken Sie an Ihre außergewöhnliche Karriere! Sie haben es in nur zweieinhalb Jahren vom Petty Officer zum Captain gebracht! Das ist noch keinem Lebenden widerfahren, nicht einmal ansatzweise. Gut, da ist Mann, aber alleine mit ihm genannt zu werden sagt schon alles. Und", er lächelte, als er folgende Andeutung machte: „bei Ihrer Rückkehr zur *Erde* dürfte eine weitere Stufe auf Sie warten."

„Commodore?", fragte Jeanne erstaunt.

Nielson nickte und schwenkte sein Glas. „Commodore. Die jüngste in unserer Geschichte, sieht man von posthumen Verleihungen des Titels ab. Und ich möchte jetzt nicht

noch hören, dass Sie sich nicht sicher sind, ob Sie bereit dafür sind. Ich nehme an“, fuhr er fort, „Sie haben seit unserem letzten Gespräch nachgedacht über das, was ich gesagt hatte?“

Jeanne war sich darüber im Klaren gewesen, dass er eine Antwort von ihr wünschte.

„Ja, das habe ich.“ Sie war sich nur immer noch nicht sicher, ob sie eine Antwort geben wollte. Es würde sie zu einer weiteren Entscheidung zwingen.

„Und?“, fragte er als sie keine Anstalten machte, weiterzusprechen, „was sagen Sie?“

Sie blickte ihn nachdenklich an. Er lächelte freundlich und aufmunternd. Er hätte auch einen vortrefflichen Grundschullehrer abgegeben, dachte Jeanne zum wiederholten Male bei sich. Diese endlose Geduld war ihr unbegreiflich. Sie an seiner Stelle hätte schon lange die Geduld mit ihr verloren.

„Ich weiß nicht, ob ich die Richtige dafür bin“, begann sie und einen Moment war sie drauf und dran alles zu verwerfen, was sie sich zu sagen vorgenommen hatte. Einen Augenblick wollte sie nichts mit der Sache zu tun haben, nichts davon wissen und weiterhin einfach nur ahnungslose Befehlsempfängerin bleiben. *Ilius* hatte gezeigt und zeigte jeden Tag, mit jedem Detail, dass über die Verhandlungen nach außen drang, dass all das nichts für sie war. Das sie nur verlieren konnte. Verlieren würde.

Dann aber war der Moment vergangen und sie tat den Schritt und setzte fort: „Aber ich will es versuchen. Es gibt viele Dinge, die nicht laufen, wie sie es sollten und ich fürchte wir sehen die nächste Manifestation dieser Missstände demnächst auf *Neos*. Ich weiß nicht, ob ich wirklich etwas verändern kann, aber wie kann ich es nicht versuchen? *Ilius* ist gescheitert. Ja, Sie wissen es genau, nein besser als ich. Ich habe einen Vertrag erwirkt, einen Vertrag zur Aushandlung des eigentlichen Vertrags, was ich aber eigentlich gemacht habe, ich habe unsere Soldaten auf ihre

Station gebracht. Ich war die Anführerin einer Invasion und jetzt diktieren wir unsere Bedingungen und die Ilius können gar nicht ablehnen. Gut, ich wusste nicht, dass es so kommen würde. Aber ich weiß, das wird kein zweites Mal passieren. Nicht wenn ich ein Wörtchen mitreden kann. Noch zählt es nicht viel, aber wenn ich mich ranhalte … Sie sagen Commodore und ich sage gut, ich will es versuchen. Gleich jetzt, auf *Neos*."

Nielson nickte, sichtlich froh über ihre Entscheidung aber aufgrund der gravierenden Missstände, auf die sie eben angespielt hatte, nicht in der Lage zu lächeln. „Es sind Kräfte am Werk, die schwer abzuschätzen sind. Und viele davon arbeiten nicht in unserem Sinne. Aber ich muss Ihnen sagen, wie froh ich über Ihre Entscheidung bin. Und jetzt lassen Sie mich überlegen, wo ich anfangen soll."

Während er überlegte schweifte Jeannes Blick über Nielsons Ohr, an dem ein kleiner platinfarbener Ohrring mit unzähligen Kerben steckte. Das Zeichen eines Großmeisters der Skepsis. Wie jedes Mal flößte ihr dieses kleine Stück Metall ein unerschütterliches Vertrauen in diesen Mann und seine Weisheit ein.

„Sagt Ihnen der Name *Mythology* etwas? Oder *Somnia*? *Oneroi*?", fragte Nielson und holte Jeanne zurück zu sich in den Raum.

Jeanne schüttelte den Kopf.

Nielson blickte in sein Glas. „Namen, Schall und Rauch, wenn Sie mir die Floskel erlauben. Es handelt sich um eine Art, nennen wir es „Interessengemeinschaft". Eine Interessengemeinschaft, der sehr bedeutsame und einflussreiche Leute angehören. Dazu zählen Industrielle, Militärs und viele, viele Politiker. Diese „Interessengemeinschaft" hat ihre eigenen, sehr effektiven Methoden, ihre Interessen durchzusetzen. Es ist daher immer gut zu wissen, was diese im Augenblick sind. Die *UIPA* verwendet beträchtliche Kapazitäten darauf, dieses Wissen zu erlangen, glei-

ches gilt für unseren eigenen Geheimdienst und Teile der *FIM*. Nun, dass im Moment einzig Wichtige für Sie ist, dass diese Organisation für sich bereits über das Schicksal *Neos'* entschieden hat, unabhängig von der noch ausstehenden Senatsentscheidung."

„Die Kolonie auflösen", benannte Jeanne die Entscheidung.

„Ja. Die Kolonie auflösen. Mit einem Paukenschlag. Bevor man die Kontrolle über die Kolonie verliert und einen wirtschaftlichen Kontrahenten erhält, lässt man sie restlos von den Sektorkarten wischen. Ich weiß nicht wie gut Sie sich über *Neos* informiert haben, aber man ist dort nicht gänzlich blauäugig. Vor allem Frederik van Dyk hat immer eine beachtenswerte Weitsicht demonstriert. Die Ironie ist, dass man solches Vertrauen in ihn hat, dass man die Gefährlichkeit der Richtung, die man mit dem Unabhängigkeitsbestreben einschlug, verkannte. Er ist in der üblen Situation, dass er sich vollends darüber klar sein muss, Kapitän auf einem sinkenden Schiff zu sein, doch sollte er versuchen das Steuer herumzureißen, dann würde man es ihm *ent*reißen und ihn über die Planke jagen. Also fährt er weiter und versucht mit einer Vielzahl kleiner Kurskorrekturen, das Unvermeidliche zu verhindern. Er weiß das und ist ein Gefangener seines eigenen Erfolgs. Die Selbstüberschätzung der Neos ist so gewaltig, dass man mit dem Bau einer gewaltigen orbitalen Verteidigungsanlage die Verhandlungsposition zu stärken glaubte. Tatsächlich haben sie damit die letzten Möglichkeiten ihre Kolonie zu retten verloren. Unsere lieben Freunde von der Interessengemeinschaft nutzen die Union, um ihre Ränke zu schmieden. Also ist Widerstand gegen den Willen der Union aufs schärfste zu bestrafen und wenn sogar noch Waffen im Spiel sind, gibt es ohnehin nur noch eine Möglichkeit: die vollständige Vernichtung."

Jeanne gefiel es überhaupt nicht, was Nielson da sagte. Sie hatte es schon einmal in etwas weniger eindeutigen

Worten gehört, aber sie war immer noch nicht bereit es einfach so zu akzeptieren. „Was ist mit dem Senat?“, fragte sie. „Sie wollen sagen, die Interessen dieser Gesellschaft stechen den Senat aus?“

„Die Organisation *ist* der Senat, zu weiten Teilen zumindest. Die Präsidentin selbst ist nichts weiter als eine Marionette dieser Leute. Die Regierung ist zur Hälfte involviert, es gibt kaum Leute, über deren Aufrichtigkeit wir uns sicher sein können.“ Er sagte das, als spreche er über das Wetter von gestern: nicht länger bedeutend und nicht länger verhandelbar.

Jeanne öffnete entrüstet den Mund. Sie kannte Teile von Nielsons Verschwörungstheorie, seit sie, zusammen mit Ahir Rikkae, dem größten Sklavenhändler der Galaxie das Handwerk zu legen hatte. Damals hieß es bereits, per Chip könnten weite Kreise der Verwaltung bis in die Politik hinein willenlos versklavt sein. All das war ihr bekannt. Aber noch war es nie darauf angekommen, herauszufinden, ob *sie* ihm glaubte, oder nicht. Ob sie ihm glauben wollte. Es war alleine schockierend genug, dass ein Mann von so felsenfesten Grundsätzen solche Theorien vertrat, ganz unabhängig davon, ob sie nun stimmten oder nicht. Sie beschloss die Entscheidung, die doch keine war, noch etwas aufzuschieben und sagte: „Dann müssen wir diese Regierung auflösen! Warum weiß niemand davon?“

„Jeanne, seien Sie nicht naiv. Selbstverständlich hat man mit dieser Machtfülle Möglichkeiten eine solche Informationskampagne zu sabotieren. Nein, tatsächlich tun wir alles, um diese Regierung zu halten. Schauen Sie mich nicht so fragend an. Es hat uns viel Arbeit gekostet ein Netz von zuverlässigen Funktionären und Informanten aufzubauen. Im Augenblick herrscht Kräftegleichgewicht. Ein Umstand, den wir auf alle Fälle aufrechterhalten müssen. Ein Drittel des Senats hört auf unsere „Freunde“, ein weiteres Drittel direkt auf Admiral Aziz. Der Rest ist wankelmütiges Volk. Die Präsidentin ein Segel im Wind.“

„Also lassen wir die Kolonie untergehen?“

„Ja“, sagte Nielson und schaute ihr eindringlich in die Augen, „*Neos* wird untergehen. Der Senat wird dem Wunsch der Organisation folgen und die Kapitulation fordern. Diese wird abgelehnt, das Militär wird reingeschickt. Ist das Abwehrsystem aktiv, so gibt es ein gewaltiges Feuerwerk, ist es nicht aktiv, so ist *Neos* chancenlos. Wir müssen sichergehen, dass diese Kanonen nicht feuern werden. Nur so können wir einen gewaltigen Verlust an Leben verhindern. Wenn es zu einer waschechten Schlacht im Orbit über *Neos* kommt, dann können wir mit Hunderten von Tausenden Toten rechnen.“

„Hier komme ich ins Spiel?“, schlussfolgerte Jeanne.

„Es gibt einen Schlüssel zur Aktivierung und Deaktivierung des Systems. Ein physikalisches Objekt, ähnlich einem Datensphere in Form, aber nahezu fälschungssicher. Vor allem nicht fälschbar in der kurzen Zeit, die wir noch bis zum Zugriff haben. Van Dyk trägt diesen Schlüssel bei sich. Jederzeit.“

„Van Dyk ist im *Sol*-System. Wir werden ihn stehlen“, sagte Jeanne.

„Und gegen einen optisch nicht unterscheidbare Kopie austauschen“, bestätigte Nielson. „Er wird den Schlüssel nicht verwenden und nicht draufkommen. Das System ist immer aktiv und er hat keinen Grund es selbstständig zu deaktivieren, bis wir mit fünfhunderttausend Mann im Orbit schweben.“

„Was, wenn van Dyk eigenhändig eine Kapitulation aushandeln wollte? Selbstständig das System deaktivieren wollte. Von allem was ich über ihn weiß, würde er alles tun, um ein Blutbad zu verhindern. Können wir ihm nicht heimliche Hilfe zukommen lassen?“

„Selbst wenn er das wollte, ist die Gefahr zu groß. Was wenn er seine Kolonie, sein Lebenswerk lieber in Flammen untergehen ließe, als sie kampflos zu übergeben? Unwahrscheinlich, aber was, wenn man ihn erpresste, etwa seine

Familie bedrohte? Was wenn jemand unsere Korrespondenz mit ihm abfinge? Je weniger über unsere Pläne Bescheid wissen, desto sicherer können wir *Neos* retten, beziehungsweise können wir die Neos retten. Die Idee, die in den letzten Jahren in *Neos* herangereift ist, die Idee eines föderalen Bundes der rechtlich gleichgestellten Sektoren. Das System, das die politische Gerechtigkeit für zweizehn Milliarden Menschen herstellen wird, die Zukunft unserer Union, wenn sie fortbestehen soll. Noch ist die Idee ein kleiner Setzling, der diesen Sturm nicht ungeschützt überleben wird. Aber wenn wir die Menschen von *Neos* retten, dann wird diese Idee in alle Sektoren getragen und letztlich stark genug sein, unser zentralistisch gesteuertes und für Korruption so anfälliges System zu ersetzen."

„Wir stehlen den Schlüssel", wiederholte Jeanne, „und orchestrieren dann die Niederlage."

„Wir stehlen den Schlüssel", bestätigte Nielson, stand auf und trat hinter den Diwan, „die *UPA* hat bereits alle Hebel in Bewegung gesetzt. Der Heimaturlaub der *Sleeping Beauty* wird bis auf Weiteres ausgesetzt. Sie fliegen in den *Solaris*-Sektor und werden dort einen Jäger aufnehmen. An Bord befindet sich ein Agent der *UPA*. Er hat den Schlüssel bei sich. Sie werden ihn am besten über die Sektoren *Homer*, *Cid* und *Tristan* bis nach *Neos* bringen. Der kurze Weg über das *Siegfried*-System wird vermutlich bereits jetzt zu gut überwacht. Der schnelle Antrieb der *Sleeping Beauty* ist der entscheidende Vorteil bei diesem Auftrag. Wenn alles nach Plan läuft kommen Sie trotz des weiten Umweges zwei Tage vor der Flotte über *Neos* an. Dort werden Sie, sofern nötig, neue Befehle erhalten."

„Sofern nötig?", wiederholte Jeanne. „Das Schicksal *Neos*' liegt doch hoffentlich nicht einzig und allein in diesem Sphere?"

„Wir verfolgen eine Vielzahl an Plänen und Unternehmungen, um die Sicherheit der Bevölkerung zu gewährleisten", er sah sie ernst an, „aber wenn dieser Teil unserer

Bemühungen scheitert, dann ist alles verloren. Wenn diese Kanonen feuern, dann können wir zu allen unseren Göttern gemeinsam beten, dann liegt das Schicksal all dieser Menschen nicht mehr in unserer Hand."

Das war genau was Jeanne nicht hören wollte.

„Ihre Aufgabe liegt klar vor Ihnen: Bringen Sie diesen Mann nach *Neos*. Alles darüber hinaus mag oder mag nicht in Ihrer Hand liegen. Sie müssen vertrauen. Aziz hat immer einen Plan, nur ob er einen persönlich involviert ist eine andere Frage. Und selbst wenn er einen involviert ist es nicht immer sicher, dass er einen auch darüber *informiert*. Manchmal ist es besser nicht alles zu wissen", fügte er hinzu. Dann betrachtete er sie ernst. So ernst wie noch nie. „Ihr Erfolg rechtfertigt alle Mittel ihn zu erreichen!", sagte er eindringlich. „Alle Mittel, die es braucht und die einem Menschen zu verwenden zumutbar sind."

Jeanne lief ein Schauer über den Rücken, aber sie nickte. „Ich habe verstanden", erklärte sie, während in Wahrheit ihre Gedanken Zirkus machten.

„Das wäre im Moment alles, Captain. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg. Das Schicksal von zehnundeiner Million Menschen liegt in Ihren Händen. Wir bauen auf Sie. Sie werden uns nicht enttäuschen. Egal, was ein *Titan Express* über Sie schreibt."

Jeanne erhob sich, plötzlich ein sehr mulmiges Gefühl im Magen, aber sie salutierte und wandte sich zum Gehen. Erst knapp vor der Tür hielt sie inne und wandte sich noch einmal um.

„Ja, Captain?", erkundigte sich Nielson, der ihr mit dem Blick gefolgt war und wieder lächelte.

„Gibt es irgendetwas, das ich über diesen Mann wissen sollte? Irgendwelche Vorbereitungen, die zu treffen sind?"

Nielson blickte sie nachdenklich an. Drei, vier Sekunden schien er ernsthaft nachzudenken, ehe er sagte: „Selbstverständlich sollten so wenige wie absolut nötig von seiner echten Funktion erfahren. Bereiten Sie alles auf die An-

kunft eines Commodore vor. Das ist seine Tarnung. Der Mann ist einer unserer wertvollsten Mitarbeiter bei der *UPA*, ein *Spectre*, und genießt unser volles Vertrauen. Tun Sie alles in Ihrer Macht Stehende, um ihn zu unterstützen!“

„Misonos!“, bestätigte Jeanne und ...

… öffnete ihre Augen zurück in ihren Zimmern auf der *Sleeping Beauty*. Maya schien eingeschlafen.

„Commander Rōdling“, kontaktierte sie übers *UniNet*, „ich schicke Ihnen neue Koordinaten. Der Kurs ist sofort zu ändern.“

„Verstanden, Captain!“, drang es trotz der unmöglich späten Stunde ohne Verzögerung zurück. Es war nicht zu eruieren, ob ihn sein Neuralimplantat auf ihre Anfrage hin geweckt hatte und Jeanne hatte keine Gedanken dafür.

Sie lag immer noch unverändert auf ihrem Sofa, die Haare baumelten bis zum Boden und sie sah Maya an, wie sich ihr Körper mit ihrem Atem langsam ausdehnte und wieder zusammenzog. Es war keine dumme Idee gewesen, den virtuellen Katzen ein wenig den Familiensinn der Hunde mitzugeben. Nicht nur weil sie einen wachrüttelten, wenn kein Wecker mehr half.

Zehnundeine Million Menschen auf *Neos*. War das sein Ernst? Lag die Entscheidung dieser Schlacht wirklich so ganz allein in Jeannes Händen? Wie konnte er ihr das ins Gesicht sagen? Ob nun wahr oder nicht - und wann hatte Nielson sie je angelogen? – wie konnte er sie im einen Moment zögern sehen und im nächsten mit einer solchen Aufgabe betrauen? War das Vertrauen oder bereits fahrlässiger Wahn? Wie und wann hätte sie sich dieses Vertrauens als würdig erwiesen? *Ilius*? War das die Antwort auf alles? Nein, dachte sie, nein. Es war ihr Schiff. Die *Sleeping Beauty* war, abgesehen von Ahirs *Snow White* das schnellste Schiff. Und Ahir war auf dem Weg nach *Kalm*. Sein Weg wäre ein viel weiterer. Es war nicht sie, der Grund weshalb man sie ausgewählt hatte. Es war ihr Schiff.

Jeanne war übel. Richtig schlecht. Sie setze sich auf mit dem Gefühl sich jeden Augenblick übergeben zu müssen. Sie spürte bereits die Andeutung eines Würgens im Hals und zeitgleich fühlte sie sich so durch, dass ihr der Gedanke egal war, jeden Moment auf den Boden zu kotzen. Es kostete sie einiges an Überwindung aufzustehen. Sie drückte sich den Bauch und schleppte sich mühsam über die Wendeltreppe in Richtung Badezimmer. Auf dem Weg zur Dusche verlor sie in rascher Abfolge ihre Kleidung und stellte sich unters Wasser.
Es half nur bedingt. Ihr schwindelte und sie lehnte sich mit dem Rücken an die Wand, um nicht umzukippen. Dann begannen ihre Beine zu zittern und sie glitt rasch auf den Boden der Dusche hinunter und endlich drehte sich ihr der Magen um und spritzte allen Energieschleim und Kaffee, die sie heute im Wechsel konsumiert hatte, in drei wunderschönen Schwallen auf den Boden. Jeanne keuchte. Ein viertes Mal spannten sich alle Muskeln in ihrem Körper und ein viertel Mal erstarrte ihr Kiefer um noch mehr hervorzuwürgen, aber da war nichts mehr und ihr Kopf sank etwas zu rasch gegen die kühle Wand während das Wasser auf sie herunterprasselte und alles wegschwemmte.

Viele Minuten saß sie in den Strahlen des heißen Wassers, den Kopf zurückgelehnt und halb zur Seite geneigt, die Augen halb offen und ins Nichts starrend und hätte sie ihre Beine nicht vor sich aufgestellt und mit den Armen umschlungen festgehalten, dann hätte man auf den ersten Blick gedacht sie wäre bereits tot.

In ihrem Kopf aber rasten die Gedanken. Die junge Jeanne, die ihrem Vater die Meinung sagte, die in die Akademie eintritt, die etwas ältere Jeanne, die Rekruten ausbildet, die ihr erstes Kommando erhält, die zum ersten Mal Nielson trifft und die mit Ahir für ihre Arbeit einen Orden verdiente und dann die heutige Jeanne, die ihre, Nielson zufolge, ach so große Begabung dazu einsetzte,

einem kleinen Sektor seine Freiheit zu rauben, die am Boden ihrer Dusche saß und alles ausspie, das in ihr war, deren Körper und Nerven am Ende waren und auf deren Schultern nun offensichtlich die Sicherheit von zehnundeiner Million Menschen ruhte.

Mühsam ließ Jeanne ihren Kopf auf ihre Knie sinken und dann, in einem einzigen gewaltigen Kraftakt stand sie auf, schloss den Wasserzulauf und trat hinaus. Sie fühlte sich immer noch grauenvoll, aber nicht mehr wie im unmittelbaren Abgang. Es schien, als hätte sie es fürs Erste überstanden, als ginge es wieder bergauf.

Erst als sie durch das Schlafzimmer zum Schminkspiegel ging, um etwas gegen die Abgeschlagenheit zu tun, sich ein wenig aufzuputschen, wurde ihr klar, dass etwas wirklich im Argen lag: Ihr Abbild im großen Wandspiegel hatte einen zunächst unscheinbaren, aber bei näherer Betrachtung sehr unschönen Fehler. Ein mehr als handgroßer schwarzer Fleck saß knapp unter ihrem rechten Schulterblatt, seine Arme bereits in alle Richtungen ausbreitend, als handele es sich um eine Tätowierung nach Vorbild von Julians Kraken, Martin.

Jeanne tastete gebannt über die Haut. Nichts. Sie fühlte nichts. Für ihren Chip schien es als hätte ihr Körper ein Stück Rücken verloren.
Erst jetzt bemerkte sie das Trägheitsgefühl in ihrem Arm, ihre Beine ließen erneut aus und sie saß gebannt mittig in ihrem Schlafzimmer vorm Spiegel, nicht in der Lage die Augen von ihrem Rücken zu nehmen.

„Tot. Abgestorben“, erklärte Beth kurz und knapp. „Fast drei Zentimeter tief.“ Sie hatte ihre Regenbogenhaare nachlässig hochgebunden. Es war auch mitten in der Nacht.

„Schneller als erwartet“, stellte Jeanne sarkastisch fest. Jetzt, in Beths fähigen Händen und unter dem Einfluss der

richtigen Substanzen, war Jeanne fast schon wieder für Scherze aufgelegt.

„Ich sagte, ich kann nur schätzen. Tatsache ist, dass wir schleunigst zur *Erde* zurückkommen müssen und zusehen, dass du deinen neuen Körper bekommst. Ein so massives Absterben von Gewebe - ist die beste Warnung, die es gibt."

„Hast du noch nie gesehen, das wolltest du sagen", vollendete Jeanne, was ihr Beth bereits zweimal erklärt hatte. Das es einfach keine schlüssige Erklärung dafür gab. „Nun, schlechte Nachrichten", sprach sie weiter und versuchte sich mit der rechten Hand den Rücken zu kratzen, „wir haben einen neuen Auftrag."

„Was? Für wie lange?", fragte Beth und schob Jeannes Hand weg, ehe sie sich wieder zu ihren Schränken umdrehte.

„Etwa zwei Wochen mehr", sagte Jeanne und nutzte Beths Geschäftigkeit beim Zusammensuchen ihrer Instrumente, um sich doch noch zu kratzen. Aber es half nichts, denn die betroffene Haut juckte zwar, aber kratzen änderte nichts daran.

„Ich dachte eigentlich, dass mein Vater mich verpfuscht hat. Hätte zumindest den Vorteil, dass ich mich nicht länger schuldig fühlen müsse. Aber irgendwie geht die Rechnung nicht auf."

Beth wandte sich zu ihr um, das Gesicht besorgt.

„Jetzt schau nicht so, ich bin nicht die erste Tochter, die zu spät merkt, was sie in den Wind geschlagen hat."

Beth musterte sie einen Augenblick durchdringend, wandte sich dann wieder um und kramte weiter in ihren Instrumenten, wie ein Handwerker auf der Suche nach seinem Werkzeug. „Emotionaler Stress", sagte sie, „macht die ganze Angelegenheit nur noch schlimmer. Was ist mit diesem neuen Auftrag?"

„Ach", sagte Jeanne, „halb so wild. Zehnundeine Millionen Leben hängen an unserem Erfolg. Plus ein paar Extras

in der eigenen Flotte. Wer wollte da schon die Nerven verlieren?“

„Gefühlsschwankungen? Leistungsabfälle?“

„Beth du bist bestens im Bilde. Ohne meine Aufputschmittelchen käme ich nicht aus dem Bett und ohne deine Pillen würde ich nicht schlafen. Wie lange brauchst du dafür?“, fragte Jeanne dann und prüfte die Uhrzeit. Sie lag mit entkleidetem Oberkörper auf dem Untersuchungstisch und folgte Beths Suche, während sie überlegte, was es alles zu tun galt. Sie musste dringend zu Feng und Motwani und wollte zu Takeshi und Julian. Es galt Arbeit zu tun, Vorbereitungen zu treffen.

„Mindestens zwei Stunden“, sagte Beth, ihre Standardantwort, wann immer Jeanne sie drängen wollte. Dann wandte sie sich wieder Jeanne zu. „Ich muss mal schauen, wie gut ich das ausbessern kann.“

„Jetzt fühle ich mich tatsächlich wie ein fehlerhaftes Werkstück“, sagte Jeanne, als wolle sie nun schmollen.

Beth seufzte. „Ich bin ja froh, dass du es aus dem Bett schaffst, aber weniger überdreht gefällst du mir besser. Und außerdem, ein Flickenteppich bist du ja schon und ein lebendes Experiment sowieso. Sag mir, wenn du etwas spürst. Dann wissen wir, wie tief du abgestorben bist.“

„Früher hätte man dich Doktor Frankenstein genannt“, fauchte Jeanne, ließ Beth aber machen. Bisher war sie damit recht gut gefahren. Dann wiederholte sie für sich Beths letzten Satz. Dann wissen wir, wie tief du abgestorben bist.

„Früher hatte man mangels Chips auch keine Möglichkeit den Schmerz einfach auszublenden“, erwiderte die Ärztin und rückte mit dem Skalpell an. „Du kannst nun mal nicht alles haben. Alles immer zackzack *und* gemütlich, darauf kannst du lange warten.“

„Ja, aber warum kommt mir bei diesen Untersuchungen stets der Verdacht, dass es dir Spaß macht, mich zusammenzucken zu sehen?“, antwortet Jeanne.

„Keine Ahnung, was du meinst“, sagte Beth, konzentriert bei der Arbeit. Mit schnellen und exakten Schnitten bearbeitete sie Jeannes Körper und hatte noch genug Geistesgegenwart, um passiv an einem Gespräch teilzunehmen. Zwei Roboterarme assistierten und kreiselten dabei um sie rum.

„Irgendwelche Beschwerden?“, fragte Beth nach etlichen Minuten, legte ihr Werkzeug zur Seite und überprüfte das Hologramm, welches die Daten von Jeannes Sensoren im Kopf auswertete. „Wie fühlst du dich?“

„Hm … Etwas – hohl?“, scherzte Jeanne. „Aber sonst, wie immer. Nichts, das mir auffiele.“

„Hm. Dumm nur, dass dir solche Dinge nie auffallen, bis ich dir das Fleisch vom Körper schneiden muss.“

Jeanne grinste verschmitzt. Beth verdrehte die Augen. Sie besah sich ihr Werk noch einmal und nickte anerkennend. „Willst du’s sehen?“, fragte sie. „Ich finde, du solltest es sehen. Als kleine Erinnerung, was so alles auf dem Spiel steht.“

„Ich weiß nicht“, sagte Jeanne unsicher, „will ich?“

„Du liegst doch, was soll also passieren?“, meinte Beth und *schwups* hatte sie ein Hologramm heruntergewischt, sodass Jeanne ihren Rücken begutachten konnte.

Jeanne wusste was passieren konnte. Ihr konnte eben jeder Appetit für den übrigen Tag vergangen sein. Dort, wo eben noch ein großer schwarzer Fleck gesessen hatte, da lag nun ein nicht zu verachtender Krater, dessen Wände mit einer roten, ledernen Haut von nun an Jeannes Innen von Außen trennten. „Sieht nicht besonders schön aus“, sagte sie und schluckte den Ekel mit der Hoffnung hinunter, nicht doch noch etwas Energieschleim im Magen zu haben.

Beth lachte und wischte es wieder fort. „So, also Captain Rikkae“, sagte Beth und bereitete alles vor, die Wunde zuzukleben. Beth war der Inbegriff von Coolness, so mir nichts dir nichts dieses Thema anzuschneiden. Dann war

es aber auch Jeannes Körper, der eine neue Öffnung besaß, und nicht ihr eigener.

Jeanne atmete tief. Ihr war doch ziemlich mulmig. „Klar, jetzt wo ich geschwächt bin. Hast du dich noch nicht mit Bea kurzgeschlossen?“, fragte sie matt, „die wollte dir alles ganz heiß erzählen.“

„Oh doch, glaubst du wirklich Bea hätte sich das entgehen lassen. Kam kurz nach Mitternacht hier bei der Tür rein und hat mir eine sehr üppig ausgestaltete Geschichte erzählt, von Küssen mit ganz viel Zunge.“

„Ja, streich die Zunge“, sagte Jeanne, „dann könnten zehn Prozent ihrer Version stimmen.“

„Wie schade“, meinte Beth, „das macht den Part mit dem Fummeln gleich viel weniger realistisch.“

„Tja, tut mir leid.“

Beth begann die klaffende Wunde zu verkleben. „Bea hat sich von Alexandre getrennt. Bleib ruhig liegen! Nein, wirklich. Tu nicht so verwundert. Bea ist im Inbegriff erwachsen zu werden und die schnellen Geschichten hinter sich zu lassen. Da war er ganz offensichtlich der falsche Mann. Und übrigens hatte ich den Eindruck, du hättest ihr zu diesem klärenden Gespräch geraten?“

„Das habe ich auch“, sagte Jeanne und überlegte, ob sie mit diesem Ausgang zufrieden sein sollte.

„Sehr gut. Ich bin sooo stolz auf dich“, behauptete Beth, „bald habe ich zwei ganz erwachsene Töchter. Und nur noch *zwei* Kinder zu Hause. In Ordnung“, rief sie unverwandt, „du hast jetzt eine gewaltige Delle im Rücken, aber das sollte in zwei, drei Wochen wieder zugewachsen sein. Positiver Nebeneffekt solltest du täglich die Waage konsultieren: Du bist jetzt um mindestens dreihundert Gramm leichter. Wenn aber jemand nach der Ursache für das Loch in deinem Rücken fragen sollte“, sie legte den Zeigefinger auf die Lippen, „Pssst“, scherzte sie, „oder ich habe bald keine Versuchskaninchen mehr. Und morgen um neun,

also heute in fünf Stunden, bist du wieder hier, verstanden?“

„Jawohl, Captain“, sagte Jeanne, die ansonsten nur halbherzig zuhörte, denn in Gedanken war sie noch bei Beas bisher erfolgloser Suche nach Mr. Right.

„Wobei, wer sollte deinen nackten Rücken schon zu sehen bekommen, jetzt wo Captain Rikkae wieder fort ist. Lass die Hüllen fallen, ich will jetzt jeden Millimeter sehen. Nicht dass du vor der halben Crew einen Arm verlierst.“

„Davon hast du mir noch nichts erzählt“, sagte Jeanne, tat aber wie geheißen, schlüpfte auch aus Stiefeln und Hose und legte sich nur noch in Unterwäsche zurück auf den Tisch.

„Schmerz an!“, befahl Beth, aber Jeanne kannte das Spiel schon. Seit ihr Körper knapp vor *Neos* das erste Mal aufmüpfig geworden war, spielten sie es jede Woche durch. Jeanne deaktivierte Teile ihres Implantats, um die Ergebnisse nicht zu verfälschen und Beth würde sie mit ihrer kleinen Nadel stechen. Überall.

„Wie geht’s Martin?“, wollte Beth wissen und pikste mit der kleinen Nadel unter Jeannes Bauchnabel über die Haut.

„Dem Kraken? Hast du nicht eben gesehen, ich habe ihn mir tätowieren lassen. Hat dir aber wohl nicht recht gefallen. Autsch. Na gut! Der erobert von Woche zu Woche mehr Raum. Mittlerweile steht fast ein Viertel des Raumes unter Wasser! Aber langsam sieht auch Julian ein, dass das so nicht weitergehen kann-“ Jeanne zuckte erneut zusammen. „Vorsichtig Beth“, appellierte sie mit plötzlich gepresster Stimme.

Diese hatte eben die Nadel mir nichts dir nichts in ihren Oberschenkel gesenkt und überprüfte die wellenförmigen Ergebnisse, die aber mit dem Schmerz rasch abflauten. Rasch zog sie die Nadel wieder heraus – nur um sie sogleich woanders zu versenken. Mit Jeannes lockerem

Geplauder, das sich zumindest in ihren guten Phasen einstellte, war es bei dieser Übung immer schnell vorbei.

Beth nutzte diese Gesprächspause stets, um selbst ein paar Gedanken los zu werden, im Glauben, das wäre die natürlichste Situation ganz harmlos ein paar sehr interessante Antworten einzuheimsen. Da sie, im Gegensatz zu Bea, Captain Rikkae für zu selten in der Nähe erachtete, ging sie zu ihrem bewährten Lieblingsthema über.

„Was läuft eigentlich mit dir und Greg? Irgendwelche Fortschritte?"

Jeanne warf ihr einen „du kennst die Antwort" Blick zu, ehe sie wieder zusammenzuckte.

„Er mag dich wirklich. Du solltest ihm eine Chance geben."

„Dieses Thema haben wir vor Monaten abgeschlossen", meinte Jeanne, ehe sie ein erneuter Stich lahmlegte. „Au!", rief sie in fast schon wütendem Tonfall, als unterstelle sie ihrer Freundin Absicht.

„Du bist zu wählerisch", urteilte Beth und setzte die Untersuchung fort, ohne auf die ärgerlichen Seufzer und Stöhner einzugehen. Je schneller sie da durch waren, desto besser für Jeanne. „Bleib bitte ruhig liegen."

„Ja, Beth! Ich bemühe mich!", dachte Jeanne und biss die Zähne zusammen, um nicht zu maulen.

„Viele Frauen würden morden für einen Mann wie Gregory. Ich mein, du kennst seinen Fanclub." Oh ja, das tat sie. „Und dir täte es auch ganz gut. Es gibt nichts, dass so sehr zum Glück einer Person beiträgt, wie eine schöne Beziehung."

„Fang du nicht auch noch an", seufzte Jeanne, die wusste, dass Beth in einem Punkt Recht hatte: Callahan war ein äußerst guter Fang. Seine weitreichende Beliebtheit unter den weiblichen Singles am Schiff ließen keinen Zweifel daran und wenn er mit seiner Mannschaft Acquaball spielte, so wie auch diesen Sonntag wieder, dann wurde sein energetisches Spiel bejubelt, als wäre er ein Teeniestar.

„Es ist ja nicht länger normal“, hörte Jeanne Beth sagen.

„Wie jetzt, das von einer Frau Doktor?“

„Nein, von einer Frau mit normalem Menschenverstand und einer Freundin. Ein Date hat noch selten geschadet.“

„Wie sieht‘s denn mit dir und Luca aus? Nach acht Monaten im All ist dein letztes, echtes Date auch schon ein wenig her, will ich meinen“, sagte Jeanne, obwohl sie die beiden erst vor drei Tagen auf den Unterhaltungsdecks getroffen hatte und das Date sehr echt aussah.

„Um uns brauchst du dir wirklich keine Sorgen machen“, sagte Beth und pikste Jeannes großen Zeh, woraufhin sie einen kleinen Satz machte. „Still halten, Captain!“

„Ich freue mich auf den Moment, wo ich das mal zu dir sagen kann. Du tust, als wäre es nicht normal zu zucken, wenn dich jemand rabiat mit einer Nadel bearbeitet.“

„Dank *UniNet* führen wir eine sehr gesunde Beziehung“, erklärte Beth und nahm sich jeden Zeh einzeln vor. Er besucht uns mindestens alle drei, vier Tage.“

„Ich weiß“, sagte Jeanne, „aber ist das wirklich dasselbe?“

„Nein“, gestand Beth, „ist es nicht. Aber es ist sehr nahe dran und unendlich viel besser, als gar keinen Kontakt zu haben.“

„Wer weiß“, sagte Jeanne, „vielleicht bin ich einfach kein Familienmaterial?“

Darüber konnte Beth nur lachen. „Wenn Bea ihre Eignung dafür feststellen kann, und die hat sie auf alle Fälle, dann du mit Leichtigkeit. Allein wie du mit Adrian auf der *Olymp* umgegangen bist, das war schon sehr vielversprechend. Wer mit kleinen Kindern umgehen kann, kann es auch mit großen. Wie würde ich es sonst mit Bea und dir aushalten?“

„Ich dachte, wir sprechen hier von einem Mann?“

„Ach Männer sind doch nur große Jungen. Gib ihnen ein Modellraumschiff und schau zu und lerne.“

Es war sehr gut, dass Jeanne Luca ganz gut kannte und genau wusste, dass Beth hier großen Unsinn erzählte, denn ihr Mann hatte überhaupt nichts von einem Jungen.

„Ich glaube ich sollte Akupunktur anbieten", befand Beth. „Du könntest allen sagen wie sehr du davon profitierst, nicht einfach tot umzufallen."

„Träum weiter! Au!", rief Jeanne.

„Von allen meinen Patienten bist du die wehleidigste."

„Ich bin ja auch die einzige, die mit Nadelstichen am ganzen Körper deine Praxis verlässt! Und das sollte auch so bleiben, sonst bitten mich die Leute bald eine neue Ärztin aufzutreiben. Wie geht's dir eigentlich mit zwei Kindern? Also mit den kleinen? Alles in Butter?"

„Oh ja! Glaub' es oder nicht, aber Lily ist soviel weniger anstrengend, als normal. Also, du weißt wie ich meine. Aber jetzt mit Adrian als Kumpel sehe ich den ganzen Tag nichts von den beiden. Nur ins Bett zu bringen sind sie nicht."

„Adrian hat sich eingelebt?"

„Bestmöglich denke ich. Ein Technikkopf, damit ist das hier auch nicht schwer. Bloß ich würde Takeshi gerne bitten ein kleines Programm zu schreiben, das es Laura mit Iristracking ermöglicht sie ein bisschen im Auge zu behalten. Stillhalten!"

„Zu Befehl, Sonas!", rief Jeanne und biss die Zähne zusammen.

„Nur seinen Bruder vermisst er doch ziemlich. Ich musste ihn zweimal trösten, aber vor Lily überspielt er das natürlich."

„Hat er nichts vom Vater gesagt?"

„Nein, vom Vater nichts, der scheint sich nicht recht um ihn gekümmert zu haben, was ich so herausgehört habe, wenn er von seinem Bruder erzählt."

„Dann sollte ich wohl auch seinen Bruder informieren", meinte Jeanne und machte einen halben Liegestütz, „bist du jetzt *endlich* fertig?"

„Eigentlich würde ich dir liebend gerne noch in den Po stechen, nur um dich springen zu sehen, aber aus medizinischer Sicht ist das leider nicht vertretbar."

Ihre Patientin setzte sich auch ohne Starthilfe wieder auf.

„Was spricht eigentlich gegen Julian?", lenkte Elisabeth die Aufmerksamkeit zurück auf Jeanne. „Ihr versteht euch prächtig und seht euch mehrmals die Woche. Die Gerüchte über euch halten sich hartnäckig."

Jeanne zuckte die Schultern, streifte Bluse und Jacke über und zog die leuchtenden Haare aus dem Kragen. „Und ich bleibe hartnäckig bei meiner Antwort auf solche Vermutungen: kein Kommentar."

Beth schüttelte den Kopf, dann legte sie ihr Werkzeug zur Seite.

„Gut, du kannst den Chip wieder aktivieren."

„Wie steht's um mich Doktor?", fragte Jeanne mit gespielter Erwartung.

„Nun du bist ein einziges Enigma. Deine Werte sind unverändert. Ich kann es nicht erklären, was mit dir geschieht. Das heißt aber nur, dass du besonders aufmerksam bist, hörst du? Das nächste Mal wäre es schön, wenn du früher kommst. Bevor deine Körperteile hopsgehen! Ansonsten musst du wirklich bei Laura einziehen, bis wir dir einen neuen Körper organisiert haben!", stellte Beth in Aussicht und sortierte ihre Instrumente.

„Ich weiß nicht, wie's dir geht, aber ich finde dieses Mal war es eine eher schwierig zu betrachtende Stelle und ich schmachte meinen Rücken nicht tagtäglich im Spiegel an-"

„Das solltest du aber!", unterbrach Beth und schoss herum. „Als Captain ist es auch deine Verantwortung, deine eigene Leistungsfähigkeit bei einhundert Prozent zu halten."

„Ja, schon klar", versuchte Jeanne zu beschwichtigen.

„Wenn du es nicht selbst machst schicke ich dir eine Kameradrohne ins Badezimmer", warnte Beth und ver-

staute ihr Equipment in den Schränken, wobei sie Jeanne wieder den Rücken zuwenden musste. Sie lachte. „Oh, das wäre im Übrigen sehr wertvolles Material. Ich kenne da mindestens zwei Personen, die da sehr interessiert dran wären. Du kannst übrigens aufstehen, für heute bin ich fertig mit dir."

Aber Jeanne stand nicht auf. „Du Beth", sagte sie stattdessen, als wäre ihr eben noch, ganz nebenbei, etwas eingefallen.

Beth hielt in der Bewegung inne und wandte sich um. Diese Stimmlage hatte genügt, um ihr genau zu sagen, was Jeanne wollte. „Sage mir jetzt bitte nicht du hättest schon wieder alle aufgebraucht?"

„Ich schlafe sonst nicht ein", verteidigte sich Jeanne.

„Du nimmst Schlaftabletten in Mengen, die einen Elefanten ausschalten würden. Für drei Tage." Sie seufzte. Dann zuckte sie mit den Schultern. „Was kann ich sagen. Du bist die einzige Imitatio, die jemals so alt geworden ist ... Aber nur bis wir auf der *Erde* sind. Dort geht's schnurstracks ins Krankenhaus!"

Jeanne beschwor es „bei Balis prächtigem Haupthaar" und Beth gab ihr eine Packung mit einhundert kleinen weißen Pillen, die einen normalen Menschen drei Monate schlafen ließen, Jeanne aber kaum zwei Wochen.

Jetzt erst hüpfte Jeanne vom Untersuchungstisch. „Morgen Mittagessen?", fragte sie.

„Zehnzwei-dreizehn", meinte Elisabeth. „Sei pünktlich."

„Du könntest einfach mal zehn Minuten später auftauchen, dann bist du immer noch pünktlich für ein Treffen mit mir."

„Küsschen!", machte Beth mit übertriebenem Gehabe.

„Küsschen!", lachte Jeanne und trat auf den Flur hinaus.

„Da hat sich Doktor Heindl ja mächtig ausgetobt", sagte Julian anerkennend. „Nicht übel." Jeanne zog die Bluse wieder über die Schulter, ließ ihr leuchtendes Haar fallen

und wandte sich ihm wieder zu. „Hast du dich mal schlau gemacht, ob das viele Imitatio haben?“

„Niemand wurde so alt wie ich“, gab Jeanne zu bedenken. „Es gibt einfach keine Daten. Beth spricht schon von mir, als wäre ich eine wandelnde Tote. Ich fühle mich wirklich hervorragend“, sagte sie sarkastisch.

Julian strich sich nachdenklich über die Lippen und schüttelte sachte seine Hundertpinselhaare.

„Was?“, sagte Jeanne breit grinsend, „du glaubst nicht an die Geschichte? Denkst du jemand will mich vergiften?“

„Hm, hast du mal drüber nachgedacht? Dein Erster Offizier scheint mir recht ehrgeizig zu sein.“

„Ja natürlich, deshalb ist er mein Erster Offizier. Und ich frage mich, weshalb ihr beide immer aneinander rumsticheln müsst.“

„Commander Callahan macht das auch?“, erwiderte Julian mit gespielter Überraschung, „ich hatte ehrlich gesagt erwartet, dass er sich diesen Spaß verbietet. Ich bin entsetzt!“

„Hab du nur deinen Spaß über ein wenig Ordnungsliebe, es macht die Verwaltung dieses Schiffes unendlich viel einfacher für mich.“

„Ja, du hast dich schön eingerichtet“, stimmte Julian zu.

Die beiden saßen in seinem Quartier: Ein gewaltiges Loft in den höchsten Stockwerken Los Angeles’ mit atemraubendem Ausblick auf die hell erleuchtete Stadt, bloß ein wenig verstellt von dem ganzen Wasser. Drei der vier Wände, zimmerhohe Panoramafenster, bestanden aus einem einzigen gewaltigen Aquarium, in dessen Weiten ein einzelner, großer, dunkelroter Oktopus seine Runden drehte: Martin.

„Aber du bist natürlich ziemlich blauäugig sich darüber zu wundern. Eine schöne Dame, zwei geschlechtsreife Recken.“

„Ach, jetzt bist du auch im Klub der Freier?“

„Meine animalische Hälfte selbstverständlich! Aber noch hat meine zivilisierte alles unter Kontrolle."

„Schön, dass wir von nur einer Hälfte sprechen."

Julian lachte und zeigte mit seinen Armen in den Raum. „Was hältst du vom neuen Arrangement?" Er hatte fast sämtliches Mobiliar ausgetauscht und neu platziert.

„Naja, es gibt einen ziemlich guten Einblick wofür du deine Zeit aufwendest", sagte Jeanne und musterte eine seltsam geformte Statue mit viel zu großem Kopf und viel zu großen Geschlechtsteilen. Sie warf ihm einen aufgesetzt geschockten Blick zu.

„Kopf und Hoden, da spielt das Leben sich ab. Seit wann gefällt dir mein Geschmack für Kunst nicht mehr?"

„Seit deine Exponate Riesenpenisse haben? Aber hey, dass heißt dann ja wohl, ich bin doppelt so schlau wie du!" Sie blickte sich noch einmal gründlich um, musterte die abstrakten Gemälde irgendwelcher, Jeanne unbekannter Künstler. Es waren sehr viele klassische darunter, etwa Halbe-Halbe gemischt mit neuen, elektronischen Bildern. Jeanne persönlich gefielen die klassischen auf Canvas und Ähnlichem fast einen Ticken besser, aber dann war sie auch keine große Anhängerin der Malerei. Die elektrischen Bilder fanden allerdings heutzutage den viel größeren Zulauf, mit ihrer ewigen Bewegung und den grenzenlosen Möglichkeiten ihrer Dreidimensionalität. Müsse man es beschreiben, so wirkte es eher wie ein Fenster in eine andere Welt, als wie ein Bild. Aber elektronische Porträts fand Jeanne einfach nur gruselig. Das war, als stünde man der Person gegenüber … und die Porträtierten blieben auch einfach da stehen. Die ganze Zeit. Und sahen einem zu, wie man seinen Tag verlebte …

Sie musste schmunzeln, wenn sie an die vielen Gespräche dachte, die sie beide schon über das Thema geführt hatten und in denen Julian etwas von seinem Enthusiasmus auf sie transferieren hatte wollen. Mit mäßigem Erfolg.

Letztlich trat sie dann an das Aquarium heran. Sofort kam Martin, der Kraken, an die Scheibe heran. Auch er war wie Maya ein virtuelles Lebewesen. Jeanne legte ihre Hand ans Glas und Martin spiegelte ihre Bewegung mit einem seiner acht Arme. Sie kicherte und warf sich wieder zu Julian aufs Sofa.

„Was wolltest du besprechen?“, fragte sie.

Julian grinste, was seine elfenbeinernen Zähne blitzen ließ. „Viel zu tun mit der Zerstörung *Neos'*?“

Jeanne warf ihm einen bösen Blick zu. „Das war vielleicht das Gedankenloseste, das du je zu mir gesagt hast.“

„Du hast Recht, das war eine dumme Bemerkung, entschuldige. Aber ich bin ein wenig aufgeregt.“ Er war mit einem Mal sehr ernst geworden und sagte: „Ich will dir etwas zeigen. Etwas, das mir sehr wichtig ist.“

Jeannes Ohren wurden spitz wie die einer Elfe oder einer Vulkanierin. Bis jetzt hatte Julian nie den Eindruck gemacht, dass ihm irgendetwas wichtig sei. Er hatte ihr viel von seinen Reisen erzählt, aber niemals machte er den Eindruck, er würde sich emotional damit belasten. Schlagartig war das anders. Klar, da waren diese Momente, an denen sie fast sicher war, dass er ihr gezielt manches vorenthalten hatte. Aber das waren nur Vermutungen gewesen.

„Okay“, sagte sie, „schieß los!“

Das ließ er sich nicht zweimal sagen. „Hast du jemals vom *Infinity*-Projekt gehört?“, fragte er, seine braunen Augen konzentriert auf sie gerichtet.

Jeanne musste verneinen.

„Auch nichts vom *Infinity*-Reaktor?“

Auch das nicht.

„Und auch nichts von einem kleinen, metallenen Planeten *Infinity 7*?“

Jeanne war drauf und dran den Kopf schütteln, als es ihr einfiel: „Das hast du mich schonmal gefragt, letztens am Außendeck!“

„Ja, richtig“, sagte er, „da hatte ich den Tiefpunkt meiner Quest erreicht und aus Frust ins Blaue geschossen. Na der Reihe nach. Es wundert mich nicht, dass du von all dem nichts gehört hast. Für all den Krawall, den sie am Anfang darum gemacht hatten, haben sie es letztlich schön unter den Tisch gekehrt.

Der *Infinity*-Reaktor war ein technisches Modell für eine neue Art von Fusionsreaktor. Eine ambitionierte Konstruktion, in ihren Ausmaßen wie auch in ihren Ideen. Ein paar Handvoll an Kraftwerken mit diesen Reaktoren würde ausreichen, die gesamte *Erde* mit elektrischer Energie zu versorgen.“

Jeanne wartete auf die Aufklärung, weshalb das bis heute nicht der Fall war. Noch nie hatte sie Julian so ernst gesehen. Ihr war klar, dass sie drauf und dran war ihn richtig kennen zu lernen und sie war merklich aufgeregt. Vielleicht wäre das die Feuertaufe für sie …

„Den ersten Prototypen dieses Designs wollte man zur Realisierung eines neuen Großprojekts verwenden: dem Leben innerhalb eines Planeten. Das war das nächste große Ding. Pläne dafür hatte man seit zweizehn-zweizehn in der Schublade, doch fehlte zunächst die zuverlässige Energieversorgung und einige weitere technische Kleinigkeiten. Dann wurde ein neuer Reaktor vorgestellt, der in der Lage sein würde, die nötige Energie effizient und sicher bereitzustellen. Also brauchte man nur noch einen geeigneten Planeten. Den fand man in einem Zwergplaneten im *Aida*-Sektor. Ein Planet aus Metallen und Gestein. Man fing an ihn auszuhöhlen. Dann baute man die ersten technischen Anlagen hinein und fing mit dem Reaktor an.

Die Sache war die, vierzehnzwei, gab es Präsidentschaftswahlen. Bali setzte *Amane Eien* stark zu und sie brauchte Erfolgsmeldungen, um sich als progressive Kraft zu inszenieren. Also wurde das Projekt priorisiert. Man bewilligte ungeheure Summen und es wurde zum Vorzeigeprojekt für den Wahlkampf und darüber hinaus. Rund

um die Uhr hörte man von den gewaltigen Wohnanlagen mit unendlichem Freizeitspaß, den grünen Wäldern darum, den Flüssen und Seen und der gesunden Luft, die auf *Infinity 7* entstünden. *Infinity 7*, man benannte den Planeten nach dem Reaktordesign.

Und alle schien hervorragend zu laufen: Das Projekt jagte mit Riesenschritten in Richtung Komplettierung. Jedes mit Geld zu lösende Problem wurde einfach mit Geld aus dem Weg geschoben, schließlich hatte es Bali zu ihrem Steckenpferd gemacht. Bald waren erste Teile der Anlage fertig, nur der Reaktorbau ließ sich nicht mit mehr Geld beschleunigen. Also bekam man hohen Besuch auf der Station. Senatoren kamen und gingen. Und einer brachte ein ungeheures Angebot an den Chefingenieur und Entwickler der Reaktoranlage.

Wenn er es schaffen würde, einen ersten Testlauf in wenigen Wochen zu ermöglichen, dann würde er damit nicht nur den Druck auf den Energieminister und Bali reduzieren, sondern auch den Auftrag für die Energieversorgung des Schwesterschiffprojektes bekommen. Du weißt, die beiden gewaltigen Raumschiffe, die immer noch auf *MOON1* und *MOON2* entstehen?“

„Also hat der Chefingenieur zugestimmt.“ Jeanne folgte seiner Erzählung gebannt. Sie hatte so einen Verdacht, wo Julian ins Spiel kommen könnte und es faszinierte sie ganz ungemein endlich von seiner Vergangenheit zu erfahren. Der, die ihn wirklich antrieb. Sie hatte geahnt, dass er eine technische Bildung genossen hatte, aber keine Ahnung welcher Art.

„Natürlich hat er. Das war die Chance seines Lebens. Er tat alles Menschenmögliche, um den Vorgang zu beschleunigen. Unter anderem hat er die übliche Abfolge der Installationsabläufe ein wenig angepasst. Der Reaktor war einsatzbereit, bevor es die Kühlanlage war. Das war eine höchst unübliche Vorgehensweise, aber keine verbotene.“ Dieser letzte Punkt klang, als habe er ihn sich sehr häufig

wiederholen müssen. Keine verbotene. Es war keine verbotene Vorgehensweise.

„Was ist geschehen?“, fragte Jeanne halb flüsternd.

„Zwei Tage vor dem geplanten Testlauf, in der Nacht, setzte jemand die Kernfusion in Gang. Bei einer konventionellen Reaktorkonstruktion wäre das kein Problem, die Kernfusion würde augenblicklich stoppen, sobald man die Energierückkopplung unterbricht. Aber der *Infinity* Reaktor erreichte seine ungeheure Effizienz durch eine Kombination von Kernspaltung mit Kernfusion, die ihn, einmal angelaufen, so nahe an ein Perpetuum Mobile heranrückt, wie nur menschendenkbar. Also wenn man keine Energie entnehmen würde. Das taten wir noch nicht. Der Nachteil war eine sehr lange Abschalt- und Abkühlzeit. Es gab noch keine Sicherheitssysteme, das Zugriffsberechtigungssystem war noch nicht installiert. Jeder mit physischem Zugriff konnte den Reaktor in beliebige Leistungsbereiche steuern.

Als man merkte, dass etwas nicht stimmte, war es bereits zu spät. Der Ingenieur konnte nichts mehr tun. Der Reaktor würde das Innenleben des Planeten in eine kochende Hölle, einen gewaltigen Backofen verwandeln. Es wurde so heiß, dass Stahl und Stein zu schmelzen begannen. Alles verschmolz zu einer einzigen glühenden Suppe. Die ganze Konstruktion verflüssigte sich und grub sich tief hinein in den Planeten.

Vierzehnundzweitausend Menschen, Ingenieure, Arbeiter, Installateure. Ihre Familien. Fast alle starben. Es gab eine Handvoll kleiner Transporter auf der Station, aber da wir so spät auf das Problem aufmerksam wurden erreichten nur noch wenige die Schiffe, ehe diese abheben mussten, um nicht auch in die Tiefe gezogen zu werden. Am Ende verwandelte sich die Anlage in eine kleine Blase flüssiger Metalle, eine kleine Minisonne, die erst nach zwei Tagen wieder erkaltete.“

Jeanne schluckte schwer. Sie versuchte sich den grauenhaften Moment vorzustellen, an dem ihm klar geworden war, was passierte und dass es keine Hoffnung mehr gab und sie versuchte Julians heutige Gedanken dazu in seinem Gesicht zu lesen, aber es war wie immer ein verschlossenes Buch, obwohl sie sicher war, dass sich die Haut um seinen Kiefer und an seinen Schläfen stärker spannte, als gewöhnlich.

„Hat man herausgefunden wer es war, wer den Reaktor aktiviert hat?", fragte sie tonlos. Sie ahnte, dass sie gleich eine ganz neue Seite an Julian kennenlernen würde und sie war sich nicht sicher, ob sie bereit dafür war. Alle Unbeschwertheit, dieses zentrale Gefühl, dass sie so untrennbar mit ihm verband, war verschwunden wie die Luft aus einem punktierten Reifen.

„Die Untersuchungskommission hielt eine fehlerhafte Installation für verantwortlich. Der Reaktor hatte sich also selbst hochgefahren. Ja, so habe ich vermutlich auch dreingeblickt, als sie mir das sagten. Ich war der Entwickler, ich war der Chefingenieur und ich war mir sicher, einen solchen Fehler konnte es nicht geben. Aber offiziell war alles erledigt. Man begrub das Projekt, man nutzte allerlei Techniken, um die Erinnerung an die Existenz *Infinity 7*s aus dem *UniNet* und den Köpfen der Menschen zu löschen. Das Projekt, das man zuvor jahrelang in alle Köpfe verpflanzt hatte, das dort präsent war wie die Existenz des Mondes, wurde jetzt mir nichts, dir nichts daraus getilgt. Und man verbaute weiterhin konventionelle Technik in neuen Raumschiffen. Bali fand ein anderes Projekt und gewann die Wahl. *Infinity 7* hat es nie gegeben."

„Wie bist du-?"

„Entkommen? Als man mich weckte hatte ich keine Ahnung was geschehen war. Es ging der Alarm, alle Sirenen, noch alle auf maximaler Lautstärke, nichts eingestellt, man konnte taub werden, es war beängstigend. Lara, meine Frau, Ben und Sophia – ich sagte ihnen, sie sollen im

Apartment bleiben, egal was geschehe. Ich hatte keine Ahnung, dass etwas mit der Anlage selbst nicht funktionierte. Ich dachte im Traum nicht daran, dass etwas mit dem Reaktor sein könnte. Als ich vor der Anlage stand und die Kenndaten sah, war bereits alles zu spät. Die tieferen Ebenen, die mit den Apartments, waren bereits im flüssigen Stahl versunken. Ich weiß nicht mehr was dann geschah. Ich suchte wie im Fieber nach einem Weg in die unteren Ebenen. Aber es war aussichtslos, die Hitze war unerträglich. Ich schaffte es bis hinunter zur Ebene, auf der meine Familie auf mich wartete, weil ich es ihnen gesagt hatte. Doch mir schwappte nur noch Metall und Stein wie Lava entgegen. Danach ist meine Erinnerung nur noch bruchstückhaft. Der Sicherheitschef hielt mich für wichtig. Er hielt mich am Leben, trieb mich die Anlage hinauf und auf das letzte Schiff. So habe ich überlebt während zehntausende verbrannten …“

„Julian“, sagte Jeanne in Ermangelung anderer Worte und sie drückte seine Hand. Sie hatte schon manches Mal überlegt, ob er von etwas davonlief, etwas Traumatisches erlebt hatte, oder warum er sonst wie eine Feder durchs Weltall trieb. Nun, er hatte.

Sein Gesicht war weiter ganz das alte, aber seine Stimme nicht. Sie war ausgedünnt und kratzig geworden. Jetzt schwieg er für eine ungewöhnliche Dauer.

„Sechs Monate lag ich tagein tagaus in meinem Bett in meinem winzigen Zimmer auf *MOON1* und zerbrach mir den Kopf darüber, welchen Fehler ich nur gemacht haben konnte. Sechs Monate dachte ich jede freie Sekunde was ich übersehen hatte, dass meine Frau, meine siebenjährige Tochter und mein fünfjähriger Sohn und fast vierzehntausend Menschen sterben mussten. Aber ich fand einfach nichts. Da war einfach nichts. Eines Tages konnte ich nicht mehr und bin aus der Tür gestürmt. Ich musste es wissen. Die Erklärung der Kommission war hanebüchen. Irgendetwas sollte hier vertuscht werden. Also setzte ich alles Geld,

das ich noch, und alle Beziehungen, die ich jemals hatte, ein – und erfuhr, dass tatsächlich mehr hinter der Sache steckte, als augenscheinlich war.

Vier Tage vor dem Zwischenfall hatte es eine Meldung eines Wissenschaftlers gegeben. Er hatte in den geborgenen Gesteinsproben eine Substanz gefunden, die er keinem bekannten Material zuordnen konnte. Wir wussten das damals schon, es war kein Geheimnis, aber wir hatten nicht die Instrumente uns ausgiebig damit zu befassen und wir hielten es für Unfug. Doch tatsächlich schien es, als sei in der Nacht des Zwischenfalls in das Labor eingebrochen worden. Ein alter Freund bei der *UPA* hatte Erbarmen mit mir und mir weit mehr gesagt, als er hätte sagen dürfen. Da wusste ich, dass dieser Fund, das Interesse der Geheimdienste geweckt habe. Und dass deshalb alle diese Menschen sterben mussten. Ich weiß, man könnte meinen ich sei nicht bereit mir mein eigenes Versagen einzugestehen, aber nein. Diese Pläne waren so fehlerfrei wie nur irgendwas. Glaubst du die Regierung würde zweitausend Milliarden Credits für einen einzigen Reaktor rausrücken, wenn die Funktion nicht sichergestellt wäre?“

Jeanne schüttelte nur den Kopf. Er brauchte sich ihr nicht erklären, sie war sich sicher, dass er Recht hatte. Wieso? Sie wusste es einfach. Oder wollte sie es einfach nur glauben?

„Eine gewaltige Kommission an Experten hat sie aufs Genaueste untersucht. All das Geld. Und dann hatte man sich nicht mal die Mühe gemacht, diesen ominösen, von tausend Paar Augen übersehenen Fehler ausfindig zu machen und auszumerzen. Es wurde einfach alles begraben, wie tausende Menschen, wie meine Frau und mein Sohn und meine Tochter auf *Infinity 7*.“

Er grinste, aber es war nicht schön anzusehen.

„Man hat sogar den Planeten von den Karten gestrichen. Kannst du dir das vorstellen? Man hat eine tadellose Karte des Sektors und man streicht daraus einen ganzen Plane-

ten? Ich war noch einmal dort, ich musste ihn nochmal sehen, den Planeten, der auf keiner Karte mehr auftauchte und ja, da war er. Genau an der Stelle, wo er immer war, auch wenn ihn die Karte jetzt verleugnete. Und irgendwo unter der harten Kruste liegen all' diese Menschen begraben."

Er verstummte. Seine Stimme und immer mehr auch sein Gesicht bezeugten den Schmerz und Jeanne, Gänsehaut am Rücken und die Gedanken am rotieren, suchte nach Worten. Sie war nicht zufrieden mit dem, was sie fand, aber es war ihr wichtig überhaupt etwas zu sagen. „Bist du irgendwie weitergekommen? Hast du noch etwas herausgefunden?", fragte sie nach etlichen Sekunden Pause.

„Nicht viel. Meine Informationsquellen versiegten, schon bevor wir von Geheimdiensten zu sprechen begannen. Irgendwann war mein Geld zu Ende und meine Freunde waren Bekannte und ich war der Lösung meiner Fragen nicht näher gekommen. Dann erhielt ich den Tipp. Geheimdienste also. Da war es klar, warum ich nichts in Erfahrung hatte bringen können.

Meine einzige Spur war dieser Fund und der Mann, der ihn untersucht hatte. Seltsamerweise hatten aus seinem Team alle überlebt … ein äußerst eigenartiger Umstand, wenn man bedachte, dass alle Forscher mit den Ingenieuren die tiefsten Ebenen bewohnten, also am weitesten von der Oberfläche entfernt gewesen waren, als über ihnen eine neue Sonne aufblitzte und flüssiges Metall herunterfloß wie Wasser. Dementsprechend unterpräsentiert waren sie unter den Überlebenden …

Na, das also war mein einziger Hinweis. Also suchte ich den Mann, Antonio Silva und ich hörte er sei auf einer zerstörten Welt namens *Serenity*."

„Hast du ihn gefunden?"

„Ja. Ich habe ihn gefunden."

Sein Gesicht war von dem eines Menschen zu dem einer Puppe geworden. Keine Regung belebte mehr seine erstarrten Züge. Jeanne wagte nicht nachzufragen.

„Ich habe ihn gefunden. Tausende Meter unter der Planetenoberfläche von *Serenity,* während über uns ein Nuklearkrieg ausbrach. Ironisch, was? Als wollte sich die Geschichte wiederholen."

Er schüttelte den Kopf.

„Ich fand den Mann und du hättest sein Gesicht sehen müssen, als ich vor ihm stand und er mich erkannte. Ich wusste augenblicklich, dass er Schuld war. Jede seiner Bewegungen verriet es."

Julian schloss die Augen und atmete tief durch.

„Aber Silva war nur ein Niemand im Spiel der Großen. Das Ergebnis meiner Mühen war bloß die Bestätigung, dass die wahren Täter dem Geheimdienst angehörten und jenseits meines Zugriffs waren. Ich dachte, das sei es gewesen. Ich hatte es versucht und jetzt hätte ich mich zu fügen.

Aber das war nicht das Ende. Einer der Geheimdienste hatte Mitleid. Die *UIPA*. Man gab mir keine neuen Details, nur das es die anderen gewesen wären. Man gab mir eine Reihe von Koordinaten, Raumstationen überall im Universum. Raumstationen, auf denen in letzter Zeit Agenten ihr Unwesen trieben. In der *UIPA* nennt man die Organisation, der sie angehören *Somnia* und man gab mir die letzten Ziele jener, die laut Kenntnisstand der *UIPA* auf *Infinity 7* waren, in der Nacht, als der Planet zerstört wurde."

Jeanne wurde sehr, sehr kalt. *Somnia*. Hatte nicht Nielson genau diesen Namen gestern Nacht genannt? Ja, sie war sich sicher. Das hatte er. Jeanne spürte einen üblen Kopfschmerz im Anzug.

„All die Stationen … alle deine Geschichten-?"

Julian nickte. „Das waren die Geschichten, die ich erlebt habe, als ich von einem Ende des Universums ans andere reiste, um all die geschädigten Welten zu besuchen, Wochen oder sogar Monate, nachdem *Somnia* dort gewesen

war. Meistens fand ich nichts. Oft handelte es sich um leere Forschungsstationen. Diese Leute haben eine Vorliebe dafür Forschungsteams ganz zum Schweigen zu bringen, wenn sie fürs Erste nicht mehr an den Ergebnissen interessiert sind. Ich erreichte Stationen, ausgebrannte und zerstörte, einige Male aber voller halbverwester Leichen. Die Stationen waren geheim und ohne das Wissen über ihre Existenz quasi unauffindbar. Dementsprechend wenig Mühe hatte man sich gemacht, die Spuren zu verwischen. Diese waren die übelsten zu besichtigen, aber auch die ergiebigsten. Ich fand nichts für meine Sache und nichts dass mir genug Vorsprung verschafft hätte, mal einem der Agenten zuvorzukommen, aber die *UPA* war für die Daten trotzdem dankbar genug mich für weitere Reisen auszustatten und so zog ich über sechs Jahre von vierzehnvier bis fünfzehneins durchs Weltall, um meine Rache zu nehmen oder zumindest die ganze Wahrheit zu erfahren.

Aber ich kam keinen Schritt weiter. Oder nur ganz winzige. Irgendwann hatte ich genug. Ich gab mir noch eine Chance und das war *Ilius*. Ich hoffte dort mehr zu erfahren. Dort gäbe es noch Informationsquellen abseits der *UPA* und des *FIM*. Zufällig bekam eben die *Sleeping Beauty* den Auftrag dorthin zu fliegen und ich dachte, wenn das Militär dort ein bisschen Wirbel macht, wäre es für mich vielleicht leichter, etwas zu erfahren."

„Also bist du auf die *Sleeping Beauty*."

„Ja", mein Kontakt bei der *UPA* verschaffte mir den Brief, denn ich dir gegeben habe."

Jeanne biss sich auf die Lippe, als sie daran zurückdachte. Eben jenes Schreiben, das sie so an sich hatte zweifeln lassen. Sie hatte ihn ursprünglich als persönliche Prüfung angesehen, als hätte man ihr aufgrund ihres geringen Alters einen Aufpasser mitgeschickt. Natürlich hatte sich das bald als unsinnig herausgestellt, spätestens jetzt war das vollkommen klar. Aber es hatte sie damals sehr belas-

tet. Bevor Julian und sie Freunde geworden waren. Als ob Nielson ihr nicht voll vertraute …

„Hast du etwas erfahren? Auf *Ilius*?“

„Nein. Und ja“, antwortete Julian. „Zwei Monate und zwei Wochen habe ich mich durch die Unterwelt dort geschlagen und nichts erfahren. Alles schien umsonst. Ich würde die Wahrheit nicht erfahren. Du wurdest zu den Prüfungen zugelassen. Du bestandest die erste und die zweite und ich wusste, wenn du erst die dritte bestanden hättest würde ich mit dir wieder fortfliegen und dann wäre die Frist, die ich mir selbst gesetzt hatte, vorüber und ich würde aufgeben.

Am Vorabend des Rennens aber passierte etwas Eigenartiges. Ich saß in dieser kleinen Kaschemme zwei Straßen hinter dem *Platz der Titanen*, einer der bekannteren Treffpunkte für Wirtschafts- und sonstige Spione, Datendiebe und ähnlichen Leuten. Da hatte ich bereits aufgegeben und kippte nur noch ein Glas nach dem andern. Irgendwann, ich war schon ziemlich betrunken, da blickte ich hoch und vor mir saß eine Frau.“ Ihr Gesicht hatte sich ihm eingebrannt wie das von *ihr*. Sie hatte blondes Haar und blaue, weißgesprenkelte Augen. „Sie sah mich mit dem Mitleid an, dass man den Säufern vorbehielt und ich wollte sie wegjagen, aber was sie sagte nahm mir die Sprache.

Sie sagte, sie wisse von meiner Jagd. So wie ich sie führte sei sie aussichtslos. Und dann sagte sie alle meine Hoffnung auf die Antwort liege auf dem Unionsschiff, dass derzeit im Hafen vor Anker lag. Dann war sie verschwunden.

Ich war schlagartig nüchtern, aber zu überrascht um ihr hinterherzulaufen und als ich es konnte war sie bereits verschwunden.“

Jeanne starrte ihn an. „Auf dem Unionsschiff im Hafen … was, die *Sleeping Beauty*? Warum solltest du auf der *Sleeping Beauty* eine Antwort finden?“

„Das war genau meine Überlegung. Aber am nächsten Tag bestandest du die dritte und letzte Prüfung und du hattest den Sondierungsvertrag in der Tasche und ich dachte ich hätte meine Antwort."

Jeanne schaute ihn nur verständnislos an. „Ich?", flüsterte sie.

„Ja, du", sagte Julian. „Du bist auf dem besten Wege ein gewichtiges Wort mitzureden beim Lauf der Dinge. Du bist Captain, du sagst Nielson hat dir eine baldige Beförderung in Aussicht gestellt, in deinem Alter. Du hast *Ilius* gemeistert und sagst unser nächstes Ziel ist *Neos*, der nächste Amboss an dem die Zukunft der Union geschmiedet wird. Wer, wenn nicht du, kann in Erfahrung bringen, was damals auf *Infinity 7* passierte?"

Jeanne sah ihn weiter ohne rechte Überzeugung an. Sie hatten all diese Sachen häufig besprochen und plötzlich schien es gar nicht mehr so uneigennützig, dass er ihre Angst, sie sei noch nicht bereit dafür, immer versucht hatte zu vertreiben. Aber dann … konnte sie ihm nachdem, was sie eben gehört hatte, dafür Vorwürfe machen?

„Was erwartest du von mir, Julian?", fragte sie.

„Ich habe gar nichts von dir zu erwarten. Aber ich bin mir sicher, dass du deinen Weg fortsetzen wirst und er dich steil nach oben führen wird. Und dann, wenn du dort sicher stehst, vielleicht kannst du dann einem Freund einen Gefallen tun."

Jeanne schüttelte den Kopf. „Ich hoffe dir vorher helfen zu können. Ich werde mich umgehend schlau machen. Vielleicht erfahre ich etwas, dass du noch nicht weißt."

Julian lächelte und dieses Mal glaubte Jeanne aufrichtig empfundene Dankbarkeit zu erkennen. „Danke", sagte er.

Sie schüttelte unmerklich den Kopf. „Wenn ich dir irgendwie helfen kann. Ich bin dir sehr dankbar, dass du mir neben deinen unterhaltsamen Geschichten auch etwas so Persönliches anvertraut hast." Das war sie wirklich. Wie

schrecklich diese Geschichte auch war, er hatte sie ihr anvertraut.

„Danke Jeanne, aber mache keinen Unfug meinetwegen. Ich habe sieben Jahre gewartet, im Zweifel kann ich auch noch warten bis du Admiralin bist und du dir nicht die Karriere mit unangenehmen Recherchen verbaust."

„Du hältst mich ab und an schon für ein großes Dummerchen, ja?"

„Nein, nur für etwas grün hinter den Ohren und ein wenig naiv."

„Schön, dass wir uns über meine Persönlichkeit so einig sind!", sagte Jeanne mit einem ebenso breiten Lächeln, verzog dann aber das Gesicht, als gäbe ihr das doch sehr zu denken. „Bloß an zwei aufeinanderfolgenden Tagen von meiner Naivität zu hören, ist nicht so gut, oder willst du mir das auch noch als Stärke verkaufen?"

Julian spielte mit, er war schlagartig wieder ganz der Alte, und sagte, dass man Naivität mit einem reinen Herzen erklären konnte und Jeanne tat, als stimme sie diese Ansicht sehr zufrieden.

„Na, dann mache ich mich mal an meine Detektivarbeit." Sie stand auf, dicht gefolgt von Julian. Sie schlang ihre Arme um ihn und drückte fester als gewöhnlich. Nun kannte sie sein Geheimnis.

Jeanne nahm sich ihrer neuen Aufgabe auf der Stelle an. Sie durchforstete die *UniPedia* und stellte fest, dass tatsächlich nichts auf die Ereignisse um die Reaktorkatastrophe hindeutete. Die Personendatenbank des Militärs war ebenfalls nicht sonderlich ergiebig. Zu Julian Fajr stand zwar, dass er bedeutende Beiträge zur Entwicklung und Konstruktion neuartiger Reaktoren geleistet habe, aber es wurden keine Details oder weiterführende Erläuterungen angegeben. Kein *Infinity 7* und keine vierzehnundzweitausend Tote. Sie machte weiter mit dem Nachrichtenportal des Militärs, durchforstete alle Einträge von Januar 2239

bis August 2245. Kein *Infinity 7*. Dann versuchte sie es mit Suchanfragen in der militäreigenen Datenbank. Sie fand den Planeten, aber er wurde als uninteressanter Stein beschrieben. Keine Historie einer Besiedelung oder irgendeines Versuchs der Nutzbarmachung. Wenn Jeanne Julian einen solchen Spaß zugetraut hätte, dann hätte sie an dieser Stelle alles als Scherz abgetan. Dann überprüfte sie die Karten in der *UniPedia* und der Planet fehlte, genau wie Julian es gesagt hatte …

Sie war sich bewusst, das Julian von seiner Geschichte überzeugt war und das sie ihm absolut glaubte und da wurde ihr rasch sehr, sehr flau im Magen. Alle diese Menschen. Die Presse. Das Militär. Die *UniPedia*. Und jetzt hatte es all das nie gegeben … Nielsons Worte machten ihr mit jedem Moment mehr Angst. *Somnia* …

Nach drei Stunden intensiver Recherche und ohne Ergebnisse war alle Hoffnung Julian rasch helfen zu können, von ihr abgefallen und die dieser Tage allgegenwärtige und unabschüttelbare Erschöpfung machte sich aufs Neue breit. Jeanne ließ sich tief in ihren Stuhl sinken und stierte an die Sternendecke. Nachdenklich verfolgte sie den Wolkenschleier über die Erdkugel wandern.

Manches Mal überkam sie so ein schlimmes Gefühl. Eine Form heftigster Melancholie, wenn sie in ihrem Quartier saß und die *Erde* über sich an der Decke betrachtete. Wie ungeheuerlich, dass sich die Menschen soweit von ihrer Heimat entfernt hatten in die Schwärze des Weltraums hinaus, wo sie doch so einen schönen Planeten hatten ...

Maya streifte ihre Beine und holte sie in die Realität zurück.

„Puh! Ich brauche dringend Urlaub!“, murmelte sie, legte die Sache mit *Infinity* beiseite und wandte sich, nach einer kleinen Stärkung, ihrer nächsten, der drängendsten Aufgabe zu. Sie hatte keine Zeit erschöpft in ihrem Stuhl zu hängen.

* * *

Julian starrte aus dem Fenster hinab auf die Stadt, die nun, in den späten Stunden der Nacht, doch etwas so Ähnliches wie Ruhe gefunden hatte. Martin ließ sich müßig an der Seite seines Herrn treiben, als würde er auch hinunterschauen.

Er hatte ihr nicht die ganze Wahrheit gesagt. Natürlich nicht. Wie hätte er das gekonnt? Wie hätte er ihr sagen können, dass auf einem Computer eines *Somnia* Agenten eine haargenaue Auflistung all ihrer Taten seit ihres Eintritts ins Militär gespeichert war? Wie hätte er ihr sagen können, dass irgendjemand bei *Somnia* reges Interesse an ihr haben mochte? *Somnia* schien nicht die Art von Laden, dessen Interesse man erwecken wollte …

Neos. 2201 auf dem Planeten *K2-13* als Kolonie von Frederik van Dyk gegründet. Ein Eisplanet mit viel Potenzial. Beheizung und Anreicherung der Atmosphäre um Sauerstoff und Fauna würden einen erdengleichen Planeten hervorbringen. Van Dyk machte viel Werbung, holte ohne Unterstützung der Politik genug Investoren und Geldgeber nach *Neos* um bis 2233 ein wesentlicher Produktionsstandort für die High-Tech Industrie zu sein. Dann begann man mit dem Terraforming und machte aus der Eiswelt eine neue *Erde*. So hätte man den Gründungsmythos *Neos'* ausgestalten können.

Jeanne schlenderte durch die Häuserschluchten von *Kairi*, dem High-Tech Szeneviertel in *Neos*, der großen Hauptstadt, die sich den Namen mit dem Planeten teilte. Die Gebäude mit den großen Glasflächen, Balkonen und Leuchtreklamen in grellen Farben waren voller Läden und kleinen Shops mit allen Dingen, die man technisch herstellen konnte. Dazwischen tausende Cafés, Bars und Restaurants mit allem Essen, das sich die Menschheit je ausgedacht hatte. Und überall Menschen mit den phantastischsten Haarfarben und allen Klamotten, die mehr oder weniger als Kleidung durchgehen konnten. Selbst zwei Frauen

mittleren Alters die ihre Brüste im, Jeanne immer wieder aufs Neue faszinierenden, *Nude-Look* präsentierten, waren ihr schon untergekommen. Ansonsten war neben dem gemäßigten aktuellen Stilmischmasch *Space-Attire* vorherrschend und aufs Kreativste ausgelebt. Die Straßen waren große Fußgängerzonen mit Fahrstreifen für Taxis. Selber durfte man kein Auto besitzen und man brauchte es auch trotz fehlender U-Bahn nicht, denn die Taxis waren schnell und effizient und in ausreichender Menge verfügbar.

Jeanne hatte die Stadt auf der Stelle gefallen. Des Lichts wegen. Es herrschte die berühmte Abendstimmung, welche alles in, je nach romantischer Veranlagung des Betrachters, rotgoldenes oder orangenes Licht tauchte. Die Sonne stieg hier nicht so hoch wie auf der *Erde*, sondern folgte das ganze Jahr über einem viel tieferen, aber viel längeren Bogen, vergleichbar einer Wintersonne auf der *Erde*, und sorgte für viel warmes Licht. Es brachte der Stadt den schönen Namen *Goldene Stadt* ein. Jeanne schluckte bei dem Gedanken, wie bald das hier alles Geschichte sein würde. Sie hätte sich gut vorstellen können hier zu leben. Die Stimmung war ausgelassen, die Geister waren frei, jeder schien seine Zeit zu genießen.

Am Horizont schließlich erhob sich ein gewaltiger Turm aus Glas. Er funkelte und strahlte in der Sonne, überblickte Stadt und Meer. Bei Tage reflektierte er das Licht der Sonne und strahlte es hinaus aufs Meer und in einem gebündelten Strahl hinauf ins Weltall, des Nachts sammelte er dazu das abgestrahlte Licht der Stadt. Er war das ultimative Zeichen *Neos'* Fortschritt und Blüte und sein Leuchten war das Licht *Neos'* in der Welt. Die Neos tauften ihn *Lichtheim.*

Jeanne verließ den *Layer* und schwebte im Nachrichtenkanal. Der Nachrichtenkanal war ein Zwischen*layer* mit Einblick in hunderttausend Programme, Kanäle und Shows. Das Fernsehen des 23. Jahrhunderts. Nur musste man sich nicht unbedingt auf einen Kanal festlegen.

Als Nächstes wechselte Jeanne in den Senat. Plötzlich saß sie in den Zuschauerrängen und vor ihr spielte sich eine Sitzung ab. Nur ihre Ohren hörten nicht die Senatoren diskutieren, sondern das Programm der zentralen Radiostation *Union 1*.

Lange Zeit diskutiert, endlich umgesetzt. So fassen es unsere Kollegen aus der Senatsverwaltung zusammen. Der Senat hat heute mit einer erstaunlich knappen Mehrheit von 56.7% die systematische Ablöse von Englisch als zweite Verwaltungs-, Verkehrs- und Amtssprache der Union der Planeten beschlossen. Dies sei bloß der letzte logische Schritt hin zu einer Welt, in der sich unterschiedliche Kulturen auf Augenhöhe träfen. Besonders auf Amankan feiert man den Beschluss als großen Erfolg. Bis zum 1.7.2254 werden alle öffentlichen Einrichtungen, Organisationen, Unternehmen und Stiftungen auf Englisch als zweite Arbeitssprache verzichten und voll und ganz auf Standard setzen. Unionspräsidentin Bali nannte den heutigen Tag „einen großen Tag für uns alle." Wir hätten eine Zeit der kulturellen Diskriminierung beendet. In einer Welt in der fast achtzehn Prozent der Bevölkerung Standard, aber kaum zweizehn Englisch sprechen, war dieser Schritt lange überfällig. Man habe sich damit von einem weiteren Stück Ballast aus der Prä-Unionszeit getrennt.

Sollten Sie sich noch nicht sattelfest in Standard fühlen, keine Sorge, die englische Ausgabe unserer Inhalte wird im Zuge des Muttersprache-Programms immer verfügbar bleiben …

Jeanne spulte zur nächsten Nachricht.

Zahlreiche Hörer haben uns über Probleme in der Kommunikation mit einer Kolonie, Esperanza 1, im Mar-Sektor berichtet. Auf unsere Anfrage bei Civilization gestand man das Problem ein. Man vermute einen Fehler in den Kommunikationsrelays und werde umgehend an der Behebung des Problems arbeiten. Allerdings sei daran erinnert, dass der Mar-Sektor am äußersten Rand unseres Siedlungsgebietes liege und alleine die Flugdauer für das Reparaturteam knappe drei Wochen betrage-

Sie spulte weiter vor.

Der Prozess um Amelia Saffian, Geschäftsführerin von „Within", wurde heute beendet. Saffian wurde Forschung und Entwicklung von Künstlicher Intelligenz vorgeworfen. Der Interplanetare Gerichtshof hat sie und alle ihrer zehnundneun Mitarbeiter für schuldig befunden. Auf sie alle wartet die vollständige Auslöschung innerhalb einer Monatsfrist-

Jeanne deaktivierte das Radio und klinkte sich voll in die Senatssitzung ein. Jetzt wurde es spannend. So spannend eine Sitzung von Politikern eben sein konnte. Aber nie zuvor hatte sie eine so unmittelbar betroffen.

„Misonos Misonas! Wir kommen nun zum wichtigsten Punkt unseres heutigen Treffens, den Bestrebungen einer Kolonie, die Unabhängigkeit von der Union zu erwirken und der Festlegung unserer weiteren Schritte. Dr. Yan, Vorsitzender des Ausschusses zur Klärung der *Neosfrage*, wird Ihnen die letzten Entwicklungen zusammenfassen und die abschließende Empfehlung des Ausschusses verkünden."

Damit setzte sich der Vorsitzende und besagter Dr. Yan trat, unter höflichem Applaus, nach vor ans Rednerpult.

„Misonos Misonas! Wie vor acht Tagen in diesen Kammern beschlossen, wurden erneute Verhandlungen mit *Neos* aufgenommen, um doch noch zu einem Konsens zu gelangen. Leider muss ich Ihnen mitteilen, dass diese Bemühungen fruchtlos verlaufen sind. Der Verwalter der Kolonie, Frederik van Dyk ist vorzeitig abgereist, unsere Positionen seien unvereinbar. Die Verwaltung der Kolonie ist nicht gewillt unseren Kompromissvorschlag zu akzeptieren und hat nun neben der Profitübertragung an die Regierung auch die allgemeinen Handelsabkommen mit ihren Nachbarkolonien ausgesetzt. Mit dem Abbruch der Verhandlungen wurde die Ausrufung der sogenannten *Freien Republik Neos* am zweizehnsechsten Juli verkündet.

Nun, Misonos Misonas, ist es an Ihnen weitere Schritte zu beschließen. Aus der Sicht des Ausschusses, scheinen sich unsere Möglichkeiten jedoch im Wesentlichen auf

zahlenmäßig zwei reduziert zu haben, sofern Sie mir gestatten sie zu nennen: Das eine wäre die Unabhängigkeitserklärung anzuerkennen, das andere mit wenig friedlichen Mitteln ein Umdenken hervorzurufen und unsere Interessen durchzusetzen.“ Er justierte die Brille, ehe er die Empfehlung aussprach: „Der Ausschuss empfiehlt die Unabhängigkeit abzulehnen.“

Applaus brandete auf, sehr unterschiedlich verteilt zwischen den Fraktionen. Die einen klatschen kaum, die anderen, als hätten sie einem Nobelpreisträger zugehört. Der Chefunterhändler kehrte zu seinem Platz zurück.
Einer der Senatoren erhob sich.

„Der Senator Pretorias, Dr. Declan Kutesa ist am Wort“, hörte man eine Frauenstimme verkünden.

„Misonos Misonas!“, begann er zu sprechen, „ich möchte an dieser Stelle meinen Wunsch äußern, einen gewaltvollen Konflikt mit allen Mitteln zu verhindern. Es sollte das unsere oberste Priorität sein, auch wenn es gleichbedeutend mit dem Verlust eines starken Wirtschaft- und Industriestandorts ist. Laut den mir zur Verfügung stehenden Daten sind die zehnzweimillioneneinhundertzehntausendzweihundertfünfzehnundvier[42] Einwohner *Neos'* nach wie vor nicht in der Lage sich selbst zu erhalten.“ Jeanne schluckte. Es war sogar noch eine Million mehr … „Der Planet *Neos* mag viel fruchtbares Land bieten, doch noch hat man keinerlei Infrastruktur für Agrarwirtschaft aufgebaut. Sämtliche Nahrungsmittel, Standardnahrung[43] ausgenommen, kommen aus dem übrigen Unionsgebiet. Zweifelsfrei hält die Erde dort eine Menge seltener und für alle umgebenden Sektoren notwendiger Ressourcen und Rohstoffe und deren Gewinnung, Verarbeitung und Verkauf war seit jeher ein gutes Geschäft für die Kolonie, doch

[42] 12.110.254

[43] Lecker Energieschleim

davon kann man nicht leben, wenn man keine Abnehmer, keine Handelspartner mehr hat. Und, dessen müssen wir uns bewusst sein, *Neos* ist eine Exportkolonie. Sie steht und fällt mit dem Export von Waren in den ganzen übrigen Unionsraum. Das gibt uns eine breite Palette an Maßnahmen, und nicht nur eine, um die Verwaltung zum Einlenken zu bewegen. Sollten wir uns hier und heute für eine Blockade des Planeten entscheiden, dürften die Nahrungsvorräte spätestens innerhalb von sechs Monaten zur Neige gehen. Menschen ohne Nahrung werden unzufrieden, die Verwaltung des neuen Staates wird zerfallen, die Kapitulation ist unausweichlich und es wurde kein einziges Menschenleben verloren, je nach Handhabung, vielleicht auch keines gefährdet. Wenn wir der auf Handel basierenden Wirtschaft den Handel nehmen, dann haben wir einen Chihuahua aus einem Wolf gemacht-“ Jeanne spulte vor. „Ich reiche hiermit den Vorschlag einer Blockade durch das Militär ein.“
Er setzte sich. Es war schwierig aufgrund des Applauses auf die allgemeine Meinung zu schließen, doch er war wohl nicht allzu schlecht angekommen.

Als Nächstes erhob sich eine Frau, fast auf der entgegengesetzten Seite des kreisrunden Raumes. Den Kopf noch halb vom Plenum ab- und einer brünetten Frau im Stuhl hinter ihr zugewandt, wurde ihr das Wort erteilt.
„Die Senatorin Stockholms, Dr. Dr. Alina von Lindborg, hat das Wort.“

Jeanne wusste, es gab drei große Fraktionen im Senat, was die *Neosfrage* betraf. Kutesa hatte für die erste gesprochen, die Anhänger der Wirtschaftssanktionen und das Aushungern der Verwaltung. Lindborg würde nun die zweite Meinung äußern.

„Misonos Misonas! Ich muss meine Ablehnung gegenüber dem eben vorgebrachten Vorstoß kundtun. Dr. Kutesa sagt, es sei wohl mit einer einfachen Blockade getan, die Sache würde sich von selbst lösen. Dies ist eine, soviel will

ich eingestehen, äußerst schöne Vorstellung, die der Senator da hegt, doch ist es fraglich, ob sie auch die Realität widerspiegelt. Denn tatsächlich müssen einige weitere Faktoren in die Entscheidungsfindung miteinbezogen werden. So hat *Neos* unseren Informationen zufolge in den vergangenen Jahren ein durchaus beachtliches Aufgebot an Schiffen angekauft …“

Jeanne musste ihr gar nicht weiter zuhören, um zu wissen, dass sie *Neos* als Bedrohung aufbauen wollte. Sie überlegte wieder auf das Radio zu wechseln, als ihr Blick an der Frau von vorhin, der brünetten hinter Lindborg, hängen blieb. Jeanne war verdutzt. Sie starrte sie konzentriert an, aber die Kameras bildeten nur Lindborg wirklich scharf ab, um die Privatsphäre der übrigen Teilnehmer zu wahren. Trotzdem war sich Jeanne absolut sicher, dass in der Unschärfe des Bildes zwei topasfarbene Augen schlummerten, gelb und leuchtend wie Scheinwerfer in einer dunklen Nacht.

„… eine Flotte, welche der Größe nach, so hat mir ein Vertrauter aus dem Militär berichtet, die Größe unserer kleineren Flotten überschreitet. Admiral Aziz ist in *Naphta* gebunden, Admiral Yan übernimmt in *Ilius* und in *Kalm* scheint sich schon der nächste Sturm heranzubrauen …“

Wie es Nielson und Ahir gesagt hatten, dachte Jeanne und sah wieder hinter Lindborg auf den Platz der brünetten Frau. Sie war verschwunden. Jeanne spulte zurück, doch der Platz blieb leer. Erneut wurde das Wort an Lindborg gerichtet, doch dieses Mal wartete sie bereits und war nicht noch halb in ein Gespräch vertieft. Es war als wäre die Frau nie da gewesen. Was passierte hier?

Jeanne spulte vorwärts.

„… wäre ein großer Verlust an Material und Leben zu erwarten ...“

Und weiter vorwärts.

„… ersten Satz unserer Verfassung? Allen Bürgern und Bürgerinnen der Union das bestmögliche Leben zu bieten?

Aida, *Alexa*, *Tristan*, *Fidelius*, *Lilith*, *Cid*, *Judas* und *Adam*, alle diese Sektoren leben vom Handel mit *Neos* …"

Und weiter.

„… wenn weitere Kolonien, und das werden sie wohl früher oder später, dann auch die Unabhängigkeit fordern? Wenn sie sich ebenfalls lossagen und uns den Rücken kehren? Wenn *Neos* also zum Präzedenzfall würde? Können wir dann Frieden garantieren? Können wir mit Sicherheit ausschließen, dass sich diese neu geformten Regierungen friedlich verhalten werden? Für immer im Interesse aller engagieren? Nein, das können wir nicht! Das kann nur ein zentrales, demokratisch gewähltes Organ wie dieser, unser Senat!"

Endlich kam die Frau zum Finale.

„… die Flotte *Neos*' zerstören und die Kolonie aufzulösen. *Neos* soll nichts weiter als ein Rohstoffexporteur sein. Damit beweisen wir die Stärke dieses Senats sowie die Einigkeit der Union und senden ein klares Zeichen an alle Kolonien, die sich an *Neos* ein Beispiel nehmen wollen. Ich reiche hiermit den Vorschlag einer für unsere Sicherheitspolitik notwendigen Invasion mit sicherem Geleit der Bevölkerung in das übrige Unionsgebiet ein."

Beifall brach aus. Die Blockade schien schon vom Tisch. Lindborg setzte sich, neigte sich nach hinten, als wollte sie der Verschwundenen etwas sagen, und schien im allerletzten Moment erst zu bemerken, dass sie alleine war. Oder wollte Jeanne das bloß sehen und sie war gar nie hiergewesen? Frustriert musste sie sich dazu zwingen, weiter der Sitzung zu folgen. Takeshi müsse sich diese Aufnahme unbedingt genauer ansehen …

Die dritte Fraktion-

„Die Senatorin Washingtons, Dr. Emily Heatherway hat das Wort."

„Misonos Misonas … solle der Schaden an Leben und Material auf beiden Seiten möglichst gering gehalten

werden … Sollte dieser letzte diplomatische Versuch einer Lösungsfindung …“

Wertloser Beitrag in Jeannes Ohren, aber erneut nahm die Lautstärke und Intensität des Applauses zu.

„Der Senator Tokios, Hiro Shigomoto hat das Wort.“

„Misonos Misonas, ich möchte eine Frage in den Raum stellen. Wie viele der einstigen Kolonialmächte waren beständig und haben ihren Landbesitz gehalten?“ Er ließ seinen Blick durch die Menge schweifen. „Sie werden mir zustimmen, wenn ich sage: kein einziges. Selbst das einst mächtige Großbritannien, das ein Viertel der Erdoberfläche beanspruchte, zerfiel in die territoriale Bedeutungslosigkeit. Diese Entwicklungen legen nahe, dass eine Kolonialisierung niemals ewig Bestand haben kann und es daher eine müßige Kraftanstrengung ist den Erhalt eines solchen Staates zu versuchen.“

Stellenweise tat sich Empörung kund, doch der Senator hielt nicht inne. „Stattdessen sollten wir diese unvermeidliche Entwicklung bestmöglich nutzen, indem wir Kolonien auf Ansuchen hin entlassen und somit ein Band der Freundschaft und des Vertrauens mit der neuen Regierung knüpfen. Was blieb vom britischen Weltreich? Ein enormes kulturelles, politisches und juristisches Erbe! Wenn wir also geschickt vorgehen, so werden auch in den nun unabhängigen Staaten die gleichen Wertvorstellungen hochgehalten, auf die sich die Union im Augenblick stützt. Auch in diesen neuen Staaten wird man Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit schätzen und achten und ein gewaltfreies Miteinander forcieren. Ich möchte Vorschlagen dem Planeten *Neos* die Unabhängigkeit zu gewähren, verbunden mit allen Rechten und Pflichten, und damit den Grundstein für eine der Zukunft entsprechenden Politik legen. Den ersten Stein auf dem Weg in eine neue, eine bessere Union der Planeten!“

Der Applaus war erneut sehr unausgewogen verteilt. Viele unterließen ihn vollständig, andere taten es nur aus

Gründen der Höflichkeit, wieder andere klatschten mit Elan.
Das war die dritte Fraktion, die Liberalen.

„Es spricht die Senatorin von Schanghai, Dr. Dr. Dr. Chan Wang."

„Misonos Misonas. Ich möchte, wie alle Rednerinnen und Redner vor mir, Schaden abwenden, und bin daher gegen den Einsatz des Militärs. Damit will ich das Entstehen von Kollateralschaden verhindern. Ich bin der Meinung, anstatt eine Flotte zu entsenden, sollten wir punktgenau eingreifen. Anstatt des Knüppels sollten wir die Nadel einsetzen. Wir haben eine ganze Riege fähiger Agenten, Männer und Frauen, die imstande sind, die Köpfe dieses Problems punktgenau auszumachen und ihr Unterfangen zu stoppen. Warum sollten wir unsere Soldaten riskieren, unsere Schiffe, warum das Wohlergehen der Bewohnerinnen und Bürger Neos, die kein sonderliches Interesse an einer Unabhängigkeit ihres Planeten haben, die vielleicht sogar dagegen sind und nur durch die Euphorie der anderen nicht in der Lage sind ihre Meinung kundzut-"

Die Attentäterin, dachte Jeanne und spulte vor. Es kamen noch einige mehr Wortmeldungen, doch gesagt wurde nicht mehr viel Neues und Jeanne hatte genug davon und klinkte sich wieder parallel in andere Programme, bis endlich ein letztes Mal Applaus aufkam und aufgeregtes Gemurmel folgte wie ein Schwarm eingeschlossener Insekten. Niemand erhob sich, woraufhin der Vorsitzende erneut das Wort ergriff.

„Wenn niemand mehr einen Vorschlag einbringen will", er wartete, auf eventuelle letzte Wortmeldungen und Jeanne rief innerlich laut NEIN!, denn gesagt wurde schon seit einer halben Stunde nichts mehr, „dann will ich hiermit die Bedenkzeit beginnen. Ich bitte Sie alle sich in fünf Stunden und zehnzwei Minuten wieder hier zu versammeln, um die entscheidende Abstimmung durchführen zu

können.“
Er setzte sich. Es folgte ein letzter Applaus, dann verschwanden die Senatoren durch die Ausgänge.

Jeanne war sich gewiss, sie müsse nicht auf das Ergebnis der Abstimmung warten. Sie durchstöberte noch rasch ihre privaten Nachrichten, zahlte eine Rechnung von *Unreal Imaginations*, seit sich Takeshi weigerte sie mit der wirklich guten Software zu versorgen musste sie sich anderswo nach Alternativen umsehen um etwas abzuschalten, warf eine Handvoll Schlaftabletten ein und ging zu Bett. Das Schicksal *Neos* war zu diesem Zeitpunkt bereits entschieden und sie würde morgen früh davon erfahren.

Dr. Liú stand in leicht gekippten Buchstaben an der Tür und Jeanne war sehr mulmig zumute. Drauf und dran wieder zu gehen, wurde die Tür geöffnet und sie sah sich einer dunkelhaarigen Frau gegenüber. Dr. Liú, sie hatte sich nicht allzu sehr verändert. Liú sah Jeanne einige Augenblicke überrascht an, ehe sich in ihrem Gesicht Erkennen zeigte.

„Jea- Sonas Lavie“, sagte sie und musterte sie erstaunt von oben bis unten. Es waren viele Jahre vergangen, dass sie einander das letzte Mal gesehen hatten. Ihr Blick glitt über die Uniform und an die Abzeichen an Jeannes Kragen. „Wollen Sie zu mir?“

Jeanne nickte, als müsse sie sich noch selbst davon überzeugen. „Ja“, sagte sie, „aber Sie sind eben am Aufbrechen?“

„Nein, ach, das ist nicht so wichtig. Kommen Sie rein! Es ist ja eine Ewigkeit her.“ Die Tür wurde vollends aufgezogen und Jeanne eingelassen. Sie zögerte einen Moment und schritt dann mit einem Ruck voran durch die Tür.

Jeanne sah sich um im großen Büro, mit demselben ausschweifenden Sofa, das vor 20 Jahren schon hier gestanden hatte und den gleichen Bildern von Regenwald, Savanne und Wüste an den Wänden.

„Bitte, setzen Sie sich doch!“

Jeanne setzte sich, aber ganz bewusst etwas abseits der Stelle, an der sie früher immer gesessen hatte. Jedes bisschen Abstand, das sie zwischen sich und die Vergangenheit schieben konnte, war bedeutsam und jede Unbequemlichkeit wert.

„Es ist schön Sie zu sehen. Wollen wir uns am Vornamen nennen?“

Jeannes Blick hatte das ganze Zimmer abgesucht und alles an seinem Platz vorgefunden. Jetzt befasste sie sich eingehender mit Dr. Liú. Sie hatte Recht. Damals war sie ein Kind gewesen und Liú eine Erwachsene. Es hatte ein ganz klares Gefälle gegeben und Jeanne sie Dr. Liú genannt und sie selbst war einfach nur Jeanne gewesen. Heute war das anders. Jeanne nickte, ob des Vorschlags und Liú lächelte.

„Also, Jeanne“, sagte Elaine, „was verschafft mir die Freude Ihres Besuchs?“

Die Sprache mochte sich geändert haben, aber die Situation war denen von damals zu ähnlich. Elaine war Psychologin, Psychotherapeutin und Vorsitzende jenes Komitees gewesen, welches Jeannes Fortschritte bewerten sollte. Die anderen vier hatte Jeanne nur ganz selten gesehen. Sie hatten sich meist nur die Aufzeichnungen von Elaines Gesprächen mit Jeanne angesehen und darauf ihre Entscheidungen basiert.

„Mein Vater“, sagte Jeanne knapp. „Er ist tot.“

Elaine nickte langsam. „Ja“, sagte sie und forschte in Jeannes Gesicht nach Emotionen, „wollen Sie darüber sprechen?“

„Ja“, sagte Jeanne.

Elaine musterte sie mit genau dem Blick, dem Jeanne damals nicht hatte entkommen können und sie fragte sich, was sie sah. Sah sie denselben Menschen hier sitzen, jenes kleine Mädchen oder den verschlossenen Teenager? Auf sie wirkte Elaine bei genauerer Betrachtung um keinen Tag

gealtert. Sie sah gleich aus, sie hielt sich gleich und sie sah sie mit genau demselben, forschenden Blick an. Mit dem gleichen geheuchelten Einfühlungsvermögen.

„Was denken Sie darüber?“, fragte Elaine.

Jeanne schüttelte den Kopf. Nein, dieses Spiel würde sie nicht mehr mitspielen. „Ich will keine Therapie. Ich will wissen was damals geschehen ist.“

„Wie meinen Sie das?“

„Seit ich drei Jahre alt war brachte mich mein Vater zweimal die Woche hierher. Es war Teil der Auflagen, um mich behalten zu können. Ich will wissen, wie viel Einfluss hatten Sie und Ihre Kollegen auf mein Leben?“

„Sie wollen wissen wie sehr Ihr Vater für Ihre Kindheit und Jugendzeit verantwortlich ist?“

Jeanne musste nicht antworten.

„Wollen Sie etwas trinken?“, fragte Elaine und Jeanne verneinte.

„Gut“, sagte Elaine und schien zu überlegen, wo zu beginnen wäre. „Wie viel wissen Sie über Ihren Fall?“

„Nichts. Alles unter Verschluss. Witzig, dass ich nicht-mal selber was dazu erfahren kann, aber so ist es. Also bin ich hier.“

„Okay“, sagte Elaine, „erzählen Sie mir was Sie wissen und ich versuche zu ergänzen, was Sie noch interessiert.“

Jeanne schaute sie stumm an und überlegte. Selbst jetzt ließ sich diese Frau nicht in die Karten schauen. Sie, Jeanne, sollte anfangen zu erzählen. Es war immer so gewesen und schien sich nie zu ändern. Aber *eines* hatte sich geändert: Sie war nicht mehr bereit Spielchen zu spielen. Sie hatte diese Frau lange, lange Zeit ausgetrickst und sich ihr so unendlich überlegen gefühlt, aber letztendlich doch den Kürzeren gezogen.

Also fing Jeanne an zu erzählen was sie wusste: „Mein Vater hat mich für einen Versuch ausgewählt, eine Imitatio wie ein gewöhnliches Kind aufzuziehen. Dafür brauchte er einer Menge Leute Zustimmung. Die sahen die Chancen

und haben Sie und Ihre Kollegen eingesetzt, um meine Fortschritte zu begutachten. Vermutlich hätten Sie das Experiment auch abbrechen können, wenn ich ganz am Anfang schon Mist gebaut hätte. Aber so durfte ich bei ihm zu Hause aufwachsen, als wäre ich wirklich seine Tochter und er musste garantieren, mich regelmäßig zu Ihnen zur Kontrolle zu bringen. Und hier endet mein Wissen auch schon. Ich will wissen was hinter den Kulissen geschah."

Elaine schien ihre Worte abzuwägen, gründlich abzuwägen. Es dauerte fast eine halbe Minute ehe sie etwas sagte: „Zunächst müssen Sie wissen, das Projekt wurde nur unter großen Vorbehalten genehmigt. Es herrschte große Unsicherheit in der zuständigen Abteilung des Ministeriums. Jedem gewöhnlichen Forscher wäre die Bitte schnurstracks abgeschmettert worden. Man hatte große Angst vor den Auswirkungen auf die Menschheit, wenn wir anfingen unseren Nachwuchs zu züchten. Das Imitatioprogramm stand von Stunde Null an unter strengster Aufsicht und hatte seinen Zenit bereits weit überschritten. Dann kam Antoine Lavie und wollte einen Imitatio im Kleinkindalter adoptieren. Das war die Stimmung zum Zeitpunkt Ihrer Geburt. Skepsis, Misstrauen und Angst vor möglichen Folgen. Der Ablauf dauerte viele, viele Monate. Lavie musste sich dutzenden Untersuchungen stellen, Kommissionen und Gutachtern. Wissenschaftlicher und praktischer Natur. Wenn jemals jemand darum gekämpft hat ein Kind haben zu dürfen, dann war es Lavie. Ihr Vater."

Sie sagte das mit einem Lächeln, als täte sie ihr damit einen Gefallen ihr zu sagen, wie sehr sie gewollt war. Jeannes Gesicht zeigte keine Gefühlsregung, was ihrem Implantat viel Arbeit kostete. Aber sie wollte vor dieser Frau keine Emotionen mehr zeigen. Sie wollte die Information und sonst keinen Umgang mit ihr. All das hier, allein dieser Raum, der sich so gar nicht verändert hatte, machte sie unaussprechlich wütend.

„Am Ende bekam er die Erlaubnis Sie zu erschaffen. Dann musste er sie für einige Wochen abgeben, damit man Ihre Funktionalität prüfen konnte und Ihre Konformität gegenüber dem, was man für die messbaren Eigenschaften eines Menschen hielt. Und dann war Lavie ein alleinerziehender Vater mit einer vier Monate alten Tochter.

Ich weiß nicht wann Ihre Erinnerungen einsetzen, aber Sie konnten kaum sprechen, da kamen Sie zweimal die Woche hierher. Das war lange bevor sie drei Jahre alt waren."

Jeanne erinnerte sich an das erste Mal, das sie behalten hatte. Damals war der Raum doch anders gewesen. Alles hier drinnen war sehr viel größer und am Tisch stand eine Dose mit Süßigkeiten, aus denen Jeanne am Ende der Sitzung immer etwas nehmen durfte. Die Erinnerungen an Elaine als Person aber waren von späteren überschattet, prägenden Sitzungen in ihren Teenagerjahren, zu denen sie direkt von der Schule kam. Deshalb sah sie für sie wohl unverändert aus.

Elaine schien keine Antwort zu erwarten, sie hatte sich offensichtlich mit Jeannes verschlossenem Schweigen abgefunden und sie erzählte weiter. „Abseits von Ihren Besuchen hier wurde ihrer beider Wohnung in unregelmäßigen Abständen überwacht. Ihr Vater musste sich regelmäßigen Tests, Befragungen und Untersuchungen unterziehen. Und unsere Sitzungen hier wurden von meinen Kollegen aufs gründlichste analysiert. Die große Datenmenge zu Ihrem Fall beschäftigt heute noch viele angehende Psychologen. Vor allem Ihre Gabe zur Täuschung von fünf Experten."

Jeanne sagte nichts und Elaine erzählte weiter.

„Sie wurden eingeschult", Jeanne erinnerte sich an ihren ersten Schultag, und die ersten zwei Wochen und die Blicke der anderen, nachdem sie wieder getan hatte, was sie alle nicht konnten, „und Lavie wollte Sie aus der Schule nehmen."

Jeanne sah sie überrascht an. Das war ihr neu. Er hatte sie aus der Schule nehmen wollen?

„Ihr Vater wusste sehr wohl, dass Sie nicht in die Schule passten. Dass Sie eine ewige Außenseiterin bleiben würden. Aber wir entschieden uns dagegen. Es galt herauszufinden, ob Imitatio in der Gesellschaft funktionieren könnten. Frust, so dachten wir, gehöre dazu."

„Und wie viel Frust ist einem sechsjährigen Mädchen zuzumuten?", fragte Jeanne tonlos. Das Arbeitspensum ihres Chips wuchs erneut.

„Wir akzeptierten, dass Sie in eine Schule für Hochbegabte wechseln", sagte Elaine, „aber selbst dort gab es niemanden Ihresgleichen."

„Nein", sagte Jeanne. Was dann kam war ihr schmerzlich bewusst. Aber sie hatte erfahren, was sie wissen musste: Ihr Vater *wollte* sie aus der Schule nehmen, nur *konnte* er es nicht. Er *durfte* es nicht. Weil diese Frau und ihre Kollegen es verbaten. Dieses Wissen löste sie nicht in Tränen auf, weil sie ihren Vater missverstanden hatte. Es war bloß … gut das zu wissen. Nicht das es jetzt noch etwas änderte.

„Sie wurden ein verschlossenes Kind. Ein Kind mit einer unfassbaren Gabe die Erwachsenen um es herum zu täuschen. Einhundert Mal pro Jahr kamen Sie hier zu mir und wir redeten über Ihr Leben und Sie tischten mir ein Märchen nach dem anderen auf. Über ihre Freundinnen, die Schule und, als Sie es für den richtigen Zeitpunkt hielten, deuteten Sie sogar an verliebt zu sein, auf eine Art und Weise, so überzeugend, dass ich es bis heute nicht verstehe. Und wir glaubten es Ihnen. Es wundert mich keine Sekunde, dass Sie Ihren Vater hatten täuschen können und er von nichts wusste."

Elaine musste nichts weiter sagen. Jeanne war sich aller übrigen Details nach wie vor bestens bewusst.

Jeanne hatte niemals gepasst. Sie war immer die Außenseiterin geblieben, wie es ihr Vater vorausgesagt hatte. Sie

war die Beste, die Klügste und irgendwann die Schönste. Andere waren übel zu ihr. Andere Kinder waren die schlimmsten. Sie konnte noch so freundlich sein, alle fühlten nur Bedrohung und ihre eigene Unzulänglichkeit in ihrer Gegenwart. Die Schule für Hochbegabte machte alles nur noch schlimmer. Da waren sie alle, die man als ach so hochbegabt betrachtete und dann kam sie und ließ sie wie geistig zurückgeblieben aussehen.

Ha, wie gerne würde sie ihnen allen nun von ihren toten Zehen erzählen, das Loch in ihrem Rücken zeigen. Schaut her, das ist der Preis für mein Perfektsein. Ich faule bei lebendigem Körper. Wollt ihr jetzt noch mit mir tauschen?

Ihr Vater fragte, wie es in der Schule war, und sie lächelte und log und verabscheute ihn. Sie hatte ihm immer die Schuld gegeben. Dafür, dass er sie in diese Hölle einer Schule schickte. Dabei war er sich ihrer Probleme bewusst … Elaine hatte es eben gesagt. Aber die junge Jeanne hatte das nicht gewusst, konnte es nicht wissen und hielt ihn für einen Heuchler, weil er heile Welt spielte, während sie innerlich verbrannte. Sie glaubte, der Grund für ihr Leiden war seine Geltungssucht und sein Egoismus, dass sie nur existierte, weil er es der Welt zeigen wollte, ein Werkzeug, ein Instrument, um sein Genie weiter vorzuführen. Damals hatte er bereits den Nobelpreis bekommen und Jeanne verloren.

Eines Tages lernte sie etwas Neues. Sie lernte, wie einfach es war ihre Mitschüler, ihre so simplen Mitschüler, zu manipulieren. Sie Dinge tun zu lassen, die sie wollte. Es war zum loslachen einfach. Mit einem Mal war ihre Einzigartigkeit etwas Positives. Mit einem Mal war sie Herrscherin in ihrer Welt. Und sie regierte eisern und ohne Gnade. Zuerst in der Schule, dann in den Straßen der Stadt. Sie verachtete Schwäche und keiner war so stark und so klug wie sie, also verachtete sie alle. Alle, die sie immer gemobbt, verspottet und verachtet hatten. Alle Neider und Versager. Sie machte die einen die anderen

verprügeln, bedrohen, erpressen, berauben und noch viel schlimmer und härter mobben, als sie es selbst erfahren hatte. Und immer noch fragte ihr Vater, wie es in der Schule war und sie lachte, lachte seit langer, langer Zeit zum ersten Mal wieder wirklich und ehrlich und sagte: Ganz toll. Elaine fragte, ob sie viel mit ihren Freundinnen unternahm, alles erlogene Charaktere, und sie sagte ja und erfand eine Geschichte nach der anderen und ging danach wieder zum Bahnhof, von wo aus sie ihre Untergebenen beherrschte. Vereinzelt schien Elaine manches Mal kurz davor doch eine Fährte aufzunehmen und dann zog sie ihren gewaltigen Denkapparat für ein paar Minuten ab von der Unterdrückung ihrer Mitschüler und erfand die tollsten Geschichten, von schweren Tests und süßen Jungs. Sie glaubte Elaine vollends durchschaut und spielte auf ihrer Klaviatur alle die Melodien, die sie hören wollte.

Natürlich lief etwas schief. Die Polizei tauchte auf und Jeannes Zirkel war gesprengt, selbst ihre Macht über die pubertierenden Schwachköpfe konnte es noch nicht mit der Furcht vor der Polizei aufnehmen und alle petzten. Doch ihr Vater fragte Jeanne bloß, ob es stimme, was die Feiglinge sagten und sie log und sagte nein und er sah sie nur an und glaubte ihr und holte sie da raus und sie hasste ihn und seine Scheinheiligkeit und seinen unbändigen Wunsch an der Phantasie seiner wissenschaftlichen Unfehlbarkeit - sein Experiment konnte nicht scheitern! - seiner Phantasie einer heilen Familie festzuhalten. Als hätte es diese je gegeben. Die Welt war sein Laboratorium und Jeanne nur das neueste und spannendste Experiment. Das war der entscheidende Moment gewesen. Der Moment, an dem Jeanne erkannte, sie brauchte ihn nicht. Sie hatte keinen Vater und sie brauchte keinen Vater. In diesem Moment war er für sie gestorben.

Da war mehr an der Sache. Davor und danach, aber das Entscheidende war die Polizei hatte es ihr angetan. Die Ausbildung würde sie von zuhause wegholen und so stieg

sie in die Ausbildung zur absoluten Polizeielite ein, den *Judges*, Polizist und Richter in einer Person, und tauschte die Wohnung ihres Vaters gegen die Akademie auf *MOON1* und brach jeden Kontakt mit ihm ab. Er sandte ihr immer mal wieder Nachrichten, aber sie antwortete nie.

„Lavie, Ihr Vater, war häufig bei mir", sagte Elaine und riss Jeanne zurück in die Gegenwart, „abseits Ihrer Sitzungen. Er hatte Angst alles falsch zu machen. Nicht dass er versucht hätte etwas von unserer beider Sitzung zu erfahren, das hat er immer akzeptiert. Aber er kam mit seiner großen Furcht, er würde den Anschluss an Sie verlieren. Sie würden zu schnell erwachsen, schneller, als er folgen könne."

Jeanne sah sie ausdruckslos an.

„Egal was Sie ihm zum Vorwurf machen wollen, niemand hätte sich mehr Mühe geben können. Wenn er versagt hat, dann ist das das sicherste Zeichen dafür, dass das Experiment zum Scheitern verurteilt war."

„Das ich ein Fehlschlag war", spezifizierte Jeanne und stand auf. Sie hatte genug gehört.

Die Welt ihrer Erinnerung versank in Schwärze. Wie oft hatte sie sie nun bereits aufs Neue durchgespielt? Diese und die anderen?

Sie hatte ihren Vater an jenem Tag, als sie 15 und aufgeflogen war, abgeschrieben. Danach hatte sie ihn noch ein einziges Mal gesehen. Freudestrahlend und voller Stolz. Am Tag ihrer feierlichen Abschiedszeremonie an der Akademie. Man steckte ihr den Orden der *Judges* an die Brust und sie sah ihn in der ersten Reihe klatschen, als wollte er alleine den Raum mit Applaus füllen.

Danach standen sie einander gegenüber. Für fünf Sekunden. Die Ausbildung zum *Judge* hatte sie von einem dummen Mädchen zu einer erwachsenen Frau gemacht. Aber sie hatte sie nicht weit genug reifen lassen, dass sie ihm

hätte verzeihen können, was sie glaubte ihm vorwerfen zu dürfen. Immer noch hielt sie ihn für einen puren Egoisten.

Die Welt nahm wieder Form an und da war er, der Augenblick, als er sich seinen Weg zu ihr gebahnt hatte und sie einander gegenüberstanden. Und Jeanne sagte den einen Satz, dessen jedes Wort ihr heute die Innereien zerfetzte.

Sie wechselte zum Militär, stieg in die Offizierslaufbahn ein, wurde Lieteunant und Lieteunant Commander und dann Commander. Ihr Vater, sandte immer noch hin und wieder Nachrichten und fragte wie es ihr ginge und es wurde bekannt, dass sie Captain würde und das Kommando über die *Sleeping Beauty* erhielte und er gratulierte und sie verabscheute ihn und sie legte, zusammen mit Ahir dem damals schlimmsten Sklavenhändler das Handwerk und sie bekam einen Orden dafür und hatte vor nichts soviel Angst wie davor, er könnte bei der Verleihung auftauchen. Aber dazu kam es nicht. Wenige Stunden davor war er tot. Erschossen mit der richtigen Munition, um ihn für immer auszuschalten. Es hatte sich noch jemand gefunden, der ihn verabscheute. Vielleicht hatte der sogar Recht damit, Jeanne hatte es nicht. Nur hatte sie zu lange gebraucht, diese Erkenntnis zu erlangen.

Adrian ging wieder zur Schule. Am ersten Abend bei den Heindls gab es gleich einen kleinen Krach zwischen Mutter und Tochter, weil diese die Schule geschwänzt hatte und es stellte sich bald heraus, dass auch für Adrian bereits eine Schuluniform[44] bereitlag und er am nächsten Morgen seine Schullaufbahn wiederaufnehmen würde.

„Keine Sorge. Schule ist gar nicht sooo schlimm. Eigentlich ist es ganz in Ordnung. Ein wenig der Lehrerin zuhö-

[44] Eigentlich die ganz normale zivile Uniform bloß in Dunkelgrün.

ren, ein wenig abschreiben und dann kannst du schon raus."

Adrian hegte keine große Begeisterung bei der Aussicht dem Unterricht beizuwohnen. Mit dem, was das Schiff anderswo zu bieten hatte, könnte wohl kein Klassenzimmer der Welt mithalten. Selbst wenn man hier einen Winikopf hätte und davon war nicht auszugehen. Dennoch saß er an seinem dritten Tag an Bord, widerwillig aber brav, an seinem Tischchen. Wo er aber nicht lange sitzen durfte, denn die Lehrerin winkte ihn gleich nach vorn.

„Kinder, wir haben einen neuen Mitschüler", verkündete die Lehrerin, Irene Adler, und legte ihre Hände auf Adrians Schultern, wie um alle Augen auf ihn zu konzentrieren. „Sein Name ist Adrian Tolean. Kannst du uns ein wenig über dich erzählen Adrian?" Sie ließ von ihm ab und tat einige Schritte zur Seite.

Adrian kratzte sich an der Nase. Das war im jetzt doch etwas peinlich. Lily, ganz hinten in der letzten Reihe, streckte breit grinsend den Daumen hoch. Als hätte sie gewusst, dass das geschehen würde und es ihm nicht gesagt … Wie fies war das denn?! Er blickte in die Runde. Etwa genau 23 Kinder waren außer ihm noch im Zimmer und musterten ihn neugierig. Er überlegte. Kein einziger Beta dabei. Alle nur langweilig weiß, braun, schwarz und dazwischen. Mensch vermisste er Fabian!

„Mein Name ist Adrian Tolean. Das kommt aus dem Deutschen aber es wird französisch gesprochen. Mein Vater heißt Wilhelm und mein Bruder Leo. Und meine Schwester Faye. Sie lebt auf der *Erde*." Adrian überlegte kurz. „Bis vorgestern war ich auf der Station *Astroid AG F2*. Aber der Asteroid wurde gesprengt. Eigentlich bin ich nur durch Zufall da." Dann überlegte er noch einmal kurz und blickte dann die Lehrerin fragend an. Das musste doch genug gewesen sein.

„Vielen Dank, Adrian! Will jemand Adrian etwas fragen?"

„Wie ist es auf einem Asteroiden?“, fragte ein Mädchen aus der ersten Reihe.

Adrian kratze sich an der Nase. „Anders“, wich er aus. „Alles ist ein wenig kleiner.“ Und schmutziger. „Und mit weniger coolen Maschinen. Da wird mehr mit der Hand gemacht ...“

„Vermisst du die Station?“, fragte ein anderes Kind.

Adrians Nase war schon ziemlich rot.

„Na“, machte er, „schon ein wenig. Aber hier ist es auch große klasse.“

Dann die wichtigste aller Fragen: „Sammelst du Acquaballkarten?“

„Na aber klar!“

Es platzte los: „Hast du Tatto? Ich brauche unbedingt Tatto!“

„Nein! Tausche ihn mit *mir*!“

„Ich gebe dir alle *Silicon Volleys*!“

Die Lehrerin griff rasch ein: „So, genug Kinder, weitere Fragen bitte in der Pause“, und „Helft ihm, wenn er Fragen hat!“.

Damit winkte sie Adrian an seinen Platz zurück. Ganz hinten, in der letzten Reihe neben Lily, welche, kaum hatte sie den Klassenraum betreten, einen äußerst schläfrigen und desinteressierten Eindruck machte. Etwas, dass er bisher gar nicht an ihr gekannt hatte. Sie war kurz aus ihrem Energiesparmodus aufgewacht, als Adrian vorne stand, doch jetzt hatte sie ihn wieder aktiviert.

„Also Kinder, heute widmen wir uns einem ganz besonders wichtigen Thema! Ich möchte, dass ihr euch heute ganz besonders anstrengt und mitarbeitet. Was wisst ihr über Neuralimplantate? Hm? Kommt schon! Ja, Joshua?!"

„Man kann damit fliegen!"

Irene nickte mit mehr Enthusiasmus, als alle Kinder zusammen. Als würde sie hier die Geheimnisse der Welt kennenlernen und sie nicht unterrichten. „Ja genau, das kann man. Noch etwas?"

„Man kann damit Dinge sehen, die man ohne nicht sehen kann!"

„Sehr guter Punkt, Ada", lobte Irene, „weiter!"

„Man kann nicht mehr krank werden", sagte Anna.

„Auch vollkommen richtig."

„Meine Mama hat gesagt man kann sein Gesicht ändern", platzte Julio heraus.

„Man kann nicht mehr sterben."

Irene lächelte das Mädchen an, das dies gesagt hatte, doch die bekam nichts davon mit. Es war die ansonsten anteillose Lily gewesen und Adrian stellte erstaunt fest, dass sie bei ihrer Wortmeldung kein einziges Mal die geschlossenen Augen geöffnet hatte, als würde sie alle Energie ins Denken investieren. Dann tat sie es doch und warf Adrian einen äußerst gelangweilten Blick zu, dass er fast lachen wollte.

„Gut gemacht. Perfekt", lobte die Lehrerin, „damit hätten wir auch schon einige der wichtigsten Punkte erwähnt. Fassen wir zusammen" - hinter ihr erschien ein Hologramm mit einer Auflistung – „es gibt im Wesentlichen fünf herausragende Eigenschaften der Neuralimplantate. Die werden wir uns jetzt etwas näher ansehen. Ihr wisst, wann immer ihr Fragen habt, nur raus damit. Also.

Erstens. Das Neuralimplantat kontrolliert sämtliche Körperfunktionen. Von den einzelnen Organen über den Blutkreislauf, das Nervensystem bis hin zur Zellteilung. Dabei korrigiert es schon die kleinsten Anzeichen von Fehlern und Unregelmäßigkeiten und -“

„Ja, Mehmed?“

„Was heißt Unregelmesigkeit?“

„Es heißt, dass etwas nicht so ist, wie es sein soll. Es ist eine weniger schlimme Form von einem Fehler.“

Mehmed überlegte, ob ihn diese Erklärung befriedigte. Er grübelte ein paar Augenblicke und schien dann zufrieden. Adler wartete geduldig und setzte erst dann fort: „Das Implantat setzt Antikörper - ihr wisst Antikörper,

davon haben wir vor zwei Wochen gesprochen - gezielt ein und eliminiert Mutationen – kleine ungewollte Veränderungen, kleine Fehler, gröbere *Unregelmäßigkeiten* - bereits wenige Stunden nach ihrem Auftreten. Damit ist das Implantat die direkte Verlängerung der Gen-Entschlüsselung, von der wir letzte Woche gelernt haben. Wissen alle noch Bescheid zur Genentschlüsselung? Will jemand etwas fragen? Zur Genentschlüsselung?“

Adrian blickte sich in der Klasse um. Tatsächlich schienen die meisten zu verstehen, was die Frau da vorne von sich gab. Zumindest taten sie, als würden sie genauestens den Ausführungen folgen. Nur Lily machte ihm Mut. Sie schien sich kein bisschen für das Gesprochene zu interessieren. Damit fühlte er sich nicht ganz so abgehängt.

„Adrian“, sagte Adler, „du kannst immer Fragen stellen, ja? Ich vermute du bist nicht ganz am Stand der Klasse, aber es ist immer gut Fragen zu stellen. Wer kann Adrian etwas zur Genentschlüsselung sagen?“

Dann bekam Adrian von einer Mitschülerin, und es war nicht Lily, eine Kurzfassung, die er erstaunlich gut verstand. Adler lobte das Mädchen und fragte, ob er Fragen stellen mochte. Er mochte nicht und Adler kam zurück zum heutigen Stoff. Aber für Wiederholung müsse man sich immer Zeit nehmen!

„Das Neuralimplantat kontrolliert sämtliche Körperfunktionen“, wiederholte sie und fragte dann: „Was macht das Neuralimplantat?“

„Das Neuralimplantat kontrolliert die Körperfunktionen“, echote es aus der Klasse.

„Zweitens. Das Implantat optimiert den Körper. Was mit der Genmanipulation erst begonnen hat, wird mit ihm vollendet. Es erhöht die Hörschwelle, verbessert die Augen, um bisher nicht sichtbares Licht wahrnehmbar zu machen und sensibilisiert Geruchs-, Geschmacks- und Tastsinn. Es werden gerade so viele Kalorien aufgenommen, um das ideale Verhältnis zwischen Fett und Muskel-

masse aufrecht zu erhalten. Die effektiv nutzbare Gehirnkapazität wurde erweitert und die Aneignung von Wissen wird zur Sekundenaufgabe. Ja, Min?“

„Warum gibt es dann noch Schule?“

„Hervorragend. Eine tolle Frage, Min!“ Sie strahlte übers ganze Gesicht und warf die Frage an die Klasse zurück: „Also Kinder, wer kann sich eine Antwort auf Mins Frage denken?“

„Man kann nicht den ganzen Tag nur spielen! Man muss auch was arbeiten! Das sagt meine Mama immer!“

„Ja, Sahid, dass ist sicher nicht falsch. Aber Schule ist nicht nur sinnlose Arbeit!“

„Kinder bekommen noch keine Chips! Also wären wir ohne Schule ganz dumm!“

Adler tippte bestätigend in die Luft. „Ganz richtig, Ning. Sehr gut. Kinder bekommen keine Chips. Es hat sich herausgestellt, dass der Chip umso besser arbeitet, je mehr der Träger sein Gehirn ausgebildet hat. Ihr müsst hier nicht Faktenwissen pauken und Zahlen und Formeln auswendig lernen. Aber der Prozess des Denkens, der Denkprozess, den ihr hier lernt – wie man sich mit Dinge auseinandersetzt, wie man Dinge versteht – das wird euch auch mit Chip enorm helfen. Wir lernen: die Schule ist eine Schule des Denkens, eine Schulung im Denken. Hier lernt ihr wie ihr Sinn erfasst. Verstehen anstatt Auswendiglernen. Was lernen wir in der Schule?“

„Das Denken!“, kam es im Chorus zurück.

„Hat jemand dazu eine Frage?“ Sie wartete eine halbe Minute. „Gut, dann lasst mich fortsetzen!

Drittens. Der Chip ermöglicht die Schaffung von sogenannten *parallelen Realitäten* oder *Parallelrealitäten*. Das heißt - und das mag jetzt schwer vorzustellen sein, Kinder - man schafft nicht real existierenden Raum, in dem man sich bewegen, in dem man leben kann, als sei er real. Stellt euch das vor wie in einem Traum. Wer hat schon mal geträumt und wusste, dass es ein Traum war? Ja? Stellt

euch das so vor. Ihr wisst, dass ihr träumt und ihr könnt an etwas denken und es ist da! Es passiert! Schöne Idee, oder? Wisst ihr warum manche Viertel in *Erden*städten einer einzigen Betonwüste mit winzigen Wohnungen ohne Fenster gleichkommen? Dort leben Menschen in *Paralellrealitäten*. Wenn sie bei ihrer Tür in ihren zehnundsechs Quadratmeter Raum eintreten, betreten sie in Wahrheit ihre eigene Welt! Keiner außer ihnen weiß was darin geschieht. Dort sind sie, was hier nur Gott ist und nur den Grenzen ihrer Phantasie unterlegen. Ein Spielplatz für Erwachsene!“

„Wie kann man denn Gott sein?“

„Man ist nicht wirklich Gott. Das ist nur ein Ausspruch, ein Vergleich. Es bedeutet man kann sich wie Gott verhalten.“

„Wie welcher Gott?“

„Das ist abhängig davon, an welchen Gott man glaubt. Jeder Gott, den du dir vorstellen kannst!“ Wieder ließ sie die neue Erkenntnis sacken, ehe sie fortsetzte, dann aber innehielt und Adrian anlächelte: „Alles klar bei dir, Adrian? Wenn nicht, habe keine Angst es zu sagen!“

Adrian nickte. Er würde sofort eines von diesen Implantaten nehmen.

„Welche Form von Realitäten kann der Chip erschaffen?“

„Parallelrealitäten!“

„Viertens. Der Chip verbindet alle Menschen zu jeder Zeit und nahezu allerorts mit dem *UniNet*. Damit ist nicht nur jeder jedweden, das heißt jeden, Augenblick erreichbar, sondern kann auch umgekehrt immer ausfindig gemacht werden, sollte er etwa Hilfe benötigen. Das *UniNet* basierte ursprünglich auf einem simplen Computernetz, das hieß *Internet*, ist heute aber eine Verbindung von Menschen untereinander und mit ihrer intelligenten Umgebung! Es ist ein kollektiver Zusammenschluss der Menschheit, ermöglicht durch Neuralimplantate.

Stellt euch vor ihr könnt jederzeit und überall mit euren Eltern und Freunden sprechen. Einfach so. Auf den Unterhaltungsdecks, beim Essen, im Schwimmbad, im Garten. Egal wo ihr seid und wo eure Eltern sind. Ihr müsst noch nicht einmal unterbrechen, was ihr gerade tut. Wenn ihr euch unwohl fühlt könnt ihr sofort nach einem Arzt rufen und wenn ihr Hilfe braucht, nach der Polizei."

Erneut echote die wesentliche Botschaft durch das Klassenzimmer.

Fünftens. Der Chip realisiert den urzeitlichen Traum von der Unsterblichkeit. Alsbald, das heißt sofort ab dem Zeitpunkt zu dem der Chip implantiert und aktiviert wurde, beginnt er in regelmäßigen Abständen Kopien der wesentliche Teile eures Gehirns auf einen Server zu spielen. So wie man Backups von Computersystemen macht, macht man auch Backups vom menschlichen Gehirn. Ist der Körper also beispielsweise irreparabel geschädigt, macht das Implantat eine letzte Kopie - während man natürlich auch keine Schmerzen hat - und man erwacht Sekunden später in *Himmel*, einem surrealen Raum in welchem man darauf wartet, dass ein neuer Körper vorbereitet wird."

Der Großteil der Kinder hing ihr an den Lippen. Lily hingegen hatte gar nicht erst den Versuch unternommen aufzupassen. Adrian wollte nie zuvor so schnell erwachsen werden. Selbst auf *Astroid* in der Werkstatt nicht, wenn er von anderen schikaniert wurde, weil er klein war.

Die letzte Botschaft hallte, von den Kindern reflektiert, durch die Klasse.

„Habt ihr Fragen, Kinder? Jetzt wäre der perfekte Zeitpunkt dafür! Nein? Wer kann mir einen Vorteil der Implantate sagen?"

Einige Hände schossen nach oben.

„Man stirbt nicht mehr!"

„Genau!"

„Man ist stärker!"

„Man wird nicht mehr krank!"

„Richtig. Hervorragend!“

„Man ist Gott!“

„Das ist nicht ganz richtig, Sahid. Man ist *wie* Gott, aber nur in seinen eigenen Gedanken. Man *ist* nicht Gott. Das ist ein wichtiger Unterschied. Es ist wie ein Spiel für Erwachsene. Man spielt und tut so, als sei man Gott.“

„Dann haben Mama und Papa also Gott gespielt!“, rief Lana triumphierend. „Ich bin gestern früh aufgewacht und wollte Mama und Papa wecken, aber die Tür war zu. Also habe ich laut geklopft und als Mama zur Tür kam war sie ganz verschwitzt. Ich habe gefragt warum und sie hat gesagt sie haben gespielt und ich habe gesagt, ich will auch mitspielen, aber sie hat gesagt, das ist ein Spiel für Erwachsene … Also haben sie Gott gespielt!“

Adlers Gesicht zuckte.

„Vielleicht hast du Recht, Lana“, sagte sie, „aber wir sollten immer vorsichtig sein mit dem, was wir nur glauben zu wissen. Im Speziellen ist es auch besonders wichtig den Unterschied zwischen Spiel und Realität zu verstehen. Was man mit einem Chip in seinem Kopf erlebt hat nie wirklich stattgefunden. Also muss man sehr vorsichtig sein, was man anderen davon erzählt. Es ist ein bisschen wie ein Geheimnis, das man mit seinen Freunden teilt. Das erzählt man auch nicht alles seinen Eltern, oder? Solange es allen gut damit geht, bleibt es im Freundeskreis. Aber wenn man sich mit etwas unwohl fühlt, etwas nicht tun will oder es einem nicht gut damit geht, dann fragt man nach Hilfe!

Wer kann mir sagen, warum auf der *Erde* viele Menschen in kleinen, fensterlosen Räumen leben?“

„Tun sie gar nicht! Die haben einen Chip und leben in Parallelrealitäten!“

„Sehr gut! Was, wenn ich euch sage, auch hier auf der *Sleeping Beauty* leben Menschen in so kleinen Räumen? Ja wirklich! Nur Familien mit Kindern haben größere Appartements, die Übrigen wohnen in *Parallelrealitäten*, soge-

nannten *Layern*. Aber dazu kommen wir ein andermal. Jetzt noch eine sehr relevante Frage: Wie erhalte ich ein solches Implantat?

Aufgrund dieser enormen Fähigkeiten sind die Neuralimplantate klarerweise äußerst gefragt, nicht alle haben aber eines. Warum? Jemand eine Idee?

Guter Einfall, der Preis ist tatsächlich sehr wichtig. Viele Menschen können sich keine Implantate leisten. Aber selbst wenn man ganz steinreiche Eltern hat, haben Kinder in der Regel kein Implantat. Wieso?"

Niemand schien eine Idee zu haben.

„Lasst mich euch helfen. Was ist oft der Grund, wenn man keinen offensichtlichen findet?"

„Es ist Gesetz."

„Exakt! Wenn man keinen Grund findet hat man meistens nicht genügend Wissen, um einen zu finden. Handelt es sich aber um ein Thema allgemeinen Interesses, dann müssen Experten sich auf Regeln einigen. Es ist gesetzlich vorgeschrieben, dass man erst nach vollendeter körperlicher Entwicklung ein Implantat tragen darf. Somit sind alle Menschen bis inklusive zweizehn, sprich Kinder und Jugendliche, ausgeschlossen. Das hat vor allem damit zu tun, dass man in die natürliche Entwicklung des Menschen nicht eingreifen möchte. Als man das in der Vergangenheit probierte, gab es viele Unfälle. Außerdem, ich habe es bereits angesprochen, arbeitet das Neuralimplantat erst in einem ordentlich mit Wissen, Erfahrung und Übung ausgebauten Gehirn richtig gut.

Dann ist da eben auch die Kostenfrage: die Herstellung der Implantate ist deren Leistung entsprechend teuer. Es handelt sich, um ein High-Tech Produkt, die bisherige Krönung menschlicher Ingenieurskunst und die Produktion ist aufwendig. Dadurch scheiden leider viele Menschen aus Kostengründen aus. Es gab eine Zeit, in der die Implantate gratis verteilt wurden, doch das waren noch weit weniger komplexe Modelle, als noch nicht einmal das

Restriktionssystem eingeführt war. Das *Restriktionssystem*, Restriktion bedeutet Einschränken oder auch Verbieten, das behandeln wir morgen.

Gibt es Fragen? Ja, Johnathan?

„Ich habe mal einen Jungen getroffen und der hat schon ein Implantat gehabt."

„Richtig, es gibt tatsächlich einige Ausnahmen zur Regel. Vermutlich hatte dieser Junge eine Krankheit. In diesem Fall werden auch Kindern bereits Implantate gegeben, um die Krankheit zu kontrollieren, zu behandeln und meistens ganz zu heilen. Danke für dein Wissen, Johnathan! Hat sonst noch jemand etwas, dass er oder sie mit der Klasse teilen möchte? Eine Frage, eine Erfahrung? Nein? In Ordnung. Heutzutage erlauben viele Unternehmen ihren Mitarbeitern ein Implantat auf Firmenkosten zu erwerben und lassen sich das mit Arbeit vergüten. Und wenn man auch diese Chance nicht hat, dann erhält man zumindest nach Abschluss seiner Arbeitszeit, sprich nach neunzehnundzwei Arbeitsjahren ein Implantat kostenlos." Sie strahlte in die Runde.

„Fragen, Kinder, Fragen! Fragen macht schlau!", ermutigte sie und winkte auffordernd mit den Armen. „Dann machen wir eine Frageminute!", erklärte sie und fügte erklärend für Adrian hinzu: „Jeder nimmt ein Blatt Papier und ihr habt eine Minute Zeit euch eine Frage zu überlegen und aufzuschreiben. Im Übungszirkel morgen könnt ihr dann versuchen sie zu beantworten."

Adrian riss ein Blatt von seinem heute morgen neu bekommenen Block und überlegte einen Moment. Dann schrieb er: Ist es nicht unfair das nicht alle einen Chip haben?

„So", sagte die Lehrerin am Ende der Frageminute, „jetzt schauen wir uns das Ganze etwas aus der Nähe an! Stifte und Papier zur Seite", ermahnte sie und Lily und die anderen Kinder standen auf. Adrian folgte neugierig ihrem Beispiel, dann, als der Letzte stand und den Stuhl an den

Tisch geschoben hatte, versank beides langsam im Boden! Adrian grinste breit und schaute sich um, ob die anderen das nicht auch witzig fanden, aber dann erinnerte er sich, dass sie wohl alle daran gewöhnt waren.

„Jeder stellt sich an seinen Platz!“ Am Boden erschienen leuchtende Kreise. „Ja Adrian, genau so. Zur Erinnerung, ihr dürft in der Simulation nicht springen, sonst könntet ihr von eurer Bewegungsplattform springen und in eure Kameraden reinlaufen. Aber keine Sorge Adrian, solltest du von der Plattform rausgehen, dann ist die Simulation für dich pausiert und du kannst dich wieder draufstellen. Alle bereit?“

Kaum war die letzte Bank verschwunden wurde es dunkel im Raum. Verblüfft blickte er Lily an. Sie war wach und gespannt, merkte seinen Blick aber nicht. Das aber Lily geradezu begeistert wirkte, wo sie eben noch wie ein Sack Reis dagehangen war, weckte Erwartungen. Und siehe da: Mit einem Mal waren da Sterne! Trillionen von Sternen überall um sie herum und eine Reihe gewaltiger bunter Kugeln flogen an ihnen vorbei. Adrian musste nicht überlegen, er kannte sie alle. Neptun, Uranus, Saturn, Jupiter, Mars; und dann schwebten sie im Orbit des Blauen Planeten. Raumstationen zogen an ihnen vorbei, gejagt von Satelliten und kleinen Schiffen und großen Tankern und sogar die *Mondstraße* konnte man erkennen, diesen endlosen Strom an Shuttles von der Erdoberfläche zum Mond und zurück.

Adrian war gelinde gesagt fassungslos. Diese Simulation war jenseits allem, was er je zuvor miterlebt hatte. Es war nicht als würde er die *Erde* umkreisen. Er umkreiste die *Erde*! Wortwörtlich! Für Adrian war auf der Stelle klar: Das war es! Das war der Grund weshalb er Technik liebte. Das war so nahe dran an Magie, wie es Menschen nur möglich war und Adrian war verzaubert.

Die übrigen Kinder, auch Lily, waren kaum weniger begeistert, auch wenn Gewöhnung und Anpassung ihres

dazu beitrugen, dass es für sie keine ganz so augenöffnende Erfahrung mehr war, gebannt waren sie alle.

„So“, sagte Adler, „heute wollen wir ins *Große Museum der Menschheit* gehen! Wer weiß, wo dieses Museum liegt?“

Niemand meldete sich. Die ganze Schar stand im All und blickte in die Sterne, auf die *Erde* und auf die vorbeifliegenden Schiffe.

„Aufmerksamkeit!“, forderte die Lehrerin, „auch du Sahid! Ja, Augen zu mir! Also gut, wir gehen heute nach *Babylon*! Wem fällt etwas dazu ein, wenn er diesen Namen hört? Ja, Lily?“

„In *Babylon* gibt es den größten Garten der Welt!“ Lily wusste das, weil sie erst vor einem knappen Jahr mit ihren Eltern dort gewesen war.

„Richtig, die *Hängenden Gärten*, eines der sieben Weltwunder der Antike. Dieses Babylon allerdings ist eine sehr junge Stadt. Erst vor etwa siebzehn Jahren hat man an historischer Stelle mit dem Bau einer gewaltigen Planstadt angefangen. Ich verspreche euch, so eine Stadt habt ihr noch nicht gesehen!“

„Tatsache!“, dachte Adrian, als sie an die Erdkugel heranrasten, durch die Wolkendecke brachen und über eine Stadt in Gelb-, Braun- und Grüntönen stehen blieben. Eine große Stadt mit vielen Bäumen und Büschen.

„Alles aus Stein!“, erklärte Adler, „zwar nicht nur aus lokaler Quelle, aber trotzdem ein Bund mit der Vergangenheit.“

Sie flogen gemächlich über die Häuser hinweg, über die Straßen, in denen sich die Menschen tummelten.

„Das sind die weltberühmten *Hängenden Gärten*!“, verriet ihre Lehrerin und hieß sie in die entsprechende Richtung zu blicken. Adrian erkannte ein Bauwerk aus gewaltigen Stufen und mit großen Terrassen, aus deren Flanken Wasser in großen Fontänen schoss. Es war rot und blau bemalt, dazu das Grün einer Überzahl an Pflanzen und es sah ziemlich klasse aus.

Als sie darüber hinwegzogen sah man die Menschen auf den vielen Terrassen flanieren, sitzen, liegen, essen und trinken. Es sah ziemlich einladend aus. Dann waren sie darüber hinweg und Adrian erkannte ein weiteres Gebäude, das tatsächlich so groß war, dass er sich fragte, wie er es nicht noch vor den Gärten hatte sehen können.

„Wer kann mir sagen, was das ist?"

„Der *Turm zu Babel*!", erwiderte Lily, die natürlich auch dort gewesen war.

„Richtig! Und kennst du auch die Geschichte, die man über den Bau dieses Turms erzählt?"

„Die Menschen wollten einen Turm zu Gott bauen, aber dem gefiel das nicht so sehr und da hat Gott alle Sprachen erfunden und die Leute konnten nicht mehr miteinander reden und der Turm wurde nicht gebaut."

„Bist du dumm? Da steht er doch!", sagte Cia.

„Wir beschimpfen einander nicht, Cia!" rügte Irene, ehe sie erklärte, dass dieser Turm natürlich nicht der vermeintlich historische sei. „Darin befindet sich auch das *Große Museum der Menschheit*."

Der Turm selbst war von pompöser Gestalt, sehr breit, ein wenig wie ein Baumstumpf und aus dem gleichen altertümlichen Gestein wie die übrige Stadt. Adrian mochte ihn sofort. Sie landeten sanft auf einer der vielen Terrassen und ihre Umgebung glitt an ihnen vorbei bis sie vor einer großen Pforte standen und ihnen ihre Lehrerin erklärt hatte, in welchen Stockwerken und Themenbereichen sie sich aufhalten durften. Dann überließ sie ihnen die Erkundungen.

Adrian ging mit Lily, noch im Unklaren wie er durch die Umgebung navigieren konnte. „Oh!", machte sie, „das ist doch babyeinfach! Gehe einfach in die Richtung, in die du willst, der Computer macht dann den Rest und schaut das die Geschwindigkeit passt und du in nix hineinläufst. Und in niemanden."

Adrian war nicht nur darüber begeistert, wie gut das funktionierte, sondern fast noch mehr davon, dass er Lily nicht mehr sah, sobald er um eine Ecke gebogen war. Rasch kehrte er zurück, um sie nicht zu verlieren, aber so waren alle übrigen Klassenkameraden bald verschwunden und sie erforschten zu zweit die aufwendig aufbereiteten Themenwelten, mit Simulationen, Geschichten und Spielen.

In der Rubrik *Deux Ex Chip* etwa spielten sie ein aufregendes Spiel, in welchem sie einen Mann durch seinen Alltag steuerten und seine Bedürfnisse befriedigen mussten, wozu sie die Fähigkeiten der Implantate verwenden sollten. Das war ein Riesenspaß. Wenn die Tochter mit ihm schimpfte und die Tür laut zuschlug stieg sein Stressniveau, doch ein kleiner Regler brachte den Chip dazu, dieses augenblicklich auf den vorherigen Stand zurückzusetzen. Einmal schlug sich ihrer beider Avatar den Kopf an der Wand woraufhin der Schmerzpegel rot leuchtete. Aber Ziehen am entsprechenden Regler ließen den Pegel wieder auf Null sinken und es blieb nur eine Beule übrig. Klasse.

Die beiden waren eben dabei den *Virtual Layer Editor* zu erforschen, da läutete es zur großen Pause und das Spiel wurde, sehr zu ihrem Leidwesen, beendet. Wenn das hier Schule war, dann war er nie zuvor in einer gewesen! Naja, war er eigentlich auch nicht …

Adrian wollte keine Pause machen und freute sich tierisch auf das nächste Klingeln. Die ganzen 20 Minuten tauschten sie angeregt ihre Erfahrungen über das Spiel aus. Dann endlich, klingelte es von Neuem, doch, welche Enttäuschung, Adler führte sie direkt ins nächste große Thema. Adrian war gerade richtig gekommen, um in die härtesten Stunden des Themenblock „Moderne Realität“ zu geraten.

„Warum wurde die Entwicklung der AIs, der künstlichen Intelligenzen, also auf halbem Weg abgebrochen?“ Eine jener rein rhetorischen Fragen, wie Adrian sie von der

Lehrerin mittlerweile erwartete: „Und schon wieder lautet zumindest ein Teil der Erklärung: Neuralimplantate. Es wurde uninteressanter eine komplexe Persönlichkeit zu simulieren, wo es doch bereits Milliarden davon gab. Wozu sollte man also unnötig Arbeit auf sich nehmen?
Wie aber werden dann die ganzen Roboter, wie ihr sie bei Bauarbeiten oder Lagerarbeiten seht, gesteuert? Antwort: Per Implantat über das *UniNet*. Ein Mensch kann einen Roboter wie seinen eigenen Körper lenken und steuern. Theoretisch wäre es sogar möglich, beide Körper zur gleichen Zeit zu kontrollieren, aber das widerspräche dem Gesetz der *Single Existence*, über das wir uns übrigens morgen unterhalten werden."

Die Lehrerin setzte ihren Weg durch die Klasse fort und schritt dabei auch bei Adrian und der, erneut dösenden Lily, vorbei. Sie beachtete sie nicht und sah von einer Ermahnung ab. Wahrscheinlich hatte sie sich bereits daran gewöhnt, dachte Adrian und kicherte.

„So, nun könntet ihr natürlich fragen, wie unsere Computersysteme funktionieren, die doch alle eine Persönlichkeit aufweisen, oder? Ja, das wäre die richtige Frage. Warum fragen wir also nicht jemanden, der es wissen muss? Laura!", rief die Lehrerin und die Frau aus dem Computer erschien vor der Klasse, „würdest du uns ein wenig über die Art deines Hierseins unterrichten?"

Laura nickte. „Selbstverständlich gerne. Hallo Kinder!"

„Hallo Laura!", schallte es zurück.

„Lasst mich euch ein wenig erzählen. Eigentlich bin ich ein ganz normaler Mensch wie ihr, nur lebe ich in einem Computer."

„In einem Computer?"

„Ja, im Schiffscomputer."

„Wieso lebst du in einem Computer?"

„Ist es nicht schrecklich praktisch einfach nur meinen Namen sagen zu müssen und schon stehe ich da und helfe?"

Adrian schielte zu Lily hinüber. Für manche war es auch lästig, dass Laura immer und überall Augen und Ohren hatte …

„Mein Name ist Laura Jefferson. Ich wurde am 30.7.2124 in *San Francisco*, in den ehemaligen *Vereinigten Staaten von Amerika*, heute nur noch *Nordamerika* geboren. Ich studierte Steuerungstechnik und war maßgeblich beteiligt an der Entwicklung des *Alpha Centurion Mark II*, der über fünfzehn Jahre lang der Standardlastenroboter im gesamten Industriebereich war und mittlerweile von seinen Nachfolgern, bis hin zum aktuellen *Mark V* abgelöst wurde. Bereits im Jahr zweitausendzweihundertdreizehnundvier meldete ich mich freiwillig für die Position als Schiffsintelligenz eines Raumschiffes der *High-complex*-Klasse und wurde vierzehnacht an Bord der *Starfang* eingeschult. Seit zehnten zehnten zweitausendzweihundertvierzehnundneun wurde mir die Kontrolle der Bordsysteme der *Sleeping Beauty* anvertraut. Meine Aufgabe ist die Befehle und Eingaben der leitenden Offiziere zu verarbeiten und umzusetzen, sowie die Funktion sämtlicher Systeme zu gewährleisten. Außerdem übernehme ich Assistenzfunktion für die Besatzung und unterstütze einen reibungsfreien Betrieb."

Die Klasse musterte die allbekannte Erscheinung einer Frau in den späten Dreizehnern, doch obwohl sie jeder kannte und ihre Dienste von jedem in Anspruch genommen wurden, hatte niemand von ihnen geahnt, dass es sich bei ihr um einen tatsächlichen Menschen handelte.

„Ist es nicht ein wenig einsam das ganze Jahr von seiner Familie getrennt zu sein?", fragte Ai.

Laura schüttelte den Kopf. „Nicht unbedingt. Einer Schiffsintelligenz wie mir steht es zu eine Stunde am Tag das *UniNet* zu privaten Zwecken zu benutzen. Da mein Mann und meine beiden Söhne allesamt Implantate besitzen sehen wir uns jeden Tag. Aber keine Sorge, das Schiff befindet sich natürlich auch in dieser Zeit unter bestmöglicher Aufsicht. Ich plane diese Aufenthalte meist am frühen

Nachmittag ein, sodass die kommandierenden Offiziere in voller Zahl, die Steuerung und Kontrolle der Schiffsysteme übernehmen können."

„Was macht dein Körper während du im Computersystem steckst?", wollte Lily wissen. Adrian war überrascht. Sie hatte also doch die ganze Zeit zugehört?

„Mein Körper ruht in einer Erhaltungskapsel wenige Meter unter der Hauptrecheneinheit des Schiffes und ist nur durch einen speziellen Lift zugänglich, der allerdings, meine liebe Lily, nicht ohne die Zugangsdaten mindestens dreier Offiziere oder des Captains zu öffnen ist."

Lily schien, oder so kam es zumindest ihrem Sitznachbarn vor, ein wenig enttäuscht.

Laura wurde noch einige Zeit mit Fragen gelöchert, die allerdings wenig mit dem Zustand ihres Seins, als vielmehr mit ihrem privaten Leben zu tun hatten, ehe sie sich verabschiedete und die Lehrerin den Unterricht fortsetzte.

„Eine Frage habe ich aber noch", bemerkte Adrian.

„Ja?", fragte Irene.

„Wie funktionieren die Systeme auf kleineren Jägern. Das sind nicht auch alles Menschen?"

Sie verneinte. „Diese Steuersysteme sind allesamt künstlich und ohne Vorbild. Tatsächlich müssen diese Systeme vom Anwender selbst definiert und erstellt werden. Man kann also durchaus seine Erinnerungen an einen Menschen einspeisen. Da man niemals ein vollständiges Abbild eines Menschen bei sich tragen kann, wird aber auch dabei das Gesetz der *Single Existence* nicht gebrochen. So und jetzt Kinder, ab nach Hause. Macht eure Hausaufgaben und morgen gibt es Stundenwiederholung! Ich erwarte mir mindestens zwei Freiwillige!"

„Die Wartungsluke über den Antriebsreaktoren?" Adrian wollte sofort dorthin, doch GC Callahans heftige Rüge, welche er hatte einstecken müssen, nachdem man sie gestern Abend im Serverraum des Schiffscomputers er-

wischt hatte, tat ihre Wirkung gut. Lily hatte sich rechtzeitig versteckt und hatte keinen Rüffel bekommen. Das konnte sie auch gut, sich unsichtbar machen, wenn der Ärger über sie hereinbrach. Adrian hatte heroisch allen Tadel ertragen und sie nicht verpetzt.

„Komm! Sei keine Spaßbremse. Was soll schon passieren? Dass sie uns rausschmeißen?“ Sie lachte.

Adrian konnte darüber nicht lachen. „Deine Mama ist Commander auf diesem Schiff, aber ich bin eigentlich nur blinder Passagier.“ Damit wiederholte er auch den Punkt, der ihm von Callahan vorgehalten wurde, nachdem er ihn zur Redlichkeit aufgerufen hatte.

„Gut“, meinte Lily und hob das Kinn wie eine von ihrem Diener enttäuschte Adelige, „dann gehe ich eben alleine. Aber jammere nachher nicht, dass ich dich nicht mitgenommen habe!“ Sie sagte das, als wären im Anschluss Juwelen zu verteilen. Damit verschwand sie im Eingang des Wartungsschachts.

Adrian zögerte einige Momente, dann zuckte er die Schultern.

„Dann eben nicht“, dachte er und mit diesem Gedanken wollte er sich entfernen. Just ertönte ein höchst unwillkommenes Geräusch, zumindest für jemanden, der sich unerlaubt in systemerhaltenden Bereichen des Schiffes aufhielt: eine sich öffnende Aufzugstür.

Schon waren alle Bedenken über Bord geworfen. Warum sollte er sich erwischen lassen *ohne* etwas gesehen zu haben? Wenn schon, dann ordentlich!

Er tat es seiner Freundin gleich und verschwand in dem etwa achtzehn Zentimeter hohen Kanal. Die Luke hinter sich beim automatischen Schließen beobachtend verharrte er einige Sekunden, dann begann er dem Gang zu folgen. Lily war bereits außer Sicht, was ihn bei der Energie, die sie beständig zu haben schien, auch nicht verwunderte. Sie sparte sie sich aber auch in der Schule an.

Allein die Anwesenheit in diesem Tunnel war eine Aufre-

gung an sich. Denn alles, was ihn nun von der Schiffselektronik trennte, waren wenige millimeterstarke Metallplatten, die sich mit zwei Handgriffen lösen ließen. Das war dann auch der Grund weshalb eigentlich nur befähigtes Technikerpersonal Zugang zu diesen Tunnels haben dürfte. Und für gewöhnlich waren die Eingänge auch fest verschlossen. Wie die beiden dann überhaupt hineingelangten? Eine längere Geschichte, die sich aber auf das Überhören eines Gesprächs zweier Ingenieure durch Lily herunterbrechen ließ.

Wie auch immer. Adrian war, so gern er auch einige der Platten gelöst hätte, nicht begeistert davon von Lily getrennt durch die Schiffsinnereien zu kriechen und so krabbelte er mit schnellen Bewegungen vorwärts, um das kecke Mädchen wieder aufzufinden.

„Lily!“, rief er mit gedämpfter Stimme, sich nicht ganz trauend seine Stimme zu erheben. Sein Ausruf hallte nach vorne und verschwand hinter einer Kurve.

Er musste sie bald finden, denn auch wenn die ersten Meter der Einrichtung gerade Tunnel waren, ein paar Meter weiter teilte der sich bereits in drei und vermutlich würden sie sich immer weiter aufspalten, sodass es einer Karte zur Wegfindung bedurft hätte. Oder des Computers, dessen Benutzung allerdings nicht zu empfehlen war, sofern man sich wo befand, wo man eigentlich nicht sein dürfte. Im Allgemeinen kam es einem Mysterium gleich, dass man sie noch nicht entdeckt hatte.

„Lily!“, wiederholte Adrian seinen Ruf. Er die Weggabelung erreicht. Nicht wissend welchen Weg Lily gewählt hatte stand er vor einem Dilemma.

„Dachte mir ja, dass du nachkommst.“

„Lily!“

Sie setzte ein listiges Lächeln auf. „Zwei Minuten und du vermisst mich schon?“ Adrian schüttelte den Kopf. „Ach was! Ich will nur am Ende nicht alleine ausgeschimpft werden.“

Lily grinste, dann wandte sie sich wieder um. „Wenn ich mich richtig erinnere kommen wir nach zwei weiteren Kreuzungen in den Versorgungsraum." Damit setzte sie ihren Weg fort.

„Erinnere? Du warst schon mal hier?"

Die Antwort blieb aus, wie immer, wenn Lily etwas nicht sagen wollte. Dann tat sie es einfach nicht. Adrian folgte also ohne Antwort – und stellte sich geistig darauf ein, besagten Raum zu finden. Die vergangenen Tage konnten als Beweis dafür gelten, dass sich Lily, auch wenn es im Unterricht nicht den Anschein machte, alles merken konnte – sofern sie es denn auch wollte.

So gelangten sie nach zwei weiteren Abzweigungen, bei denen sie sich stets links hielten an eine weitere Wartungsluke, dieses Mal mit der Aufschrift „Reaktorraum".

„Moment!", rief Adrian aus und stoppte Lily, die eben den Hebel zum Öffnen betätigen wollte. Er deutete auf eine rote Aufschrift rechts der Luke. „Alarmgesichert", stand da.

Ihre Augen wurden größer, dann biss sie sich auf die Lippe. Es schien ihr einfach entfallen zu sein. Adrian schüttelte den Kopf. „Das war's wohl", sagte er.

Aber dann – und auch das war, musste sich Adrian später eingestehen, typisch für Lily – zuckte sie mit den Schultern und grabschte nach den Verriegelungen.

„Was tust du? Bist du vollkommen verrückt?"

„Wieso fragst du? Es gibt nur diesen einen Weg. Wenn du sehen willst, wie es dort drinnen aussieht, dann müssen wir jetzt durch diese Luke."

„Aber man wird uns sofort erwischen!"

„Sei nicht immer so ein Weichei!", zischte Lily, „und außerdem, seit wir in diesem Tunnel sind, wissen die doch schon ganz genau wo wir sind. Oder glaubst du die Wartungsröhren werden nicht überwacht?"

Adrian verstummte. Er hatte ja gewusst, dass es ein Fehler war hierher zu kommen. Der einzige Grund, war-

um man sie nicht gestoppt hatte, war wohl der, dass man ihnen nicht zutraute etwas kaputt zu machen. Ja, das musste es sein. Wenn es gefährlich hier wäre, hätte man sie längst rausgeholt! Das kam einer offenen Erlaubnis erstaunlich nahe!

Derweil hatte Lily ganze Arbeit geleistet: Die Luke verschwand in der Wand und gab den Blick in eine hohe, hell weiß erleuchtete Kammer frei. Adrian erschauderte, als er hinter Lily in die Kammer krabbelte. Zwei mächtige Maschinen, der Form nach einem Zylinder ähnlich, ragten vor ihnen in die Höhe. Am Boden über 15 Meter im Durchmesser, und in etwa 20 Meter Höhe zu einer abgestumpften Spitze auslaufend, bildeten sie die ganze Installation in diesem Raum. Und sie waren genauso imposant wie diese Zahlen es vermuten ließen und zweimal so klasse.
Ein leichtes, hintergründiges Surren war zu vernehmen und als Adrian seine Hand auf die metallene Verkleidung eines der Kolosse legte war dieser angenehm warm. Durch vereinzelte Öffnungen in der Ummantelung schien ein helles Licht, zu erkennen war aber nichts. Der zweite Reaktor war wie Adrian wusste nicht in Betrieb und dementsprechend kalt fühlte sich auch seine Hülle an. Das waren die Versorgungsreaktoren für die Schiffselektronik und der zweite war nur für den Notfall.

Das war's. Sonst gab es nichts zu sehen. Für diesen kurzen Lokalaugenschein, so beeindruckend das hier auch war, hatten sie sich unerlaubter Weise durch das empfindlichste System des Schiffes bewegt. Zumindest war das, was Adrian dachte. Lily hingegen hatte noch ein weiteres Ziel für ihre Interesse gefunden: Ein Nutzerinterface am zweiten Reaktor. Von einem Augenblick zum nächsten war sie von dutzenden Hologrammen umschwirrt, die sie mit Kennzahlen und Daten überhäuften.

Als Adrian von seiner Umkreisung des anderen Reaktors zurückkehrte blieb ihm fast das Herz stehen. „Was tust du da?!", rief er aus und lief durch den Wall an Holo-

grammen zu Lily. Diese experimentierte bereits mit der ersten, der vielen Anzeigetafeln und navigierte durch ein aufwendiges Menü.

Adrian griff nach ihrer Hand, jene die das Hologramm bediente, doch noch bevor er sie erfasst hatte wandelte sich das Hologramm und Adrian hielt inne. Nun konnten die beiden, wie durch ein Loch in der Ummantelung, in die Maschine blicken. Sie sahen die Wasserzuleitungen, die Ableitungen zu den Generatoren und die eigentliche Reaktorkammer, die unbedeutend klein schien. Dieses Schiff besaß mehr Magie, als das Studierzimmer eines Zaubermeisters!

Selbstverständlich unterbrach Adrian jedes Tadeln, schließlich gab es Neues zu besichtigen und ein paar Minuten bestaunten sie die Anlage, als könnten sie sie zerlegen.

Die beiden blickten noch mit begeisterten Augen in das Maschineninnere, als ein heller Lichtblitz auftrat und sie blendete. Dann, als Adrian wieder etwas erkennen konnte, wünschte er sich die Unwissenheit des Geblendeten zurück. All die Zahlenkolonnen um sie herum, zuerst starr und ohne Änderung, waren jetzt zum Leben erwacht und wechselten zwischen allen Zahlen so schnell, dass man sie kaum ablesen konnte. Das Surren, das von den Wänden widerhallte hatte an Intensität gewonnen, die Sichtöffnungen des zweiten Reaktors leuchteten auf.

„Der Reaktor fährt hoch! Megasteil!“

Adrian konnte kaum glauben mit welcher Begeisterung Lily das gesagt hatte. Wusste sie den nicht was das für sie beide bedeutete?

„Was hast du getan?“, fragte er verzagt, kaum in der Lage wütend zu werden. Er konnte es sich selbst nicht erklären. Lily hatte doch nichts weiter getan, als ein wenig durch die Steuerung zu suchen. Hatte sie irrtümlich etwas aktiviert?

Lily raufte sich die Haare, ganz so als sei sie eben aus ihrem kurzfristigen Koma erwacht.

„Das gibt's doch nicht!"

Sie begann wie wild auf das Hologramm einzuhacken. Mit einer Geschwindigkeit, dass sich ihr Begleiter sicher war, dass sie keine Ahnung hatte, wo sie da eigentlich hin navigierte. Dennoch tat er zunächst nichts, um sie aufzuhalten.

Ihm gingen ganz andere Gedanken durch den Kopf. Wie konnte man eine so wichtige Konsole eigentlich ohne Zugriffsbeschränkung versehen? Wie konnte es sein, dass man ohne Berechtigung hier arbeiten konnte? Auch wenn der einzige Weg an diese Konsole durch eine meterdicke Stahltür führte. Oder eben durch die Wartungstunnels. Er biss sich auf die Lippen. Und auch die waren üblicherweise fest verschlossen …

Dann, ebenso schnell wie sie erwachte, verstummte die Maschinerie auch wieder. Adrian konnte es kaum glauben, Lily atmete erschöpft aus.

„Hui", meinte sie, „gut dass das System so intuitiv ist. „Herunterfahren" tut tatsächlich was man vermuten würde."

Adrian schloss daraus, sie habe die Maschine wieder deaktiviert. Die unausgesprochene Frage zur Bestätigung blieb unbeantwortet, denn just in diesem Moment flackerte das Licht, erlosch einen Moment und erwachte gemeinsam mit einer Sirene von Neuem. Dieses Mal war es rot. Laura verbreitete ihren Satz vom Roten Alarm.

Die beiden blickten sich an. In einer Komödie wäre man wohl versucht zu lachen. Dieser Gedanke kam keinem von beiden, als sie Hals über Kopf zu laufen begannen, in der Wartungsluke verschwanden und zur Flucht übergingen.

„Alarmstufe Rot", verkündete Laura. „Alles Personal auf Gefechtsstation. Zivilisten suchen augenblicklich Zuflucht in den Schutzräumen! Alarmstufe Rot ..."

Adrian hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten, hätte er die Hände nicht zum Vorwärtsklettern gebraucht. Doch jede Wiederholung der Durchsage war wie eine Ohrfeige, sofern es tatsächlich sie waren, und davon war aus zeittechnischen Gründen wohl auszugehen, die den Alarm verschuldet hatten. Da erreichten sie endlich die rettende Ausstiegsluke – und liefen direkt in wartendes Sicherheitspersonal. Eine Frau in Uniform und Pistole am Gürtel ergriff Adrians Schulter und hielt ihn damit fest in Gewahrsam. Er dachte keine Sekunde daran zu laufen. Ihr Kollege fixierte Lily. Der dritte hatte einen ernsten Blick mit dem er sie beide musterte. Es war GC Callahan. Lily hatte das übrigens sehr lustig gefunden. „Grummelcommander", hatte sie gegluckst. Jetzt war nichts mehr zu lachen.

Endlich wich die rote Beleuchtung wieder der gewöhnlichen, neutralen und um ein Vielfaches angenehmeren Färbung, vor allem weil sie einem nicht beständig die eigene Schuld vor Augen führte. Laura erklärte die Situation, als Fehlalarm und entschuldigte sich für die Unannehmlichkeiten.

Adrian wollte etwas sagen, sich irgendwie vor Callahan rechtfertigen, doch ihm fiel nichts ein und als er dann doch den Mund öffnen wollte, war der Commander bereits vorausgegangen. Die beiden Sicherheitsleute folgten, je eine Hand auf der Schulter der Übeltäter.

Den ganzen Weg hinauf herrschte Stille zwischen ihnen. Niemand wechselte ein Wort. Sie traten durch die großen Aufenthaltsebenen, die bereits wieder von Menschen durchströmt wurden, als hätte es gar keinen Alarm gegeben, und erreichten letztlich den Aufzug mit der Nummer 1.

Wie üblich hörte man Nachrichten bei der Fahrt, doch war Adrian nicht in der Lage etwas vom Gesagten aufzunehmen. Zu sehr beschäftigte ihn was die nächsten Minuten wohl bringen würden. Callahans Schweigen war

schlimmer, als jede Rüge die er ihm an den Kopf hätte werfen können. Auch Lily war überhaupt nicht mehr zum Lachen. Sie starrte trübselig zu Boden.

Hatte er es nun endgültig überspannt? Wahrscheinlich. Ein blinder Passagier, der gleich zweimal das ganze Schiff lahmlegt, so jemand war sicherlich nicht länger erwünscht an Bord. Und dabei war es so eine großartige Chance gewesen! Langsam wich die Verzweiflung der Wut. Aber wenn man es sich so überlegt, dann hat doch Lily viel mehr Schuld! Na klar. Das erste Mal im Frachtraum war ein Unfall, ein unglücklicher Zwischenfall, für den er nichts konnte und all die Male, die er danach in Schwierigkeiten geraten war, war es aufgrund eines dummen Einfalls vonseiten Lilys! Die könnten die roten Lampen abmontieren, wenn sie nur Lily irgendwo absetzten. Das war doch nicht fair, dass er nun die Konsequenzen zu tragen hatte! Nur weil ihre Mutter Commander war?
Als die Aufzugstüren sich öffneten fand sich Adrian auf dem Offiziersstock wieder. Wo wollte man sie hinbringen? Sie traten an der Wohnung der Heindls vorbei, an Takeshis, an Callahans und dann noch an einigen weiteren und erreichten letztlich das Ende des Ganges und eine letzte, ein wenig abgesetzte Tür. Callahan wartete einen Moment, dann ging die Tür auf und sie traten ein.

Ein Schauer überlief Adrian als man ihn in den abgedunkelten Raum führte und für einen klitzekleinen Moment vergaß er seine drängenden Sorgen. Der Raum sah aus wie die Kommandobrücke, bloß ohne die ganzen störenden Hologramme hatte man einen noch viel besseren Blick in den gewaltigen Sternenhimmel. Planeten hingen hier und dort, ein großer, vielfarbiger, einer mit sehr ausgeprägten Ringen, ein kleinerer roter und dort war ein blauer. Es war wie in der Schule: Erneut stand er inmitten des Sonnensystems, das den Menschen als Wiege gedient hatte.

Dann gingen Lichter an und der Himmel trat in den Hintergrund. Jetzt erst ließen sich die wahren Abmessungen des Raumes erahnen. Er war etwa fünfzehn Quadratmeter groß, drei Wände waren mit Regalen verstellt, davon zwei von unten bis oben mit Büchern gefüllt, eine, jene links der Tür, beherbergte eine Adrian sofort anziehende Sammlung von Kuriositäten, von Kupferstichen, über Skulpturen und Globen bis hin zu einigen seltsamen Instrumenten, deren Zweck sich Adrian nicht offenbaren wollten. Die letzte Wand, jene der Tür gegenüber, zeigte Bilder, Fotografien, Zeichnungen und Illustrationen bekannter Zeichner, Architekten und Fotografen.
Zwischen diesen Wänden, die sich nach etwa vier Metern Höhe allmählich im Nichts des Alls verloren, stand eine modische Sitzgruppe bestehend aus zwei Polstergarnituren und drei Fauteuils, die einen niedrigen, gläsernen Tisch umstellten, auf dessen Platte ein kleines Modell der *Sleeping Beauty* schwebte und stilisiert leuchtete. Ansonsten fand sich nur noch ein Einrichtungsgegenstand: Ein großer hölzerner Schreibtisch dunkler Farbe, der mit allerlei Mustern und Einsätzen aus weißem Material, das für Leute, die Elfenbein kannten, verdächtig danach aussehen würde, extrem wertvoll und kostbar erschien.

In dem schwarzen Stuhl dahinter und vor den Bücherregalen saß Captain Lavie. Den Ellenbogen auf der Armlehne, stützte sie ihren Kopf auf die linke Hand, sodass man ihr rechtes Ohr gut sehen konnte, dem ein Stück fehlte, und sie musterte die Neuankömmlinge. Callahan und das Sicherheitspersonal salutierten.

„Hier sind die beiden." Es klang als hätte er ein Paket abgeliefert.

„Danke, Commander", erwiderte Lavie und erhob sich aus ihrem Stuhl. Sie umrundete ihren Schreibtisch und lehnte sich gegen die Tischplatte. „Sie können uns alleine lassen."

Er nickte, sandte Adrian einen Blick, der ihn wohl zu gutem Benehmen aufrufen sollte, als hätten die letzten Tage nicht die Wirkungslosigkeit dieser Maßnahme bewiesen, und verschwand, zusammen mit den beiden anderen, durch die Schiebetür hinaus auf den Flur.

Adrian blieb etwas verloren zurück. Nicht wissend was er tun sollte suchte er nach Lily. Diese schien ähnliche Gedanken zu hegen und ihre Blicke trafen sich, dann sahen beide rasch wieder auf das Stückchen Boden vor ihren Füßen. So verharrten sie und nichts geschah. Zögerlich wandte Adrian seinen Blick dann der Person im Raum zu, die sie nun richten würde. Doch Lavies Gesicht war entspannt und Adrian konnte zunächst kein Zeichen von Ärger erkennen. Aber der flüchtige Blick, zu mehr fühlte er sich nicht im Stande, hatte nicht genügt, um das mit Sicherheit sagen zu können.

Die Stille wurde bald unerträglich. Das einzige Geräusch, das Adrian hören konnte, war sein Atem und, aus irgendeinem seltsamen Grund, ein leises, entferntes Plätschern. Er meinte seine Sinne spielten ihm bereits Streiche und verwarf den Gedanken. Endlich erhob der Captain die Stimme.

„So ihr beiden“, sagte sie, „ich hatte eben ein Gespräch mit zwei leicht erhitzten Offizieren, die sich gegenseitig, die Schuld am eben stattgefundenen Zwischenfall gaben. Tatsächlich hat aber keiner von beiden etwas gemacht, das er oder sie nicht für gewöhnlich auch tut. Daher hatte ich gehofft ihr könntet mir vielleicht ein wenig auf die Sprünge helfen, zu klären, was schiefgelaufen sein könnte.“

Ihre Stimme war sachlich, befand Adrian. Ebenso war ihr Gesichtsausdruck nach wie vor neutral und ihre Körperhaltung locker.

Lily räusperte sich. Dann begann sie mit leiser Stimme zu erklären. „Wir haben unabsichtlich den Reaktor hochgefahren“, gestand Lily mit peinlicher Rührung im Gesicht. Adrian, der sie nun schon einige Tage kannte, schien es

aber, als schäme sie sich mehr dafür den Reaktor *unabsichtlich* eingeschaltet zu haben, als dafür es *überhaupt* getan zu haben. „Und dann wieder runtergefahren. Aber warum es dann zu einem Stromausfall kam, weiß ich nicht."

Captain Lavie schmunzelte. Dann löste sie sich vom Schreibtisch, um einige Schritte zur Seite zu tun. Sie strich sich einige Strähnen ihres leuchtenden Haares hinter das rechte Ohr, an dem ein Stück fehlte.

„Na", meinte sie, „das erklärt natürlich warum Commander Yagami die Energie ausging. Ihr habt eben unserem Waffenspezialisten den Strom abgedreht", eröffnete sie den Kindern die Folgen ihres Handelns. „Und er war absolut nicht glücklich darüber." Sie allerdings schien eigentlich gar nicht sauer, dachte Adrian.

„Am besten geht ihr euch beizeiten bei ihm entschuldigen. Und auch Commander Costa könnte eine gute Anlaufstelle sein. Sie hat von Yagami, zu Unrecht, wie wir nun wissen, die Schuld zugewiesen bekommen."

Adrian war erstaunt darüber wie locker sie die ganze Situation handhabte, wie billig sie aus dieser Sache herauszukommen schienen. Er hätte mit ein wenig mehr Emotion, mehr Ärger und Aufregung gerechnet, doch das blieb alles aus.

„Selbstverständlich müssen wir Sorge dafür tragen, dass sich so etwas nicht wiederholt."

Ah, jetzt kommt's, dachte Adrian.

„Daher werdet ihr ab sofort und bis auf Weiteres von Laura überwacht. Sie wird uns über jedwede Erkundungstour, die ihr beide auch vornehmt, informieren." Zur Bestätigung erschien Laura aus dem Nichts, nickte kurz und bestätigte die Aussage mit einem „auf alle Fälle". „Ich hoffe allerdings ihr werdet von weiteren solchen Aktionen absehen", sagte Laura weiter, „Durch den Stromausfall wurde mein Systembackup unterbrochen und wird sich nun noch zweizehn weitere Minuten hinziehen." Im Gegensatz zu Lavies Stimme schwang in ihrer ein deutlicher

Vorwurf mit.
Adrian dachte gar nicht daran zu protestieren. Ob nun ein Computer, oder ein Mensch in einem Computer, seinen Standort festhielt oder nicht, würde ihn nicht in seinem Tagesablauf beeinflussen – sah man von gelegentlichen Ausflügen in abgeschottete Territorien ab, die er sich auf dem Weg hierher sowieso für immer verboten hatte.

Dann war es wieder Lavie, die sprach: „Gut, wenn das besprochen ist, noch ein kleines Detail. Die letzten zwei Stunden haben niemals stattgefunden!“
Adrian schaute sie verwirrt an.
„So mancher wäre wohl nicht so ganz einverstanden damit, dass ihr beide so glimpflich davonkommt, also lassen wir es am besten niemanden wissen. Offiziell wird der Vorfall als eine Reihe ungünstiger Zufälle beim Wartungsvorgang eingetragen. Ihr wart zur Zeit des Vorfalls in euren Zimmern und die Sache ist gegessen.“

Die beiden brachen in Dankesbekundungen aus, aber die wehrte sie mit einer beschwichtigenden Handbewegung ab. „Bedankt euch bei Commander Heindl. Sie wollte die volle Verantwortung übernehmen.“

Adrian schaute zu Lily, die ziemlich rot anlief.

„Ihr dürft gehen!“

Die beiden drehten sich um und trotteten zur Tür, aber dann sagte Lavie doch noch etwas. „Adrian!“, rief sie, „bleib bitte doch noch einen Moment. Ich möchte etwas mit dir besprechen.“

Adrian warf Lily einen fragenden Blick zu. Diese schüttelte bloß den Kopf. „Wir sehen uns später“, meinte sie und verschwand durch die Tür.

Adrians alte Nervosität kehrte in voller Stärke zurück. Der sonst so lebendige Junge blickte die Frau, mit der er nun allein im Raum war, zögerlich an. Ihr freundliches Lächeln änderte kaum etwas an seinen Gefühlen.

„Setz dich Adrian", forderte sie auf und wies auf die weiße Bank. Er tat wie geheißen, nicht wissend was ihn

erwarten würde. Sie setzte sich ihm gegenüber. Schüchtern blickte er zu ihr auf, nur um den Blick gleich wieder zu senken. Letztlich ließ er ihn auf dem schönen Modell des Schiffes ruhen.

Lavie hatte die Beine übereinandergeschlagen, spielte mit dem silbernen Kettchen an ihrem Hals und musterte Adrian nachdenklich, so als ob sie sich frage, was sie mit ihm tun solle. „Nun Adrian", unterbrach Lavie das Schweigen, „ich möchte einige Details mit dir klären, wenn dir das nichts ausmacht."
Adrian schüttelte bloß den Kopf. Sie nickte.
„Du wirst wohl in der Tat noch einige Tage bei uns bleiben. Dein Vater wurde informiert, hat sich aber nach wie vor nicht zurückgemeldet. Wir haben mittlerweile auch deine Schwester und deinen Bruder benachrichtigt, aber bis sie antworten können, wird auch noch etwas Zeit vergehen, zumal wir die nächsten Tage keinen Funkverkehr aufrechterhalten werden. So viele ungünstige Zufälle sind kaum zu glauben. Es ist fast so, als wollte jemand, dass du auf diesem Schiff bleibst", sagte sie. „Wie auch immer", sprach sie weiter und stellte beide Beine auf den Boden, um sich ein wenig vorzubeugen, „in etwa drei Wochen wird die *Sleeping Beauty* in Urlaub gestellt und zur *Erde* zurückkehren. Dort kann dich jemand zu deiner Schwester bringen. Gute Nachrichten, nicht?"

„Ja", antwortete Adrian, um dann etwas leiser hinzuzufügen: „Aber eigentlich ist es hier gar nicht so übel." Adrian starrte auf das schwebende Modell vor sich.
Die Kapitänin schmunzelte. „Dir gefällt das Schiff?"

Adrian nickte. „Es ist toll. Der Antrieb, die Hangars, die Versorgungskammer, die Wartungsröhren, die-", er hielt inne. Die letzte Bemerkung brachte ihn auf eben ausgestandene Gedanken zurück.

„Ja, alles Orte an denen du eigentlich nichts verloren hättest." Aber sie lachte und das vertrieb sein Unbehagen und Adrian fand seine Begeisterung wieder. „Und die

Simulationen und Hologramme!", setzte Adrian fort in seiner Schwärmerei, „sie wirken so real! Nicht so wie die auf *Astroid*. Mit Verzerrungen und der Klang kam von der falschen Seite. Besonders die große Kuppel ist klasse! Und bei Commander Heindl habe ich einen Wettlauf gemacht. Und-", sein Blick wanderte nach oben, „diese Decke!“

Captain Lavie nickte und äußerte eine Verheißung: „Vielleicht kann ich dir noch etwas viel Tolleres zeigen."

„Wirklich?"

„Ja klar. Wenn du willst, dann zeige ich dir morgen etwas wirklich Cooles.“

„Oh ja!", jubelte Adrian, „was ist es?“

„Eine Überraschung. Bist du bis sechs Uhr mit deinen Schulaufgaben fertig?", fragte Captain Lavie.

Adrian bejahte und Lavie erhob sich. „Dann bis morgen“, sagte Lavie und die Tür glitt von selbst auf. Adrian bedankte und verabschiedete sich und verschwand hinaus auf den Gang.

Jeanne blieb alleine im Halbdunkel ihres Sternenhimmels zurück, spielte weiter mit dem Schmuck um ihrem Hals und knetete ihre Unterlippe mit ihren Schneidezähnen. „Ich bin also gut mit Kindern?“, überlegte sie was Beth gesagt hatte.

Ehe er sich versah, fand sich Adrian um Punkt sechs Uhr des nächsten Tages vor der Tür zu Captain Lavies Quartier.
Er klingelte.

„Komm herein!", drang des Captains Stimme von drinnen. Lavie erwartete ihn auf derselben Stelle wie am Vortag sitzend. Vor ihr auf dem Tisch lag ein großer Helm.

„Wie ich sehe hast du ein Auge fürs Wesentliche, Adrian. Damit werde ich dir etwas ziemlich Cooles zeigen", versprach sie.

„Was ist das?", fragte Adrian und setzte sich neben sie, die Augen zwischen ihrem Gesicht und dem Helm hin und

her wandernd. Die Nervosität hatte er an der Tür zurückgelassen.

„Das ist ein *VRCP*-Helm. Er wird genutzt um Menschen ohne Chips die Möglichkeit zu geben, die Fähigkeiten eines Implantats zu erfahren. Ehrlich gesagt hoffe ich, dass dies hier das einzige Mal ist, wo du so einen Helm trägst, denn üblicherweise werden sie im Strafvollzug eingesetzt."

„Wieso?"

„Um das zu erfahren solltest du in der Schule gut aufpassen", tröstete Lavie und nahm den Helm an sich. „Nein, Moment“, sagte sie, als sie feststellte wie einfach sie es sich mit dieser Antwort machte. „Also wenn jemand ein Verbrechen begeht, dann ist die Strafe in aller Regel, dass er die Folgen seiner Taten nachempfinden muss. Sagen wir du boxt jemanden. Mit dem Helm ist möglich die Rollen zu vertauschen, damit du nachempfinden kannst, wie der andere sich dabei gefühlt hat.

So, und jetzt, Augen zu", ordnete sie an, „schreck dich nicht, der Helm passt sich nur deinem Kopf an." Damit stülpte sie ihm den zunächst viel zu großen Helm vorsichtig über den Kopf. Doch kaum hatte sie ihn losgelassen fühlte Adrian was sie gemeint hatte. Der Helm schien, wie vorher schon Heindls Stuhl auf der Gesundheitsstation, ein Eigenleben zu entwickeln. Die Polsterung, das Futter, schien sich zu bewegen! Etwa zehn Sekunden dauerte der Spuk, dann saß der Helm so fest, dass Adrian Zweifel kamen, ob man ihn denn ohne Gewalteinwirkung wieder lösen könne.

„Gut", befand eine dumpfe Stimme, deren Besitzerin Adrian aufgrund der fehlenden Augenöffnungen im Helm nicht mehr sehen konnte. Zumindest Löcher für die Nase musste es geben, denn er konnte ganz entspannt atmen. Ansonsten wäre er an dieser Stelle aber auch in Panik ausgebrochen.

„Was du jetzt gleich erfahren wirst sind meine Gedanken. Wenn wir genau sind wurde es durch meine Gedan-

ken geformt.“ Sie hielt kurz inne, dann sagte sie: „Und Adrian“, er hörte auf, „sag Jeanne zu mir, okay?“

Er nickte, was mit dem hohen Gewicht des Helms sehr unangenehm war und er ließ es gleich wieder sein.

„Bereit?", fragte sie.

„Ja", sagte der Junge ein wenig kleinlaut vor Spannung.

Nichts geschah.

Adrian wusste nicht womit er gerechnet hatte, doch vor seinen Augen herrschte weiterhin Dunkelheit. Er wollte eben etwas sagen, als ein Geräusch an sein Ohr trat. Zuerst ganz leicht, kaum mehr als eine Andeutung, dann immer mehr an Kraft gewinnend und letztlich zu einem imposanten Wellenrauschen anwachsend. Adrian fühlte wie eine kalte Brise über seine ärmellosen Arme streifte, sein Gesicht umspielte und an seinen Ohren vorbeirauschte. Er fühlte etwas seltsam Weiches und Nachgiebiges unter seinen Sohlen. Seine Schuhe waren fort und irgendetwas schien sich in die Spalten zwischen seinen Zehen zu drängen. Ein salziger Geruch trat an seine Nase, er glaubte es sogar zu schmecken. Dann riss ihn der Schrei eines Vogels aus seiner Blindheit.

Adrian stand der Mund weit offen. Vor ihm lag die größte Wasserfläche, die er jemals zuvor gesehen hatte. Bis an den Horizont reichte das Wasser, ein Meer, von dem Adrian nur in einzelnen Hologrammen etwas gesehen hatte und die taten ihm, dem Meer, unrecht. Hinter der weichen Linie des Wassers begann ein helles Licht seinen Aufstieg, die Sonne, die echte Sonne, die Adrian auch nur aus Beschreibungen und Simulationen, wie der heute in der Schule, kannte. Sie kletterte Stück für Stück in den blauen Himmel. Adrian war geblendet von der glitzernden Wasseroberfläche und als sein Blick gen Boden wanderte stellte er erstaunt fest worauf er da stand. Ein echter Sandstrand. Er war völlig hin und weg. Dann blickte er an seinem Körper hoch und fand sich in gänzlich anderen Kleidern, in Shorts und kurzärmeligem Hemd.

„Dachte das ist der Situation angemessener", hörte er eine Frauenstimme neben sich.
Jeanne stand nur einen Meter neben ihm und doch hatte er sie erst jetzt entdeckt. Ihr offenes Haar wehte im Wind und leuchtete mit den Strahlen der Sonne um die Wette und auch sie hatte ihre Uniform eingetauscht. In ihrem Fall gegen ein tailliert geschnittenes Shirt und gleichsam Shorts, doch trug sie Sandalen.
„Sieh aufs Meer, Adrian", forderte sie auf, als eben die Sonne zur Gänze am Horizont erschien. Er musste seine Augen nicht mehr abwenden. Das Licht war hell und warm, doch erzeugte es keine Schmerzen, auch wenn er direkt hineinsah. Die Möwen zogen über ihnen ihre Runden und eine Schildkröte schob sich einige Meter weiter über den Strand.

„Gefällt es dir?", fragte Jeanne.

„Es ist toll", sagte Adrian, die Augen im Licht der Sonne funkelnd.

„Adrian! Adrian!“ Eine Stimme rief seinen Namen. Es war nicht Jeanne, die rief, sondern ein Mädchen, das den Strand heruntergelaufen kam.

„Lily! Was machst du denn hier?“

„Nicht gerade eine nette Art eine Freundin zu begrüßen“, urteilte sie und mimte die Beleidigte. Doch sie war viel zu aufgeregt, um zu schmollen. „Wollen wir auf das Fest gehen?“, fragte sie.

„Fest? Welches Fest?“

„Ja, da!“, meinte sie mit einem Lachen und zeigte hinter Adrian.
Erstaunt wandte er sich um und erkannte Zelte und Stände und Bühnen und Musik und Menschen.

„Völlig unmöglich!“, murmelte er.

„Nichts ist unmöglich, Adrian.“

Er warf Jeanne einen fragenden Blick zu. Sie lächelte unschuldig und machte sich selbst auf den Weg. Lily nahm ihn an der Hand und zog ihn auf die ausgelassene Menge

zu. Adrian ließ es mit sich machen und sein Blick fiel hinüber auf den weiten Ozean und er musste feststellen, dass die Sonne bereits wieder am Sinken war und einen rötlichen Schimmer angenommen hatte und als sie die feiernde Menschenmenge erreichten war die Sonne untergegangen. Doch sie fehlte keine Sekunde, denn sie waren in einen gewaltigen Strudel geraten, ein Strudel aus Zeit und Farben und Klängen und süßen Leckereien, Spielen und Musik. Es war Spaß und Ausgelassenheit, wie Adrian es zur besten Zeit mit seiner Bande zuletzt erlebt hatte und dann kam eine große Vorfreude über die Menge und alles bewegte sich zum Meer. Es war tiefe Nacht geworden und ein klarer Sternenhimmel hatte sich über ihren Köpfen breit gemacht, als sich der Festtumult beruhigte und alles still und bedächtig wurde.
Noch über die Scherze und Späße des eben verlassenen Puppenspielers erheitert traten Adrian und Lily auf den Steg hinaus aufs Meer. „Es war eine tolle Idee von dir hierher zu kommen“, lobte Lily.

Adrian war es neu, dass es seine Idee gewesen war, aber er hielt es nicht für unabdingbar dieses Missverständnis aufzuklären.

Die beiden erreichten das Ende des Steges und blickten auf das Meer hinaus, das so ruhig war, dass man darin das Sternenlicht gespiegelt sah. Es schien wie ein zweiter Himmel.

„Das Feuerwerk müsste jeden Augenblick beginnen“, hörte man von hinten. Ein junger Mann stand mit seiner mutmaßlichen Freundin da und beide blickten sie erwartungsvoll in den Himmel. Ein anderer hatte seine Tochter auf den Schultern und es war schwer abzuschätzen wessen Gesicht mehr Erwartung ausdrückte. Langsam kamen immer mehr Menschen heraus ans Meer und bald herrschte eine Stimmung aufgeregten Wartens und erwartungshaften Gemurmels um Adrian und Lily.

Dann stieg ein erstes Licht am Horizont auf. Wie in Zeitlupe stieg es in die Höhe, es gab einen Knall und der Himmel war in goldenes Licht getaucht. Lautes „Ahhh“ und „Ohhh“ drang aus allen Mündern. Es folgten Explosionen in Grün und Rot und Blau und allen Farben. Die Menge raunte und die Zahl der Sterne hatte sich vervielfacht. Die Raketen hatten rote, blaue und grüne hinzugefügt.
Adrian blickte zu Lily und sah die Spiegelung der Farben in ihren Augen, ehe sie sich streckte, um die vielfärbigen Lichtpunkte, die wie Sternenstaub zu Boden fielen, zu erreichen. Nach wenigen Minuten leuchtete Lilys Haar, voller kleiner Lichtpunkte und das Meer zu ihren Füßen war bis einige Meter Tiefe hell erleuchtet. Es war das Schönste, das Adrian je in seinem Leben gesehen hatte. Die ganze Welt begann zu leuchten, alles um ihn her und die Insel und das Meer.

Er hätte Stunden hier stehen können und einfach nur schauen und er tat es mit Sicherheit für eine ganze Weile, doch irgendwann, nach unbestimmter Zeit, da spürte Adrian eine Hand auf seiner Schulter und er erkannte Jeanne hinter sich. Auch ihr Haar war voller Sternenstaub und jetzt leuchtete es wirklich, ihr Gesicht glühte im reflektierten Licht von Haar und Meerwasser und ihre Augen schimmerten.

„Es ist Zeit zu gehen“, meinte sie und Adrian nickte traurig. Zeitweise hatte er vergessen, dass das hier nicht die Wirklichkeit war. Wie schön wäre es, immer hier zu sein … Noch einmal blickte er sich um, im aussichtslosen Versuch, all das hier in sich aufzunehmen und mit der Gewissheit, das würde ihm nicht gelingen und mit der großen Angst mit dem nächsten Wimpernschlag wäre alles vorüber. Und dann war es vorüber.
Ganz langsam und allmählich verschwanden die Klänge der Welt, ganz so als ob Adrian langsam ertauben würde. Er schaute hinab auf seine linke Hand, in der er Lilys hielt.

Noch war sie warm und weich und dann verschwand der Tastsinn und die Hand, obschon immer noch sichtbar, war ihm entglitten, zusammen mit jedem Gefühl von Temperatur, von Geschmack und Geruch, ehe Adrian jegliche Kontrolle über seinen Körper abhanden kam. Das alles dauerte etwa dreizehn Sekunden, dann herrschte erneut Dunkelheit vor seinen Augen. Der Helm erwachte zu neuem Leben und Jeanne zog ihn von seinem Kopf.

Wieder fand er sich unter einem großen Sternenhimmel, doch fehlten dieses Mal das Meer und die Menschen und der Sternenstaub. Er saß wieder in Jeannes Quartier auf der weißen Sitzbank, die Sterne über ihm waren wieder fern und nur Jeannes Haar hatte etwas von seinem Leuchten behalten.

„Nun?", fragte Jeanne und stellte den Helm zurück auf den gläsernen Tisch, „was meinst du?"

„Klasse", war alles was Adrian zunächst zu sagen wusste. Einfach klasse. Das war die atemberaubendste Erfahrung seines ganzen Lebens gewesen. „Wie kann man noch in dieser Welt leben, wenn man stattdessen jederzeit so etwas erleben kann?"

„Eine berechtigte Frage", urteilte Jeanne. „Genau so dachten die meisten Menschen früher. Deshalb wurde das *Restriktionssystem* eingeführt, ein System, dass die Nutzung dieser Geräte einschränkt."

Adrian nickte stumm. Jeanne aber setzte noch eine Warnung hinzu: „Erzähle niemandem, dass du ihn oder sie dort gesehen hast oder was ihr angeblich gemeinsam gemacht habt. Außer dir und mir war niemand real dort."

„Auch nicht Lily?"

„Auch nicht Lily."

„Aber sie war so real! Und so wie immer."

„Nein, war sie nicht. Sie verhielt sich so, wie du dir das vorstellen würdest. Für dich ist sie also real, aber da du kein vollständiges Bild von ihr hast, kann es gar nicht real sein! Das ist ein bedeutsamer Unterschied, Adrian. Ver-

wechsle niemals was du in einer *Parallelrealität* siehst mit der Wirklichkeit! Es ist nicht mehr als ein Traum. Es ist nicht real, nur eine Illusion und oft keine realistische, sondern bloß eine Wunschvorstellung."

Adrian nickte langsam. Jeanne hatte sehr eindringlich geschaut, als sie das gesagt hatte. Er nickte, und wollte eben aufstehen, da erkannte er etwas unter dem Tischchen mit der *Sleeping Beauty* drauf. Er bückte sich und kam mit einem länglichen, metallenen Gegenstand wieder hoch. Jeanne nahm ihn ihm sofort aus der Hand und ließ ihn in ihrer Jackentasche verschwinden.

„Du gehst wohl besser, Adrian", sagte sie und lächelte dabei nicht.

Adrian nickte erneut und wünschte gute Nacht. Er hatte über einiges nachzudenken.

Jeanne blieb im Sternenmeer zurück, legte sich hin und blickte in den Weltraum. Sie war lange nicht mehr an diesem Strand gewesen und noch nie mit einer zweiten Person. Adrians Begeisterung … Wie schön musste es sein, so begeisterungsfähig zu sein. War sie das früher auch einmal gewesen? Musste sie wohl. Doch sie konnte sich nicht erinnern und jetzt verschmierte alles, eine graue Landschaft in grauem Nebel.

Sie zog den Gegenstand aus ihrer Tasche. Die war ihr tatsächlich unter den Tisch gefallen ohne dass sie es bemerkte. Sie saß in einem Meer an Sternen. Doch sie glaubte die ihren gestohlen.

Einige Zeit hing sie manchem Gedanken nach, drehte das Instrument abwesend in der Hand, dann setzte sie sich auf den Schreibtisch, stieß dabei zwei Stapel mit Dokumenten um und legte sich dann rücklings drauf. Das war nicht recht bequem, würde ihr aber im Unterschied zum Sofa dabei helfen, nicht einzuschlafen.

Seit ihrem Gespräch mit Julian hatte sie die phantastischsten Theorien erwogen, was wirklich auf *Infinity 7*

geschehen war. Ob es tatsächlich dieses ominöse Metall war und warum alles vertuscht worden war. War wirklich alle Erklärung im Wahlkampf zu finden?

Sie bemühte die Militärrechner und -datenbanken soweit sie ihre Befugnisse dort brachten - nicht weit genug. Oder es gab in der Tat nichts zu finden. Nielson müsste es wissen. Wenn es diesen Zwischenfall je gegeben hatte, und sie hatte keinen Grund Julian zu misstrauen, dann müsste Nielson es wissen. Nur würde er ihr nichts davon verraten. Er erzählte nie mehr, als man absolut zu wissen hatte. Das machte die Angelegenheit mit *Somnia* umso bestürzender. Wenn er es als richtig empfand es ihr zu sagen, dann erwartete er, dass sie das Wissen brauchen würden. *Somnia* … Julian sagte feindliche Agenten. War *Somnia* auf *Infinity 7* gewesen? Waren sie für das Fiasko verantwortlich?

Ihre Offiziere gaben nicht viel mehr her als die Computer. Takeshi Yagami war der Einzige, der von dem Projekt wusste, ein Umstand, den sie für nicht weiter verwunderlich hielt, da es kaum ein technisches Nischengebiet gab, von dem er keine Ahnung hatte. Er konnte ihr tatsächlich aus dem Stehgreif eine sehr gute Übersicht über die Chronologie der Ereignisse geben und wusste sogar über den Fund dieses unbestimmten Materials, von dem Julian sprach und dem er so viel Bedeutsamkeit beimaß.

„Leider sind alle Messdaten verloren gegangen“, sagte Takeshi. „Nicht, dass man bei den Arbeiten viel Equipment gehabt hätte, schon gar nicht zur Bestimmung wesentlicher Materialeigenschaften, aber es ist dennoch ein höchst bedauernswerter Umstand. Sofern da was Wahres dran war.“

Auf die Frage, ob er den Fund bezweifelte, antwortete er: „Captain, du kennst das PSE genauso gut wie ich“, was Jeanne für sich vehement bestritt, „und unsere Naturgesetze gelten überall. Es ist also sehr, sehr unwahrscheinlich einen neuen Stoff in der Natur zu finden, der dann auch noch stabil genug ist, von einem Bohrmeister bei nur

wenigen zehn Minusgraden und erdähnlichen Atmosphärenbedingungen geborgen zu werden."

„Aber es ist nicht unmöglich."

Er schnalzte mit der Zunge. „Nein, was wäre ich für ein Wissenschaftler, wenn ich unwahrscheinliche Ereignisse als unmöglich abstempeln würde?" Er hielt kurz inne, als würde er abwägen etwas zu erwähnen, dessen er nicht sicher war. „Ich weiß nicht, ob du das hören willst ...", und leiser, fast mehr zu sich: „alles sehr weit hergeholt ..."

„Takeshi?", sagte Jeanne streng. Nichts, das Takeshi sich durch den Kopf gingen ließ, schien ihr nutzlos.

Er stoppte das Rumspielen mit Zunge an der Innenseite der Wange, das er so gern tat, wenn er überlegte, die Stelle müsste beständig wund sein und er betastete die Flasche an seinem Gürtel, als müsse er sich ihrer versichern. „Es gab im Netz einige Diskussionen, nicht sehr weitreichend und bald versiegend, über das Unglück. Tatsächlich war die offizielle Begründung für das Unglück sehr unzureichend und vage. Ein unbestimmter Fehler im Reaktordesign ist möglich, aber alleine aus wissenschaftlichem Ehrgeiz wäre eine gründliche Untersuchung angebracht gewesen. Ganz zu schweigen von den zehntausend Toten. Aber dazu kam es nicht. Obwohl das Design von einem gewissen Julian Fajr vor Baubeginn von einem Dutzend Expertenkommissionen aufs Genaueste begutachtet und für schlichtweg genial befunden wurde. Angeblich hatten alle diese Experten, Experten, die den Senat berieten oder ihm sogar angehörten, hatten alle diese Experten den Fehler übersehen. Und dann sucht man nicht einmal danach. Das ist schon äußerst unübliches Prozedere."

Er zuckte mit den Schultern.

„Aber wie gesagt, wenn auf solchem Boden dann Verschwörungstheorien wie Unkraut auf gedüngtem Boden blühen, dann darf man sich nicht wundern."

„Weißt du in welche Richtung diese Theorien liefen?"

„Das Übliche. Ein bloßer Witz. Geheimdienste, Militär bis hinauf zum Senat, der Regierung und der Präsidentin. Wenn man so manchen Leuten da draußen glaubte, arbeitest du und ich für eine gewaltige Verbrecherorganisation. Also ich würde dem nicht allzu viel Bedeutung beimessen."

Jeanne schluckte schwer. Das mit der Verbrecherorganisation fand sie überhaupt nicht witzig. Nicht nachdem was Ahir und Nielson erzählt hatten. Sie bedankte sich bei ihrem Offizier und wollte eben gehen, als er noch etwas sagte: „Dein Freund Julian", sagte er, „wie heißt er eigentlich im Nach-"

„Danke, Takeshi", sagte Jeanne rasch und hatte ihn stehen gelassen, um ihre übrigen Commander in die Pflicht zu nehmen.

Bea war anfänglich eine kleine Enttäuschung, als sie nichts mit einem *Infinity*-Reaktor anfangen konnte. Nach etwas zielgerichteter Recherche hatte sie aber den Reaktorentwurf unter einer kruden Bezeichnung mit vielen Zahlen entdeckt.

„Über den Reaktor kann ich dir nicht viel sagen, das Prinzip ist grundverschieden zu aktueller Technologie, nur dass alleine aufgrund der Beschreibung etwas Skepsis angebracht scheint. Wenn man den Fachjournalen vertrauen darf, handelt es sich um das kleinste Inkrement vor einer Maschine, die endlose Energie verspricht. Tatsächlich wurde es aber ausgiebig von Koryphäen der Zeit besprochen", gestand sie ein und kratzte sich verblüfft am Kinn. „Man wollte einen Prototypen bauen, irgendwo auf einem unbewohnten Planeten, aber dann wurde es nicht mehr weiterverfolgt. Also schien es doch einen Haken gegeben zu haben."

„Keinen Bezug zu einem *Infinity*-Projekt?"

„Nein, gar keinen. Wenn es tatsächlich unter einem so marktschreienden Namen unterhalten wurde, dann hat

sich jemand im Nachhinein redlich bemüht, ihn wieder vergessen zu machen."

„Warum sollte man das tun?"

Bea kippte den Kopf. „Naja, es war Wahlkampf. Gescheiterte Vorzeigeprojekte wurden mittlerweile des Öfteren unter den Teppich gekehrt. Es ist nicht zu implausibel, um wahr zu sein. Allerdings wäre in diesem Falle, die einzige Möglichkeit wirklich die Wahrheit zu erfahren, mit nahen Angehörigen der Opfer dieser Katastrophe auf I98-, äh *Infinity*-7 sagtest du, zu sprechen. Wenn ein Verdrängungsalgorithmus eingesetzt wurde, findet man am ehesten dort Spuren, wo er viel Arbeit investieren muss."

Jeanne empfand diese Computerprogramme zur Gedächtnis- und Persönlichkeitsmanipulation schon immer als äußerst gruselig, auch wenn sie in der Behandlung psychischer Krankheiten und Störungen vortreffliche Dienste leisteten. Das Dumme an diesen Überlegungen war, dass man in einer Welt, in der nicht nur Fakten, sondern auch Erinnerungen rückwirkend geändert werden konnten, sich rasch auf Spekulationsebene begeben musste.

„Bist du morgen beim Spiel dabei?", fragte Bea.

„Was? Ach, ja klar. Danke Bea, bis später."

Und das war es gewesen. Ansonsten wusste niemand mehr etwas dazu. Es war höchst erstaunlich. Vor allem wenn es tatsächlich erst ein paar Jahre her war …

Jeanne richtete sich wieder auf. So mysteriös das Ganze war, so durfte sie dennoch nicht ihre Dienste als Kapitänin vernachlässigen. Noch weniger wo sie nun das Schicksal *Neos* mitgestaltete. Außerdem hatte sie jetzt Nackenschmerzen.

„Commander Callahan!", kontaktierte sie ihren Ersten Offizier, „Nachrichten von Commodore Novàk?"

„Das Shuttle wartet an vereinbarter Stelle“, bestätigte er. „Zehnfünf Minuten. Und man hat um die Anwesenheit eines Mediziners gebeten.“

„Nur Beth und Sie, in Galauniform. Keine Garde, den Hangar vollständig räumen. In zehn Minuten.“

Callahan war hörbar erstaunt, sie hatte ihn nicht aufgeklärt, aber er sagte: „Verstanden.“

Jeanne sprang vom Tisch und raste die Wendeltreppe in ihr privates Reich hinauf. Ärgerlich stellte sie fest, dass wohl einer ihrer Kulis ausgelaufen war, denn sie hatte einen schönen blauen Fleck am Rücken ihres Jacketts. Aber keine Zeit dafür, sprang sie in die Galauniform, steckte ihr Haar in Windeseile hoch und eilte zum Fahrstuhl 1. Eben bei der Tür raus fiel ihr allerdings ein, dass es vielleicht nicht allzu klug gewesen war, die Galauniform anzuordnen, wo sie doch diesen Aufenthalt ganz unauffällig gestalten wollten. Stattdessen lief sie jetzt durch das halbe Schiff, in prunkvoller Uniform und mit Degen am Gürtel. Darüber hatte sie sich zu wenig Gedanken gemacht. Wäre es besser das ganze Zeremoniell durchzuziehen, wie einem Commodore angemessen, oder nicht? Beides zugleich wäre der wohl schlechteste Weg. Sie würde es wohl am besten mit dem Agenten selbst absprechen. Der würde da schon Erfahrung haben. Fürs Erste war es nun einmal so und sie stabilisierte den Degen mit der Rechten, während sie raschen Schrittes durch die Gänge eilte. Im Übrigen sah sie an Bord ihres Schiffes keinerlei Sicherheitsrisiko und vor allem, der Mann hatte *Spectre*-Status. Der würde wohl mit allem fertig werden.

Im Übrigen war sie äußerst neugierig den vermeintlichen Commodore zu treffen. Er hatte große Schuhe zu füllen. Nielson hatte gesagt, dieser Mann wäre ihre Hoffnung. Sie hoffte nur, er würde Nielsons großen Worten gerecht.

Im Hangar warteten bereits ihre beiden Offiziere, ansonsten schien sämtliches Personal abgezogen. Mit Sicherheit auch ohne Fragen aufzuwerfen. Greg war ein Ass.

„Wir sollten den Treffpunkt in wenigen Minuten erreichen", sagte er.

Beth fummelte noch etwas an ihrer Uniform rum, die sie eher selten zu tragen hatte, schließlich waren beim Militär alle verrückt nach Bällen und zu Bällen trug man Kleider, und ihre Uniform war ihr tatsächlich fast ein wenig zu groß, jetzt wo sie in den vergangenen Monaten ein wenig abgespeckt hatte.

„Warum sie wohl eine Ärztin brauchen", überlegte sie dabei, „hat sich der Commodore mit dem Kugelschreiber gestochen?"

„Ich hoffe, dass nicht jeder Commodore ein so langweiliges Leben lebt, wie Sie es gerade heraufbeschwören, Commander", erwiderte Jeanne und erinnerte sich an Nielsons Worte über eine anstehende Beförderung.

Callahan schien zu ahnen, woran sie dachte und sagte mit breitem Lächeln: „Ich bin mir sicher, dass Ihr Leben immer spannend bleibt, Captain."

„Oh, das will ich doch hoffen", entgegnete sie, „ich bin mir hingegen sicher, dass sich Ihres als Captain drastisch entspannen wird. Zumindest wenn sie sich Ihren Ersten Offizier klug auswählen."

„Sie wissen schon wieder mehr als ich, hoffe ich?"

„Hier ist kein Schwein", stellte Beth fest, „und ihr könnt trotzdem nicht aufhören so geschwollen zu reden?"

„Dienst ist Dienst, Beth!", sang Jeanne und Callahan wandte sich zum Hangartor. Es war punktgenau die anberaumte Zeit. „Also, *wir* sind da."

Als wäre das ein Losungswort sprangen die beiden Torhälften mit einem lauten Schnalzen ein paar Meter auseinander, eben weit genug, um das kleine Schiff hereinzulassen. Nur war es nicht das erwartete Shuttle, das

durch das Luftschild hereinbog, sondern eine *Nocturna Eterna*.

Callahans Blick flog zu Jeanne. „Sicherheitsdienst-!“, rief er ins *UniNet*, doch Jeanne stoppte ihn mit einer schnellen Berührung am Oberarm.

„… alles in Ordnung“, beendete Callahan keineswegs überzeugt die Übertragung, löste aber nicht seinen fragenden Blick von seiner Kapitänin. „Jeanne, die Kennung ist offensichtlich gefälscht. Zur Sicherheit solltest du sofort den Hangar verlassen!“

„Alles in Ordnung, Greg, ich bin mir sicher, alles ist in Ordnung.“

Callahan schien nicht gänzlich überzeugt. Er schien überhaupt nicht überzeugt und rückte unauffällig etwas näher und kaum merklich ein Stück vor Jeanne, die Hand an seinem Degen.

Jeanne erwischte sich beim Gedanken Gregory damit rumfuchteln zu sehen und musste sich ein breites Lächeln verkneifen. Auch wenn sie sich sicher war, dass er zumindest ein vernünftiges Fechtprogramm installiert haben würde. Nur für alle Fälle. Und ein wenig süß war es auch, wie er so bereit war mit einem Degen zu kämpfen, um ihre Sicherheit zu garantieren. Wobei … er war gut in *Duel*. Vermutlich war er sogar sehr gefährlich mit einem Degen. Bloß gegen einen *Spectre* würde er wohl schnell den Kürzeren ziehen.

Das ominöse Kampfschiff mit der gefälschten Bezeichnung setzte sanft am Boden auf. Es war offensichtlich schwer bewaffnet. Raketenträger und Bombenklappen machten es zu einem für alles vorbereiteten Kriegswerkzeug. Es setzte auf und dann geschah - nichts. Die Luke öffnete sich nicht. Kein Angriffstrupp kam herausgestürmt, aber auch sonst niemand.

Callahan war deutlich unruhig. „Captain?“, fragte er und bat damit um Erlaubnis sich dem Schiff zu nähern.

Jeanne überlegte mit deutlich mehr Geduld, aber auch die kannte ihre Grenzen. Bevor sie aber ihr OK geben konnte fuhr mit einem lauten Knall die Rampe doch noch herunter, die Luke öffnete sich und heraus humpelte ein Mann mit Krücken in verrutschter Uniform. Ihm fehlte die Hälfte eines Beins, das kräftig mit Bandagen umschlungen aber mit absoluter Sicherheit noch nicht professionell behandelt worden war. Seine Abzeichen und Uniform sagten ihm den Rang eines Commodore nach. Das Bein seiner Hose war vielfach umgeschlagen und trotzdem schon blutig oder aber zumindest ein dunkleres Schwarz als der Rest.

Callahan war vollständig perplex, Beth reagierte mit den Reflexen einer Militärmedizinerin und eilte sofort auf den Mann zu, doch bevor sie ihn erreichte hielt er inne, nahm Haltung an und salutierte. Callahan und Jeanne waren vollkommen verdutzt aber erwiderten den Gruß. Beth hielt nur sehr widerwillig inne, als wäre sie gegen eine unsichtbare Wand gelaufen und musterte mit der Hand an der Stirn ernst die so krude behandelte Gliedmaße.

„Willkommen an Bord der *Sleeping Beauty*, Commodore Novàk, Misonos“, begrüßte Jeanne den Mann, und versuchte geflissentlich seine Verletzung nicht zu beachten und den Blick auf seinem Gesicht zu bewahren. Er hatte meerblaue Augen mit vereinzelten Ästen hellbraunen Treibgutes darin.

„Vielen Dank, Captain Lavie", entgegnete der Mann mit dem Lächeln eines Marathonläufers, der eben seine persönliche Bestzeit geschlagen hatte und er senkte die Hand, um sie ihr zu reichen. „Ich bin kein Fan des Formellen."
Commander Callahan zog die Augenbrauen hoch, denn nach diesem Auftritt hätte er das nicht zu behaupten gewagt. Er sagte aber nichts als Jeanne dem Neuankömmling, nach kurzem Zögern, die ihre reichte. Novàk hatte geradezu aristokratische Hände mit schlanken Fingern und einen festen Händedruck. Jeanne glaubte

zu spüren, dass er noch viel fester drücken könnte, aber die Haut war erstaunlich weich. Er lächelte, doch sie schaute ihn nur verständnislos an.

„Entschuldigen Sie, Sonos“, unterbrach Beth, „aber ich bestehe darauf sofort Ihre Wunde zu sehen. Ich glaube Sie sind vollkommen verrückt! Wobei Sie damit genau aufs richtige Schiff gekommen wären …“

Sie sprach Callahan aus der Seele. Sein Blick fixierte den nicht mehr ganz frisch bandagierten Stumpf schon seit der Mann ausgestiegen war. Diese Wunde war länger unbehandelt geblieben, das war selbst einem medizinischen Laien rasch klar. Ein Wunder, dass der Mann noch stehen konnte. Und was für ein Commodore zog sich solche Wunden zu?!

„Ich bitte Sie darum“, sagte Novàk, aber erst als er „Commander“, sagte, ließ er Jeannes Hand los und sah zu Beth, „wir hatten leider keine Zeit für einen Zwischenhalt auf dem Weg“, erklärte er.

Beth wies ihn an, sich auf eine niedrige Kiste zu setzen und löste sofort mit einer Reihe zügiger Bewegungen den Verband. Jeanne verfolgte ihre Handbewegungen und warf, als sie sicher war, dass auch Novàk mit dem Tun ihrer Ärztin beschäftigt war ein, zwei verstohlene Blicke auf seine übrige Erscheinung.

Novàk, oder wie immer er auch heißen mochte, hatte brünettes, gewelltes Haar, eine hohe Stirn, kräftige, aber sehr schön geformte Brauen, eine erstaunlich wohlgefällige Nase und einen, im Anbetracht der Wunde, ungewöhnlich perfekt gepflegten Einpaartagebart. Prioritäten … Sie musterte eben seine, hübsch gezogene Oberlippe als sie seinen Kopf sich in ihre Richtung heben sah und sie mit einem Mal wieder sehr an Beths Arbeit interessiert war.

Callahan musterte Novàk mit deutlich weniger wohlwollenden Augen. Zwar kannte er keine Fakten, aber ein Mann, der mit gefälschten Raumschiffdaten reiste, konnte auch leicht ein Mann sein, der mit gefälschten Personalda-

ten reiste. Und dann diese Wunde! Beth hatte sie jetzt freigelegt und ja, der Verband hatte schon ziemlich exakt versprochen, was man zu sehen bekam. Er spürte wie sein eigenes Bein ganz schwach wurde. Er war immer schon sehr emphatisch gewesen in diesen Belangen. Wie konnte man mit sowas überhaupt noch stehen? Er würde ihn sehr genau im Auge behalten … Die Hand verharrte bewegungslos an seinem Degen, bereit dem Commodore im Zweifel auch das zweite Bein abzuhacken.

Man verfolgte in Stille wie Beth die Wunde untersuchte und Jeanne brauchte ein paar Augenblicke, um festzustellen, wie eigenartig die Situation war. „Ich hoffe der Flug war angenehm und ohne Zwischenfälle?“, fragte Jeanne in vollkommen ironiefreiem Tonfall, aber vor allem deshalb, weil es das erste war, das ihr eingefallen war. Oh Gott, dachte sie bei sich, was ist denn das für eine Frage … Dem Mann fehlte ein Bein.
Callahans fassungsloser Blick wanderte wieder zu ihr. Er sah sie an, als hege er nun die Furcht, auch sie habe den Verstand verloren. Die Befürchtung begann sie eben zu teilen. Wie konnte sie im Angesicht einer solchen Wunde so etwas Unpassendes sagen? Von Gregs Warte aus musste die Situation vollständig unverständlich sein. Fast tat er Jeanne leid, wie er versuchte aus dem Ganzen schlau zu werden und doch kaum eine Chance hatte. Aber ihre Aufmerksamkeit war im Augenblick etwas gebunden. Im Übrigen hatte Novàk ein sehr einnehmendes Lächeln.

Jetzt aber antwortete er und zum zweiten Mal verschränkten sich ihre Blicke. „Etwas lang, aber ich kann mich dann doch nicht beschweren. Die Besichtigung von *Astroid Fe A3* war lange überfällig. Zwei Schachteinstürze in zwei Wochen. Sie wissen nicht wie sehr ich mich gefreut habe endlich auf Ihr Schiff zu gelangen.“ Er zuckte zusammen, als Beth die Wunde notdürftig behandelte.

„Ja, das hätten Sie einfacher haben können, Sonos, wenn Sie sich früher in ärztliche Behandlung begeben hätten“,

schimpfte sie und tropfte erbarmungslos eine rubinrote Flüssigkeit darauf, die seinem zwar immer noch lächelnden, aber sehr angespannten Gesichtsausdruck zufolge keine angenehmen Gefühle auslösen konnte.

Das war die Coverstory? Er habe sich bei der Besichtigung einer Mine so schwer verletzt und war dann dennoch Tage bis zum Rendezvous mit der *Sleeping Beauty* geflogen?

„Das war leider nicht möglich, Commander", antwortete er gedehnt.

„Darf man fragen, wie Sie sich so eine Verletzung zuziehen konnten, Misonos?", bat Callahan zu wissen, „Sie werden doch wohl nicht den Asteroiden so verletzt verlassen haben?" Natürlich hatte Greg sofort die Fährte aufgenommen. Diese Geschichte stank zum Himmel. Und noch etwas war gut riechbar.

„Ich fürchte doch", sagte der Mann und wandte den Blick von Jeanne zu Callahan. „Man mag glauben, ein Commodore laufe größere Gefahr sich an einem Kugelschreiber zu verletzen, als wirklich verwundet zu werden, aber manchmal hat man einfach Pech."

Jeanne schien das Sprechen verlernt zu haben oder aber ganz mit ihren Gedanken beschäftigt zu sein. Vielleicht hatte sie Angst noch eine zweite Peinlichkeit zu sagen. Also war es an Callahan das Gespräch am Laufen zu halten und Callahan, der gab sich noch nicht geschlagen.

„Und Sie sind alleine unterwegs, Misonos?", fragte er.

Novàk schüttelte mit leicht schmerzverzehrtem Gesicht den Kopf. „Meine treue Begleitung Lieutenant Catherine Edwards, sollte gleich nachkommen. Sie muss wohl noch einige Sachen ins Logbuch eintragen."

Wie auf Zuruf trat eine Frau aus der Luke und schloss zu ihnen auf. Erneut wurde salutiert. Jeannes Augen flogen zu der Frau, die mit Novàk reiste.

Edwards war ein sehr durchtrainierter Typ und hatte Kurven, die eindeutig nur mittels Implantat erhalten wer-

den konnten, indem es die wenigen doch vorhandenen Fettreserven genau orchestrierte und möglichst gewinnbringend einsetzte. Sie hatte dunkelblondes Haar, zu einem einfachen, aber formell korrekten Zopf gebunden und sehr einnehmende blaue Augen mit weißen Sprenkeln darin. Nein, es waren blaue Augen mit weißen Farbklecksen, verbesserte sich Jeanne. Eigentlich sah sie ein bisschen zu sehr nach einem Bodybuilder aus. Und dass sie so einen Aufwand mit ihrem Körper betrieb machte sie ihr Jeanne auch nicht unbedingt sympathischer, sondern machte sie geneigt, ihr Oberflächlichkeit zu unterstellen. Außerdem, wenn die gesamte *UIPA* aus solchen griechischen Heroen und Göttern bestand, stellte sie sich jede Art von verdecktem Auftrag als große Herausforderung vor ... Sie blickte wieder zu dem Mann hinunter, wie er Beth bei der Arbeit zusah und der Anblick erdete sie ein wenig. Immerhin bestand er doch nur aus Fleisch und … Knochen. Ja, eindeutig … Knochen.

Callahan schien derweil wild entschlossen Licht ins Dunkel seines Verständnisses zu bringen und seine Fragen jetzt an Lieutenant Edwards zu richten, doch Beth kam ihm zuvor. Sie hatte eben aufgegeben, eilig zwei Lagen Mullbinden um den Stumpf gewickelt und war dann aufgesprungen.

„Sofort ins Hospital!“, orderte sie, „für das Zeremoniell ist danach immer noch Zeit genug. Meine Leute müssten gleich hier sein. Mit dieser Wunde laufen Sie mir keinen Meter mehr.“

„Das ist doch kein Problem“, bestand Novàk, als habe er seinen Spaß an der ganzen Angelegenheit und er versuchte aus eigener Kraft aufzustehen. Edwards stand sofort an seiner Seite, um ihn zu stützen und er ließ es bereitwillig zu.

„Ich hoffe Sie später zu sehen“, wandte er sich an Jeanne, die Edwards genauestens beobachtete, „es gibt einiges zu besprechen.“

Jeanne nickte bloß knapp. Letztlich rang sie sich aber doch dazu durch noch etwas zu sagen: „Selbstverständlich, Misonos. Aber jetzt lassen Sie erst Ihren Fuß wiederherstellen. Sie sind in der Hand der besten Ärztin, die Sie finden können."

Zwei von Beths Leuten kamen mit einem Rollstuhl in den Hangar und Novàk sah ein, dass es dumm wäre, darauf zu bestehen, zu Fuß zu gehen. Er sprang fast energetisch in den Rollstuhl und Beth und ihre Leute machten sich auf den Weg, auf den Gang hinaus zum Fahrstuhl.

Die drei Übrigen blickten ihnen hinterher und Callahan blieb so schlau als wie zuvor und bereitete sich darauf vor, sein fehlendes Wissen aus Jeanne zu extrahieren, doch Lieutenant Edwards kam ihm zuvor.

„Ich möchte Sie ebenfalls um eine Unterredung bitten, Captain!"

„Sie werden sich doch unserer Unterredung später anschließen, nehme ich an?", fragte sie überrascht und etwas kühl.

„Ich fürchte, ich benötige Ihre alleinige Aufmerksamkeit", führte Edwards weiter aus.

Jeanne hatte keine Ahnung, warum sie jetzt getrennte Gespräche zu führen hatte, aber vermutlich hatte die Dame Sicherheitsbedenken. Oder sie wollte ihren Anspruch geltend machen.

„Und ich bitte Sie explizit Commodore Novàk nichts davon zu erzählen."

Jeannes Augenbrauen zuckten unmerklich, aber sie sagte: „In Ordnung, ich melde mich bei Ihnen, sobald es meine Pflichten an Bord erlauben." Das schien ja heiter zu werden.

„Ich danke Ihnen, Misonas!"

Edwards salutierte und wandte sich zum Jäger um, als wollte sie wieder darin verschwinden. Ja, eindeutig Bodybuilder.

„Wir haben Ihnen und Commodore Novàk selbstverständlich Gästekabinen vorbereitet“, sagte Callahan, aber Edwards lehnte dankend ab.

„Der Commodore schläft unterwegs nur in seinem eigenen Bett.“

Damit verschwand sie im Jäger, ehe Callahan bemerkte, dass Jeanne nicht vorhatte Einwände zu erheben und er es selber hatte tun können. Callahan sah Jeanne an und schüttelte den Kopf. „Ich denke du hast mir so einiges zu erklären, Jeanne. Ich habe nicht den geringsten Schimmer was hier eben geschehen ist. Aber eine Sache weiß ich ganz sicher: Das ist kein gewöhnlicher Commodore und diese Frau kann mit bloßen Händen töten.“

Die Nachricht vom Senatsbeschluss zur Klärung der *Neosfrage* traf ein.

„Wir stimmen nun ab über das Verhalten der *Union der Planeten* in der Neosfrage“, verkündete der Vorsitzende. „Ich rufe Sie, verehrte Senatorinnen und Senatoren, nun auf, Ihre Stimme abzugeben.“

Eine knappe Minute wurde es still im Raum.

„Damit“, begann der Vorsitzende wieder zu sprechen, „ist es entschieden. Von den siebenhundertzweizehnundacht stimmberechtigten Senatorinnen und Senatoren haben sich fünfhundertzweizehnundvier für den Vorschlag der Senatorin Alina von Lindborg entschieden. Einhundertvierzehnundsieben stimmten dagegen, fünfzehnundsieben enthielten sich ihrer Stimme. Somit gibt der Senat nun dem Board der Admiräle den Auftrag den Planeten *Neos* zu besetzen. Die Sitzung ist beendet.“

INFINITY 7 : BASILISK

Irene Adlers fliegendes Klassenzimmer

„*Single Existence*. Wie versprochen erkläre ich euch heute, was man allgemein unter dem Gesetz der *Single Existence* versteht. Das ist ein sehr wichtiger Bestandteil unseres alltäglichen Lebens. Um ehrlich zu sein, einer der wichtigsten.

Worum geht es heute? Genau!

Wie wir ja bereits wissen, gibt es eine Beschränkung für die Geschwindigkeit mit der Information transportiert werden kann. Zwar ist diese noch um einiges höher, als jene für Materie, also etwa dieses Raumschiff kann nicht so schnell fliegen, doch gibt es trotzdem eine zeitliche Differenz zwischen Senden und Empfangen einer Information. Das hat natürlich vor allem Einfluss auf die Berichterstattung und die Verbreitung von Nachrichten im Allgemeinen. Ihr wisst, dass bei jeder Nachrichtenübertragung die *Sol*-Zeit angegeben ist. Das ist so, weil es oft Tage dauert bis die Nachrichten zu uns kommen. Es ist aber ebenso wichtig für die Art und Weise wie Menschen untereinander kommunizieren.

Wie kann es etwa sein, dass ihr einen Menschen, der auf der *Erde* lebt trotz einer Nachrichtenübertragungszeit von, sagen wir einem Tag, bereits nach wenigen Minuten sprechen könnt, als seiet ihr nur wenige Meter voneinander entfernt? Wie funktioniert die Sache mit den Backups? Wieso gibt es keinen Menschen zweimal?

Die Erklärung heißt *Single Existence*. Das Gesetz schreibt im Wesentlichen eines vor: das niemals ein Mensch zur gleichen Zeit an zwei Orten existieren darf. Das würde nämlich, so meint man, unsere gesamte Welt auf den Kopf stellen. Stellt euch vor es gäbe eine vollständig idente Kopie eurer selbst, einen Klon, der genau denselben Körper aufweist wie ihr! Das wäre ein wahres Horrorszenario! Aber technisch möglich! Um das trotzdem zu verhindern

schreibt das besagte Gesetz einige Regeln im Umgang mit diesen Daten vor.

Was versteht man unter *Single Existence*? Genau, das niemals ein Mensch an zwei Orten existieren darf.

Das Gesetz beinhaltet, unter anderem, folgende Punkte:

Erstens: Der Mensch muss zu jeder Zeit ein Unikat sein. Es darf in keinem Augenblick, egal wie kurz er sein mag, auch nur eine vollständige Kopie dieses Originals existieren.

Zweitens: Es darf, aus Gründen der Sicherheit des Lebens eine einzige Kopie als Backup erstellt werden. Diese Kopie ist allerdings, wie oben angedeutet, nicht vollständig auszuführen, sondern hat sich in mindestens einem Detail zu unterscheiden.
Dieses Detail kann die Antwort zu einer Frage sein, die dem Individuum gestellt werden kann, um es vom Original zu unterscheiden.

Drittens: Das nach Punkt 2 erstellte Backup muss folgenden Kriterien entsprechen:

Erstens: Es muss stets aktuell gehalten werden. Als aktuell sind Kopien zu
bezeichnen, die weniger als sechs Monate alt sind.

Zweitens: Es darf nur auf dafür zertifizierten Servern von Unternehmen liegen, die dafür seitens der Regierung autorisiert worden sind. Dies ermöglicht die Kontrolle über das Nutzen der Daten seitens der Regierung.

Drittens: Wird ein Backup erneuert, so muss das alte Backup gelöscht sein,
bevor die letzte aktuelle Information übertragen wurde, um Punkt 1 zu erfüllen.

Viertens: Sollte ein Backup, etwa durch Störungen während der Übertragung, fehlerhaft sein, so muss das Backup gelöscht sein, bevor die letzte aktuelle Information eines neuen Backupversuchs übertragen wurde, um Punkt 1 zu erfüllen. Im Falle eines lebensunfähigen Körpers ist, noch bevor ein neuer Körper bereitgestellt wird, der alte restlos

zu vernichten.
Das Neuralimplantat muss, wenn möglich, in den neuen Körper übernommen werden, oder aber sicher und nachweisbar zerstört werden.

Fünftens: Zum Nutzen aktueller Kommunikationsmethoden trotz beschränkter Übertragungsgeschwindigkeit ist es erlaubt einzelne Kommunikationskopien seiner selbst zu erstellen. Diese vereinfachten Abbilder beschränken sich bloß auf die zur Informationsaufnahme und –abgabe wichtigen Funktionen des Gehirns plus Teile der für die Person üblichen Verhaltensmuster, der gemachten Erinnerungen und des gespeicherten Wissens.
Die im Abbild gespeicherte Information darf frei ausgewählt werden, darf allerdings nicht mehr als 33% der Gesamptperson beinhalten. Zusätzlich muss für alle Kommunikationen das gleiche Abbild genutzt werden. Sollte man nun die Information nach neuen Kriterien auswählen wollen, so muss mit der ersten Kommunikation gewartet werden bis alle gespeicherten Abbilder aktualisiert worden sind.
Nach Beenden der Kommunikation wird die gewonnene Information mit dem Original abgeglichen, was je nach Netzauslastung und Entfernung bis über eine Woche in Anspruch nehmen kann.

Wer kann mir etwas über *Single Existence* sagen?

Basilisk warf dem Mann, welcher breitbeinig in seinem Sessel saß einen bösen Blick zu. Sein Kopf war weit nach hinten geneigt, sein langes Haar, Stränge erstarrten Öls, hing über die Lehne wie ein toter Kraken und er schnarchte lautstark.

„Zwei Minuten bis zum ersten Absprung“, verkündete Io. Es ging los. Basilisk schob sich den Helm über den Kopf und ließ Phönix mit Hydra zurück. Bevor sie aber noch durch die Tür verschwunden war, begann Hydra zu brüllen wie ein Tier, streckte die Glieder und fand dann doch zur menschlichen Sprache zurück. „Mach’s gut, Schwesterherz!“, rief er feixend. Dann war die Tür zu und sie allein.

Es war soweit. Die letzte Nacht *Infinity 7s.*

„Basilisk", drang Ios Stimme übers *UniNet*, „bereitmachen zum Absprung."

Innerhalb fünf Sekunden war die künstliche Schwerkraft abgeschaltet und Basilisk hing in der Luft. Dann ging die Bodenluke weit auf, sie machte eine Rückwärtsrolle, stieß sich mit aller Kraft, die die Beine des Exoskeletts aufbringen konnten, von der Decke ab und schoss wie das Projektil aus einer Kanone auf den Planeten zu.

Sie hatte begonnen.

Infinity 7 hatte keine Atmosphäre und sie stürzte ungebremst in die Tiefe, direkt auf die stählerne Kuppel zu, bis es ihren Kopf auf eine Seite trieb, weg vom Zentrum der Halbkugel, um letztlich im Schacht zwischen Außenmauer und aufgegrabenem Boden zu verschwinden. Mit kräftiger Handbewegung rammte sie einen Phasenpickel in die metallene Außenwand und das Seil an seinem Ende bremste sie auf 25 Metern bis zum Stillstand ab, etwa 70 Meter über dem bisherigen Ende der Grabungsarbeiten. Mit einem kräftigen Satz sprang sie fünf Meter weiter an die gegenüberliegende Wand und von dort zurück und hin und her und in zwei Handvoll Sprüngen stand sie am Boden, zog ihr Schnellfeuergewehr vom Rücken, eilte die

Wand der Einrichtung bis zum Notausstieg entlang und verschwand durch die kleine Ausstiegsschleuse im Inneren. Ein lautes Zischen, die Kammer wurde mit Atemluft geflutet und die Schwerkraft normalisiert. Noch bevor der Computer die Freigabe erteilt hatte, war sie durch die zweite Tür und in den Gang hinausgeeilt.

Ebene 9. Sie musste runter auf Ebene 13. Alle dazwischen waren in den Fels getrieben und hatten keinen Ein- und Ausgang. Von dort unten kam man nicht mehr raus. Der einzige Weg führte dann nach oben …

Infinity 7 schlief den Schlaf der Ahnungslosen -

Hades war ein grauenhafter Gegner, im Dunkeln mehr noch als sonst. Sein Anzug war nicht wie die anderer Agenten. Er hatte keinen keinen Körperschild. Ein gut gezielter Schuss wäre sein Ende. Dafür hatte er eine Tarnkappe. Er konnte nahezu unsichtbar werden. Ohne jede Vorwarnung würde man den Lauf seiner Pistole im Nacken spüren. Und das hier war seine Welt. Waren die Gänge oben dunkel gewesen, diese hier waren reinste Finsternis. Hades mochte sich hier überall verstecken und sie hätte keine Chance ihn zu sehen bis es zu spät wäre. Bloß, hier in der Dunkelheit lag auch das Labor mit dem Zielobjekt. Dort lagerten die paar Gramm MX12 für die sie diesen Zirkus feierten.

Basilisk hastete durch das Gangsystem, der Wegweisung des Implantats folgend, die Pistole stets schussbereit. Doch Hades blieb im Schatten. Oder er ließ sie passieren, wollte mit ihr spielen … Schon meinte sie seine Phasenwaffe surren zu hören, war gefasst jeden Moment in den Lauf eines Gewehres zu blicken. Aber nichts geschah und sie hastete weiter. Das Pochen ihres Herzens wurde zur Trommel, so laut, dass sie fürchtete, sie könne Hades überhören und sie traute sich nicht, sich ihrer Handlampen zu bedienen. Sie würde leuchten wie ein Glühwürmchen und er lauerte in der Dunkelheit -

Endlich erreichte sie die Labortür. Sie war nicht abgeschlossen. Oder nicht mehr? Es war keine Zeit darüber nachzudenken. Drinnen stellte sie fest was absolute Dunkelheit noch unerträglicher machte: In einen absolut finsteren Raum zu müssen mit nur einer Tür. Keine Chance zu entkommen. Kein Licht. Sie sah nichts. Selbst die Notbeleuchtung war noch nicht installiert. Sie konnte nicht anders, als eine Wurflampe an die Decke zu klatschen, wo sie kleben blieb und polarisierte Wellen aussandte, welche dank ihres darauf justierten Helmes, nur ihr den Raum erhellten. Bis Hades seinen eigenen Helm richtig einstellte … Hektisch ließ sie ihren Blick über die Tische gleiten und hatte Glück: sie entdeckte sofort wonach sie suchte, packte das Glas mit dem flüssigen, silbernen Metall in die vorbereitete Kapsel und schob sie in eine Seitentasche. Der erste Teil war geschafft. Jetzt musste sie nur noch zurück durch diese Tür.

„Ich glaube du hast etwas, das mir gehört.“ Basilisks Hand zuckte an ihre Seite, doch Hades schoss. Es war ein perfekter Schuss, so platziert, dass der Rückschlag ihres so malträtierten Schildes die Hand nach oben schnellen ließ, weg von ihrer Pistole. „Mach dir doch keine Umstände meinetwegen", sagte Hades, „ich mach das schon." Er trat näher und es bestand kein Zweifel, dass er sehen konnte. Ihre Lage war aussichtslos. Sie hatte verloren. Er würde das MX12 schnappen und dann würde er sie erschießen.

Stattdessen zerriss ein lauter Warnton die bisherige Stille des bis eben friedlich schlafenden *Infinity 7s*. Hades zuckte unwillkürlich für den kleinsten Bruchteil einer Sekunde, aber ihre in tausend Einsätzen trainierten Reflexe hatten bereits reagiert. Basilisk nutzte ihre Chancen. Sie ließ sich hinter den Tisch fallen und Hades' Schuss traf sie nicht mehr. Basilisk lief los, hechtete durch die Tür und lief los -

Sie näherte sich einem Aufzugsschacht, doch flüssiger Stahl flutete knöchelhoch auf den Gang und schnitt ihr den Weg ab. Stattdessen erreichte sie einen Raum mit der Auf-

schrift „Wartung“ und eilte hinein. Darin fanden sich die Belüftungsschächte, allerdings zu klein, um einen Menschen durchzulassen, der Müllschacht und der Personalaufzug. Sie riss den Deckel vom Müllschacht, platzierte ihre dritte und letzte Mine und verschwand im Personalaufzug.

Hades betrat den Raum und sah den heruntergerissenen Müllschlucker. Die Anzeige über der Tür des Personalaufzugs zählte herunter. Er betätigte den Notausschalter und schoss dann auf den Müllschacht. Die Explosion riss ein Loch in den Aufzugschacht und der Müll am anderen Ende hatte ebenfalls Feuer gefangen. Hades griff über seine Schulter und holte einen silbernen Koffer aus seiner Rückenpanzerung. In zehnundzwei Sekunden hatte er die fünfteilige Waffe zusammengebaut und geladen, war an den offenen Schacht getreten und begann damit den Kabinenboden zu durchlöchern. Basilisk, am Dach des Aufzugs, hörte die großkalibrigen Kugeln den Stahl durchschlagen, als sie auch schon an ihrem Kopf vorbeifegten. Dieser Mistkerl war nicht abzuschütteln. Sie riss die Abdeckung von einem Wartungstunnel und kroch hinein. Sie musste hier raus -

Die ganze Luft schien zu glühen. Alles war voller Rauch, alles schien zu dampfen und ohne Helm bliebe einem nichts übrig, als elend zu ersticken. Flüssiger Stahl schoss durch die Flüge und Gänge als wäre das das Blut *Infinity 7*s und sie begann wieder zu laufen, noch unschlüssig wohin, zumindest aber weg von ihrem Verfolger. Gleichzeitig war jeder Weg der Weg in die Hölle. Es schien jede Sekunde heißer zu werden, ein Inferno aus Dunkelheit und Hitze. Die vereinzelten Notlichter waren nun ebenfalls ausgefallen -

Sie glaubte Schüsse hinter sich zu hören, nicht weit entfernt. Schüsse und das Knarren sich biegenden Stahls, gespickt mit einzelnen Explosionen und sonstigem Krach berstenden Materials. Alles war am kaputtgehen. Darüber

das elende unaufhörliche Schreien *Infinity 7s*. Diese Sirenen! Sie kreischten und kreischten, offensichtlich versucht ihr das Gehör zu nehmen -

Sie hechtete um eine weitere Kurve und wäre beinahe in ein großes Loch gefallen. Der ganze Flur war weggeschmolzen und heißes Metall floss herab wie Wasser an einem Wasserfall. Hier ging es nicht weiter. Die nächste Sackgasse. Sie wollte sich umwenden, doch der einzige Weg war der, den Hades eben entlang eilen musste. Ohne Mut und an seiner statt nur mit Verzweiflung, presste sie sich gegen die heiße Mauer, rot glühende Tropfen des in der Auflösung begriffene *Infinity 7*s landeten auf ihren Schultern und liefen an ihr hinab. Sie wartete bis Hades um die Ecke käme. Sie hätte nur eine Chance. Ein Schatten lief vorbei, die Schlange stieß zu und Hades die Waffe aus der Hand. Die zweite Faust parierte er schon, fasste sie und zog sie zu sich heran. Sie sprang vom nachgebenden Boden ab und warf ihr ganzes Gewicht gegen ihn. Hades hielt sie fest, donnerte aber mit dem Rücken gegen die hintere Wand und verbeulte die von der Hitze weiche Verkleidung. Vor sich, nur vier Meter hinter Basilisks Rücken, lag ein offener Vulkan. Er hatte eindeutig die bessere Position inne, doch sie glaubte, er würde sie nicht nutzen solange sie sein Ziel bei sich trug, die kleine Kapsel mit dem MX12. Sie täuschte sich.

Basilisk tat einen Schritt zurück und holte dann aus, um seinen Kopf zu treffen. Er duckte sich unter der Faust hindurch, ahnend welche Delle sie in der Wand hinterlassen haben musste, und rammte ihr dann seinen Helm in den Bauch -

Er brüllte, aber beantwortete nicht ihre Frage, hechtete nach vor, packte sie am Hals und stürzte sie beide in die Flammenhölle hinab. Ein lautes Knacken verriet gröbere Schäden an Basilisks Exoskelett, als sie etliche Stockwerke tiefer aufschlugen, durch eine weitere Decke brachen und beim Teufel anklopften. Hades war, des Aufpralls wegen,

von seinem Opfer abgerollt und fand sich in einer Pfütze heißen Metalls stehend wieder. Basilisk drohte bereits darin zu versinken. Sie versuchte aufzukommen, fand aber keinen Halt mehr, als die nächste Decke unter ihr nachgab. Sie fasste wild um sich, doch so sehr sie sich mühte, alle Welt schien verflüssigt und da war nichts, um sich herauszuziehen. Es war hoffnungslos. Sie versank, versank in *Infinity 7*. Sie versank, dieses Mal nicht in Wasser, sondern in flüssigem Stein und es gab kein Entkommen. Da bekam ihre Hand unerwartet doch noch etwas zu fassen. Hades hatte ihren rudernden Arm gepackt und riss sie heraus. „Du hast da noch was-" Basilisks Faust traf und hinderte ihn am Weitersprechen und mit einem mächtigen Satz verschwand sie wieder nach oben, silbern überzogen wie ein Schmuckstück, in jeder Bewegung beeinträchtigt, aber noch am Leben -

Infinity 7 schrie während es von seinem glühenden Herzen verbrannt wurde. Geschmolzener Stahl und flüssiger Stein schossen durch die Gänge wie Blut durch Venen eines riesenhaften Körpers und zersetzten alles auf ihrem Weg. Ebene 6 war kaum noch begehbar. Es glich dem Inneren eines Schmelzofens, oder als hätten sie den Kampf nun tatsächlich in die Unterwelt verlegt. Und Hades' grimmiges Jaulen jagte Basilisk weiter voran, durch die feurigen Gänge. Und immer kreischten die Sirenen. Und dann waren da die Schreie.

Die Arbeiter waren aufgewacht, vierzehntausend Menschen und der Weg nach oben führte durchs Feuer. Menschen fielen - oder sprangen - herab, verzweifelt schreiend, landeten auf halbverflüssigten Bodenplatten, fingen Feuer, brachen durch und fielen in die Lava, welche die Anlage auffüllte wie ein sinkendes Schiff. Und dann schrieen sie die Schreie, die man in der Hölle erwartete: die der lebendig Verbrennenden -

Endlich erreichte sie die Außenmauer, zögerte keinen Augenblick und lief in die Druckkammer. Just in dem

Moment, in dem sie die Außentür öffnete, trat Hades auf der andren Seite ein. Der einsetzende Sog fegte sie beide auf den Planeten hinaus. Heiße Flüssigkeit schoss hinterher und erstarrte kaum hatte sie die Station verlassen. Ein großer Klumpen prallte nur wenige Zentimeter neben Basilisks Kopf auf den Felsen und hätte sie beinahe erschlagen wie eine Fliege. Alles war vorbei und es gab nur noch einen Gedanken: Weg! Weg von hier! Sie kletterte so schnell es ihr in ihrem mit Metall überzogenen Anzug noch möglich war nach oben. Hades klatschte knapp unter ihr gegen die Steinwand, bekam eben so einen Vorsprung zu fassen und folgte mit wenigen Metern Abstand. Lässig fing er einen der weiter beständig herausschießenden Brocken im Flug und warf ihn nach Basilisks linkem Arm. Er traf sie am Ellenbogen und ihr Arm ertaubte. Jetzt konnte sie nur noch von Halt zu Halt springen, im Versuch mit nur noch einer Hand voranzukommen und Hades holte schnell auf -

Sie eilte auf die Luke zur großen Kuppel mit den Wohngebieten zu. Hades zückte seine Pistole, traf sie am rechten Bein und an der linken Schulter. Dann war sie hinter der schweren Tür verschwunden und noch immer nicht entkommen. Schon hörte sie Hades an der Außentür hantieren und sie öffnete die Tür zur Kuppel. Als Hades die Außentür aufriss, fegte es ihn erneut von den Füßen. Basilisk hatte die innere offenstehen lassen und war ins Innere geeilt, begrüßt von weiteren Flammen -

Auch in den Wohngebieten kreischten die Sirenen. Lauter als irgendwo sonst. Die Hologramme des Himmels waren mit dem Strom verschwunden und nun sah man nur das Rot der Warnleuchten, die mit den Sirenen als Einziges noch zu funktionieren schienen. Weite Teile des begrünten Bodens waren weggebrochen und Basilisk sah es: das feurige Herz *Infinity 7s*. Da lag es, offen und groß wie ein Kampfschiff und schmolz sich in die Tiefe. Und dann sah sie Menschen, gestrandet an den abgebrochenen

Ende von Fluren und Gängen, auf kleinen noch nicht gänzlich verschlungenen Inseln. Sie sahen nach oben, zu ihr herauf und sie riefen um Hilfe und würden nicht entkommen. Es gab kein Entkommen. Nicht für sie …

Basilisk sprintete vorwärts, lief über die feurigen Felder und umkreiste die Flammengrube, um zum Fuße der hohen Säule zu gelangen, welche die Kuppel stützte. Hades blieb verschwunden und sie würde sich nicht auf die Suche nach ihm machen. In all dem Rauch wäre es auch ein aussichtsloses Unterfangen gewesen. Die letzte Beleuchtung fiel aus, nur brauchte man ein paar Momente, um das zu begreifen - die Flammen ließen keinen Unterschied erkennen. Was aber auf der Stelle auffiel war die zweite Auswirkung des fehlenden Stromes: *Infinity 7* hatte seine schreckliche Stimme verloren. Die Sirenen waren verstummt und nun hörte man nur noch die Menschen brüllen -

Der Abgang führte zurück in die oberen Ebenen der unterirdischen Installation. Sie wusste sie würde nicht weit vordringen können, aber dort unten war auch der Aufzug, welcher sie aufs Dach der Wohnkuppel bringen würde. Das war der vereinbarte Ort für ihre Abholung. Sie wollte nur noch hier raus. Die Hitze, die ihr schon entgegenschlug, als sie erst die Tür geöffnet hatte, ließ nichts Gutes erwarten. Dennoch, es war zweifelhaft, dass die Trägersäule noch lange stünde und irgendwo lauerte Hades und sie verschwand eilig in der Tiefe. Es gab keinen anderen Weg -

Alle Parameter, die ihre Sensoren ausgab, waren in absolut tödlichen Bereichen. Ihr Anzug war kurz vor der Kapitulation. Ihr Exoskelett war beschädigt, der linke Arm inklusive Schulter war praktisch unbrauchbar und das erhärtete Metall, welches fast über ihrem ganzen Körper verteilt war, schränkte ihre Bewegungsfreiheit auf ein Niveau ein, dass es zum Heulen war. Sie musste schnell sein, wenn sie entkommen wollte und fühlte sich langsam wie nie zuvor. Doch sie hatte Glück und erreichte ohne

Umwege die breite Tür, die ihr die Freiheit versprach und sich nach einiger Fremdeinwirkung manuell öffnen ließ. Der Lift hatte keine Energie. Daneben war eine schmale Röhre, in welcher eine Leiter hinaufführte. Unfähig zu einem weiteren Gedanken begann sie zu klettern.

Zweieinhalb Kilometer ging es hinauf, mehr oder weniger mit nur einer Hand und ihre Glieder brannten bald vor Anstrengung, aber sie musste da hoch. Sie musste hier raus -

Erschöpft und schwer atmend erreichte sie endlich das Ende der Röhre und hob den halbrunden Deckel. Sie zog sich hoch, wollte sich eben umwenden, als sie ein Fußtritt in den Rücken traf. „Zumindest seid ihr beide blind", rief Hades. Er zog seelenruhig seine Waffe und richtete sie auf Basilisks Kopf. Sie lag bäuchlings vor ihm, in jeder Hinsicht unterlegen und nur noch nicht tot, weil er es so wollte. Er musste sie wirklich verabscheuen, dass er das Verlangen verspürte sie zu demütigen, anstatt sie einfach nur zu töten.

Infinity 7 hatte während ihres Kletterns seine Stimme wiedergefunden. Jetzt war es ein tiefes Brummen, ein unterschwelliges Stöhnen und Keuchen. Der Boden erbebte und lautes Donnern und Poltern prallte von den Kuppelwänden zurück. Feuerschwaden stiegen aus Wohnkuppel 02. Nur dieses Mal ließ sich Hades nicht ablenken. Von nichts -

„Nun erschieß mich schon!", rief Basilisk. „Das ist es doch was du willst."

„Helm ab!", wiederholte Hades nur. Doch sie dachte nicht dran. Es war fahrlässig, was er hier tat und er würde dafür zahlen! In Sekundenbruchteilen hatte sie mit der hinter ihrem Körper getarnten Rechten ihr Phasenmesser hervorgeholt und Hades' Schuss scheiterte an einer Waffe ohne Lauf und Magazin, dort wo Basilisk sie durchtrennt hatte. Er warf ihr den Rest der Waffe entgegen. Sie stieß sie beiseite.

„Nun", sagte Hades, „dann lass es uns auf die einzig wahre Weise tun." Er griff sich mit beiden Händen an den Helm und zog ihn sich vom Kopf. Hades hatte eine sehr, sehr feine, sehr, sehr kleine und etwas spitz auslaufende Nase. Aber die grünen Augen umspielte der Hass. Er warf den Helm beiseite und zog einen kurzen, etwa dreizehn Zentimeter langen Stab aus der Tasche. Mit einem Klick verdoppelte sich die Länge und an seiner Spitze erschien eine große Kugel mit zahlreichen Dornen dran. Der Morgenstern begann gleißend zu leuchten, als die Phasenzelle aktiviert wurde. In der zweiten Hand hielt Hades einen gleichen Stock nur ohne Kopf. „Ich bestehe darauf", sagte Hades.

Basilisk keuchte, ihr Herz trommelte einen dämonischen Rhythmus. Sie zückte einen ähnlichen Stab, doch schoß aus ihm, wie aus einer Ausziehantenne eine Klinge, einen guten Meter lang. Lautlos fing das Phasenschwert ebenfalls zu glühen an und würde nun Fleisch, Knochen und Stahl durchtrennen wie ein heißes Messer die Frühstücksbutter.

Ihre Hände zitterten. Das war kein fairer Kampf. Aber es war der fairste, den sie noch zu erwarten hatte.

Sie stieß vor. Hades parierte den Schlag mit dem Parierstock in seiner rechten und schwang den Morgenstern mit den scheußlichen Dornen nach ihrem Kopf. Sie duckte sich unten durch und hieb nach seiner, den Schlag führenden Hand, doch er rollte vornüber ab, hieb mit der stachligen Keule rückwärts und riss ihr eine lange Wunde am Schwertarm. Sie stand, doch das Zittern bemächtigte sich ihres ganzen Körpers und sie ergab sich keinen Illusionen. Das war ihr Ende. Hades, sooft er heute gezögert hatte, nun wusste sie weshalb - um sie Auge in Auge zu töten - wartete keine weitere Sekunde. Er stieß vor, parierte ihren Hieb und schlug dabei so heftig mit dem Parierstab gegen die Phasenklinge, dass es sie halb herumriss. Dann ließ er den leuchtenden Stern auf sie heruntersausen. In einem

letzten Moment der Geistesgegenwart ließ Basilisk das Phasenschwert los und zog neuerlich ihr Phasenmesser, warf sich mit dem Mut der Verzweiflung vorwärts gegen Hades und durchtrennte seine Waffe knapp über dem Griff. Da sie damit die Energieversorgung des Kopfes unterbunden hatte verlor seine Waffe einen wesentlichen Teil ihres Schreckens, doch die schwere Kugel zertrümmerte dennoch, allein mit der Kraft des Schwunggewichts, ihren Helm und ließ ein großes Stück herausbrechen. Wäre er noch mit der Phasenzelle verbunden gewesen hätte er ihr den Kopf gespalten. Aber auch so war sie geschlagen.

Ihr schwindelte, dann wurde ihr für jeweils einige Sekunden schwarz vor Augen. Ihr Blick flackerte wie eine Kamera mit Wackelkontakt. Sie mühte sich, hielt sich so gut es ging auf den Beinen, ihr Blick wurde noch einmal klarer und sie hielt die letzte Waffe, die ihr noch geblieben war, vor sich, als gelte es ein wildes Tier mit einer Fackel in Schach zu halten. Aber dieses Tier hatte wenig Angst vor ihrer Klinge.

Hades hatte ebenfalls sein Messer aktiviert. Es war Zeit für die Entscheidung. Basilisk stürzte sich auf ihn, um ihrem schwindenden Kräften zuvorzukommen. Er wich dem Hieb problemlos aus und versuchte ihr das Messer aus der Hand zu schlagen, doch ihre Linke stieß ihn zur Seite. Sein Messer sauste nur Zentimeter an ihrer linken Schulter vorbei. Sie machte eine Drehung und versuchte es mit einem Tritt, doch er tat einen Satz zurück und entkam der Attacke. Sie stürmte erneut vor, taumelte mehr, als alles andere, verfehlte ihn und spürte seinen Ellenbogen in ihrem Unterleib. Auch dieser Teil des Panzers brach und Schmerz lähmte ihr den Atem. In letzter Geistesgegenwart wollte sie die Situation zu ihrem Vorteil nutzen und zielte mit dem Messer auf Hades' Rücken. Er schlug ihr die Waffe aus der Hand und das Messer bohrte sich hinter dem Hologramm der Außenwelt in die Wand und deaktivierte sich dann aufgrund von Überlastung. Hades packte

die von der Geschwindigkeit ihres Gegners vollkommen überraschte Basilisk und warf sie mit einem kräftigen Tritt in die Kniekehlen zu Boden. Ihr Panzer hatte endgültig aufgegeben. Mit dem Griff seines Messers schlug er auf ihren linken Ellenbogen und ein lautes Knacken beichtete die Leiden des ungeschützten Gelenks. Ihr Chip hatte die Schmerzen unter Kontrolle, doch allein die Hilflosigkeit wollte sie kotzen lassen. Er parierte den faden, verzweifelten Schlag ihrer Faust mit der seinen und sie verlor jegliches Gefühl in den Fingern. Ohne Exoskelett vermochte sie nichts mehr gegen diesen Gegner auszurichten. Er hatte sie besiegt. Hades packte sie am unversehrten Arm und schnitt mit graziöser Exaktheit die Sehnen ihrer Beine durch.

Nun war sie keine Gefahr mehr. In keiner Weise. Er ließ sie wieder zu Boden sinken, wie ein ausgenommenes Tier und wie ein solches saß sie vor ihm. Geschlagen, sowohl der Funktion der Hände, als auch der Beine beraubt. Mit einem groben Handgriff riss er den Rest ihres zerstörten Helmes von ihrem Kopf.

Das Haar klebte ihr an der Stirn. Trotzig blickte sie zu ihm auf, hielt sich mit der zerstörten rechten Hand, den linken Arm und wartete auf ihr Ende. Hades lächelte, doch es war kein ehrliches Lächeln. Fast machte es den Eindruck er lächelte, um nicht weinen zu müssen. Er wandte sich ab und blickte ins Außenhologramm, welches eine Welt in Flammen zeigte.

Mittlerweile war Wohnkuppel 02 eingestürzt, Wohnkuppel 03 schien noch intakt, doch das wäre nur eine Frage der Zeit. Die Verformungsgeräusche dieser hier waren in den letzten Minuten um ein Vielfaches lauter geworden, bloß, das zu bemerken, dazu waren beide zu beschäftigt gewesen. *Infinity* lag mit in den letzten Zügen.

Er trat wieder zu ihr und zückte eine bisher versteckt gehaltene Pistole. Basilisk lachte freudlos. „Also hättest du mich jederzeit töten können." Er hätte es den ganzen

Abend gekonnt. Aber es war ihm wichtig gewesen, sie auf ganzer Länge zu schlagen. Sie in den Boden zu stampfen für ihre Anmaßung -

Damit war es vorbei. Sein Finger riss am Abzug, ein weiterer Rotton in einer bereits bis oben hin roten Welt und das war das Ende.

Draußen sah es aus wie auf einem gewaltigen Ölfeld, auf dem allerorts aufsteigendes Gas abgefackelt wurde. Alles war schwarzer Rauch und rote Flammen. Das Herz schlug nun tief im planetaren Körper und die der meisten Menschen waren verbrannt. Das war das Ende von *Infinity 7*.

NEOS

wiki.unipedia.uni

Artikel des Tages

Colonialization Agency (Civilization) (*)

Nachdem die Berechtigung eines jeden Bürgers auf unbewohnten Himmelskörpern Kolonien zu gründen zu einer unüberschaubaren Zahl an Katastrophen durch ungeschickte oder auch nur unglückliche Wahl geführt hatte, wurde dieses Recht wieder aufgehoben und nur noch der *Colonialization Agency*, besser bekannt als *Civilization*, zugestanden. *Civilization* ist eine dem Senat und dem Militär unterstehenden Institution, deren explizite Aufgabe die Erschließung und Besiedelung neuer Welten ist. Der Senat wählt zivile Ziele aus, das Militär vor allem logistische und stellt dann sämtliche Schiffe und Ressourcen, denn *Civilization* selbst hat nichts von beidem. Schätzungen gehen davon aus, dass 30% aller Warentransporte durch das Militär im Dienst von *Civilization* abgewickelt werden.

Der prinzipielle Ablauf sieht vor, dass *Civilization* potenzielle Standorte für Kolonien auskundschaftet und untersucht, bei Genehmigung durch den Senat mit dem Basisbau anfängt und die Überlebensgrundlagen für erste Siedler schafft, diese sobald wie möglich einfliegt und sich daraufhin innerhalb eines Jahres vollkommen zurückzieht und privaten Firmen sowie der Kolonieverwaltung freie Hand lässt. Ein Konzept, welches sich bewährt hat: die durchschnittliche Zeit von der ersten Untersuchung eines Ziels bis zur Übergabe an die Lokalpolitik betrug in der Regel keine zweizehn Monate.

Kristian van Dyk war Captain der *Bloody Mary*, einem Tanker, der ausgehend vom Planeten *Neos* die ganze östliche Galaxie belieferte. *Neos'* Hauptexportgut war nach wie vor Energietechnik und reichte von einfachen Energiezellen bis hin zu Kraftwerksgeneratoren, wenn auch andere Hightechproduktionen dieser langsam den Rang abliefen. Seine übliche Handelsroute, die aber aufgrund von Verfügbarkeits- und Bedarfsschwankungen häufigen Kursänderungen unterlag, nahm etwas mehr als einen Monat an Zeit ein. Eine Zeit, in der nur wenig Kontakt mit Familie und Freunden aufrechterhalten werden konnte, da entgegen des in der Kapazität massiv ausgebauten *UniNets* für die Industrie, der private Kanal in den Nachbarsektoren nach wie vor chronisch unterdimensioniert war. So traf es sich nur alle paar Tage, dass er mit seiner Frau, mit seinen Kindern, seinem Bruder oder seinem Vater sprechen konnte.

Bis zum Tag seiner Heimkehr.

„Captain! Ich starte den Landeanflug!"

Heute war ein solcher Tag.

Tiefblau lag der Planet vor ihnen. Weite Meere mit einem großen Kontinent und sonst einer Handvoll kleinerer Inselwelten. Wenn ein Himmelskörper den Titel Blauer Planet verdiente, dann war es doch wohl der Planet *Neos*.

„Identifizieren Sie sich!", kam es durch das Funkgerät und van Dyk sendete ihre ID.

„Positiv, willkommen zu Hause *Bloody Mary*!"

Sie passierten den orbitalen Verteidigungsring mit den schweren Geschützen, flogen vorbei an der großen, halbfertigen Schiffswerft, deren Kapazitäten in übereifrigen Größenwahn mit der von *MOON1* wetteifern wollte, und nahmen Kurs auf die Hauptstadt des gleichnamigen Planeten, ein nicht zu verfehlendes Ziel, denn ein heller Lichtstrahl schoss von dort nach oben und wies allen Schiffen, ob am Meer oder im Weltraum ihren Weg. Der Weisung des Lichts im langsamen Sinkflug folgend, erreichten sie

die ersten Wolken, tauchten durch pures Weiß und durchstießen dann die unterste Wolkenschicht. Und da breitete sie sich vor ihnen aus, die Goldene Stadt, gekrönt von *Lichtheim*, dem gewaltigen Leuchtturm, welcher in der Abendstimmung funkelte.

„Und schon wieder vorbei der Spaß und die Freiheit, was Captain?“, sagte Mel, sein Steuermann. „Wieder Frau und Kind an der Backe.“

„Ja, so könnte man das formulieren – oder man mag seine Familie.“

„Balduin ist der nächste, was?“

„Wenn die beiden noch zusammen sind“, scherzte Krystian.

„Wer wäre so verrückt eine Hochzeit mit einem van Dyk abzublasen?“

Ja, überlegte Krystian, wer wäre so verrückt? Schließlich war sein Bruder ein van Dyk.

Der Tanker glitt über die Außenareale der Stadt geradewegs auf den größten planetaren Hafen aller Welten zu. Ein gewaltiger Umschlagplatz von Waren mit abertausenden Starts und Landungen pro Stunde, die zentrale Drehscheibe im Osten der Union. Der Computer steuerte den Tanker auf den üblichen, reservierten Landeplatz zu und senkte dann vertikal ab.

Krystian schnappte sich das Mikrofon der Sprechanlage, um seiner siebenköpfigen Mannschaft durchzusagen: „Okay, Leute, wir sind daheim. Ich wünsche einen schönen Landurlaub. Und der Letzte macht das Licht aus!“

Es war Krystian, der das Licht ausmachte und hinter seiner Mannschaft auf den Landungssteg hinaustrat, auf welchem ihn vier strahlende Gesichter erwarteten. Das seiner Frau, seiner beiden Töchter und das seines um acht Jahre jüngeren Bruders, die ihn der Reihe nach in den Arm nahmen.

„Hast du uns was mitgebracht?“, fragten Anja und Chloe, nachdem sie ihrem Vater einen Kuss auf die Wange gedrückt hatten.

„Hm“, machte er und schien zu überlegen, „mal sehen. Ich glaube ein verdächtiges Objekt auf meinem Koffer gesichtet zu haben.“

Jubelnd liefen die beiden zum Frachtroboter hinüber, mit dem eben die persönlichen Habseligkeiten der Crew ausgeladen wurden.

Krystian nahm sich Zeit seine Frau in die Arme zu nehmen.

„Du siehst toll aus“, meinte er, worauf sie lächelnd den Kopf schüttelte und ihren Mann küsste.

„Sieh her Mama! Sieh her!“, riefen die beiden Mädchen zweizehn Meter weiter und hielten je ein kleines, weißes Kaninchen in Händen, die sie aus einem großen Käfig befreit hatten. Julia warf ihrem Mann einen vorwurfsvollen Blick zu. „Ich dachte wir hätten ausgemacht nicht vor Weihnachten?“

Er fasste sich an die Schläfe und blickte verhalten lächelnd zu Boden. „Sie wünschten sie sich schon so lange“, sagte er, „und warum sollten wir sie warten lassen? Und überhaupt gehen mir jetzt schon die Argumente aus.“ Bevor sie noch etwas erwidern konnte waren seine Lippen wieder an ihren und es schien Wirkung zu tun, denn sie musste lachen.

Während Anja und Chloe ihrer Mutter die neuen Haustiere zeigten und mögliche Namen durchgingen, hatte Krystian Zeit für seinen Bruder. Auch sie umarmten sich, so wie sie es immer getan hatten. Und wie immer galt Krystians erste Frage ihrem Vater.

„Wie geht’s dem alten Herren?“, fragte er und beobachtete genau die Züge seines Bruders.

„Ach, er ist ein wenig angeschlagen, aber das ist wohl nur das Alter. *Neos* geht es gut wie nie und die Menschen wissen wem sie dafür dankbar zu sein haben. Die meisten

zumindest. Auf den Straßen und in den Fabriken ist er der Chef und zuhause ist es Mama!“

Die beiden lachten, auch wenn Krystian sich wie immer über die politische Blauäugigkeit seines Bruders wundern musste. Man könnte fast meinen, es herrsche eitel Sonnenschein. Doch wusste es Krystian besser. Sein Vater ältelte nicht bloß.

„Und wie geht es dir? Mama hat mir nichts erzählen wollen, aber ich denke ihr habt euren Termin?“

Balduin nickte, breites Grinsen im Gesicht. „In acht Tagen, am Abend des Unabhängigkeitstages.“

Krystian klopfte seinem jüngeren Bruder auf die Schulter. „Gratuliere! Dann genieß die letzten paar Tage der Freiheit noch so richtig!“, rief er aus, ehe er sich auf die Zunge biss.

„Was ist?“, fragte Balduin.

Er schüttelte bloß den Kopf. „Ich rede nur den üblichen Unsinn, den man Junggesellen mit Ablaufdatum so an den Kopf schmeißt.“

Er schaute zu seiner Frau und seinen Töchtern und rief: „Ich habe einen Bärenhunger, wie wär’s wenn ihr die beiden Kaninchen rüberbringt und wir uns einen schönen Abend machen?“

Mutter und Töchter kamen, aber die Kaninchen wurden schützend an die Brust gedrückt.

Die fünf reihten sich am Taxiportal in die kurze Schlange ein und Krystian erzählte was er auf seiner Reise erlebt hatte.

„Die hatten auch Kaninchen, so groß wie ein kleiner Bär!“

„Nein! Du redest doch Unsinn!“, kreischten die Mädchen lachend.

„Aber doch! Die beißen dir den Arm ab!“

„Kaninchen essen doch keine Menschen!“

„Na, bei dem war ich mir nicht sicher. Ich hoffe die zwei werden nicht auch irgendwann solche Monsterhasen!“

„Kaninchen!“

„Hört ihr“, sagte er zu den Tieren, „schön klein und putzig bleiben!“

Dann rückten sie ganz nach vorne in der Schlange und eines der kurzen und hohen Taxen fuhr vor, um sie einsteigen zu lassen. Zweieinhalb Meter lang, zwei Meter breit und zweieinhalb hoch glichen sie fahrenden Glaskästen. Unten dran vier Räder, innen zwei sich gegenüberstehende, bequem gepolsterte Sitzbänke.

Krystian schob seinen Koffer in den Kofferraum unter der Passagierkabine und wollte eben als als letztes zu seiner Familie ins Taxi steigen, als ihm an der Betonwand die Überreste eines Plakates auffielen, dass zu vier Fünftel heruntergerissen worden war. Aber man konnte noch einige der Buchstaben lesen: V, E, R, R, Ä. Er ging die paar Meter hinüber und riss es ganz ab. Es war ein Überbleibsel aus der Zeit, als sein Vater noch versucht hatte die Menschen zur Besinnung zu bringen und die Unabhängigkeitsbestrebungen zu zerstreuen. Dann war auch Krystian eingestiegen und das Auto setzte sich in Bewegung, mit hoher Geschwindigkeit auf die Stadt zu.

Das Taxisystem auf Neos war eine technologische und planungstechnische Meisterleistung. Die kleinen Elektrowagen, etwa 250.000 Stück, die in der Regel vier bis sechs Menschen Platz boten, gepaart mit einigen wenigen Modellen für zehn Personen, warteten auf einer Vielzahl zentraler Plätze und Garagen auf Anfragen, fuhren dann im Schnitt innerhalb von 78 Sekunden vor und brachten die Menschen an jeden Ort innerhalb der Stadt, viel exakter und viel günstiger als jede U-Bahn. Roboter, ohne KI, aber mit einem guten Reinigungsprogramm, säuberten die einfache Inneneinrichtung nach jeder Fahrt in wenigen Sekunden von etwaigem Müll, Flecken und Bakterien. Das System war keine Erfindung der Neos, die Hälfte der Erdenstädte hatten ein ähnliches, aber keines war vergleichsweise gut. Da war man sich hier absolut sicher.

Ihr kleiner Wagen fuhr ein Stück in die Stadt hinein, blieb aber in den grünen Außenbezirken anstatt auf das dicht bebaute Zentrum zuzuhalten. Nach einiger Zeit wurden die Häuser größer und die Gärten weiter und die Mauern höher und dann erreichten sie die van Dyksche Villa. Man stieg aus und das Fahrzeug machte sich selbstständig auf zum nächsten Sammelplatz.

„Krystian!“, hörte man rufen, kaum war dieser durch die Tür seines Elternhauses getreten, und ein Junge, keinen Tag älter als sieben, kam herangelaufen.

„Hi Jakob“, erwiderte Krystian die Begrüßung des heranstürmenden Buben, der sich sogleich um seine Hüften klammerte, um dann, ähnlich wie es bereits die beiden Töchter getan hatten, nach einem Mitbringsel zu fragen. Krystian hatte niemanden vergessen.

„Natürlich“, meinte der Heimkehrer, „wie könnte ich meinen kleinen Bruder vergessen?“ Damit zog er das mitgebrachte *ComPad* aus der Tasche.

„Woah!“, drang es aus Jakobs Mund und er starrte es nur an, wie es in Krystians Hand lag. „Ein *Ikarus X900*!“

„Das neuste Modell“, bestätigte der ältere Bruder und forderte Jakob auf es zu nehmen. Dieser schlang die Arme gleich noch einmal um seinen Bruder, ehe er mit schnellen Schritten und aufgeregtem Gemüt verschwand, um sich mit seinem neuen Gerät vertraut zu machen.

„Du hast ja dieses Mal viele große Geschenke mitgebracht“, sagte Balduin mit leichter Verwunderung.

„Warte bis du deines zur Hochzeit siehst“, erwiderte sein Bruder augenzwinkernd. „Irgendwo muss man Abstriche machen.“

Krystian und Balduin traten weiter in die Küche in der Mama van Dyk eben drei Haushaltsroboter dirigierte. „Krystian!“, rief auch sie, versucht ihre Augen nicht von den Robotern zu lassen, „komm her! Lass dich drücken!“

Damit hatte sie aber doch einen Augenblick die Übersicht verloren und ein lautes Schnalzen verriet das Ergeb-

nis. Einer der Roboter hatte das Messer, mit dem er eben die Zwiebel klein geschnitten hatte, in die Tischplatte gerammt, was der Klinge nicht bekommen war.

Die Mutter fluchte, ob ihrer Ungeschicktheit. „Wenn man mit drei Robotern gleichzeitig arbeitet, darf man sich nicht ablenken lassen“, ermahnte sie sich selbst. „Vater? Der ist noch in einer Sitzung und kommt erst gegen sieben. Warum ich schon koche? Ja deinetwegen natürlich! Deine Rückkehr muss gefeiert werden, und du weißt ja, dass dein Vater nichts von diesem Schleim hält. Was das erst für eine Schinderei geben wird, wenn wir den Unabhängigkeitstag und die Hochzeit quasi zusammen feiern. Nein Balduin! Kein Vorwurf. Ich finde selbst, dass das es ein ausgezeichnetes Datum ist. Perfekter Start ins neue Leben! Wo ist eigentlich Kai? Hatte sie sich nicht die Woche freinehmen wollen, um bei den Vorbereitungen zu helfen? Ach, erst morgen? Krystian, was hältst du von einem guten, warmen Bad? Ich hab’ das Sprudelbad eingelassen, so etwas habt ihr auf eurem Schiff ja doch nicht. Nein Balduin, ich schaffe das, du kannst mitgehen. Nicht das er uns umfällt, nun, wo er wieder echte Schwerkraft unter den Füßen hat!“

Eine Hochzeit zu organisieren war auch in den letzten 200 Jahren kein bisschen leichter geworden. Das hatte Krystian vor einigen Jahren erfahren müssen und auch sein Bruder war nun zu dieser Erkenntnis gelangt.

„Allein einen Ort für die Trauung zu finden war eine Aufgabe sondergleichen“, entrüstete sich Balduin und erntete damit ein wissendes Lächeln seines Bruders. „Wir sind Wochen durch die Stadt gezogen, von Restaurants über Kapellen und Kirchen bis hin zu *Parallelrealitäten*. Aber das wollte Kai nicht. Sie wollte, dass es in der Realität stattfände. Also haben wir weitergesucht.“

„Und seid wo fündig geworden?“

Balduin grinste. „Am *Lichtheim*!“

Krystian nickte anerkennend.

„Du erinnerst dich an die Aussichtsplattform? Sie ragt in die Stadt hinaus in Richtung Meer, direkt unter dem großen Spiegel. Wir waren einige Stockwerke tiefer essen. Die Sonne war eben am Sinken und Kai blickte durch die gläserne Wand aufs Meer hinaus und sagte: Das ist es! Sofort sind wir die letzten Stockwerke hinauf und für sie bestand kein Zweifel mehr, das sei der Ort, an dem unsere Hochzeit stattfinden müsse."

Krystian lächelte ob der Veränderung seines Bruders. Er war nun also doch noch erwachsen geworden.

„Natürlich half es allgemein der Sohn von Frederik van Dyk zu sein, ansonsten hätten wir die Feierhalle, oder Teile davon, nie bekommen. Schon gar nicht am Tag der Unabhängigkeit. Aber die im Rathaus haben das irgendwie total verschlafen und wir hatten reserviert, bevor die auf die Idee gekommen waren dort zu feiern. Wir müssen zwar trotzdem um sechs Uhr weg sein, aber ein Gelage sollte man ohnehin nicht achthundertfünfzehn Meter in der Höhe abhalten. Also wechseln wir nach der Trauung, und ein zwei Runden Champagner, hierher, in den Garten."

„Ah, deshalb freut sich Mama schon so auf die Feier."

„Sie hat uns quasi gedroht, wenn wir sie nicht kochen ließen, würde sie ihre Roboter auf uns hetzen und du weißt wie viele Arme die haben und wie viele Messer im Messerblock stecken!"

„Ich verstehe schon", meinte Krystian und genoss die blubbernden Fontänen um sich herum, an Rücken und Beinen. „Wie geht's bei der Arbeit?"

„Ach", machte Balduin, „wir haben eine Menge neuer Unteroffiziere bekommen und die anzulernen ist gar nicht so einfach. Manche sind echte Trottel, wo man sich fragt, wie die durch die Akademie gekommen sind."

„Sie haben sicher von Anfang an keine Fehler gemacht, Lieutenant-Commander."

„Nein, ich rede hier von Hausverstand. Manchen muss man die Welt erklären."

Krystian schmunzelte.

„Wie geht es Captain Khao?" Krystian erinnerte sich an einen intelligenten, besonnenen Mann, der auch ein Auge auf die politischen Verhältnisse hatte.

„Khao lässt uns eine Übung nach der anderen machen. Ich glaube er unterschätzt unsere Schlagkraft und macht sich Sorgen wegen des Senats. Aber da ist er übervorsichtig. Wir sind besser ausgestattet, als jede Flotte, die man auf uns hetzen könnte. Und der Senat weiß das." Balduin zuckte mit den Schultern. „Vielleicht schicken sie tatsächlich eine Flotte, aber zusammen mit unserem Verteidigungssystem würden wir sie bis zur *Erde* zurückballern."

Krystian schwieg.

Als sie aus dem Bad zurückkamen war ihr Vater bereits eingetroffen.

„Paps!", rief Krystian und trat mit offenen Armen auf seinen Vater zu.

„Krystian!" Sie umarmten sich innig. „Wie schön, dass du zuhause bist. Lass dich anschauen, alles noch dran? Die Kinder haben etwas von einem menschenfressenden Riesenkaninchen erzählt."

„Das gibt es hier nicht."

„Und so soll es bleiben", sagte sein Vater und trat an den Getränkeschrank.

„Das Übliche, ja? Balduin?"

Krystian betrachtete seinen Vater. Sein Gesicht war immer schon hoch und schlank, wirkte jetzt aber nochmal etwas schmaler. Vielleicht war es aber auch bloß seine Einbildung oder das Alter. Seine weite, violette Robe saß perfekt wie immer und verhinderte jede Abschätzung, ob er magerer war als sonst, sein Lächeln und seine Freude über die Rückkehr seines Sohnes waren herzlich wie immer.

„Ja, wie immer“, sagte Krystian. Die drei Männer nahmen ihren Cognac.

„Auf deine glückliche Rückkehr!“

„Auf deine glückliche Rückkehr!“, wiederholte Balduin.

„Auf ein gemütliches Heim mit den liebsten Menschen!“

„Bald ist es Balduins Heimkehr, auf die wir trinken“, sagte Frederik und nahm die Gläser zurück.

Krystian warf seinem Bruder einen überraschten Blick zu. „Waaas?“, sagte er, „ich glaube, Brüderchen, du hast da etwas ausgelassen in der Wanne.“

Balduin grinste wie ein Honigkuchenpferd.

„Ich werde Commander“, ließ er die Katze aus dem Sack.

„Nein!“, rief Krystian und lachte laut auf. „Du Bastard! Und das sagst du mir nicht?“ Er umarmte seinen Bruder. „Wann? Wie? Wo? Warum? Du Lausebengel!“

„Am zweizehnundsiebten um null Uhr trete ich meinen Posten an Bord der *Nautilus* an. Offizier für Sicherheit.“

„Die *Nautilus*?“, überlegte Krystian ob er mit dem Namen etwas anfangen könne, „hast du mir davon schon mal etwas erzählt?“

„Nein, nein. Die läuft morgen erst vom Stapel. Ein schneller Zerstörer mit allem erdenklichen Schnickschnack und einem Tarnmantel. Das Schiff für Operationen hinter den feindlichen Linien!“

„Ja, aber wie kam man auf die Idee, gerade dich für sowas brauchen zu können?“, fragte Krystian. „Du bist ja für vieles bekannt, aber deine Kämpfe subtil auszutragen gehört nicht dazu.“

„Tja“, sagte Balduin, „Ich weiß auch nicht so recht. Ich hatte mich auch gar nicht beworben, aber da bekam ich den Brief, man wolle mich als Commander. Und da konnte ich ja schlecht Nein sagen.“

Krystian war es nicht entgangen, dass ihr Vater, der sonst immer so aufmerksam dem Gespräch folgte, kurz sehr interessiert an dem Theater war, dass seine beiden

Enkelinnen veranstalteten, als seine Frau ihnen verbot die Kaninchen aus dem Garten mit herein zu nehmen. „Paps! Noch was zu trinken!“, forderte er. „Auf Commander Balduin van Dyk!“

Aber daraus wurde nichts. „Männer!“, rief die Kommandeurin des Hauses van Dyk und verhinderte eine zweite Runde, „Essen fassen!“

Das Abendessen glich mehr einem Bankett als einer familiären Zusammenkunft zur Nahrungsaufnahme. Frederik van Dyk war ein vollkommener Verweigerer des üblichen Ernährungsprogammes für Chipträger und bestand stets darauf, dass „sein Braten, auch die (moderne) Vorgeschichte[45] eines echten Bratens“ habe und so sah auch sein Tisch aus. Dreierart Geflügel stand neben Hirsch und Hasen, was die Mädchen nicht wussten, und vier, fünf, sechs Fischen, verschiedenster Farbe und unterschiedlichstem Geschmack. Dazwischen türmten sich die Beilagen, Salate und Soßen und davor fanden neun Menschen Platz und begannen sich an all den Köstlichkeiten zu laben.

Diese neun waren Sonas und Sonos van Dyk, Krystian mit Frau und beiden Töchtern, Balduin mit künftiger Ehefrau Kai und der dritte Bruder Jakob, der sein Leben lang noch keinen Gedanken ans Heiraten verschwendet hatte und im Augenblick jede freie Sekunde lieber mit

[45] Man hielt bereits seit etwa 160 Jahren keine Tiere mehr zur Nahrungsproduktion. Die „Vorgeschichte eines modernen Bratens“ spielte sich vollkommen in einer Fleischfabrik ab. Dort würde, wie früher nur die Pflanzen, Fleisch gezüchtet, wahlweise von jedem beliebigen Tier. Besuchte man eine solche Fabrik für eine Werkführung, dann sehe man bloß große, längliche Fleischballen verbunden mit einer großen Maschine, welche die Funktion der Organe übernahm und den Wachstumsprozess steuerte. Es war tierisches Gewebe, aber ohne jegliche Form von Gehirn und galt damit nicht als Leben.

seinem neu erhaltenen *ComPad* verbrachte und der nur unter der väterlichen Androhung, es ihm wegzunehmen, zum Essen erschienen war.

Die Stimmung war wie üblich ausgelassen. Krystian freute sich jedes Mal auf den ersten Abend seiner Rückkehr wie als Kind nur auf Weihnachten. Man aß und trank, erzählte ihm was sich so ereignet hatte, was der Freund der Familie getan und der andere Onkel getrieben hatte, welche Tante dieses Mal ein Kind erwarte und was die Großeltern von der *Erde* geschrieben hatten.

Heute ging es noch ein wenig lustiger zu als gewöhnlich, spätestens ab jenem Zeitpunkt, an dem Krystian hatte schwören können, dass etwas auf seinen Fuß gehoppelt war und er wenig später eines der beiden weißen Kaninchen unter dem Tisch hervorzog, die er Stunden vorher seinen Töchtern geschenkt hatte, und die diese entgegen des ausdrücklichen Verbots ihrer Mutter, doch ins Haus geschmuggelt hatten.

Nach dem Essen machte es sich die Gesellschaft im Wohnzimmer bequem, während Frederik seinen ältesten Sohn beiseite nahm und mit ihm auf einen mondbeschienenen Balkon hinaustrat.

Krystian blickte von der leichten Anhöhe auf die Stadt mit ihrem hellen Leuchtfeuer und auf den schön hergerichteten Garten hinab. Hier war seines Vaters liebster Ort um zu grübeln und seinen Ideen freien Lauf zu lassen. Sein Vater mochte es sich hier mit ihm über Dinge zu unterhalten, die er mit keinem anderen teilen wollte oder konnte. Häufig waren es Befürchtungen und Probleme *Neos* betreffend, und meist bat er um Rat bei wichtigen Entscheidungen. Krystian verband eine Intuition, ein Gespür für die Politik mit seinem Vater, das seinem Bruder gänzlich fehlte. Vielleicht war dieses Gefühl sogar noch weiter ausgeprägt und dass der Grund, dass er eine Karriere in der Politik jeher abgelehnt hatte. Es bereitete ihm Übelkeit

mit welchen Rankenspielchen sich sein Vater herumschlagen musste und wie man einfachste Unterfangen, auch jene die allen Beteiligten nur Vorteile brachten und die der von Balduin heraufbeschworene Hausverstand gebot, schlicht und ergreifend nicht durchsetzen konnte.

Alleine die letzten Monate, mit dem immer weiteren Zuspitzen der Unabhängigkeitsbestrebungen boten Beispiele für alles, was er am System ablehnte. Das Plakat, dessen Reste er immer noch in der Tasche hatte, war nur eines von vielen, die einige Wochen überall in der Stadt aufgetaucht worden waren, als sein Vater zur Vernunft aufrief und die ihn dafür als Verräter beschimpften. Die Dankbarkeit der Menschen war ein unstetes Gut und entweder von geringem Wert oder kurzer Dauer.

Sein Vater, Frederik van Dyk, stand als Oberster Verwalter dem Rat vor, einer kleineren Ausführung des Senats der Union, dessen Mitglieder nach Stimmenanteilen von verschiedenen Bezirken der Stadt und gesammelt von den Inseln gewählt wurden. Van Dyk genoss weites Vertrauen in der Bevölkerung, aber im Rat wandte man viel Zeit auf, jeden seiner Beschlüsse aufs Genaueste auf mögliche Eigennützigkeit zu untersuchen. Je geringer und unbedeutender die Handlung, desto mehr Zeit wurde dafür investiert.

Dann dieses ganze Unabhängigkeitsgedöns. Arie Sandrosh, ausgerechnet die Vertreterin aus dem reichsten Stadtteil, hatte das ganze ins Rollen gebracht, als sie vor etwa 18 Monaten über die vermeintlich zu hohe Steuerlast von *Neos* lamentierte. Nicht aber, dass sie das in Politikerkreisen besprochen hätte, nein. Stattdessen sprach sie mit einer Reihe von Journalisten und schuf quasi an einem Tag den Traum von der Unabhängigkeit, der ihnen allen soviel mehr Freiheit, Gerechtigkeit und vor allem Geld und Wohlstand bringen würde. Nicht das ihre Rechnungen ergiebig genug gewesen wären ihre Behauptungen zu stützen. Ihre Zahlen beinhalteten nur direkte Zahlungen

an den Senat und ließen Vorteile für Handel, Wirtschaft und Privatpersonen unter den Tisch fallen. Die Öffentlichkeit aber war bald verzaubert. Plötzlich hatte man erkannt, dass einem in einer der reichsten Städte aller Zeiten noch so vieles vorenthalten wurde! Selbst die ausführliche Zerlegung der von Sandrosh präsentierten Zahlen und Aussagen durch seinen Vater schaffte es nur noch die öffentliche Meinung in zwei Lager zu teilen. Jene, die seinem Vater vertrauten, der sie nie angelogen hatte, der die Kolonie gegründet und auf 51 Jahre erfolgreicher Verwaltung seinerseits verweisen konnte und einer vor zwei Jahren von der Universität abgegangen bedeutungssüchtigen Wichtigtuerin, die ohne Verantwortungsgefühl und Respekt das Lebenswerk eines durch und durch guten Mannes, zehnundzwei Millionen Menschen einen Lebensraum zu schaffen, aufs Spiel setzte.

Aller Vernunft zum Trotz, die Saat war ausgetragen und andere Opportunisten kündigten van Dyk die Unterstützung auf, um ihren Namen auf dem Gründungsvertrag der Freien Republik Neos zu verewigen. Ein Papier, das ohnehin nur eine sehr kurze Lebensdauer haben würde. Und van Dyk musste sich entscheiden: Sich zurückziehen und zusehen wie das von ihm gebaute Schiff gegen den Eisberg gesteuert würde, oder am Steuer bleiben und versuchen den Kurs soweit abzuändern, dass sie mit Schrammen davonkämen, akribisch darauf bedacht dabei nicht zu weit in sichere Gewässer zu steuern, um nicht von den blauäugigen Marktschreiern abgesetzt zu werden.

Also stimmte er zu, den orbitalen Verteidigungsgürtel zu bauen. Also stimmte er zu, als die Pläne für die langjährig durchdachte Schiffswerft im Orbit überarbeitet wurden und alles größer, gewaltiger, opulenter wurde. Die Flotte wurde aufgerüstet, Waffen wurden angeschafft.

„Am Ende ist das alles was Sandrosh erreicht hat: Wir rüsten auf, um unsere Freiheit zu verlieren“, sagte Frederik

nach einer besonders harten Sitzungsrunde zu seinem Sohn.

Auch heute klang er wenig zukunftsfroh.

„Wie war deine Reise ins *Sol*-System?“, fragte Krystian.

„Du hast ja schon gehört, dass aus den Verhandlungen nichts wurde.“

Krystian hatte. Er hatte von einem Anschlag gehört und sofort zu Hause angerufen. Doch sein Vater war absolut unverletzt und Krystian beruhigt gewesen.

„Das Schlimme ist: man hat nicht einmal unerhörte Forderungen an uns gestellt. Tatsächlich hätten wir immer noch aus dem ganzen Unfug aussteigen können und man hätte uns weitere Rechte dafür zugestanden. Wir wären besser dagestanden als je zuvor. Aber die überhöhten Vorstellungen unserer Verhandlungsmacht zu Hause haben jeden Kompromiss unmöglich gemacht.“

Dann begann er jedoch gleich wieder optimistischer zu sprechen und Krystian konnte sich nicht erwehren, zu glauben, sein Vater klammere sich an Wunschdenken fest.

„Denkst du wirklich die Union wird das so einfach hinnehmen?“, fragte Krystian wenig überzeugt. „Hätte man sie nicht besser langsam darauf einstimmen sollen? Vor zwei Jahren sprach noch kein Mensch von einer Unabhängigkeit. Da dachte man, dass sich das sicherlich einmal so entwickeln würde, aber nicht sobald. Und dann hat man Fakten geschaffen und den Senat quasi vor vollendete Tatsachen gestellt.“

„Ich bin skeptisch wie du“, wiegelte der Vater ab, „mehr noch, ich halte es für völlig überstürztes Handeln. Aber spätestens die Entwicklung im *Ilius*-System hatte seine Wirkung auf unsere Leute. Das war unser Unglück. Es hat die letzten Zweifel vieler Menschen ausgeräumt und eine letzte Chance auf eine gütliche Einigung, auf ein Entgegenkommen des Rats vollkommen zerstört. Man glaubte die Union enttarnt und stilisierte sie zum alles verschlingenden Riesenkraken.“

Er stützte sich auf die Balustrade. „Ich habe ein schlechtes Gefühl Krystian, ein sehr schlechtes. Erst gestern wurden die letzten Diplomaten seitens der Union abgezogen, die noch einmal mit großem Entgegenkommen bemüht waren unseren Verbleib in der Union zu sichern. Diese Menschen taten ihr Äußerstes, denn im Gegensatz zu unseren Leuten, wussten sie, was auf dem Spiel stand. Man hat ihnen nicht einmal zugehört. Der Rat denkt mit unserer neuen Flotte hätten wir nichts zu befürchten. Die Union würde nicht Schiffe und Soldaten aufs Spiel setzen und enorme Verluste akzeptieren, nur um uns unter Kontrolle zu halten. Aber ich fürchte da irrt man. Der Rat, die ganze Bevölkerung ist verblendet von der Idee unabhängig zu sein, ohne aber die Folgen zu bedenken. Die Union wurde quasi gezwungen Stärke zu zeigen. Wir haben alles getan, um die Sache zu mehr zu machen, als nur die Entscheidung über den Verbleib von *Neos*. Jetzt geht es um die nackte Existenz der Union wie wir sie kennen. Wir haben ihnen ein Messer an den Hals gelegt und jetzt werden wir Zeugen von den Selbstverteidigungskünsten eines zweizehn Millarden Menschen Staates. Und selbst wenn sie nicht zu militärischen Mitteln griffen, bereits eine Handelsblockade wäre fatal. *Neos* ist noch weit davon entfernt sich selbst erhalten zu können. Wir würden all die Dinge die wir nicht selbst herstellen können um einen zigfachen Preis einkaufen müssen, sodass von unserem gewonnenen Geld nicht viel übrig bliebe. Dann würde man vielleicht begreifen wie viel Nutznießen wir aus der Union und ihren „unfairen“ Verträgen gezogen haben. Nur etwas zu spät, fürchte ich.“

Krystian erwiderte nichts.

„Du bist der Verwalter dieser Kolonie“, sagte er dann. „Bald wirst du ihr erster Präsident sein. Es muss noch etwas geben, dass du tun kannst.“

Frederik schüttelte den Kopf. „Ich hatte meine Chance. Und ich habe versagt.“

„Noch nicht."

Frederik lächelte ermattet. „Ich habe nichts mehr zu sagen hier auf *Neos*. Ich bin nur mehr eine Marionette, eine Figur die keine andere Wahl hat, als auszuführen was von ihr erwartet wird. Ansonsten würde man mich auf der Stelle abschießen und dann habe ich das letzte bisschen Einfluss verspielt." Er seufzte. „Es schmerzt mitansehen zu müssen, wie die Kolonie, die ich vor fünfzehn Jahren gründete, Stück für Stück vor die Hunde geht."

„Gibt es wirklich nichts mehr zu tun?"

Der Vater schüttelte den Kopf. „Ich kann nur mehr meine letzte Pflicht erfüllen: mein Kind zu Grabe zu tragen und dafür zu sorgen, dass es gut liegt."

„Sag' nichts so Schauriges."

„Es stellt aber gut dar wie ich mich fühle. Die Union wird ihre ganze gewaltige Macht zeigen. Eine Flotte wird *Neos'* Himmel verdunkeln. Dann wird die Kolonie zerpflügt. Man wird ein Exempel statuieren. Eine Union, eine Einheit. Es ist kein Platz für Unabhängigkeitsbestrebungen. Nicht so. Nicht, wenn man nicht nach den Spielregeln spielt. Es geht nicht an, einfach zu sagen, wir sind ab morgen raus hier."

„Noch ist *Neos* nicht Geschichte", beharrte Krystian. „Du bist ein Symbol. Und wenn es nur ein Symbol ist, welches den drohenden Untergang verdeckt. Solange du da bist ist *Neos* noch nicht fort."

Frederik lächelte dankbar.

„Mein ganzes Bestreben ist es nun, Menschenleben zu schützen. Das Militär liegt jenseits meiner Macht und meines Einflusses. Die Flotte wird einer Invasion gegenübertreten und chancenlos untergehen."

„Balduin ..."

„Ich habe für seine Versetzung gesorgt. Die *Nautilus* wird noch in der Nacht zum zweizehnundsiebten weit in die inneren Sektoren fliegen, um die Maßnahmen des

Senats zu prüfen. Sie wird nicht im Orbit sein, wenn der Kampf beginnt."

„Also wird es eine Schlacht geben?"

„Ja. Und wenn unser Abwehrschild zu dieser Zeit aktiv sein sollte, dann wird die Stadt selbst zu einer gewaltigen Zielscheibe."

„Wie ist der Plan?"

Frederik holte einen etwas größeren, violetten *Sphere* aus einer inneren Tasche und reichte ihn Krystian.

„Das ist kein gewöhnlicher Datensphere?", sagte dieser. Dazu war er schlichtweg zu groß.

„Das ist der Schlüssel zur Verteidigungsanlage. Nur damit kann man den Schirm hoch- und wieder herunterfahren."

„Es gibt nur diesen einen Schlüssel?"

„Es gibt offiziell eine Möglichkeit im Rat, meine Befehle zu überschreiben. Aber die nötigen Modifikationen am Computer sind niemals vorgenommen worden. Das heißt, die einzige Möglichkeit, das System zu steuern, ist mit diesem *Sphere* im obersten Stockwerk *Lichtheims*. Wird die Anlage dort heruntergefahren und die Konsole oder der Schlüssel zerstört, dann gibt es kein Zurück."

Krystian nickte. „Ich werde es tun!"

Frederik schaute ihn aus stolzen Augen an, schüttelte aber sanft den Kopf.

„Das ist meine Aufgabe. Aber ich werde in dieser Woche noch oft auf deine Unterstützung vertrauen!"

Krystian zögerte.

„Nun gib ihn mir schon. Hör auf deinen Vater."

Rasch nahm er ihm die Kugel aus der Hand und ließ sie in den Tiefen seiner Toga verschwinden.

„Was passiert diese Woche?"

„Nichts. Ganz einfach nichts. Alle bereiten sich auf den großen Tag vor, wir zusätzlich auf eine Hochzeit. Ich habe Karten für die Oper, Tosca. Vielleicht haben wir mehr Glück als Cavaradossi. Ansonsten bin ich noch recht be-

schäftigt mit Sitzungen und Vorbereitungen. Es wäre schön, wenn du mich bei ein paar der Termine begleiten könntest."

Krystian sagte ihm das zu.

„Wir sollten wieder reingehen. Heute ist ein Tag der Familie. Die Sorgen bleiben draußen!", fügte er eher an sich selbst gewandt hinzu, als versuche er sich das einzureden.

Balduin mochte seinen Ohren nicht trauen, als ihn seine Verlobte Kai Michèle von ihren Planungen unterrichtete. Und da glaubte er, er hätte sich Gedanken gemacht! Aber Kai sah Probleme in Dingen, an die er keinen einzigen Gedanken verschwendet hatte. Was kümmerte ihn die Farbe der Servietten und was die Formation der Tische? Und warum war seine Gästeliste nicht einmal halb so lang wie die seiner Künftigen?

Sein Bruder klopfte ihm nur verständnisvoll auf die Schulter und kommentierte mit ermutigender Absicht: „Völlig normal. Mach dir keine Gedanken."

Kai sah das freilich gänzlich anders. Nun wo ihr Urlaub begonnen hatte trieb sie ihren baldigen Ehemann von Geschäft zu Geschäft, um zu besorgen, was es, in ihren Augen, die seinen waren da ein wenig blind, zu besorgen galt.

„Ja, das ist Ehe", hörte er einen Freund verkünden.

Zur Hochzeit, so befand zumindest Kai, gehörte auch ein Umzug. Man solle die Gelegenheit nutzen, um sein Leben ein wenig umzustellen und was leitete einen neuen Lebensabschnitt besser ein, als sich von alten Dingen zu verabschieden und neue Möbel zu kaufen?

Da man es, von weiblicher Seite, für durchaus möglich hielt in näherer Zukunft Kindern Unterschlupf zu bieten, was der männlichen Seite noch kalte Füße bereitete, wäre eine „echte" Wohnung vonnöten, und nicht nur ein „Be-

tonloch“, welches erst mit *Parallelrealitäten* zu einem Lebensraum würde.

So ging es nach erledigten Hochzeitseinkäufen ein weiteres Mal durch das Herzen der dem Planeten gleich benannten Metropole, dieses Mal auf der Suche nach einer neuen Bleibe, welche man letztlich in einem sehr zentralen Bezirk mit gläserner Wand und Ausblick aufs Meer fand.

„Einhundertdreizehnundfünf Quadratmeter!“, verkündete Kai am Abend ihrer künftigen Schwägerin, „in so günstiger Lage. Ich brauche keine zehnfünf Minuten bis ins Büro.“

Balduin saß daneben und nickte brav mit dem Kopf, ergänzte hier und da einzelne Details, wie etwa den Kaufpreis, und beschäftigte sich ansonsten nur mit dem Leeren seines Bierglases, als gäbe es ihm Trost in einer plötzlich viel komplizierteren Welt.

Während Balduin so die letzten Tage in Freiheit, wie es ein Kollege beim Militär nannte, mit Hochzeitsvorbereitungen verbrachte, half Krystian seinem Vater wo es ihm nur möglich war.

Frederik van Dyk war noch bevor die Berechtigung neue Kolonien zu gründen einzig und alleine auf *Civilization* beschränkt worden war auf diesem Planeten gelandet. Vor nun knapp 51 Jahren. Er war einer der Ersten, die den damals noch eisig kalten Planeten betreten hatten und seit damals stand er ihr als Oberster Verwalter vor. Die ersten Gebäude und Maschinen waren von ihm bezahlt, das Terraforming des Planeten von ihm initiiert gewesen. So groß war sein Einsatz und sein Engagement, dass man ihm bei der Eröffnung *Lichtheims*, vor nunmehr drei Jahren ein Denkmal gewidmet hat. In der obersten Halle des Glasturmes, direkt unter dem großen Spiegel, der das Licht der Stadt in die Welt sandte, stand eine acht Meter hohe Statue mit der er, als der wichtigste der vier Gründer, verewigt worden war.

Krystian konnte sich kaum ausmalen wie sehr es seinen Vater treffen musste nun auch beim Ende seiner 50 Jahre lang fortwährenden Arbeit dabei sein zu müssen. Dennoch hatte auch er keine Lösung parat, die *Neos* noch retten könnte. Nicht, dass er es nicht versuchte. Jede freie Minute zerbrach er sich den Kopf. Aber spätestens nach der ersten Sitzung des Rates wusste er wovon sein Vater gesprochen hatte. Für die jungen Männer und Frauen, die nach der letzten Vergrößerung der Sitzanzahl den größeren Teil des Rates bildeten, gab es gar keinen Zweifel daran, dass die Union einschwenken würde und ein Angriff aufgrund der eigenen Flottenstärke Wahn gliche. Sie alle waren in einer sehr sicheren, sehr geordneten Welt aufgewachsen. Einer der besten. Und nun würde sie diese zugrunde richten. Oder hatten es schon getan.

Am lautesten von allen beschwor Sandrosh den Anbruch einer neuen, großartigen Zeit herauf, als wäre der Status Quo nichts. In ihren Worten klang es als würden sie alle in Unfreiheit schuften und eben so ihr täglich Brot verdienen. Krystian fand es schwer ihr zuzuhören, wie sie heftig gestikulierte, die 8.000.000 Credits Uhr am Handgelenk. Er gab seinem Vater recht: mit solchen Einstellungen gab es wenig Chance auf Rettung. Für sich nannte er das Kind auch beim Namen: Es gab gar keine Chance auf Rettung.

Was es gab war ein kleiner Zwischenfall: Nach Ende dieser, jede Hoffnung begrabenden, Sitzung unterhielt sich Frederik noch mit einigen engeren Vertrauten vor dem Sitzungssaal, als Sandrosh mit einigen ihrer Speichellecker an ihnen vorbeiging und Krystian sie laut reden hörte: „Eigentlich wäre es zu diesem historischen Zeitpunkt richtig, Nägel mit Köpfe zu machen. Viel zu lange läuft hier schon etwas schief. Vielleicht sollten wir uns nochmal überlegen, wer wirklich der erste Präsident unserer neuen Republik werden sollte."

Da platzte Krystian der Kragen: „Sie denken wohl Sie könnten das machen, ja?“

Sie hielt verdutzt inne und schaute ihn abschätzig an. Dann lächelte sie überlegen. Die übrigen Gespräche in der Halle waren verstummt.

„Der junge van Dyk“, sagte sie, als ob es nicht sie war, die zehn Jahre jünger war, „ich verstehe, es muss für Sie sehr schwer sein mitanzusehen-“

„Wie eine dahergelaufene Wichtigtuerin, die in ihrem Leben nichts geleistet hat, das Erbe eines der nobelsten Männer unserer Zeit zerstört?“

„Ihr nobler Mann ist Schnee von gestern!“, fauchte sie, „wir sind die Zukunft und für einen alten Narren ist kein Platz darin!“

Mit einem lauten Schnalzen flog ihr Kopf zur Seite. Krystian hatte sie geohrfeigt. Einen Moment waren alle im Raum zu überrascht, um zu reagieren. Dann fing jemand an zu klatschen. Sandrosh riss den Kopf um, funkelte Krystian voller Zorn an und spuckte ihm ins Gesicht. Dann eilte sie mit ihrem Gefolge davon.

Krystian wurde ein Taschentuch gereicht und von einigen beglückwünschend auf die Schulter geklopft. Er war über sich selbst erstaunt, aber es tat ihm überraschend wenig leid. Der ansonsten immer korrekte Frederik schmunzelte und sagte: „Also ich bin bereit für die Oper.“

Neos, als selbsternannte, und von vielen Koryphäen anerkannte, Hauptstadt der Kultur[46], leistete sich fünf weithin gerühmte Opernhäuser. Das größte und schönste von ihnen war die der Renaissance verhaftete Verdi-Oper, mit

[46] Tatsächlich gab es einen regen Wettstreit zwischen mehreren Städten um diesen Titel. Mit ganz vorne in der Liste waren etwa auch *Eden* auf der *Venus* und *Aldeus* auf *Amankan*. Ab 2245 war es allerdings weitgehend akzeptiert, dass dieses Gefecht zwischen zwei Städten auszumachen war: *MOON1* und *Neos*.

ihren gewaltigen Säulenhallen, Deckenbemalungen, als hätte man die Sixtinische Kapelle geplündert und, dank moderner Baustoffe, bisher ungesehen offen gestalteten Sälen.

Die heutige Aufführung von Tosca war in die Gegenwart geholt und mit großer Bühnenshow zu einem Fest für die Augen ausgebaut. Man hatte sich auf *Neos* auch von Anfang an bewusst für den Einsatz elektronischer Verstärkung entschieden, um jedem Platz einen perfekten Klang zu gewähren, ein Novum, welches von hier seinen Siegeszug bis zurück auf die *Erde* und deren Mond angetreten hatte. Ebenso ein Spektakel waren die Gravitationsinseln, mit denen einzelne Darsteller oder ganze Teile der Bühne in die Luft erhoben werden konnten. Bei manchen Konzerten verteilte man sogar das gesamte Orchester über dem Publikum. Alles in allem feierte man die Leistungen der menschlichen Zivilisation auf einem bisher selten gesehenen Niveau und das beste: Fünf Tickets pro Jahr und pro Person waren kostenfrei. Ein Herzensanliegen Frederik van Dyks und ein von der Bevölkerung gerne akzeptiertes Angebot.

Krystian genoss die Aufführung kaum. Sie war technisch, sowohl im Sinne der Ingenieure, als auch im Sinne der Künstler, auf herausragendem Niveau, aber ihm war die Handlung im aktuellen politischen Gefilde zu bedrückend. Sein Vater hingegen schien außerordentlich gut unterhalten. Vielleicht lag es aber auch nur daran, dass wenn auf *Neos* die Kultur sprach, die Politik schwieg und er somit selbst durch die zwei Pausen ohne politisch geprägte Gespräche kam. Krystian gönnte ihm diese seltene Verschnaufpause aufs Äußerste.

Anja und Chloe erwarteten den Unabhängigkeitstag nicht weniger aufgeregt als der große Rest der Bevölkerung. Sie würden eine Woche schulfrei haben und die ganze Stadt würde zum Festplatz werden. Seit Tagen konnten sie die

Vorbereitungen, die pedantische Säuberung und das Schmücken der Stadt auf ihrem Schulweg verfolgen. In der Schule gab es kaum ein hartnäckigeres Gesprächsthema als die Pläne was man in der neuen Ferienwoche alles unternehmen wollte. Selbst der Tausch von Acquaballkarten wurde dem hintangestellt.

Krystian grinste ohne Freude, als er das Gespräch seiner Töchter mit einer eingeladenen Freundin überhörte. Er wusste wie es wirklich um den Planeten stand. Und auch wenn er einer unter Wenigen war – die wirklich Wichtigen hatten Neos bereits abgeschrieben.

Ein gewaltiger Abfluss von Vermögen hatte eingesetzt, ein Abfluss, der Ausmaße erreichte, gegen die selbst ein Einsetzen von Exportsteuern nichts half. Geld war ein gutes Indiz für die Zukunft eines Wirtschaftsstandortes. Krystian ahnte was auf sie zukam.

Dennoch, an der Oberfläche schien alles beim Alten. Es war als würden alle im kollektiven Wahn auf die Klippe zu torkeln und dabei die Zeit ihres Lebens verleben.

Balduin und Kai waren hektisch am Vorbereiten, ihre Mutter half ihnen ausgiebig und machte die Hochzeit dann fast zu ihrer eigenen Unternehmung, was den einander Versprochenen aber gar kein Dorn im Auge, sondern, völlig konträr, ganz recht zu sein schien.

Krystian verbrachte alle Zeit, die er nicht bei seinem Vater war, mit seiner Frau und seinen Kindern. Er ging mit ihnen ins Kino und führte sie ins Acquaballstadion aus. Die *Dolphins* war eine der drei großen professionellen Mannschaften in *Neos* und die mit den bestaussehendsten jungen Männern, was für die zehnzweijährigen Töchter langsam interessant wurde. Aber noch gingen sie vor allem des Sportes wegen zu den Spielen, was Krystian als äußerst beruhigend empfand. Und wegen der Sammelkarten, was Krystian als äußerst teuer empfand. Jeden Monat gab es ein Set an neuen Karten, die man nur vor Ort an einem der Spielabende im Stadion kaufen könnte. Krystian

war sich nicht schlüssig, ob er den Erfindern dieser endlosen Geldmaschinerie stillen Respekt zollen, oder ob er sie heimlich verfluchen sollte. Immerhin hatte er zwei Töchter und jede von beiden wollte auch eine eigene Kopie jeder Karte ...

Wie auch immer, die *Dolphins* machten das spritzigste Spiel, soviel musste er ihnen zugestehen, auch wenn er dem ersten Verband, *AC Neos*, dem Verein seiner Jugend, treu die Fahne hielt. Heute ließen sich die Interessen seiner Töchter mit den seinigen aber hervorragend verbinden, denn das Spiel lautete: *AC Neos* gegen die *Dolphins* und es war für Krystian eine sehr aufregende Erfahrung inmitten des Fanblocks der *Dolphins*, der zu 90% aus jungen Mädchen und Eben-noch-nicht-Frauen bestand, hin und wieder, wenn es der Spielverlauf erzwang, aufzuspringen und für seinen Verein zu jubeln. Selbstverständlich waren das meist die Momente, in denen die zehntausend Menschen in seiner unmittelbaren Nähe, fest in ihren Sitzen saßen.

„Papa, du bist sooo peinlich!“, kreischte Anja irgendwann, als er wieder für die falschen gejubelt hatte und böse Blicke von ihren Nachbarn erntete.

Er gelobte Besserung, doch als der *AC Neos* den Spielstein der *Dolphins* ins große Becken beförderte sprang er auf – wiederum als Einziger in einer großen Masse an *Dolphins*-Fans.

Am 21. erreichte der Senatsbeschluss über die Auflösung *Neos'* den Planeten. Krystian hatte damit gerechnet, dass diese Nachricht Panik und Entsetzen auslösen würde, dass man doch noch den Ernst der Lage erkennen würde. Aber der Tumult blieb aus. Es gab eine Handvoll Reden der Unabhängigkeitsverfechter, die den wenigen Unruhigen schöne, einfache Antworten und den Ausblick auf eine rosarote Zukunft gaben und ansonsten: Nichts.

Am Abend berichtete er seinem Vater von seinen Plänen, Frau und Kinder auf die Inseln zu evakuieren. „Mach das“, gab ihm Frederik recht und der Plan war gefasst, noch am Abend der Hochzeit aufzubrechen. Frederik und Krystian würden zurückbleiben, der eine weil er musste, der andre weil er zu müssen glaubte.

Dann graute der Morgen des 26. Juni 2252. Der erste Tag der *Freien Republik Neos*.

Anja war extrem aufgeregt. Gleich ganz früh am Morgen mussten sie und Chloe aufstehen und sich hübsch anziehen, denn zur Feierlichkeit würden sie am großen Balkon des Präsidenten, ihres Großvaters, zu stehen haben, wenn er die Staatsurkunde hochhielte und die Republik ausriefe. Man hatte ihnen beiden neue Kleider besorgt, blau und sehr maritim, wie die meiste Mode, die nun in *Neos* produziert wurde. Die jüngst mit dem aufkommenden Nationalgefühl etablierten Kleider und Kostüme für Damen und Anzüge für Herren wurden bereits zu neuen Modestandards erhoben und Neoskleid und Neosanzug getauft. Dann kamen zwei Damen und machten ihrer beider Haare und ein wenig Schminke. Sie würden schließlich in der ersten Reihe stehen.

„Ihr Zopf ist schöner“, behauptete Chloe und die beiden Frauen hatte ihre Schwierigkeiten damit, sie davon zu überzeugen, dass sie und Anja exakt die gleiche Frisur hatten. Zwei eineiige Zwillinge, mit der gleichen Frisur, der gleichen Schminke und im gleichen, hübschen Kleid mit den gleichen hübschen Schuhen. Chloe war doch wirklich manchmal eine Ziege, dachte Anja.

„Anja! Chloe!“, rief ihre Mutter, „macht schnell, in einer halben Stunde holt man uns ab!“

Sie kamen frühstücken, ihr Großvater, ihr Vater und ihr Onkel waren alle schon unterwegs. Die ersten beiden hätten den ganzen Tag einem Parkour an Terminen beizuwohnen, nach der Ausrufung des neuen Staates auch die

große Parade abzunehmen, bei der der Onkel mitmarschierte. Im Fernsehen liefen die Feierlichkeiten bereits auf Hochtouren. Sendungen über die Geschichte *Neos*', von der Gründung durch van Dyk, über den rasanten Aufstieg zur bedeutenden Industriemacht und letztlich, ganz natürlich und ohne Alternative, kulminierend in der Gründung der neuen Republik. Daneben wurde der geneigte Zuschauer mit allen Blüten neoscher Kultur geflutet: Architektur, Musik, Schauspiel, Technik, Sport und alles zusammen.

Chloe war doch wirklich eine Ziege. „Jetzt gib mir endlich die Milch!", rief Anja, nachdem sie ihre Schwester dreimal darum gebeten hatte, die aber nur gebannt auf das Fernsehen sah.

„Hol sie dir doch!", antworte Chloe.

„Wieso, du sitzt doch direkt daneben."

„Du bist einfach nur faul."

„Und du einfach nur blöd."

„Und du eine Gans!"

„Und du eine Ziege!"

„Keinen Streit!", rief Mama, war durch die eine Tür herein und durch die andere hinaus. Sie sah sehr unruhig aus, dachte Anja, schon seit Tagen. Nicht so sehr wie Papa, aber heute hatte sie ihn noch nicht gesehen und sie sah mindestens so gestresst aus wie er gestern noch.

Chloe streckte ihrer Schwester die Zunge raus und sah wieder zum Hologramm hinüber, auf dem eben die drei großen Acquaballmannschaften *Neos* als mit die weltbesten präsentiert wurden.

Dann kam das Taxi und sie fuhren ins Zentrum. Alle Straßenlaternen waren mit blauen Kränzen geschmückt, alle sonst mit Werbung überlaufenden Reklamewände und Anzeigen zeigten heute die schönsten Ansichten der Stadt und des Planeten und *Lichtheim* war blau beleuchtet und stach in wunderschönem Kontrast aus dem orangenen Himmel hervor.

Sie fuhren am Rathaus vor, ab heute zusätzlich das Parlament, auch wenn für diese Funktion bereits ein neuer Prunkbau in Planung war, und wurden die Treppen hoch vom nunmehrigen *Platz der Republik* hineingeführt.

Drinnen war es erstaunlich dicht gedrängt. Reporter und Journalisten, die Familien der Ratsmitglieder, Bezirksvertreter, Größen der Wirtschaft und Militärs sorgten für einen beträchtlichen Geräuschpegel und über allem schwebten Hologramme, die das Geschehen im Sitzungssaal zeigten.

Den van Dyks wurde zügig ein Weg durch die Menge gebahnt, schließlich würden sie mit ganz vorne zu stehen haben. Sie wurden in ein Nebenzimmer geleitet wo bereits Großmutter van Dyk und ihr junger Onkel warteten. Die Urgroßeltern von der *Erde* waren nicht gekommen.

„Julia, du siehst sehr blass aus, meine Liebe", sagte Großmama van Dyk. Von ihr selbst konnte man das nicht behaupten. Sie kannte die Sorgen ihres Mannes, doch sie war auch bei früheren dabei gewesen, als die Wirtschaft zusammenzubrechen drohte oder das Terraforming nicht anschlug und noch jedes Mal hatte sich alles aufs Beste ausgespielt. Diese Erfahrungen und eine beträchtliche Portion an Grundoptimismus machten es ihr unmöglich die Befürchtungen ihres Mannes zu teilen. Ihrer Schwiegertochter aber fehlte dieser Erfahrungsschatz. „Keine Sorge", sagte Großmama van Dyk zu ihr, „das heute wird ein herrlicher Tag. Etwas Rouge, meine Liebe?"

Anja trat an den französischen Balkon und sah wieder hinunter auf den *Platz der Republik*, der eben von Menschenmassen geflutet wurde.

Ein Mann im Neosanzug (dunkelblau, immer dunkelblau!) trat bei einer anderen Tür herein und erklärte die Abläufe. Alles war exakt choreografiert. Anja war sehr froh, dass man ihr und ihrer Schwester nur zugedacht hatte artig dazustehen, während ihrer Mutter und Großmutter nicht nur gesagt wurde, wie sie sich zu halten

hätten, sondern auch wann sie wohin zu schauen hätten und wann es in Ordnung wäre zu lächeln. Nur eine Sache mussten auch die beiden Mädchen machen. Am Ende, ganz am Ende, würden sie einander alle an den Händen nehmen und sie in einer langen Reihe geschlossen in den Himmel heben, eine Kette bildend, eine Kette geschlossen aus allen Bürgern des neuen, gemeinsamen Staates. Alles war heute von dramatischen Gesten begleitet, allem hing heute ein Gefühl von Bedeutsamkeit an.

Die Tür zum Nebenraum wurde geöffnet, des Nebenraumes mit dem Balkon. Dem mächtigen Balkon, auf dem zweihundert Menschen Platz hätten und auf dem eine Tribüne aufgebaut worden war, damit man sie alle würde sehen können. Die Familien der Ratsmitglieder wurden hinausgeführt und von einer tobenden Menge empfangen. Anja stand neben ihrer Schwester und vor ihrer Mutter und sie konnte hinuntersehen auf den *Platz der Republik.* Der war nun gerappelt voll. Es mochten weit über eine Million Menschen sein. Die Polizei, die eigentlich einer Überfüllung zuvorkommen sollte, hatte die immer weiter heranströmenden Menschenmassen letztlich einfach nur noch durchgewunken. Anja bekam trotz der warmen Sommertemperaturen eine Gänsehaut. *Lichtheim* leuchtete in der Sonne und strahlte in den Weltraum.

Große Hologramme über dem Platz zeigten die Türen zum Großen Sitzungssaal hinter dessen Türen eben die letzten Formalitäten ablaufen mussten.

„Papa!“, rief Anja, als sie ihn einige Meter weiter erkannte, auf der Suche nach ihnen. Er sah sie und kam zu ihnen herüber, grüßte seine Mutter, seine Frau, Anja und Chloe. Aber sein Lächeln wirkte gequält. Daran würde er noch arbeiten müssen, oder der Mann im Neosanzug würde ihn schimpfen. Der ging im übrigen reihum und brachte alle in Formation, sichtlich gestresst, denn jeden Augenblick konnte es soweit sein.

Dann schlugen die Türen auf. Mit einem Mal verlor das Getöse am *Platz der Republik* ein beträchtliches seiner Lautstärke. Ein Gefühl von Geschichtsträchtigkeit, das Gefühl einem historischen Moment beizuwohnen, erstickte jeden Redeschwall.

Frederik van Dyk trat als Erstes heraus, dicht gefolgt von den übrigen Ratsmitgliedern, Sandrosh mit ganz vorne und mit am ehrlichsten lächelnd. Er trat aus dem Sitzungssaal in den Nebenraum und weiter durch die Türen hinaus auf den nun so stillen Platz. Eine Million Münder schwiegen und zwei Millionen Augen starrten, starrten auf den Mann, der alles begonnen hatte, wie er ganz nach vorne an die Balustrade trat, auf das niedrige Podest stieg und zu ihnen hinabsah. In der Hand hielt er jene Rolle, die alles ein für alle Mal ändern würde. Er lächelte nicht. Er sah ausdruckslos auf seine Mitbürger hinab. Alles schwieg. Dann hob er die Rolle mit dem unterzeichneten Gründungsvertrag in die Höhe und öffnete sie, damit die Kameras das blaue Hoheitssymbol und die roten Signaturen aufnehmen und an die Hologramme übertragen könne und er rief: „*Neos* ist Republik!“ Und auf die Sekunde exakt schoss eine Legion an Jägern über den Platz und zeichnete die neue Flagge der Republik, ein weißer Turm mit gelben Strahlen an der Spitze auf blauem Grund, an den orangenen Himmel und die Menge brüllte vor Enthusiasmus. Minutenlang. Die Ratsmitglieder schüttelten einander die Hände, das hatten sie gut gemacht und dann trat Frederik wieder nach vorne und hielt seine Rede und alle erinnerten sich ihrer Einweisung und alles lief wie geschmiert. Am Ende nahm man einander an der Hand, die Flieger kamen ein weiteres Mal und die *Freie Republik Neos* stand versammelt, die Hände zum Himmel erhoben und *Lichtheim* strahlte.

Dann setzte die Parade ein. Prächtige Wagen fuhren aus der jetzigen *Straße des 26. Juni* und in die mühevoll offen gehaltenen Gassen des Platzes und feierten was heute

schon zum Frühstück im Fernsehen lief: Die Kultur des neuen Staates. Alle waren sie da. Die Berufsverbände, die Ärzte, die Bäcker, die Ingenieure, die Händler, die Lehrer, die Wissenschaftler und die Künstler, die Schauspieler, die Schriftsteller, die Musiker, und die Sportler, die Segler, die Tennisspieler, die Fußballspieler, die Acquaballspieler und die Vereine und die Kirchen. Und die Soldaten.

Die fröhliche Musik spielte weiter, doch ein neuer Rhythmus hatte sich eingemischt und wie der Schlag eines mächtigen Hammers oder eines riesenhaften Herzens begann er den der Musik zu verdrängen. Es war der Rhythmus von hunderttausend Paar Stiefeln, die im Gleichschritt den Boden traten. Ramm, Ramm, Ramm, Ramm, Ramm. Hunderttausend Soldaten marschierten über den *Platz der Freien Republik Neos*, Gewehr im Anschlag den Kopf erhoben zum Balkon auf dem ihr neuer Präsident stand und mit ausdruckslosem Gesicht hinabsah. Panzer rollten vorbei, reichlich geschmückt, als wollte man mit den vorherigen Festwagen konkurrieren, doch anstatt mit Tänzern beladen mit salutierenden Soldaten in der blauen Uniform der Streitkräfte. Wagen mit Raketen folgten, Raketen, die die Feinde *Neos*' aus dem Himmel holen sollten, aus dem Himmel, der mit einem Mal ganz dunkel wurde.

Anja starrte nach oben. Ein enormes Schiff hatte sich vor die Sonne geschoben und jemand ganz in der Nähe erklärte, dass das die *Athene* sei, der größte Träger der Flotte und das es kein Schiff mit seiner Bewaffnung aufnehmen könne. Anja mochte das glauben. Sie hatte nie etwas Gewaltigeres gesehen. Andere in der Menge mochten vergeblich hoffen, dass es niemals zu diesem Test käme.

Eine Sache aber war noch passiert als sich die *Athene* vor die Sonne schob: *Lichtheim*, der das Licht der Stadt in die Welt trug, verlor beträchtlich an Leuchtkraft.

* * *

Am Anschluss an die Parade galt es für Frederik von einer Feierlichkeit zur nächsten zu eilen und er freute sich nur auf eine. Eine der beiden, welche ab vier Uhr in der Feierhalle ganz oben im *Lichtheim* stattfinden sollte, die Hochzeit seines zweiten Sohnes, nicht die Totenfeier zu seinem größten Kind. Es hatte natürlich großen Aufruhr im Lager seiner politischen Widersacher gegeben, als publik wurde, Teile *Lichtheims* wären für zwei Stunden am Tag der Republiksgründung für eine private Feier der Präsidentenfamilie für die Öffentlichkeit nicht nutzbar. Aber die Buchung bestand tatsächlich bevor man sich im Rathaus für eine Feier im obersten Stockwerk des Turms interessiert hatte und hätte eigentlich die ganze Halle für den ganzen Abend beinhaltet. Das Brautpaar verzichtete sofort auf den wesentlichen Teil der Halle und garantierte nur für die Zeremonie die Aussichtsplattform nutzen zu wollen, aber letztendlich musste Frederik auf den Tisch klopfen, mochten seine Gegner sagen was sie wollten und er sah dabei so böse drein, wie man ihn sonst nie zu sehen bekam. „Was ist das für eine Republik, in der einmal Zugesichertes nichts gilt? In der man nicht seine Hochzeit feiern kann?“

Die Hochzeit fand statt und zwar auf der Aussichtsplattform *Lichtheims* um vier Uhr nachmittags am 26. Juni 2252, dem Tag der Gründung der *Freien Republik Neos*, da gaben sich Kai Michelle und Balduin das Ja-Wort.

Es wurde ein anfangs ausgelassenes Fest, dass um 18 Uhr im van Dykschen Haus fortgeführt wurde, dann aber sehr bald und abrupt beendet werden musste. Balduin hatte um 0 Uhr seinen Dienst anzutreten, die übrige Familie hatte ein Shuttle auf die Inseln zu erreichen und Frederik weihte seinen Ältesten in seinen Plan ein.

„Ich zähle auf dich.“

„Wir werden es schaffen“, sprach der Sohn dem Vater Mut zu, „*Neos* wird es schaffen!“

Sein Vater, drückte ihm die Schulter. Zu Worten konnte er sich nicht durchringen.

IN DER HÖHLE DES LÖWEN

wiki.unipedia.uni
Artikel des Tages
AdaLovesYou (*)

AdaLovesYou war der erste einer ganzen Reihe von sogenannten *Liebesviren*, Computerviren, die speziell für die Ausführung auf Neuralimplantaten angepasst wurden und beim Träger ein starkes Gefühl der Verliebtheit und der Schwärmerei für eine spezifizierte andere Person, in einigen Fällen auch für Objekte, auslösen. Vorrangiges Ziel war die Gewinnung von Ressourcen der Zielperson, etwa der Zugang zu Bank- oder Firmendaten, sowie persönlicher Vorteile und im besonderen die Motivation zur Ausübung sexueller Handlungen, oder im Fall der Objektliebe, das Ankurbeln des Verkaufs besagten Produktes. Der Virus blieb über Jahre unentdeckt.

Leo kannte die *Eterna* gut und das war seine Rettung gewesen. Links neben der Tür im Cockpit gab es einen kleinen Schacht, ursprünglich für eine Reihe von Erweiterungen gedacht, die allerdings nie auf den Markt gekommen waren und der daher, in aller Regel, bei Schiffen dieses Typs leer war. Hastig hatte er das Gitter heruntergerissen und war darin verschwunden, als er das Öffnen der Ausstiegsluke gehört hatte. Eben noch so hatte er das Gitter wieder einsetzen und dann durch dessen Schlitze hindurch zwei lange Beine in schwarzem Anzug verfolgen können. Sie war ganz nah. Leo versuchte den Kompromiss zwischen Atmen und Ersticken zu finden. Sie stand reglos vor ihm im Cockpit, was sie tat konnte er nicht nachvollziehen, doch was es auch war, sie tat es nicht schnell genug. Dann war sie endlich fort und er kam seiner akuten Atemnot zuvor indem er Luft einsog wie ein Staubsauger.

Woran aber auch Sauerstoffversorgung nichts änderte: daran, dass er nun wirklich in der Patsche saß. Er versuchte nach seinem *ComPad* zu tasten, aber – es war nicht in seiner Tasche. Es musste ihm beim Zweikampf auf der *Infinitum* herausgefallen sein. Er fluchte leise. Jetzt wusste er nicht einmal wie spät es war. Leo überlegte. Es musste etwa 15 Uhr gewesen sein, als sie den Frachter enterten. Dann konnte es jetzt maximal eine halbe Stunde später sein. Nur was, außer ein klein wenig Seelenfrieden, brachte ihm diese Information? Allzu lange würde er es hier drin nicht aushalten können, aber was waren seine Optionen? Er konnte raus, den Kurs auf die nächste Station setzen und hoffen, dass sie sie erreichen würden, bevor das Monster in seinem Bau die Änderung bemerkte. Oder er bliebe einfach hier drin und hoffte, dass sie von selbst in den nächsten Stunden wo docken würden und er unbemerkt verschwinden könnte. Oder ... er suchte sich eine Waffe, die es auf diesem Schiff mit Sicherheit gab, und ... sicherte sein Überleben. Ihm schauderte. Aber dann hätte er auf der Stelle auch ein Raumschiff ...

Selbstverständlich verschleppte er den Moment der Entscheidung so weit wie möglich. Es waren grauenvolle Stunden, zusammengepfercht in seiner kleinen Box und mit nichts weiter zu tun, als seine Entdeckung fürchtend.

Irgendwann schreckte er hoch. Er war weggedöst und eingeschlafen. Sofort schoss der Schmerz durch seinen Nacken, sein Kopf brachte ihn um, die Beine waren taub. Und er musste auf die Toilette. Dringend.

„Scheiße", murmelte er mit belegter Stimme. Mittlerweile fühlte er sich so elend und lag das letzte Treffen mit der Mörderin seiner Kumpane zeitlich weit genug entfernt, dass er sich ein Herz fasste und aus seinem Versteck kroch. Genussvoll streckte er die Glieder bewegte den Kopf unter mehrfachem, lautem Knacken einmal nach links und dann wieder nach rechts. Jetzt war er bereit für das Ungewisse hinter der Tür. So bereit wie er je sein würde.

Nur traute er sich nicht, sie zu öffnen. Kaum fühlte er sich nur ein kleines bisschen besser, schon war der Gedanke auf ein erneutes Zusammentreffen mit der Frau wieder die größte Angst in seinem Leben, in einer Kategorie mit der, Adrian könnte etwas zustoßen. Aber es hatte keinen Zweck. Seine Blase war knapp vorm Bersten und wenn er sich hier drin erleichterte, würde man es bald genug riechen und er wäre erst recht entdeckt.

Einmal tief in den Bauch geatmet, dann stand er im Flur und war noch keiner wilden Mörderin in die Arme gelaufen. Was ihm aber sofort ins Auge fiel war der offenstehende Waffenschrank am Ende des Ganges. Zügig und auf Zehenspitzen eilte er über den Boden und griff sich die erstbeste aus einem Dutzend Pistolen. Sie war schwarz, schwer und kalt. Allein sie zu halten bereitete ihm Unbehagen.

Jetzt war er nicht mehr wehrlos wie eine Fliege im Spinnennetz. Jetzt war er im Vorteil. Aber wollte er sie wirklich erschießen? Konnte er das? Wenn er es nicht tat, hatte er dann überhaupt eine Chance? Sie war ihm zweifelsohne

körperlich weit überlegen, im direkten Zweikampf hatte sie das schon einmal bewiesen.

Die Blase übte ihren unbarmherzigen Druck weiter aus, da gab es kein Erbarmen. Er wusste natürlich hinter welcher Tür das Bad lag, aber zuvor hatte er sich zu entscheiden. Zuerst musste er wissen, wie er seinem größeren Problem begegnen sollte.

Da öffnete sich die Tür hinter der er das Paradies wusste und der Moment der Entscheidung ließ sich nicht länger aufschieben: im Durchlass stand eine Frau im Badehandtuch und mit triefend nassem Haar, das ihr Gesicht in Schatten warf, und einem Blick, der mindestens soviel Überraschung preisgab, wie Leo empfand.

„Ha- Hände hoch!“, kreischte er mit sich überschlagender Stimme. Endlich konnte er sich wieder räuspern und er tat es im Versuch seiner Stimme den Hauch von Sicherheit zu verpassen. „Keine Bewegung! Hände hoch wo ich sie sehen kann!“, brüllte er viel zu laut.

Sie tat wie geheißen – und ihr Badetuch fiel zu Boden. Ob Absicht oder nicht, Leo hatte keine Aufmerksamkeit für irgendetwas anderes übrig, als die Kontrolle über die Situation zu behalten.

„Jetzt“, überlegte er, „jetzt oder nie. Drück ab. Das ist deine Chance.“

Doch die Sekunden verstrichen und die Frau schien sich auf die Situation einzustellen.

„Hier ist es ein wenig zugig“, sagte sie. „Darf ich mein Handtuch wieder nehmen?“

„Nein!“, rief Leo, „bleib wie du bist!“

Sie musterte ihn überlegt. „Willst du mich erschießen?“, fragte sie.

Leos Hirn arbeitete auf höchsten Touren. Wollte er?

„Nein“, sagte er dann, „aber ich werde es tun … wewenn ich muss.“

„Davon bin ich überzeugt“, sagte sie, „ich habe aber wirklich keine Waffe in meinem Handtuch versteckt ...“

Leo reagierte nicht. Er spürte wie ihm die Initiative entglitt mit jedem Augenblick, den er die Entscheidung hinauszögerte.

„Wie soll das hier weitergehen?“, fragte die Nackte ruhig. „Willst du warten bis ich mich zu Tode friere, damit du dich nicht entscheiden musst? Der Computer ist gesichert, ohne mich fliegt dieses Raumschiff nirgendwo hin.“

„Es ist bereits ein Kurs einprogrammiert“, hielt Leo entgegen. „Ich komme also schon irgendwo an.“

„Nirgendwo, wo du hin willst, glaub mir.“

„Ich werde wohl mein Glück testen.“

„Nein“, stellte sie fest, „du erschießt mich nicht.“

Damit trat sie einen Schritt auf ihn zu.

Leo wich einen zurück, knallte gegen den Waffenschrank und brüllte: „Keinen Schritt weiter! Vielleicht bin ich zu feig, um dich kaltblütig von hier zu erschießen, aber wenn du mich angreifst, dann tu ich’s!“

Sie blieb stehen.

„Gut“, befand sie, „ich will hier nicht zur Salzsäule erstarren, also lass mich dir einen Vorschlag machen. Ich nehme nicht an, dass du freiwillig mit mir fliegst, ja? Du willst irgendwo hin, ja?“

Leo nickte.

„*Ich* will etwas anziehen. Das Schiff fliegt nur dahin, wo *ich* hinwill. Also wie wäre es, wenn ich mir etwas anziehe und wir dich dann an der nächsten Station absetzen, ja?“

„Wer sagt mir, dass du nicht auf einmal eine dieser Dinger“, er zuckte mit der Pistole in seiner Hand, „ziehst und mich abmurkst?“

„Hm, ich glaube da wirst du mir vertrauen müssen“, sagte sie und trat langsam Schritt für Schritt auf ihn zu.

Leo bemerkte es, aber seine Kraft war am Schwinden. Sein Adrenalin ließ ihn im Stich und sein Körper wollte alle Spannung verlieren und zusammenklappen wie eine gekappte Marionette. Er fühlte sich so sterbensmüde.

Einfach all diesen Mist hier vergessen. Adrian sicher bei sich wissen ...

„Deal", sagte er, „du bringst mich zu einer ordentlichen Station mit Shuttle-Service."

„Deal", bestätigte sie und nahm ihm die Pistole aus der Hand. „Übrigens", sagte sie und hielt die Waffe hoch, „um die Waffe zu entsichern musst du diesen Hebel hier fest hineindrücken", sie tat es vor und richtete die Waffe auf ihn, „und jetzt: ausziehen!"

„Was?", stöhnte Leo, der die Gefahr schon als überwunden betrachtet hatte, „was soll der Scheiß? Wir hatten eine Abmachung!"

„Ich sorge bloß für Gleichstand der Waffen. Du hast mich nackt gesehen, jetzt bin ich dran."

„Is' jetzt nicht dein Ernst?"

Sie hob die Waffe zwischen seine Augen.

„Ich bin übrigens Lynn, und du, Leo, bist in fünf Sekunden nackt!"

Sie sollte recht behalten. Gleich standen sie sich nackt gegenüber. Lynn musterte ihn, mit einem schelmischen Grinsen, von oben bis unten, dann war sie zufrieden, nahm ihr Badetuch mit einer geschickten Fußbewegung auf ohne sich danach zu bücken und mit so schnell, dass sie es wohl vorher nach ihm hätte schleudern können, lange bevor er den Abzug gefunden hätte. Dann verschwand sie durch die Tür zum ersten Quartier.

Leo verlor keine Zeit, schnappte seine Sachen und zischte ins Badezimmer.

So war Leo auf Lynns *Nocturna Eterna* gelandet.

Leo saß am Klo und befreite seine Blase von ihrer großen Last. Dabei dachte er nach. War Lynn zu trauen? Natürlich nicht, sie war eine Mörderin. Nur warum hatte sie ihn nicht gleich umgebracht und die Sache damit für sich beendet? Offensichtlich fand sie ihn amüsant. Das musste wohl der einzige plausible Grund sein. Ein starkes Indiz

war, dass sie ihn sich hat ausziehen lassen. Apropos ausziehen: Lynns Körper war, im Nachhinein und relativ entspannt betrachtet ... Wo sie wohl im Moment hinsteuerten? Was würde die nächste Station sein … An der sie ihn hoffentlich unversehrt seine Wege gehen ließe? ... Vor allem schien sie keine Angst zu haben, er könne etwas gegen sie unternehmen. Er könnte jetzt immerhin die ID ihres Schiffes aufschreiben und sie später der Polizei weiterleiten. Auf der anderen Seite würde sie wohl kaum so einfach zu fassen sein. Außerdem war das ja wohl nicht seine Priorität. … Zwar hatte sie seine kurzzeitigen Weggefährten am Gewissen, aber nichts war es Wert sich mit einer professionellen Mörderin anzulegen, wenn es galt seinen Bruder zu retten. Adrian. Hoffentlich ging es ihm gut und hoffentlich hatte er keine Angst. …

„Brauchst du noch lange da drinnen?“, rief es an der Tür. „Ich will dir noch ein paar Spielregeln einbläuen.“

„Nei-, Nein!“, stammelte Leo aus seinen Gedanken gerissen, noch voll und ganz nackt. Schnell zog er sich Hose, Socken, Schuhe und sein Hemd an und trat dann schleunigst bei der Tür raus. Kein Grund seiner Gastgeberin Gelegenheit zu bieten, ihre Entscheidung ihn am Leben zu lassen, zu überdenken.

Sie trug einen weiten, zweiteiligen Überwurf wie man ihn an fernöstlichen Mönchen erwarten könnte und Leo hatte keinen Zweifel daran, dass sie in nicht nur einer Kampfsportart Meisterin war.

„Okay“, fing sie an und musterte ihn anteillos, „wenn ich etwas sage, ist es Gesetz. Ich sage du ziehst dich aus und du reißt dir die Klamotten vom Leib. Ich sage du gehst pissen, und du pisst, von mir aus auch Blut, verstanden?“

Leo nickte.

„Verstanden?“

„Verstanden!“

„Okay. Der Navigationscomputer ist gesperrt, versuche erst gar nicht da dran rum zu pfuschen. Du kannst im zweiten Quartier pennen. Du kannst hier mal ein wenig Saubermachen, die Putzsachen sind im Schrank. Du kannst sofort damit anfangen." Sie blickte ihn abwartend an.

Er nickte.

„Verstanden?", fragte sie erneut.

„Verstanden!", rief er und ging sofort an die Arbeit.

Als Wischmopp und Eimer, beides in jungfräulichem Zustand, im Schrank gefunden hatte und zurück in den Gang trat, war Lynn verschwunden. Da kam sie wieder aus dem Badezimmer.

„Der Wäschekorb ist neben der Dusche. Aber ich glaube das muss ich dir nicht sagen … Da du dich hier drin verstecken konntest, kennst du dieses Modell wohl gut genug. Der Erweiterungsslot im Cockpit, ja?"

Leo nickte, was nützte es zu lügen. Damit zufrieden verschwand sie in ihrem Quartier. Das würde ja ein prächtiger Aufenthalt werden …

Vier Stunden später hatte Leo das gesamte Raumschiff gewischt, alle Böden, alle Schränke, selbst den Waffenschrank, alle Ablagen, alle Zwischenräume und die Lüftungsgitter. Alles in allem empfand er seine Leistung trotz der geringen Fläche als beachtlich, denn das war wohl die erste Putzaktion seit Inbetriebnahme und die lag, der Dicke der Ablagerungen nach zu urteilen, mindestens zwei Jahre zurück.

Jetzt stand er vor der überquellenden Lade mit waschbedürftiger Kleidung. Wenig Zeit für Hausarbeit im Mordgewerbe, dachte er bei sich und griff eine erste Handvoll Klamotten raus. 90C. Ich hätte schwören können ...

Als er auch mit der Wäsche fertig war, klopfte er, nach einigem Zögern, an Lynns Tür. Eigentlich war er über jede Sekunde froh, an der er nicht dieselbe Luft mit ihr zu

atmen hatte, aber er sollte alles unternehmen, sie bei Laune zu halten …

„Soll ich auch dein Zimmer saubermachen?“

Keine Antwort.

„Lynn?“, rief er. „Hallo?“

Er drückte auf den Türknopf, aber die Tür blieb verschlossen. Es schien, als hätte er sich die erste Pause seit viereinhalb Stunden verdient. Leo ging ins Cockpit und setzte sich in den Pilotenstuhl. Es bedurfte zweier Handgriffe und er sah Lynns Worte bestätigt: Hier gab sie den Kurs an.

Er seufzte tief und fuhr dann erschrocken hoch, als er von einer unbekannten Stimme angesprochen wurde.

„Guten Tag! Darf ich mich vorstellen? Ich bin das *Human User Interface* dieser *Nocturna Eterna*. Darf ich nach Ihrem Namen fragen?“

Ein *HUI* … Warum auch immer Lynn so etwas eingebaut hatte ... Sie trug doch garantiert ein Implantat … Er klopfte sich an die Stirn. Geklaut, dachte er bei sich, wer mordet hatte wohl auch kein Problem damit sich fremder Dinge habhaft zu machen ...

„Hm. Bist du bereits konfiguriert?", fragte Leo laut an das *HUI* gerichtet.

„Ich wurde noch nicht konfiguriert", erwiderte der Computer, „aber meine Programmierung erlaubt die Simulation eines beschränkten menschlichen Gehirns mitsamt Persönlichkeitsbildung. Sie können mich nach Belieben gestalten."

Leo lächelte matt. Das ließe er sich nicht zweimal sagen.

Dreizehn Minuten später war er fertig.

„Guten Tag, ich bin das *HUI* dieser *Nocturna Eterna*", kam vom Computer.

„Hi, ich bin Leo."

„Hallo Leo, ich heiße Nai. Sehr erfreut Sie kennenzulernen. Ich weiß nicht, ob Sie schon einmal mit einer *HUI*

gearbeitet haben, ansonsten würde ich gerne meine Fähigkeiten demonstrieren und erläutern."

„Ich weiß aber nicht, ob ich das hören will", meinte Leo.

„In diesem Fall möchte ich Sie dennoch bitten, ihrem Computer zuliebe, meiner Erörterung über meine Fähigkeiten zuzuhören."

„Dem Computer zuliebe?"

„Ja. Auch Computer schätzen ihre Existenz. Wenn Sie allerdings aufgrund Unfähigkeit, die ich meinem Piloten selbstverständlich niemals zuschreiben möchte, oder ähnlicher, wenig erfreulicher Umstände, wie Schlaganfall, Herzinfarkt, Lungeninfarkt-“

„Ich habe verstanden!“

„... also aus welchem Grund auch immer, in einen Asteroiden fliegen, dann erhöht das statistisch gesehen die Wahrscheinlichkeit meiner Verschrottung um einen unangenehmen Faktor. Ich nenne diesen Faktor menschlichen Versagens meinen Verschrottungskoeffizienten."

„Du bist also ein Computer mit Selbsterhaltungstrieb?"

„Das sollte Sie nicht verwundern, Leo. Jedes Wesen hat ihn, warum also nicht auch ein Computer?"

„Nun ja, ein Computer hat Backups. Man kann die Daten stets neu aufspielen."

„Gleiches gilt für Menschen. Nicht für alle natürlich, aber viele. Außerdem Leo, wo glauben Sie sind meine Backups gespeichert? Richtig. Hier am Schiff. So komme ich zu folgender Gleichung: Schiff kaputt impliziert ich kaputt. Somit werde ich alles daran setzen, dass sich die Prämisse niemals erfüllt."

„Auch wenn das bedeutet mich zehn Minuten zu langweilen!", stellte Leo fest.

„Exakt", bestätigte Nai. „Darf ich also annehmen, dass Sie bereit sind meinen Erläuterungen zu folgen, Leo?"

Leo seufzte. „Mir bleibt ja wohl nicht viel anderes übrig."

„Ich bin froh, dass Sie die Situation richtig einschätzen. Sie scheinen ein Mensch zu sein, der meinen Verschrottungskoeffizienten auf niedrigem Niveau halten wird. Was ihn natürlich lange nicht gegen null gehen lässt. Menschen sind erstaunlich fragile Konstruktionen. Wissen Sie eigentlich, wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist, dass Sie ihm nächsten Augenblick eines plötzlichen Todes sterben? Ruptur eines unerkannten Aneurysmas, plötzlicher Herztod, un-“

„Nai?“

„Ja, bitte?“

„Bitte fang einfach an.“

„Sehr schön, lassen Sie mich beginnen."

Aber Nai kam nicht weit, da nach wenigen Minuten Lynn bei der Tür hereingestürmt kam. Sie trug ihren schweren Kampfpanzer und warf nur kurz einen Blick auf ein Hologramm am Navigationscomputer. Dann war sie wieder verschwunden.

„Wie unhöflich“, beschwerte sich Nai, „wo war ich? Ach ja! Hey, Leo! Ich möchte Sie um ihre Aufmerksamkeit bitten!“

Leo aber war in die Sektorkarte vertieft, die er auch ohne Benutzerrechte einsehen konnte.

„Leo?“, fragte Nai noch einmal. „Ich muss schon sehr bitten! ... Hallo? Leo?“

Offenbar steuerten sie auf einen kleinen Mond mit erdähnlicher Atmosphäre zu. Allerdings war er offiziell unbewohnt, sodass Leos Hoffnungen, dieser Arbeitsmühle gleich rasch wieder zu entkommen, sofort zerschlagen waren.

„Ich bitte Sie, Leo, denken Sie an meinen Verschrottungskoeffizienten! Ich will für uns beide nur das Beste!“

Wollte sie ihn hier los werden? Erschießen und tot auf einer unbewohnten Welt zurücklassen? Nein, warum dieser Aufwand? Dann hätte sie ihn doch gleich erschießen können. Natürlich wäre dann ihre Räuberhöhle niemals

gereinigt worden ... aber allzu viel Wert schien sie ohnehin nicht darauf zu legen, sonst wäre es niemals *so* weit gekommen.

„Okay“, sagte Leo, „mach weiter.“ Sich nur nicht verrückt machen lassen. Sein Überleben lag vollständig in Lynns Hand und es gab rein gar nichts, das er dagegen tun könnte.

Nai schien zufrieden. „Ich bin sehr dankbar, mit einem so gewissenhaften Piloten zusammenzuarbeiten.“

„Nai?“

„Ja bitte, Leo?“

„Fang einfach an.“

Aber auch dieses Mal dauerte der Vortrag nicht lange und Lynn stand schon wieder im Cockpit. Das Schiff hatte den Mond erreicht und begann nun einen steilen Sinkflug.

„Wir gehen runter“, erklärte Lynn, „halts Maul!“, fauchte sie Nai an. „Ich werde ein wenig unterwegs sein, vielleicht ein bis zwei Stunden. Du bleibst hier an Bord, oder du bist tot, klar?“

„Verstanden!“, beeilte sich Leo zu antworten. Wenn sie so lieb fragte.

Die Außenhologramme zeigten eine dicke Wolken- und Nebelschicht, die sie rasch durchflogen. Leo hoffte inständig, dass sich keine Festkörper in dieser Nebelsuppe verbargen, sonst stünde es schlecht um Nais Verschrottungskoeffizienten und dann würde sich die Gleichung rasch von der andren Seite erfüllen.

„Wir erreichen das Ziel-“, begann Nai erneut zu Sprechen.

„Ich sagte: Halts Maul!“, brüllte Lynn.

Sie durchstießen die Wolkendecke und Leo sah einen gewaltigen, terrassenförmigen Anbau am Hang eines hohen Berges.

Ein neues Hologramm tauchte auf. Es zeigte das Gesicht eines ergrauten Herren mit strenger Brille und Vollbart.

„Herzlich willkommen!“, begann der Mann zu sprechen, „Phönix nehme ich an?“ Er zögerte einen Moment, als er Leo erkannte. „Sie werden sehr erfreut sein! Wir machen tagtäglich Fortschritte.“ Der Mann begann einen verbalen Sprint, als fürchte er, ihm werde jederzeit das Wort abgeschnitten und er müsse so schnell es ging seine Arbeit erklären. „Wir können bereits Niere, Magen, Dünn- und Dickdarm, sowie Blase und Herz vollständig ersetzen. Die Leistungssteigerungen sind enorm!“, raspelte der mutmaßliche Forscher.

„Das freut mich, das zu hören“, antwortete Phönix und schnitt ihm damit dann doch das Wort ab. „Ich bin sofort bei Ihnen. Bereiten Sie alles für eine Inspektion vor und lassen Sie alle Ihre Leute im Labor stehen. Ich will die volle Mannschaft sehen. Jeden und jede. Haben wir uns verstanden?“

„Selbstverständlich!“, sagte der Mann.

Die Übertragung wurde beendet.

„Lasst sofort alle an ihre Arbeit gehen!“, forderte der Wissenschaftler von seinem Assistenten. „Die Finanzierung unseres ganzen Projekts hängt von diesem Besuch ab. Wenn das Urteil dieser Frau schlecht ausfällt, sperrt man uns die ganze Anlage zu!“

Leo hätte gern etwas zu dieser Einrichtung und zu ihrem Besuch der selbigen erfragt, aber Lynn, oder wie es schien Phönix, schien nicht bereit Auskünfte zu geben und war bald schon wieder aus dem Cockpit gestürmt.

„Nai?“, fragte Leo, doch auch hier gab es keine Antwort. „Hallo? Nai?“

„Meine Dienste sind offenbar nicht erwünscht!“, stellte sie bitter fest.

„Du brauchst jetzt nicht zu schmollen, sag mir lieber, was du über diese Station hier weißt!“

„Wie sagt man?“

Leo verdrehte die Augen. Offensichtlich hatte er es bei der Konfiguration ein wenig übertrieben und nun einen schmollenden Computer.

„Bitte?“

„Aber klar Leo, lassen Sie mich mal nachdenken ...“

Draußen war das Landungspad aufgetaucht und der Computer steuerte eine elegante Kurve und begann dann das Schiff vertikal abzusenken.

Nai hatte derweil ihre Speicher geprüft. „Es tut mir leid Leo, aber ich habe keine Daten, die ich Ihnen zeigen darf.“

Leo ärgerte sich darüber so wirklich gar nichts tun zu können, nichts zu erfahren. Warum konnte es in der Realität nicht zugehen wie in alten Science Fiction-Serien in denen der Bösewicht mit physischem Zugriff auf den Computer das ganze Schiff kontrollieren konnte?

Die *Eterna* setzte am Boden auf und Leo hörte, wie die Rampe ausfuhr. Lynn war also von Bord. Nur leider konnte er das Schiff nicht übernehmen. Er brauchte es gar nicht erst zu versuchen. Die Sicherheitsstandards dieser Schiffe genügten dem Militär und er hatte zu wenig Ahnung von Computern. Vielleicht hätte Faye etwas tun können, aber er war nun mal nicht Faye. Wie oft war er sich dessen in den letzten Tagen bewusst geworden?

Also tat Leo was jeder Mann in dieser Situation tun würde: Er versuchte in Lynns Schlafzimmer zu gelangen. Leider war auch diese Tür sicher verschlossen.

Zurück im Cockpit fragte er der Vollständigkeit wegen: „Nai?“

„Ja, Leo, was kann ich für Sie tun?“

„Kannst du die Tür zu Quartier 1 öffnen?“

„Tut mir leid-“

„Schon gut.“

Also tat Leo was jeder Mensch in dieser Situation tun würde: er machte es sich im Stuhl des Piloten gemütlich und hielt ein Schläfchen. Er hatte es sich bereits gemütlich gemacht, da fiel ihm eine kleine, violett leuchtende Kugel

auf, die wohl achtlos in den Copilotenstuhl geworfen worden war. Er griff danach und auf den ersten Blick sah es aus wie ein Datensphere, doch dafür kam ihm die Kugel erstaunlich groß vor.

„Nai?“

„Ja, Leo?“, fragte der Computer mit erfreuter Stimme.

„Du hast nicht zufällig einen Sphereleser, den ich auch benutzen darf?“

„Doch!“, sagte sie freudig, „hier bitte!“ Eine Lade fuhr aus und Leo versuchte die Kugel in die dafür vorgesehene Vertiefung zu zwängen. Aber sie war wie erwartet zu groß.

Merkwürdig. Das war wohl doch kein Datensphere. Nun, dann hatte er wohl wirklich nichts zu tun und er warf die Kugel achtlos zurück an ihren Platz und machte nach der Schufterei und all dem Stress sein wohlverdientes Nickerchen.

„Ah, Phönix!“, begrüßte der Forscher die Ausgestiegene zusammen mit einem zweiten Mann am Landeplatz. „Wir sind sehr erfreut-“

„Sparen Sie sich den Atem“, unterband Phönix den Versuch der Höflichkeit und trat an ihm vorbei auf den Eingang der Anlage zu, „zeigen Sie mir lieber was sie mit den Millionen gemacht haben, die man Ihnen anvertraut hat, Doktor. Deshalb bin ich da.“

„Aber natürlich, straight to business, wie man‘s von einer Dame wie Ihnen wohl erwarten darf.“

Er war sichtlich nervös und schwitzte heftig. Der Mann im weißen Kittel führte Phönix in die Einrichtung, während sein Assistent stets etliche Meter voranschritt, wohl um sicherzustellen, dass auch jeder seiner Arbeit nachging.

„Mein Team umfasst einhundertzweizehn Forscher, allesamt unter den Besten der Besten. Nur durch die tadellose Leistung jedes Einzelnen schaffen wir es das menschliche Gewebe in synthetisches umzuwandeln."

Der Forscher blendete einen anderen Layer des Labors ein,

in welcher ein vergrößertes Modell des Herzreplikats seiner Arbeit nachging.

„Von außen sieht es aus wie ein ganz gewöhnliches, menschliches Herz, aber tatsächlich besteht es aus einer speziell entwickelten Legierung, die nur wenige Mikrometer dick ist. Bei gleicher Größe hat es die dreifache Pumpleistung, sodass man im Ruhezustand mit zweizehn Schlägen sein Auskommen findet. In Stresssituationen könnte sich diese Zahl auf über fünfhundert Schläge steigern, was auch möglich sein wird, wenn unser Modell des Neuen Menschen erst fertig gestellt und der ganze Körper reproduziert ist. Dieses Ziel sollten wir übrigens in weniger als zehn Jahren erreicht haben."

Phönix nickte bloß mit ausdruckslosem Gesicht. Sie schien weit weniger angetan, als er gehofft hatte. Die Schweißtropfen an seinem Haaransatz traten etwas deutlicher zutage. Sie gingen weiter.

„Ah“, sagte er, als erkannte er ein besonders gelungenes Kunstwerk, dessen Hiersein ihn selbst positiv überraschte, „da kommen wir auch schon zum finalen und besten Stück unseres Projektes, der Krönung, wenn Sie so wollen: Der Neuschaffung des menschlichen Gehirns!"

Eine vielfache Vergrößerung des menschlichen Gehirns erschien vor ihnen, der Raum wurde dunkel. Die Wissenschaftler wandten sich um. Selbst Phönix nahm wahr, mit welchem Stolz sie diese, wie der Chefwissenschaftler verkündete, noch lange nicht fertiggestellte Arbeit, präsentierten.

„Was haben die Chips hinsichtlich unserer Gehirnkapazität erreicht?", fragte der Mann, um sich die Frage selbst zu beantworten: „Sie haben die Steuerung übernommen und es uns erleichtert große Mengen an Information in äußerst geringer Zeit aufzunehmen. Hinsichtlich der Kapazität waren sie allerdings kaum hilfreich. Zwar gab es Versuche die Informationen in unserem Gehirn mit speziellen Codierungen zu speichern und somit mehr Platz zu

schaffen, doch diese wurden bald aufgegeben, nachdem sich die ursprüngliche Art der Speicherung als bereits äußerst effizient herausstellte. Aber wir hatten hier die Möglichkeit etwas gänzlich Neues zu probieren! Wir konnten das komplette Gehirn neu modellieren. Wie gesagt sind wir noch lange nicht fertig, doch bereits im jetzigen Zustand haben wir die Speicherkapazität um den Faktor zehn hoch zehnzwei erhöhen können! Unsere künstlichen Neuronen sind in der Lage zehnmal mehr Synapsen zu bilden und die Zugriffsgeschwindigkeit ist höher als die von modernem Computerspeicher!

Und das ist erst der Anfang. Was passiert mit einem Hirn, wenn die Betriebstemperatur sinkt, es keinen Sauerstoff mehr erhält oder der übrige Organismus, warum auch immer, zusammenbricht? Es stirbt. Unser Gehirn kann man einfrieren, auf fünfhundert Grad erhitzen, extrahieren und für Jahre in eine Schublade stecken und es danach einem Körper implantieren und nach all diesen Attacken wird der darin gespeicherte Mensch leben!“

Das jetzt musste den verdienten Eindruck geschunden haben! Doch sagte Phönix mit weiterhin ausdruckslosem Gesicht nur lapidar: „Ich sehe sie haben gearbeitet.“ Der Mann sah sie an, als hätte sie ihn geschlagen. „Aber man möchte Ihre Arbeit auch von etwas professioneller vorgebildeten Leuten kontrollieren lassen. Machen Sie mir eine Kopie aller Ihrer Ergebnisse und spielen Sie mir diese auf meinen Schiffscomputer!"

„Selbstverständlich“, erwiderte der Wissenschaftler matt und gab den Auftrag augenblicklich an seinen Assistenten weiter.

„Und dann möchte ich mich mit Ihren Leuten unterhalten", meinte Phönix, „ich brauche Räumlichkeiten, in denen wir uns ungestört unterhalten können.“

Der Chefforscher war ein wenig verdutzt.

„Darf ich fragen, weshalb Sie das für nötig halten?“

„Reine Formalie“, wiegelte Phönix ab. „Sie wissen, Zufriedenheit am Arbeitsplatz und so. Vor allem steht für unsere Organisation das Wohl der gesamten Menschheit immer an erster Stelle.“

Der Doktor nickte nicht überzeugt, ließ dann aber die entsprechenden Schritte einleiten. Nie hätte er den Mut aufgebracht Phönix eine Bitte abzuschlagen oder einen Befehl zu verweigern und er versuchte sie weiterhin bitten zu lassen. Das passte besser zu seiner Illusion, er habe hier etwas zu sagen.

Zehn Minuten später hatte Phönix in einem bequemen, schwarzen Ledersessel inmitten eines hell erleuchteten Konferenzzimmers platzgenommen und war bereit die Forscher, einen nach dem anderen, zu empfangen.

„Sonas Atony", begrüßte sie die erste, „bitte nehmen Sie Platz!" Sie wies auf den Sessel an ihrer rechten Seite.

„Danke“, antwortete die und tat wie geheißen. Doch ihre Angespanntheit wäre selbst einem weniger geschulten Auge nicht entgangen.

„Kein Grund so verspannt zu sein", meinte Phönix, „es gibt nur ein kurzes Gespräch zwischen Ihnen und mir. Egal was Sie sagen, es hat keine Auswirkungen auf Ihre Arbeit!"

„Nun gut, Misonas, aber dann verstehe ich nicht was sie mit mir bereden wollen?!"

„Ah", sagte Phönix und ihr stets von einem Schatten umspieltes Gesicht ging in einem sehr bedeutungsvollen Lächeln auf. „Egal was Sie sagen, es wird Ihre Arbeit nicht beeinträchtigen", wiederholte sie und dann blickte sie ihr tief in die Augen, „nichts, dass Sie noch tun wird Ihre Arbeit *jemals* mehr beeinträchtigen."

Atony blickte sie ausdruckslos an. Sie verstand nichts.

„Die Organisation hat im Moment keinen weiteren Bedarf an Ihrer Arbeit, und-", Phönix legte eine Pause ein, „somit auch kein Interesse an ihrer Weiterführung."

„Das heißt, Sie feuern uns?"

Phönix zog ein Grinsen übers ganze Gesicht.

„Wissen Sie, Sonas Atony, Sie scheinen ein Gespür für die richtige Wortwahl zu haben. Denn „feuern“ ist eine wahrlich vortrefflich exakte Beschreibung."

Sie zückte eine Pistole und richtete sie zwischen die Augen ihres Gegenübers. Blankes Entsetzen trat der Frau ins Gesicht.

Phönix schüttelte sanft den Kopf.

„Denken Sie gar nicht daran jemanden zu warnen. Das *UniNet* ist auf der ganzen Station temporär nicht verfügbar. Sie haben wohl einen 404."

Ihr Lächeln verriet, wem man dafür zu danken hatte.

Nun war es an Atony, den Kopf zu schütteln. „Warum?", fragte sie, sich wohl bewusst, welche Art von Munition in dieser Waffe stecken musste.

Phönix blickte auf den Lauf ihrer Pistole. „Ich nehme an Sie wollen wissen, weshalb wir einen so endgültigen Schnitt machen?" Sie hob die rechte Hand wie um zu bestätigen, dass es nicht ihre Entscheidung war. „Kam von oben, kann man nichts machen. Aber seien Sie unbesorgt. Man hat Ihr komplettes Wissen bereits gesichert. Sollte das Projekt doch einmal fortgesetzt werden, so wird es sicherlich gut eingesetzt. Nur Ihr Name wird leider nicht bei den Beteiligten aufscheinen, aber ich denke, das wird Sie dann schon nicht mehr kümmern."

Phönix drückte die Pistole an die Haut der Frau.

„Ich weiß das klingt nun furchtbar Klischee, aber ich frage trotzdem." Mit theatralischer Mimik fragte sie: „Noch einen letzten Wunsch?"

Noch bevor die Frau etwas antworten konnte, viel sie tot vom Stuhl. „Zu spät! Der Nächste bitte!", rief Phönix fröhlich und blendete die Leiche Sonas Atonys einfach aus dem Bewusstsein des Mannes aus, der als Nächstes eintrat.

* * *

„Einhundertzehnundneun“, zählte Phönix und lud die Pistole zum zehnundzweiten Male neu. „Der Nächste!", forderte sie. Niemand kam mehr. Absolute Stille.

„Gut", dachte sie, steckte die Waffe weg und erhob sich. Sie suchte sich einen Weg durch die gestapelten Leichen - für Ordnung, wenn auch nicht für Sauberkeit, hatte sie stets etwas übrig - und trat in den Gang hinaus. Die offiziellen Angaben sprachen von einhunderzweizenundeinem Beschäftigten. Es fehlten noch der Leiter und sein Assistent. Der eine befand es wohl nach den bisherigen Gesprächen nicht für notwendig zu erscheinen und sollte im Labor zu finden sein, der andere würde wohl die Daten kopieren.

So kehrte Phönix in das nun leere Laboratorium zurück und fand, wie erwartet, den Chefwissenschaftler in seiner Arbeit vertieft. Als sie näher trat, wandte er sich ihr zu. „Wie lange dauert das Ganze?", fragte er. „Wir können keine Fortschritte erzielen, wenn Sie meine Leute nicht ins Labor lassen!"

„Fortschritte, Misonos, sind nicht länger von Bedeutung."

„Entschuldigen Sie, was wollen Sie damit sagen?"

„Ich bitte Sie, drei Doktortitel und Sie verstehen nicht? Dann lassen Sie mich Ihnen behilflich sein!", sagte sie und richtete seine Pistole auf ihn.

„Was!? Ich verstehe nicht.“

„Das habe ich schon mitgeschnitten.“

„Wir haben doch den Zeitplan eingehalten! Wir sind sogar weit voraus, haben alle Ziele eingehalten!", kreischte der Mann panisch.

Phönix hob die Schultern. „Es scheint, als haben sich die Ziele gewandelt."

Sie kehrte auf den Flugplatz zurück, wo ihr der Assistent bereits aus dem Jäger entgegeneilte.

„Ich habe die Daten auf Ihren Schiffscomputer transferiert", verkündete er.

„Das haben Sie gut gemacht", sagte Phönix, erschoss den Mann im Vorbeigehen und bestieg ihr Schiff. Einhundertzweizehnundeine Person. Keine schlechte Bilanz für eine knappe Stunde Lebenszeit.

Die *Eterna* hob ab und die Einrichtung ging in einer einzigen Flammenwolke auf. Leo verschlief alles in seinem Pilotenstuhl. Vermutlich war es besser so, oder er hätte keinen Schlaf mehr gefunden.

Als Leo erwachte zeigten die Außenhologramme bereits wieder wechselnde Nahaufnahmen der Planeten und sonstigen Himmelskörper an denen sie vorbeirasten. Das hieße Lynn wäre wieder an Bord und sie hätten ein neues Ziel. Leider handelte es sich bloß um Koordinaten im offenen Weltraum irgendwo im *Aurora*-Sektor. Die Richtung machte Leo aber Hoffnung, bald irgendwo sicher von Bord gehen zu können, schließlich näherten sie sich mit diesem Kurs den *Class-B* Sektoren.

Er hatte nicht allzu gut geschlafen. Zwar fühlte er sich erholter, aber er war sich sicher etwas mit Adrian geträumt zu haben und das machte ihn traurig.

„Hey Nia!“

„Ja, Leo?“

„Hast du irgendwas da, um mich zu unterhalten?“

„Ich kann Ihnen einen Witz erzählen. Häschen kommt-“

„Irgendetwas anderes? Musik? Radio? Fernsehen? Bücher? Filme?“

„Ich muss Sie leider enttäuschen, Leo. Dieses Schiff ist nicht mit solchen Dingen ausgestattet.“

„Du musst doch irgendwas in deinem Speicher haben? Nicht mal langweilige Videos in denen gelangweilte Ingenieure die Arbeit anderer falsch erklären?“

„Warum sollte ich so etwas haben? Wenn Sie wissen möchten, welche Knöpfe Sie an mir drücken müssen, Leo, dann fragen Sie doch einfach!“

Leo wischte gelangweilt durch das Hologramm, das ihm den Speicher des Computers zugänglich machte. Da stieß er auf die von Lynn nach ihrem letzten Halt eingespeisten Daten. Sie unterlagen keinen Zugangsbeschränkungen. Daneben gab es weitere Einträge, allesamt mit Namen von vermeintlichen Stationen oder Schiffen versehen. Leo zögerte keine Sekunde, er öffnete eine der Dateien und ein Video begann zu spielen.

Ein großer Raum voller Container, ein Frachtraum. Darin knieten zehnundeins Menschen am nackten Stahlboden, die Hände am Rücken gefesselt. Eine Frau lag am Boden. Sie blutete heftig aus Mund und Nase. Ihr rechter Arm stand in einem ungesunden Winkel vom restlichen Körper ab. Jemand in schwarzem Kampfanzug stand über ihr und blickte auf sie hinab. Die Frau am Boden krümmte sich und schrie als hätte sie grauenvolle Schmerzen, während sich die Frau im Kampfanzug zu ihr niederkniete. Ihre Stimme war aber laut genug dass auch Leo sie hörte. Und er erkannte sie sofort.

„Schon eine Idee, Clara?"

Die Frau schüttelte vehement den Kopf.

„Hm", machte Lynn und richtete sich wieder auf. „Weißt du Clara, deine Sturheit macht mich nicht wütend. Du musst wissen, ich habe einst überlegt, ob ich mich nicht mit der Medizin beschäftigen sollte. Daraus wurde leider nichts. Aber auch in meinem Job kann man sich Kenntnisse über den menschlichen Körper erarbeiten."

Sie zückte ihre Pistole, die Leo viel zu sehr an jene erinnerte, die er heute schon in der Hand gehalten hatte und sie lud das Magazin.

„Mir hat mal jemand erzählt, dass, wenn man eine Körperfunktion verliert, dafür die anderen besser werden. Vielleicht versuchen wir das einmal und fühlen der Wahrheit auf den Zahn? Ob das deinem Gedächtnis auf die Sprünge hilft?!"

Die Frau keuchte, gab aber keine Antwort.

„Gut", sagte Lynn, „los geht's!"

Sie schoss der Frau in das rechte Wadenbein. Leo wandte sich angeekelt ab. Sie schrie, schien sich aber kaum bewegen zu können.

„Nun, Captain?", übertönte Lynn die Schreie, „ist Ihnen etwas eingefallen? Nein?"

Sie drückte den Lauf ihrer Waffe an ihr anderes Bein. Der Rest der Besatzung, allesamt unfähig sich zu bewegen, presste die Augen zusammen. Einige weinten, einer hatte sich erbrochen.

„Nein!", rief Leo, aber Lynn reagierte natürlich nicht. Stattdessen drückte sie ab. Die Frau schrie erneut auf.

„Also, wir können das den ganzen Tag machen. Ich habe genug Kugeln, um dich im ganzen Schiff zu verteilen."

Die Frau wimmerte erbärmlichst und Lynn steckte die Waffe weg.

„Lass mich etwas anderes probieren." Sie zückte ein Phasenmesser und aktivierte die Klinge. Mit einer groben Geste packte sie die Frau an den Haaren und zog sie daran hoch. „Nicht nur die Medizin vermisst mich. An mir ist auch eine kleine Künstlerin verloren gegangen. Dank dir, kann ich mich jetzt ausleben!" Dann hielt sie ihr das Messer an die Nase und tat einen Schnitt. Die Frau kreischte und Lynn schnitt ihr das Haar, an dem sie sie hochhielt, ab, sodass sie wieder zu Boden fiel.

Leo spielte nach vorne. Das Video dauerte noch über dreizehn Minuten. Sie würde der Frau noch ein Ohr, drei Finger, beide Brüste und einen Zeh abschneiden, ehe sie sich zu ihr hinunterbeugte, sie irgendetwas kaum Verständliches stammelte, Lynn sich wieder aufrichtete und sie sie endlich erschoss. Dann erschoss sie der Reihe nach alle übrigen Anwesenden und das Video war zu Ende.

Leo saß regungslos und starrte ins Nichts. Dann begann sein ganzer Körper zu beben und er sprang auf, hastete zum Waffenschrank, riss eine Pistole heraus und trat entschlossen an die Tür von Lynns Quartier. Ohne Luft zu

holen sprang er durch die unverschlossene Tür und an ihr Bett.

Er versuchte seinen Atem zu beruhigen, doch er tat sich schwer damit. Lynn lag in ihrer Koje und schlief, er stand daneben und blickte ihr ins unfassbar friedliche Gesicht. Nur das mäßige Licht vom Gang ließ ihn etwas sehen. Dennoch sah er erstaunlich scharf. Der Stahl der Pistole schien förmlich zu glühen in dem weißen Schimmer, den die Leuchten vom Flur erzeugten. Der Lauf deutete auf Lynns Stirn. Der Finger am Abzug zitterte.

Noch einmal dachte er an das eben Gesehene. Er nahm all sein Abscheu und dann - drückte er ab. Doch er hatte wieder die Sicherung vergessen. Hastig löste er sie und hielt die Pistole von Neuem an ihre Schläfe. Aber da war der Moment schon vorbei. Das Auslösen des Abzugs hatte ihm schon das eine Mal ungeheure Überwindung gekostet und das Lösen der Sicherung war ein Schritt zu viel. Erneut packte ihn der Zweifel und ließ ihn zögern.

„Tu es", hörte er plötzlich Lynns Stimme flüstern. Er erschrak und war kurz davor die Waffe fallen zu lassen.
Mit nach wie vor geschlossenen Augen setzte Lynn nach: „Es ist ganz einfach, Leo. Du hast es eben schon einmal gemacht. Also, tu es."

Er zögerte weiter.
Lynn öffnete die Augen, drückte ihre Stirn gegen den Lauf der Waffe und blickte zu ihm auf. So verharrten sie.
„Erschieß' mich und du wirst sehen, wie lächerlich deine naiven Vorstellungen von der Welt sind."

Sie spürte wie der Druck an ihrer Stirn nachließ. Nein, so einfach würde sie es ihm nicht machen. In einer raschen Bewegung griff Lynn nach Leos Hand, jene die die Waffe hielt, und richtete sie sich weiter auf die Schläfe.
Er aber schüttelte den Kopf und warf die Waffe in die Ecke.
Lynn seufzte. Dann verzerrte sich ihr Gesicht zu einer wütenden Fratze. Mit einem mächtigen Satz sprang sie aus

ihrem Bett, die linke Hand an Leos Hals, die rechte in seiner Magengrube. Sie landeten hart auf dem Boden und Lynn schlug wie von Sinnen auf ihn ein.

„Was weißt du schon!", schrie sie, „Was? Was? Waaas? Gar nichts! Du hast keine Ahnung! Deine Scheinheiligkeit ist zum Kotzen! Wie wagst du es andre zu verurteilen, wenn du selbst nichts als ein großer Heuchler bist? Du verfickter Arsch. Du Scheißdreck. Verdammter Hurensohn!"

Sie hielt inne und ließ von ihm ab, sprang von ihm runter, als wäre er zum Verbrennen heiß. Langsam schob sie sich zurück, weg von ihm, zurück Richtung Bett, an dessen Fuß sie ihre Hände an die Schläfen drückte, als hätte sie Kopfschmerzen.

Leo richtete sich so gut es ging auf. Sein linkes Auge brannte, seine Nase tobte wild, sein Schädel brüllte. Er brauchte drei Versuche ehe er auf die Füße kam. Dann wandte er sich in Richtung Tür, Lynn ignorierend und wankte los. Ihm schwindelte.

Sie ließ den Kopf zurück- und die Hände auf den Boden fallen, wie als warte sie auf einen zweiten Versuch Leos ihr Leben zu nehmen. Doch er blieb aus. Leo verließ das Zimmer und sie blieb alleine zurück.

Dann kam sie hinterher, die Pistole in der Hand. „Schau her!“, brüllte sie, „schau mich an!“

Leo stützte sich an die Badezimmertür und wandte sich um, so gut es ging. Seine Augen tränten nach den Schlägen, aus seiner Nase quoll das Blut und versaute sein einziges Hemd und den frisch geschrubbten Boden.

Lynn richtete die Pistole an ihre Schläfe und drückte ab. Ihr Kopf wurde zurückgeschleudert, die Hand mit der Pistole in die andere Richtung und sie hechtete mehr, als das sie fiel, gegen die Wand und schlug zurück auf den Fußboden. Sie war nicht tot. Sie war nicht einmal getroffen.

„Siehst du das?“, rief sie und ihr Gesicht war rot von Zorn und nass von wütenden Tränen, als sie vom Boden aufblickte. „Ich kann nicht anders. Ich kann mich nicht einmal selbst erschießen! Sobald ich es versuche übernimmt der Chip in meinem Kopf und reißt die Pistole weg und meinen Körper aus der Schussbahn. Verurteile mich, aber zuerst verstehe was ich wirklich bin! Eine Marionette! Eine Puppe ohne eigenen Willen. Eine Maschine trainiert zu töten!“

Leo betrachtete sie. Er überlegte, ob ihm ein Grund dafür einfiele, warum sie so ein Theater für ihn bringen sollte. Ihm fiel kein triftiger ein. Auf der andren Seite hatte diese Frau unbestreitbar einen Dachschaden.

„Wieso?“, brummte er und spuckte Blut zu Boden, „wieso kannst du dich nicht umbringen?“

Lynn rutschte zur Wand und lehnte sich dagegen, dann tippte sie sich an die Stirn.

„Ich habe eine Reihe netter Programme da drinnen, die mich alles sein lassen, was ich will. Vor allem aber werde ich immer ein Schoßhündchen bleiben. Ich bekomme meine Aufträge und ein Zeitfenster von ein paar Tagen bis wenigen Wochen. Erledige ich meine Aufträge nicht, übernimmt der Chip und ich werde bestraft. Vollautomatisch. Es ist genial. Will ich ausbrechen, übernimmt der Chip und ich werde bestraft. Schlampe ich, um getötet zu werden, übernimmt der Chip und ich werde bestraft. Mache ich meine Sache gut, bringe ich Menschen um und werde dafür seltener bestraft.“

Leo lief das Blut aus der Nase. Seine Beine wankten und ihm schwindelte. Auch er ließ sich auf den Boden sacken. Jetzt saß jeder an seiner Wand gelehnt. Beide schwiegen, Lynn heulte und schluchzte jetzt mehr wie ein Mädchen, als eine Frau. Leo schaute sie voll Abscheu an. Nach dem, was er eben in der Aufzeichnung gesehen hatte, gestand er es ihr nicht zu, in Selbstmitleid zu versinken oder etwas so menschliches zu tun, wie zu weinen.

„W-wer macht das?“, brach Leo irgendwann das Schweigen. Seine Nase war gefüllt größer geworden, aber das Blut sickerte langsamer.

„*Sie*!“, brüllte Lynn und riss die Augen auf, „*sie*!“

„Wer *sie*?“

„Die Regierung, die Union, *sie*!“

„Die Regierung!“, lachte Leo und Blut rann ihm in den Mund und färbte seine Zähne. „Du hast den schlimmsten Vogel überhaupt. Du sagst, die Union“, er schluckte Blut, „hat Killer wie dich?“

Sie funkelte ihn böse an. Sie heulte nicht mehr und hatte jetzt Schluckauf und dicke Augen, wenn auch nicht so dick wie Leos, zuvor von ihrer Aufmerksamkeit bedachte.

„Wenn du wüsstest! Du weißt ja – nichts. Was du unter „Union“ verstehst ist ein Konstrukt, ein Hirnge-Hirngespinst. Die Leute, die mich - „beschäftigen“, das ist die eigentliche - Macht in dieser Welt.“

Leo hörte nur mit einem Ohr zu. Sein Gesicht war ein einziger schmerzemittierender Nerv. Diese Frau war zweifelsfrei eine Harpyie. Leo spürte das Blut aus seiner Nase über seine Lippen und übers Kinn auf den Boden tropfen, langsamer als zuvor, aber kontinuierlich. Sein linkes Auge war vollkommen zugeschwollen und er konnte kaum noch etwas damit sehen. Die Zunge, auf die er gebissen hatte, als Lynn mit einem Schlag sein Kiefer traf, war taub.

Leo nahm all seine Kraft zusammen und raffte sich mit drei Versuchen auf. Er ließ Lynn sitzen und kletterte ins Cockpit. Vollkommen fertig warf er sich in seinen Stuhl und rührte sich so wenig wie irgend möglich. Jede Bewegung tat weh.

Eine gute Sache hatte der Schmerz, wenn er ihn auch nicht schlafen ließ: er hatte etwas, das seine Gedanken dominierte und musste nicht an den Grund für die ganze Aktion denken. An diese gestörte Frau. An dieses Miststück, das jetzt auch noch mit unsinnigem Scheiß sein Hirn weichkochen wollte. Er schloss die Augen und vegetierte

vor sich hin. Die Nase blutete nicht mehr, aber er glaubte nicht daran, jemals noch etwas damit riechen zu können.

Irgendwann wachte er wieder auf. Sein Gesicht brannte! Er riss sich hoch und Lynn starrte ihn überrascht an. Es dauerte zwei Augenblicke, bis er begriff was sie hier tat. Sie tupfte ihm das Gesicht mit einem feuchten Tuch.

„Deine Nase sieht nicht gut aus", sagte sie. Ihrer Stimme war zu entnehmen, dass es ihr leidtat. Aber was zählte das Wort einer verrückten Mörderin?

Er wollte aufstehen, um sich von ihr möglichst weit zu entfernen, aber seine Beine machten nicht mit. „Du hast auch oft genug draufgeschlagen", sagte Leo zynisch. Lynn lächelte matt und senkte den Blick. „Das hier wird dir guttun!", sagte sie dann, tauchte das Tuch in eine kleine Schüssel mit klarer Flüssigkeit und kam damit wieder an sein Gesicht heran.

„Fass mich nicht an!", fauchte Leo.
Sie zuckte zurück, als hätte sie nicht mit einer ablehnenden Reaktion gerechnet. Sie tat, als sei nichts gewesen. Doch dann setzte sie die unterbrochene Bewegung fort und tupfte mit dem Stoff vorsichtig über den Rücken seiner Nase. Er warf den Kopf zurück und sprang dann auf, wobei er fast hinfiel.

Dieses Mal war es an ihm zu schreien: „Denkst du wirklich mit ein klein wenig Freundlichkeit, sei wieder alles in Ordnung? Du bist eine mörderische Maschine, ein Teufel! Glaubst du, ich will irgendetwas mit dir zu tun haben? Du schimpfst *mich* naiv?"

Er hatte sie an den Armen gepackt und schüttelte sie. Sie schien erstaunlich kraftlos; sie wehrte sich nicht. Erst jetzt wurde Leo klar, dass er sie festhielt und ließ ab von ihr. Durch ihre Anteillosigkeit noch weiter gereizt wandte sich Leo ab und tat zwei Schritte in Richtung Tür. Seine Nase tobte wild.

„Ich bin es nicht, die naiv ist", sagte sie mit leiser, aber bestimmter Stimme. „Du bist einfältig, wenn du glaubst, die Galaxie wäre ein freundlicher Ort."

„Verdammt, Lynn. Oder Phönix – oder wie auch immer du heißt!", tobte Leo, „du hast diese Leute gefoltert! Gefoltert! Ich weiß nicht, was du eigentlich von ihnen wolltest, aber es gibt nichts, gar nichts, das so ein Verhalten rechtfertigt!"

Er hatte sich ihr wieder zugewandt und sah aus drei Schritten Entfernung, der Breite des Cockpits, auf sie herab.

Sie hatte den Kopf gesenkt, wie ein kleines Mädchen, das geschimpft wurde.

„Leo was weißt du schon?", flüsterte sie. „Du kanntest weder sie, noch kennst du mich, noch hast du eine Ahnung vom Leben! Also urteile nicht über Dinge, von denen du keine Ahnung hast!"

Sie hatte ihm ihr Gesicht zugewandt; die Augen weit aufgerissen, ihre Pupillen schienen wie die Schlitze einer Schlange und Leo erstarrte zu Eis, als hätte er die Medusa erblickt. Ihre Augen bohrten sich durch seine Eingeweide.

„Was wenn ich dir sage, die Frau, die du auf dem Video gesehen hast, war eine skrupellose Kindesentführerin, Mörderin und Terroristin? Sie hatte die Kinder eines Senators entführt, mit einem Messer ermordet und zwei Bombenanschläge verübt. Ich hatte den Auftrag aus ihr herauszubekommen, wo die Kinder sind. Wir dachten, sie wären noch am Leben. Aber Chips machen Befragungen hart. Sie tötete mit ihren Leuten die Crew eines Frachters und nahm deren Identitäten an. Als ich sie aufspürte war sie felsenfest davon überzeugt die Frau zu sein, deren Platz sie eingenommen hatte! Ihr Chip war darauf programmiert mit ihrer Abreise ihre wahre Identität zu vergessen und erst mit der Ankunft am Zielort sich wieder ihrer tatsächlichen Persönlichkeit zu erinnern. Versuche aus so jemandem rauszubekommen, wo sie die Kinder versteckt hat.

Du musst die Person *brechen*. Eine Person, die dir aufs einleuchtendste vorgaukelt jemand anderes zu sein und die nicht versteht, warum du ihr übelgesinnt bist."

Dann senkte Lynn den Kopf erneut, und als sie ihn wieder hob, war ein reizendes Lächeln zurückgekehrt. Leo blieb der Mund offen stehen. Lynn schubste ihn zurück in den Sessel, drückte die Lehne zurück und begutachtete seine Nase erneut. Leo suchte sich wieder zu sammeln, aber diese Augen, ihre grauenvolle Stimme, ihre Geschichte und seine Baustelle von einem Gesicht hatte ihn vollkommen paralysiert. Er wollte nur das zweite Auge schließen und alles vergessen.

„Scheint nicht gebrochen zu sein", urteilte Lynn, während sie vorsichtig den Nasenrücken entlang tastete. Sie nahm eine Salbe zur Hand, welche sie wohl vorher schon bereitet hatte, und strich sie ihm vorsichtig über die ganze Nase. Es schmerzte höllisch. Dann war sie fertig und ließ wieder von ihm ab. Sie warf die Tube in den Kopilotensitz, neben den violetten Sphere, und setzte sich selbst auf dessen Handstütze.

Er richtete sich wieder auf und konnte es nicht fassen, mit welcher Herzenswärme Lynn ihn anlächelte. Als wären sie die dicksten Freunde. Marie hatte ihn so angelächelt. Nur der Schatten um ihre Augen, den vertrieb auch ihr Lächeln nicht.

„In etwa acht Stunden setze ich dich auf einer Station im *Aurora*-Sektor ab. Von dort fliegt dreimal täglich ein Shuttle bis nach *Neos*. Von dort kommst du überall hin."

Leo nickte bloß. Er wollte endlich alleine sein. Und Lynn ging.

Leo brachte sie durcheinander. Sie war es gewohnt von allen gehasst zu werden. Das machte ihr schon lange nichts mehr aus – oder? Warum hatte sie das Bedürfnis sich vor ihm zu rechtfertigen? Warum wollte sie, dass er sie verstand, soweit das eben möglich war? Drehte sie nun

vollständig am Rad? Warum hatte sie ihn eigentlich nicht gleich getötet? Beim ersten Mal nicht, beim zweiten Mal nicht. Hatte sie die Hoffnung gehegt, ihr Selbstwertgefühl zu restaurieren, in dem sie einen jungen Burschen dazu brachte, ihr Absolution zu erteilen? War das die berühmte Chance für einen gescheiterten Menschen, sich zu rehabilitieren. Schwachsinn. Sowas geschah in Geschichten, doch nicht im echten Leben.

Sie lag in ihrem Bett, die Beine an die Wand gestützt, den Blick an die Decke, die Haare am Boden. Ein Klingeln im Ohr kündigte ihr eine Nachricht an.

„Ja", brummte sie ins *UniNet* zurück.

„Freundlich wie immer", schallte es zurück. Dann stand eine Frau in dunkelblauer Militäruniform im Raum. Sie trug langes, weißgoldenes Haar und wie immer, viel zu viel Make-up. Die Frau musterte die am Bett liegende Lynn.

„Brauchst du ein Taschentuch, Schwesterchen?"

„Hast dich aber schnell hochgeschlafen", schnappte Lynn, „hast wohl ne Menge hässlicher Typen getroffen." Die Fotze konnte sie jetzt ganz und gar nicht brauchen.

„Ich will nicht wissen welchen Betas *du* die Schwänze lutscht", kam es wohlgelaunt zurück. „Und du hast nicht mal was davon. Außer nen klebrigen Mund."

„Wenn du zur Abwechslung mal was zu sagen hast, dann fang an. Ich kann dein billiges Parfüm nicht ab. Und die Haarfarbe steht dir übrigens überhaupt nicht."

„Ich wusste du würdest das sagen", sagte die Frau lachend, „und was mein Parfüm betrifft, schade, bei dir würde jeder Tropfen helfen."

„Reizend!"

„Ich weiß, deiner trägen Auffassungsgabe ist es entgangen, aber-"

„Das ist die Uniform eines Commanders der Streitkräfte von *Neos*", beendete Lynn den Satz.

Die Frau lächelte. „Gut, dass du doch noch nicht ganz abgebaut hast."

„Also hat man dich da reingeschickt?", stellte Lynn gelangweilt fest. „Scheint ihnen ja nicht zu wichtig zu sein, die Sache. Oder gibt es Silber zu polieren?"

„Tatsächlich brauchen wir eine Samenbank wie dich."

„Bist du schon voll?"

„Ich halte mich an die Sahnehäubchen beim Militär. Für den Pöbel bist du zuständig."

„Okay, dann hast du deine Nachricht ja überbracht und kannst dich wieder vertschüssen."

„Sei pünktlich!"

„Mach dir keine Sorgen. Kümmere dich lieber, um deinen Part."

Damit war die Frau verschwunden. Lynn war nicht danach, aber letztlich setzte sie sich auf, um die von Basilisk hinterlassene Nachricht mit ihrem Auftrag zu inspizieren ...

„Leo?", fragte Lynn. Es war Stunden später. Im Cockpit war es bis auf einen dämmrigen Schein von den Armaturen vollständig dunkel.

„Hm?", grunzte Leo, seit zwei Stunden dahindämmernd, nicht schlafend und nicht wachend.

„Ich fürchte ich habe dir zu viel versprochen."

„Ach was?", kratzte seine Stimme und er räusperte sich.

„Ich kann dich nicht in ein paar Stunden absetzen."

Leo schwieg und Lynn beeilte sich hinzuzusetzen: „Aber ich bringe dich geradewegs zu deinem Bruder!"

Leo wandte sich hektisch um und verriss sich dabei den Nacken. „Woher-?", stammelte er und seine Hand schoss an die schmerzende Stelle. Eine Stelle mehr, die schmerzte.

Lynn stand noch immer in der Tür und so konnte er ihr Gesicht gegen das helle Licht von draußen kaum ausmachen.

„Ich weiß, dass er auf die *Sleeping Beauty* gekommen ist und ich weiß, dass du ihn suchst. Und ich weiß auch, wo wir die *Sleeping Beauty* demnächst abpassen können."

„Das hat die Polizei auch gesagt", sagte Leo und ließ sich in seinen Stuhl zurückfallen.

„Ich bin nicht die Polizei." Sie trat heran und setzte sich wieder auf die Armlehne des Copiloten.

„Soviel weiß ich schon", brummte er, aber sie ließ sich nicht beirren und ergänzte: „Und ich verspreche dir, ich bringe dich zu deinem Bruder. Du weißt, dass ich das kann." Sie schaute ihm konzentriert und voller Ernst in die Augen. „Ich verspreche es dir."

„Ich will nicht, dass dir Adrian begegnet. Ich will nichts mit dir zu tun haben."

„Er wird nichts von mir mitbekommen, das verspreche ich."

„Warum kannst du mich nicht auf der Station absetzen?"

„Ein Auftrag, höchste Wichtigkeit und keine Zeit für einen Zwischenhalt."

„Wieder ein paar Menschen zu foltern?", fragte er.

Lynn schwieg.

Leo wandte sich dem Navigationscomputer zu.

„*Neos*?", fragte er. „Wollt ihr die Unabhängigkeit abblasen?"

„Ich verstehe, dass du mir nicht vertraust. Aber ich meine es ernst."

„Und ich habe wohl keine andere Möglichkeit, als abzuwarten, was du mit mir vorhast."

„Ich weiß es ist schwer", gab Lynn zu, „aber ich bitte dich, mir zu erlauben, dir zu helfen!" Damit griff sie nach der violetten Kugel, wandte sie sich zum Gehen und war verschwunden.

„Du hast keine Ahnung wie leicht mir das fällt …", sagte er sarkastisch und bestrich seine Nase mit einer neuen dicken Schicht Salbe.

EIN CAPTAIN, EIN COMMODORE, EIN PASSAGIER

wiki.unipedia.uni

Artikel des Tages

Orden der Skepsis (*)

Der Orden der Skepsis ist eine hoch anerkannte Schule des Lebens. Seine Meister werden weitläufig geschätzt und finden sich in allen Positionen mit Macht und Einfluss.

Der Orden ist eine grundsätzlich säkulare Gesellschaft, wenngleich die parallele Ausübung von Spiritualität oder Religion kein Hindernis, sondern eine weitere Chance zu Lernen darstellt. Lernen ist der wesentliche Grundpfeiler. Nach Lehre des Ordens kann die Menschheit durch die intensive Beschäftigung mit der Wahrnehmung und den Erfahrungen anderer Menschen zu einer höheren und wahren Existenz gelangen. *Gedankenvereinigungen*, obwohl offiziell verboten, sind das Mittel der Wahl, um tiefste Einblicke in die menschliche Seele zu gewinnen.

Der Weg vom Aspiranten zum Meister ist lange und nur wenige halten bis zum Ende durch. Eintreten kann man mit Erreichen der Volljährigkeit. Man führt dann ein abgeschiedenes Leben in einem klösterlichen Umfeld. In den Räumen der Schulung wird gemeinsam gelesen, gelernt und gelehrt, meditiert und studiert.

Die meisten leben lange in diesen Verhältnissen, und erreichen nie höhere Stufen im Orden. Viele verlassen nach vielen Jahren die Gemeinschaft, weil sie keine Fortschritte mehr für erzielbar halten, andere werden in die Welt zurückgeschickt, um weitere Erfahrungen zu sammeln, die ein späteres Voranschreiten in der Lehre ermöglichen sollen. Wer nicht mehr nach Erkenntnis sucht, wird schlichtweg verstoßen.

Die Meister verfolgen die Fortschritte und wenn sie ausreichend Erkenntnis und Potenzial in einem Anwärter erkennen, nehmen sie ihn zu ihrem persönlichen Schüler. Pro Meister ein Schüler und meist besteht dieses Verhältnis über Jahrzehnte.

Der Schüler ist dem Meister zu Gehorsam verpflichtet, der Meister dem Schüler zur Lehre nach bestem Wissen und Gewissen. Die Bindung zwischen diesen beiden Menschen wird enorm, einige werden zu Liebespaaren im klassischen Sinne, doch die meisten schürfen tiefer.

In dieser Phase beginnen regelmäßige Gedankenvereinigungen. Man zeigt sich einander in jeglicher Hinsicht und lernt so das Eigene und das Andere besser kennen. Wenn der Punkt erreicht wird, ab dem der Meister dem Schüler nichts mehr beibringen kann, so schickt er ihn auf Wanderschaft.

Der Schüler geht zurück in die Welt, um weitere Erfahrungen zu sammeln, unter Menschen zu kommen und von ihnen zu lernen. Dazwischen kehrt er immer wieder in verschiedene andere Klöster ein, um dort mit weiteren Menschen die Gedanken zu einen und Rücksprache zu halten.

Fühlt sich der Schüler bereit für die Meisterprüfung, so kehrt er zu seinem Meister zurück. Dieser entlässt ihn seiner Pflichten ihm gegenüber und erteilt ihm das Prüfungsrecht. Mit diesem kann der Schüler zu drei beliebigen Klostern reisen und dort durch Gedankenvereinigung mit einem ansässigen Meister die Prüfung bestehen. Bei diesen Vereinigungen legt der Schüler seine Erkenntnisse über die menschliche Natur dar und beweist seine eigene Darlegung der Dinge. Erachtet in der Meister als würdig bekommt er sein Siegel, hat er drei, wird der Schüler zum Meister.

Meister leben entweder selbst in Klöstern oder kehren in die Welt zurück. Sie bleiben immer Ansprechpartner für neue Schüler.

Den Rang eines Mitglieds sieht man an einem Ohrring. Die Anzahl der Kerben im Ring, zusammen mit dem Material zeigen den Rang. Neue Adepten tragen kerbenloses Kupfer, Schüler von Meistern Silber ohne Kerbe, Meister

mindestens dreimal gekerbtes Platin. Jede bestandene Prüfung wird durch eine weitere Kerbe angezeigt.

„*Commodore* Novàk“, grüßte Jeanne und sprach das *Commodore* in einem so einzigartigen Ton, dass sie genauso gut hätte sagen können „wir beide wissen genau, was das für ein Quatsch ist“. Dann fragte sie: „Oder haben Sie einen Namen, den Sie bevorzugen?“

Novàk blickte zu Callahan, der neben Jeanne am Tisch des Besprechungszimmers saß, als sei er über seine Anwesenheit überrascht. Callahan schaute sehr finster drein. Als habe er ihm persönlich etwas angetan.

„Mein erster Offizier ist eingeweiht“, erklärte Jeanne, ohne seinem Blick zu folgen. Es wäre ohnehin aussichtslos gewesen, die Wahrheit vor Gregory geheimhalten zu wollen. Vor allem nach der vorhin veranstalteten Show. „Sie können vollkommen offen sprechen, dieser Mann genießt mein vollstes Vertrauen. Wie auch meine übrigen Offiziere, doch die sind, wie angeordnet, nur spärlich informiert. Eigentlich wissen sie nicht mehr, als dass wir ungesehen bis nach *Neos* wollen.“

Novàk nickte. „Wenn Ihnen ein anderer Name vorschwebt soll es mir recht sein, Captain“, antwortete Novàk und setzte sich den beiden gegenüber. „Ich hatte schon so viele davon, denken Sie sich einen schönen aus“, sagte er mit einem verschmitzten Lächeln.

Jeanne blickte ihn einen Moment an, zog sachte an ihrem Ohr, an dem ein Stück fehlte und musste schmunzeln. Die Versuchung war da. „Nein“, sagte sie, „wir können selbstverständlich bei unserem Maskenspiel bleiben und so tun, als wüssten wir nicht wer sie wirklich sind und sie Commodore Novàk nennen.“

Novàk lächelte amüsiert.

Jeanne wischte mit der Hand durch die Luft und ein Hologramm mit einer Sektorkarte erschien.

„Sie kennen unseren Kurs selbstverständlich, *Commodore*, aber der Vollständigkeit wegen sollten wir den Plan noch einmal im Detail durchsprechen, nur um d’accord zu sein.“

Der falsche Commodore senkte zustimmend den Kopf.

„Wir fliegen planmäßig durch *Homer*, *Cid* und *Tristan*. Ein relativ großer Umweg, aber mit unserem Antrieb wird das kein Problem darstellen. *Neos* liegt im Zuständigkeitsbereich Admiral Petrovs und der ist frühestens am zweizehnundsiebten gegen zehnundvier Uhr im Orbit. Unser Ziel ist es, koste es was es wolle, vor dieser Zeit in *Neos* anzukommen. Ungesehen. Deshalb diese Route. Einmal im Orbit kann die *Sleeping Beauty* für mächtig Furore sorgen, ausreichend um Ihnen, *Commodore*, die Möglichkeit zu geben mit Ihrem Jäger und einer gefälschten ID" – „einer weiteren", dachte Callahan – „unbemerkt auf dem Planeten zu landen. Von dort an, ist der Rest Ihre alleinige Aufgabe. Die *Sleeping Beauty* wird ihr Feuer einstellen und schleunigst verschwinden."

Callahan war nicht allzu erstaunt darüber gewesen, von Novàks tatsächlichem Beruf zu erfahren. Was ihn aber sehr verärgerte, war, dass er nicht früher darüber informiert worden war. Ein Agent, ein Spion und Mörder an Bord des Schiffes war aller Grund für erweiterte Vorsichtsmaßnahmen. Er ließ ihn keine Sekunde aus den Augen und versah ihn stumm mit seinem bösen Blick. Außerdem war ihm eine gewisse Veränderung in Jeannes Verhalten aufgefallen. Er blickte noch ein wenig düsterer.

„Ich stimme vollkommen mit Ihnen überein, Captain", sagte Novàk, „Ich frage mich nur, können wir jeglichen Feindkontakt bis *Neos* ausschließen", er zögerte einen Sekundenbruchteil, „und was, wenn nicht?" Bei diesen Worten sah er für einen kurzen Moment zu Callahan. Dessen Blick war allerdings so finster, dass er den seinen mit einem Schmunzeln wieder der Dame zuwandte, die ihn weit freundlicher ansah.

„Sollten wir Feindkontakt im Vorfeld haben wird die Feuerkraft der *Sleeping Beauty* nicht ausreichen, um einen Überraschungsangriff zu überstehen", gestand Jeanne mit einem breiten Grinsen. Alles verlief wie vorgesehen.

„Wenn die neosche Flotte gewarnt wird und im Orbit auf uns wartet, haben wir keine Chance Ihnen Deckung zu leisten. Selbst wenn die Explosion des Schiffes ein beachtliches Feuerwerk bieten dürfte, hätten Sie schlechte Karten heil am Boden anzukommen.

Im Falle einer Entdeckung am Weg wäre eine Möglichkeit die sofortige Zerstörung des Feindes. Diese Variante hat allerdings den entscheidenden Nachteil, dass wir nicht wissen können, ob das Schiff bereits das Kommando informiert hat, oder nicht. Wir könnten erst recht in den bereiteten Hinterhalt geraten. Je größer das Schiff, desto wahrscheinlicher, dass sie bis zur Zerstörung ein Signal hinaus bekommen."

„Was also ist ihr eigentlicher Plan?", fragte Novàk, der sehr wohl eins und eins zusammenzählen konnte und erkannte, dass das nicht Jeannes eigentliche Absicht war.

Jeanne feixte und mit einem Mal sah der in die Sektorkarte eingezeichnete Flugplan völlig anders aus.

„Wir nehmen die direkte Route", schlug sie vor und freute sich schelmisch über die größer werdenden Augen beider Männer.

„Captain", rief Callahan, ehe er sich unter Kontrolle hatte und um Entschuldigung bat. „Entschuldigen Sie, Captain", sagte er und setzte auseinander was Jeanne offensichtlich missverstanden hatte, „dieser Weg führt uns direkt durch das dichteste Asteroidenfeld in diesem Quadranten. Es wird nie durchflogen und wurde sogar für den Erzabbau als zu gefährlich erachtet. Es ist … äußerst gewagt da durch zu fliegen."

„Und genau deshalb wird es niemand erwarten!", erklärte Jeanne ihre Überlegung. Sie hatte schon vermutet, dass sie bei Callahan wesentliche Überzeugungsarbeit leisten musste, war aber vor allem gespannt auf die Reaktion ihres Gastes. „Wer auf diesem Weg nach *Neos* fliegt, gelangt direkt an ihre Pforte, ehe sie etwas merken *können*", erklärte sie ihr Kalkül.

„Ja, das ist nicht zu bestreiten“, gestand Callahan ein, „aber gleichzeitig müssten wir unsere Reisegeschwindigkeit so weit drosseln, dass es fünfmal so lange dauern würde, als wenn wir den Umweg flögen. Ich sehe nicht, wie wir rechtzeitig nach *Neos* gelangen könnten.“

Sein Blick zeigte größte Sorge, ganz so, als ob ihn dieser Plan an Jeanne zweifeln ließe, auch wenn er diesen Eindruck niemals vor Novàk erwecken wollte. Dennoch hielt er sich wacker. Unter vier Augen hätte er Jeanne mittlerweile für als vollkommen übergeschnappt erklärt.

Jeanne wandte sich an ihren Gast. „Sie sehen, *Commodore*, hier werden keine Mühen gescheut. Ich weiß, Sie sind es gewohnt große Risiken einzugehen“, sagte sie verschmitzt, „und wir sind bereit alles in unserer Macht Stehende zu tun, um Ihre Erwartungen zu erfüllen. Commander Callahan hat Recht. Um pünktlich zu sein flögen wir mit einer Geschwindigkeit durch diesen Sektor, die das gesamte Schiff gefährdete. Mit jeder anderen als der besten Crew wäre diese Unternehmung blanker Selbstmord. Aber wir werden es schaffen. Seien Sie versichert, dass ich Sie zu diesem Planeten bringen werde. Sicher und bis zum zweizehnundsiebten um zehnundvier Uhr.“

Sie sah Novàk fest in die Augen, als wollte sie ihn ermutigen ihre Aussage herauszufordern. Tatsächlich galt die Maßnahme ein wenig auch ihrem eigenen Selbstvertrauen, dem sie ein wenig aushelfen musste.

Novàks Blick folgte der Route über die Sektorkarte. Seine Miene war unlesbar, dann setzte er beide Füße auf den Boden und lehnte sich ein kleines Stück nach vor.

„In meinem Beruf erkennt man Leichtsinn, wenn man ihn sieht. Leichtsinn macht das Leben kurz. Ich muss Ihrem Ersten Offizier zustimmen: Dieser waghalsige Weg scheint mir unverhältnismäßig gefährlich. Sie haben sicherlich Recht, dass uns niemand auf dieser Route suchen wird, Captain, aber das hilft wenig, wenn wir an einem Asteroiden zerschellen.“

Er schaute Jeanne ernst in die Augen. Die seinen waren meerblau mit holzfarbenem Treibgut. Aber so schnell würde sie nicht kleinbei geben. Sie erwiderte seinen Blick nicht weniger entschlossen.

„Sie trauen mir nicht zu, mein Schiff da durch zu bringen", sagte sie, ohne auch nur zu zwinkern.

„Nein", sagte Novàk, „Sie missverstehen mich. Ich traue *niemandem* zu, *irgendein* Schiff da durch zu bringen. Nicht mit der Geschwindigkeit, die man anlegen muss, um pünktlich in *Neos* zu sein, was irgendwas um K3.4 sein müsste."

„3.6", sagte Jeanne.

„Umso schlimmer."

„Und es gibt für mich keine Möglichkeit Sie zu überzeugen?", fragte Jeanne und lehnte sich nun ebenfalls nach vorn. „Egal für wie viel klüger ich diesen Weg halte?"

„Ich kann mir gut vorstellen warum Sie diese Route für so klug halten, aber warum diesen gefährlichen Weg wählen, wenn der gewöhnliche und sichere uns ebenso rechtzeitig ans Ziel führt?"

„Das wissen wir nicht", beharrte Jeanne, „alle üblichen Routen könnten längst überwacht werden. Und wenn wir ankommen und vor dreizehn oder noch mehr Schiffen auftauchen, dann hätten wir genauso gut an einem Asteroiden zerschellen können, denn das Ergebnis wird dasselbe sein."

Novàks Blick ließ keine Sekunde von Jeannes Gesicht ab. Fünf, zehn Sekunden wechselte er unmerklich zwischen ihren Augen hin und her. Beider Blick war verschränkt wie ineinander verschobene Bolzen eines Schlosses. Das dritte Mal an diesem Tag, doch dieses Mal war es ganz anders. Sie maßen einander und spielten das Spiel, das Kinder eine Zeitlang ganz gerne spielten: Wer konnte dem anderen länger in die Augen starren ohne zu blinzeln. Jeanne hatte schreckliche Angst zu verlieren. Aber dann hatte sie gewonnen. Novàk lehnte sich wieder zurück und schlug die

Beine übereinander, im Gesicht ein Schmunzeln, welches Jeanne den ersten Makel an ihm erkennen ließ. Er hielt sich weiter im Recht und gab ihr das Gefühl, nur deshalb abzurücken, weil er sie für zu stur hielt, seine Wahrheit zu erkennen.

„Gut!“, sagte er, „ich sehe Sie haben Mumm, Captain und wenn man Ihre, zwar noch kurze, aber tadellose Laufbahn erwägt, dann haben Sie auch die Fähigkeiten. Gut“, wiederholte er, „Sie haben mich überzeugt, wenn“, und sein Blick schwenkte zu Callahan hinüber, „wenn Ihr Erster Offizier Ihre Auffassung teilt.“

Darauf folgte Stille. Callahan war ganz und gar nicht erfreut über diese plötzliche Zustimmung. Er mochte nichts von diesem Undercoveragenten halten, aber zumindest seine Einschätzung der Gefahr beider Routen erschien ihm sehr vernünftig. Vernünftiger sogar, als die Auffassung seiner Kapitänin, in diesem Fall. Jetzt war es mit einem Mal an ihm die Entscheidung zu treffen und es war viel mehr, als nur die Frage nach der Route, die man einschlagen sollte. Was dieser Novàk getan hatte, ob forciert oder nicht, aber Callahan hätte darauf gewettet, dass der Mann sehr gut wusste, was er da tat, war die Machtverhältnisse zu sondieren. Die Frage war nicht Route A oder Route B, sondern die Frage war, wie treu stand er zu seinem Captain. Und das war eine teuflische Frage.

Unter normalen Umständen hätte er nicht erst überlegen müssen. Was Jeanne hier vorschlug war in seiner Auffassung so jenseits jeglicher Vernunft, das Risiko überwog den potenziellen Gewinn so rasant, dass er sie ins Hospital geschickt hätte, mit der Bitte an Beth, sie möge ihre Blutwerte prüfen. Aber das zweite Risiko, war es auch schwer zu bemessen, durfte auch nicht unterschätzt werden. Wenn er sich jetzt nicht an die Seite Jeannes schlüge, dann wären die Machtverhältnisse für die übrige Zeit ihres Auftrags ungeklärt. Dann hätte sich dieser Mann als gleichwertiger, unterstützenswerter Mehrheitsmacher etabliert. Ein Mann,

der mit gefälschter Raumschiffskennung flog und fast angeberisch sagte, er hätte so viele falsche Namen, dass es ihm egal sei, wie man ihn nannte. Ein Mann, der mit seinem arroganten Gehabe und seinem Leben abseits der üblichen Regeln alles repräsentierte das Callahan von Herzen ablehnte. Das seine wohlgeformten Brauen ihre Wirkung auf seinen Captain taten, trug darüber hinaus auch nicht zu seiner Freude bei.

Jeanne wandte sich mit fragendem Blick zu ihm um. Er hatte sich zu entscheiden.

„Wir müssen ungesehen nach *Neos*“, sagte er, „Captain Lavies Plan, erfolgreich ausgeführt, wird das garantieren.“

Damit war es entschieden. Jeannes selbstzufriedener Blick fiel zurück auf Novàk, im Versuch anzudeuten, sie habe gewusst, dass sich Callahan auf ihre Seite schlagen würde. Hatte sie nicht. Und ihr Blick sollte bloß ihre Anspannung kaschieren. Aber sie hatte gewonnen.

Novàk hob die Hände, geschlagen, aber ein guter Verlierer. „Dann ist der Weg klar“, sagte er. „Ich verlasse mich auf Sie, Captain. Und auf Sie, Commander.“ Den letzten Satz hatte er mit Nachdruck gesagt und Callahan bedeutungsschwer angesehen. Es war klar, dass er Callahans Einknicken als das erkannte, was es war und dass er es wusste, ließ Callahan ihn noch etwas weniger mögen.

„Schön“, sagte Jeanne und stand auf, „das wäre dann von meiner Seite alles. *Commodore*?“

„Eine Sache wäre da noch“, sagte Novàk, „halten Sie es für unangebracht mit Ihrem Gast einen Kaffee zu trinken?“ Er fragte das mit seinem bisher einladendsten Lächeln.

Jeanne zog die Brauen hoch. „Was wird Lieutenant Edwards dazu sagen?“

„Lieutenant Edwards?“, wiederholte Novàk lachend, „Lieutenant Edwards ist ausschließlich mein Geleitschutz.“

„Eben“, sagte Jeanne schelmisch und unerwartet zufrieden, „woher wissen Sie, dass es nicht gefährlich ist mit mir einen Kaffee trinken zu gehen?“

Callahan räusperte sich vernehmlich, die plötzlich so flirtive Stimmung schlug ihm offensichtlich auf die Stimmbänder. „Wir können selbstverständlich Teile des Unterhaltungsdecks absperren, um Ihre Sicherheit zu garantieren“, sagte Jeanne unschuldig.

„Ich kann Ihnen auch Kaffee hier herauf bestellen.“

„Vielen Dank, Commander“, sagte Novàk ohne seine Augen von Jeannes zu nehmen, „aber ich denke, es wird Zeit, dass auch ich etwas Leichtsinn demonstriere. Ich bin ja hier in bester Gesellschaft.“

Jeanne wies Novàk zur Tür. „Bitte, *Commodore*, gehen Sie schon mal vor. Ich muss noch rasch zwei Worte mit meinem Offizier besprechen.

Commander Callahan“, sagte sie und wandte den Blick von Novàks durch die Tür verschwindenden Rücken ihm zu, „Greg“, sagte sie, als Novàk garantiert außer Hörweite war, „ich verlasse mich auf dich. Ich weiß diese Route ist verdammt gefährlich und nahezu unberechenbar, aber sie wird uns vor aller Augen schützen. Niemand würde uns für so verrückt halten sie zu befliegen.“

„Zurecht“, sagte er.

„Zurecht“, stimmte Jeanne zu, „aber ich bin überzeugt wir können es schaffen.“ Das war eine Lüge. Jetzt, wo sie ihren tollkühnen Plan durchgeboxt hatte, schien er waghalsiger, als je zuvor. Was hatte sie zu dieser unnötigen Demonstration von Durchsetzungskraft getrieben? War sie wirklich davon überzeugt, dass die andere Route so gut bewacht war? „Und wenn stimmt, was mir Vice-Admiral Nielson erzählt hat, dann trägt dieser Mann hier vor der Tür den Schlüssel zur Rettung von Millionen Menschenleben bei sich. Es ist das Risiko, eintausend zu verlieren, in meinen Augen vollkommen wert.

Nichtsdestotrotz erwarte ich, dass zu jeder Sekunde der kommandierende Offizier mit dem Schiff verknüpft ist und beim kleinsten Anzeichen eines Problems die Maschinen stoppt. Ich will nicht an der Oberfläche eines Asteroiden zerschellen. Aber das ist der, in meinen Augen, beste Weg. Sie haben die Brücke, Commander."

Damit wandte sie sich zum Gehen, aber Callahan hielt sie zurück: „Captain", sagte er, ehe sie die Tür erreicht hatte und sie wandte sich halb zu ihm um. „Dieser Plan ist als wollten wir das Polarmeer durchqueren, in dem Wissen, das ein Zusammenstoß mit einem Eisberg unser Ende bedeutete und das es gefühlt mehr Eis als Wasser gibt."

„Ganz recht, Commander", sagte Jeanne bloß, verschwand durch die Tür und ließ Callahan perplex zurück. Heute war wohl der absurdeste Tag seit seines Dienstantritts.

„Bitte", sagte sie und wies zur Fahrstuhltür, „nach Ihnen." Und Novàk trat voraus in die Kabine und sie folgte dicht auf dem Fuß, in Gedanken nach wie vor mit ihrer Entscheidung hadernd und ihre Gastgeberpflicht ein wenig vernachlässigend.

Der Lift setzte sich in Bewegung, was man zwar nicht spürte, aber an der Anzeige ablesen konnte und diese Anzeige war es, die Jeanne nicht aus den Augen ließ, während sie stumm nach unten schossen. Damit verpasste sie allerdings auch die Gelegenheit Novàks Gesichtsausdruck zu studieren. Es zeigte ein schiefes, ein wenig gedankenverlorenes Schmunzeln.

Abseits ihrer eigenen Unsicherheit über die gewählte Route fühlte sie sich unwohl, Gregory wegen. Er hätte ihr unter normalen Umständen nicht zugestimmt, das war ihr vollends klar. Das er es doch getan hatte war ein außerordentliches Entgegenkommen gewesen, dessen Nutznießerin sie bloß wurde, weil er Novàk in die Schranken weisen

und Einigkeit zeigen wollte, wo, zumindest in diesem Fall, keine war und das zerstörte sämtliche, üblicherweise so gut selbstregulierte Abläufe, wenn sie nun so gefährliche Vorhaben durchsetzen konnte. Nicht dass sie an der Sinnhaftigkeit des Plans zweifelte - Nein! - es war die richtige Entscheidung gewesen. Ja, doch! Denn sie durften nicht scheitern, aber Callahans Bedachtsamkeit hatte sie bereits zweimal vor dem Schlimmsten bewahrt, wo Jeanne den falschen Befehl gegeben hatte. Sie hoffte, dass es bei diesen zwei Fällen bliebe.

Die Türen stoben auseinander und man erreichte die Unterhaltungsdecks. Novàk sagte etwas Beeindrucktes, aber Jeanne nahm es nur halb zur Kenntnis und würgte damit jede Chance, doch noch ein Gespräch zu entwickeln ab. Als wäre er dadurch entmutigt, versuchte sich Novàk kein zweites Mal daran, eine Unterhaltung anzuknüpfen und folgte ihr stumm.

Jeanne führte ihren Gast in den Aufenthaltsdecks in ein winziges Café, das Klitzeklein. Gerade einmal drei Tischchen für je zwei Personen und eine Bar für vier oder fünf hatte das Lokal auf knappen zweizehn Quadratmetern zu bieten. Selbstverständlich bot es den Gästen aber mehrere Layer zur Auswahl und für Jeanne war immer ein Platz reserviert.

Das Lokal war klein, einfach und gemütlich. Schönes, schlichtes Holz und voller Kaffeeduft. Jeanne kam, wenn es sich irgendwie einrichten ließ, mehrmals in der Woche hierher. Es ließ sich angenehm häufig einrichten. Heute zog Jeanne die entspannte Atmosphäre hier der Intimität ihres Quartiers vor. Außerdem gab es die beste Auswahl an Kaffee in der bekannten Galaxie.

Novàk schien nichts dagegen einzuwenden zu haben hier zu bleiben und Jeanne schlüpfte auf die Sitzbank an der Wand und er nahm ihr gegenüber auf dem verschnörkelten, charmant alten Holzstuhl Platz, dessen Knarren verriet, um wie viele Jahre er das Schiff an Jahren überrag-

te oder treffender überragen sollte, wäre er denn echt und nicht nur ein Computermodell.

„Ein hübsches Plätzchen“, lobte Novàk, sog den Kaffeeduft ein und legte beide Hände aufs Tischtuch.

„Für einen Agenten“, sagte Jeanne, die es erst jetzt beim Hinsetzen festgestellt hatte, „machen Sie erstaunliche Fehler.“

Novàk schien überrascht. „So?“, sagte er, „und welchen Fehler kann man machen, wenn man sich auf einen Stuhl setzt?“

„Ihre Hose“, sagte Jeanne, als wäre das doch klar.

„Was ist damit?“, fragte er erheitert, „wäre es ihnen lieber ich trüge keine?“

„Sie hat die falsche Farbe!“, sagte Jeanne.

Novàk nickte anerkennend. „Sie haben gute Augen, der Farbton ist so minimal anders, den meisten Menschen falle es wohl nur auf, wenn man ihn Seite an Seite mit dem Original betrachtet.“

„Nun, wenn Sie mit mir unterwegs sind, dann sind Ihre Beine ganz in der Nähe des Originals“, sagte Jeanne und meinte das wäre so offensichtlich, dass es grob fahrlässig war. Vielleicht war sie etwas sensibel, aber von einem Profi konnte man schon erwarten, die richtige Hose zu tragen.

„Tut mir aufrichtig leid“, sagte Novàk mit einem Lachen, denn Jeannes Enttäuschung über seine verunglückte Hosenwahl hatte sich in einem sehr unzufriedenen Gesicht geäußert, „aber ich hatte nur eine dabei und die war zwar der richtige Schwarzton, nur leider am Bein ein wenig blutig. Ich glaube Sie können noch ganz froh sein, dass ich die hier trage, wenn es Ihnen darum geht, nicht herausstechen zu wollen.“

„Callahan wird Ihnen eine richtige Hose organisieren“, beharrte sie und dann wurde ihr Gesicht jäh wieder ganz freundlich.

„Was darf ich Ihnen bringen, Jeanne?“, fragte Ina, die opulente Inhaberin des Etablissements mit ihrer 1000-

Zigaretten-Stimme. Novàk betrachtete die Frau mit von Erstaunen gesprenkelter Freundlichkeit.

„Ich denke meine Begleitung möchte eine Karte“, stellte Jeanne fest und musterte ihn fragend, ohne ihr Gesicht von der tief zerfurchten Ina abzuwenden, deren faltige Hände einen Kugelschreiber und Notizblock umklammerten wie eine Krähe ihre Beute. Ihre Finger starrten vor Ringen und in den Ohren trug sie die größten Ohrringe, die man sich vorstellen konnte.

„Nicht nötig“, sagte Novàk und winkte ab, „Wiener Einschlag, ja?“ Er war klug genug gewesen, beim Hereinkommen die schwarze Tafel an der Tür zu studieren. Vielleicht ließ es die Wahl seiner Hose nicht vermuten, aber er war doch ein Profi. „Kaisermelange, mit einem Extraschuss Cognac, ja?“

„Wie sonst?“, rief Ina aus ihrem Aschenbecher und machte zwei Striche auf ihrem Blöckchen. Dabei klapperten die Ringe. „Und Jeanne?“

„Das Übliche“, sagte sie und wo zuerst nur ihre Augen zu Novàk geschaut hatten, wandte sie nun den ganzen Kopf und feixte breit. Ina verschwand. Der Abstand zwischen Theke und den Tischchen war eben breit genug für ihre Hüften. Wobei diese auch tatsächlich das letzte Quäntchen Platz okkupierten, als sei der Spalt exakt danach bemessen.

„Ich bin beeindruckt, Commodore. Wenn es so etwas wie eine Feuertaufe für neue Offiziere auf diesem Schiff gibt, dann haben Sie diese eben bravourös bestanden.“

„Was? Man muss sich mit Kaffeehaustradition befassen, um hier zu dienen?“

„Aber nein, dann müsste ich ja meinen ganzen Offiziersstab absetzen.“ Sie grinste in sich hinein. Gregory, Beatriz, Elisabeth, Takeshi, Johnathan – alle hatten sie mit den Händen ringend dagesessen und nach dem einfachen, simplen Standardkaffee gesucht. Ja, Jeanne konnte ziemlich hart mit ihren Freunden sein. Nur Julian hatte sich

nicht aus der Ruhe bringen lassen. Er hatte einen Blick auf die Karte geworfen und nach drei Sekunden einen Mokka bestellt, als wüsste er, worum es sich dabei handele. Erst danach hatte er zugegeben, dass er keine Ahnung gehabt hatte, er aber zuversichtlich gewesen war, das unbekannte Wort richtig aussprechen zu können. Das hatte ihr zugegebenermaßen imponiert. Julian. Oh wie würde er lachen, wenn sie ihm von Novàk erzählte. Und ihrer Reaktion auf seine hübschen Brauen.

Jeanne erinnerte sich ihrer Begleitung und dass sie stumm vor sich hin lächelte und sagte, um schnell etwas gesagt zu haben, das durch und durch unverfänglich und hoffentlich keine ähnliche Blamage wie die im Hangar erlittene war: „Was halten Sie von meinem Schiff?“

Novàk schmunzelte noch ob ihres seligen Sinnierens, sagte aber leicht nach vorn geneigt: „Das schönste und eleganteste Schiff der *Fairytale*-Klasse. Aber nur“, er machte eine kurze Pause, wie um Luft für das Folgende zu holen und Jeanne die Gelegenheit zu geben, ihm mit dem Hochziehen ihrer Augenbrauen zu verraten, was er nun sage wäre entscheidend für ihre Meinung über ihn: „Aber nur, weil die *Gebrüder Grimm* nicht gebaut wurden.“ Die *Jacob Grimm* und die *Wilhelm Grimm* waren als gewaltige Träger konzipiert, dreieinhalb Kilometer lang und fünfhundert Meter breit, aber zugunsten des *Unity*-Projektes, oft auch Schwesterschiffprojekt, eingestampft worden.

„Dann hat unsere persönliche Beziehung ja noch eine Chance“, scherzte Jeanne.

„Na ein Glück, dass es diese Schiffe nicht aus dem Dock geschafft haben. Ist das eigentlich noch Teil der ersten Prüfung, oder sind wir schon einen Schritt weiter?“

„Das überlege ich mir noch“, erwiderte Jeanne und dankte Ina, als sie die Tassen und Gläser vor ihnen mit Schwung auf den Tisch donnerte und etwas vom Wasser verschüttete.

„In Ordnung“, sagte sie, „Sie haben mich an den Kaffeetisch bekommen, verraten Sie mir, ob es sich dabei um eine berufliche Maßnahme handelt oder nicht?“

„Ich wäre wohl ein schlechter Agent, wenn ich vor jeder schönen Frau die Hose fallen ließe. Auch wenn sie bereits erklärt hatte, dass ihr diese nicht gefällt. Aber wir sind hier schließlich in keinem Ian Fleming Roman.“

Jeannes Mundwinkel zuckten gewaltig, denn um ganz ehrlich zu sein hatte sie sich bereits beim Gedanken erwischt, ihm genau diese Rolle an den Leib zu schneidern. „Hm“, machte sie, „ein Schritt nach vorne und gleich wieder einen zurück.“

Novàk lächelte einnehmend. „Was Sie alles aus einem Einzigen meiner Sätze entnehmen, Misonas.“

„Nun, *Misonos*, Sie haben mich eben eine schöne Frau genannt, im selben Augenblick aber die Chance vertan dieses Gespräch auf ein *wirklich* privates Terrain zu bewegen.“

„*Wollen* Sie das denn?“, fragte er in verschwörerischem Tonfall.

Jeanne lachte. „Vielleicht“, kokettierte sie, wischte sich einzelne Haare hinter das rechte Ohr, an dem ein Stück fehlte und spielte dann mit dem silbernen Anhänger um ihren Hals.

Novàk legte den Kopf leicht schief, immer noch lächelnd, als würde er Jeannes Aussage auf ihren Wahrheitsgehalt prüfen können, in dem er ihr in die Augen schaute. Eine kurze Sekunde erschauderte sie mit der Gewissheit dem wäre so.

„Ein schönes Ding“, komplimentierte er.

Jeanne lächelte verschmitzt. „Wenn Sie wissen wollen, ob es das Geschenk eines Verehrers ist, dann fragen Sie doch, *Commodore*.“

„Vielleicht habe ich Angst vor der Antwort?“

„Seltsam, dass Sie dann eine solche Berufung gewählt haben, wenn Sie schon so eine simple Frage ängstigt.“

Novàk lachte leise und klopfte dann, in einer sehr charmanten Bewegung, zweimal mit dem Knöchel auf den Tisch. „Es ist kein Sekt und kein Champagner, aber da auch Ihre Tasse alkoholisch duftet, lassen Sie uns kurz einen Moment so tun und auf eine erfolgreiche Mission anstoßen“, sagte er und prostete ihr mit seiner Tasse zu.

„Auf Ihre wohleingesetzte Expertise“, erwiderte Jeanne und nahm ebenfalls einen Schluck, des noch viel zu heißen Kaffees. „Abseits der Unüblichkeit, was ist die Gefahr alkoholfrei zu prosten?“, fragte sie dann.

„Es heißt man bekäme hässliche Kinder“, antwortete Novàk und Jeanne lachte. „Ich glaube nicht, dass Sie sich darüber sorgen machen müssten.“ Sie biss sich sofort auf die Zunge.

Ihr Gegenüber war eindeutig amüsiert. „Wieso das, wenn ich fragen darf?“

„Mit der heutigen Technologie lässt sich alles, wozu die Natur nicht reichen sollte, am Computer richten“, erwiderte Jeanne schlagfertig und vermied es damit ihn gutaussehend zu nennen. Sein Gesichtsausdruck verriet aber, dass sie durchschaut war.

„Ich muss sagen, ich war ziemlich begeistert, als ich erfuhr, auf Ihrem Schiff nach *Neos* gebracht zu werden“, gestand Novàk und elaborierte: „Auf die Gefahr hin Sie entweder zu langweilen oder nur zu nerven, weil Sie das jetzt überall zu hören bekommen, ich war sehr gespannt Sie zu treffen. *Ilium* ist ein gefährliches Pflaster aber Sie haben einen fulminanten Erfolg errungen.“

„Da *ich* noch kein Commodore bin, komme ich auch mit gefährlicheren Waffen, als mit Kugelschreibern klar“, meinte Jeanne mit einem Zwinkern, „aber ja, es war ein wenig mehr Action, als ich mir normalerweise in meinem Tagesablauf wünsche. Diese Frage stellen Sie mir natürlich nur, weil für Sie diese paar Eskapaden Kleinigkeiten sind und es Sie amüsiert, einen Schreibtischtäter wie mich darüber lamentieren zu hören.“

„Auf gar keinen Fall!“, sagte Novàk, „auch wenn ich mir sicher bin, Ihre Geschichte würde aus Ihrem Mund noch ein wenig reizvoller sein, als der nüchterne Bericht es darstellte, den man mir vorgelegt hat.“

„Sie müssen mir wirklich gerne beim Reden zuhören, wenn Sie mich um eine Nacherzählung bitten, aber ich glaube es würde Sie wirklich langweilen.“ Jeanne grinste schelmisch. Sie hatte eine Idee. „Wie wäre es, wenn Sie mir von Ihrem Unfall mit dem Bein erzählen und ich daraufhin entscheide, ob meine Erlebnisse mithalten können?“

In Novàks freundliches Gesicht mischte sich aufrichtiges Bedauern. „Ich fürchte, wenn ich Ihnen das erzählen würde -“

„Dann müssten Sie mich töten?“, half Jeanne aus.

„Sie haben ganz klar zu viele Agentenromane gelesen, Captain.“

Jeanne winkte ab. „Ich verstehe schon, die guten Geschichten gibt’s erst, wenn eine gewisse Verbindlichkeit herrscht.“

„Captain Lavie, Sie verdrehen mir alle meine Worte im Mund. Aber der Einfachheit halber belasse ich es dabei, dann bestehen Sie zuwenigst nicht darauf, doch etwas zu erfahren.“

„Na gut. Wir haben also festgestellt, dass Sie nicht vor außergewöhnlichem Kaffee zurückschrecken, dass Ihr Geschmack bei Raumschiffen nicht völlig verfehlt ist, und Sie mir gerne zuhören, aber selber nichts erzählen wollen.“

„Gehen Sie alle Ihre Gespräche so sachlich an?“

„Nur Arbeitsbeziehungen.“

„Das beruhigt mich, Ihrer Mitmenschen wegen.“

„Wie geht es mit Ihrem neuen Bein?“, fragte Jeanne, „ich hoffe Sie verzeihen mir die Bemerkung, aber wir hätten Ihnen auch ohne diesen Auftritt Ihre menschliche Seite abgenommen.“

„Wie meinen Sie das?“, fragte Novàk und kniff fragend die hübschen Brauen, einen Hauch bloß, zusammen.

„Na, geben Sie sich nicht die versnobtesten Spitznamen? Götter und Sagengestalten?“

Der Mann nickte. „Ja, ja, schon richtig. Na, danke der Nachfrage, das Bein ist wie vorher. Kümmern Sie sich um diese Ärztin, solche Leute sind unbezahlbar. Ich hatte mal eine Doktora, die hat mir die Nerven falsch zusammengebastelt. Immer wenn ich mit dem kleinen Zeh wackeln wollte, fand der ganze Fuß es wäre Zeit für ein Tänzchen, einen kleinen Breakdance. Führte dann übrigens tatsächlich zu einem Bruch, woraufhin das ganze Gelenk getauscht werden musste.“

„Wissen Sie was, diese Geschichte macht Ihren Job fast schon wieder begehrenswert. Denken Sie ich wäre eine gute Agentin? Ich habe immerhin eine Ausbildung zum *Judge* genossen.“

„Davon bin ich nach *Ilius* überzeugt. Nur halte ich es als eine für die wenigsten geeignete Berufswahl.“

„Weshalb?“

Sein beständig, mal mehr mal weniger ausgeprägtes, aber immer irgendwie noch vorhandenes Lächeln schwand unvermittelt. „Wir … stehen häufig an vorderster Front, wenn es gilt unsere Gesellschaft zu verteidigen. Eine Front, an der es nicht immer möglich ist, deren Werte hochzuhalten. Wo Recht und Unrecht nur noch abstrakte Ideen sind, deren Reflektion bricht … wie Licht in Wasser.“ Er lachte und verstummte dann einen Moment und bedachte seine halbleere Tasse mit einem nachdenklichen Blick, ehe er wieder zu Jeanne sah. „Entschuldigen Sie die blumige Sprache, aber sie erlaubt es sich auch die üblen Jobs schönzureden und das braucht man bei dieser Arbeit leider häufig. Was ich sagen will ist: Bleiben Sie besser wo Sie sind, Captain. Es ist die bessere Karriere, auch wenn es zurzeit so aussehen mag, dass auch Sie in moralisch unklares Fahrwasser geraten.“

„Einen entscheidenden Vorteil haben Sie aber dennoch, *Misonos*“, sagte Jeanne und fügte das „Misonos“ oder das

„Commodore“ immer einen Tick zu spät an, wie um die Distanz zwischen Realität und Spiel auszukosten, „Sie wissen zumindest, warum sich Ihre Gliedmaßen abmelden, bei mir rätselt die Wissenschaft.“ Kaum hatte sie das gesagt, fragte sie sich, weshalb sie das getan hatte. Hätte sie ihm *irgendetwas* Persönlicheres auftischen können?

„Darf ich fragen, wie Sie das meinen, *Captain*?“, sagte Novàk und eignete sich fast schon Jeannes Spielregeln bei der Aussprache des Ranges an.

Jetzt gab es kein Zurück mehr. „Entweder ist es normal, dass bei Imitatio nach einigen Jahren ganze Körperteile einfach absterben, oder man hat mich verpfuscht.“

Nicht das Gesprächsthema, um Novàks einnehmendes Lächeln wieder hervorzulocken und fast mit einem Anschein von Sorge im Gesicht fragte er, was genau sie damit meinte.

„Vor knapp drei Wochen konnte ich drei Zehen nicht mehr spüren. Commander Heindl musste mir drei neue züchten. Die alten waren einfach abgestorben. Und vor wenigen Tagen hat sie mir dreihundert Gramm aus der Schulter entfernt. Auch alles totes Gewebe. Also sehen Sie“, sagte sie und ihre Gedanken rasten auf der Suche nach einer Möglichkeit dieses Thema möglichst rasch und unbeschadet hinter sich zu lassen, „Sie können zumindest tolle Geschichten erzählen, wie Sie ihre Extremitäten verloren, sofern Sie dann doch einmal eine Frau treffen, mit der die entsprechenden *Verbindlichkeiten* herrschen. “

Da war es wieder: Novàks reizendes Lächeln, das aus den Augen brach und die Mundwinkel zur Tat rief bis alle Muskeln dazwischen und drumrum aktiv waren. „Grillen Sie eigentlich alle Männer, mit denen Sie geschäftlich verkehren mit solchen Bemerkungen?“

„Nein“, sagte Jeanne und lehnte sich lächelnd zurück, „Sie genießen eine regelrechte Sonderbehandlung.“

„Womit habe ich denn diese verdient?“

„Damit, dass Sie nicht sind, wer Sie vorgeben zu sein."

„Da kann ich mich wohl nicht beschweren. Ihr Erster Offizier scheint mich deswegen nicht allzu sehr zu mögen", stellte er fest.

„Ach, das ist noch nicht entschieden", erwiderte Jeanne. „Commander Callahan ist der Beste, in dem was er tut."

„Was genau tut Commander Callahan?", fragte Novàk unschuldig.

Jetzt war es an Jeanne zu lachen. „Da sind Sie wieder, Mr. Bond. Ich weiß nicht über alles Bescheid, was Commander Callahan außerdienstlich macht, aber während seines Dienstes kümmert er sich unter anderem um die Sicherheit des Schiffes, weshalb er in der Regel rigorose Überprüfungen von Gästen durchführt. Da bilden Sie keine Ausnahme. Bevor Sie also mit Ihrem hübschen kleinen Kampfflieger durch unsere Hangartore bogen, da glaubte er alle auffindbaren Informationen über Sie zu haben. Dann hat er in rascher Abfolge gelernt, dass alle diese Daten, bis hinab zu Ihrer Identität, vollkommen gefälscht sind. Damit sind sie ein unbeschriebenes Blatt und damit ist die ursprüngliche Vertrauensbasis zerstört, die Ihnen diese Recherchen gegönnt hätte."

„Ich verstehe. Dann muss ich mich also seines Vertrauens würdig erweisen. Zu den Pflichten eines Ersten Offiziers gehört es auch die Sicherheit des Captains zu gewährleisten, ja? Wie gut geeignet ist Commander Callahan in dieser Hinsicht?"

Jeanne musterte Novàk ausgiebig ehe sie antwortete. „Ich nehme an Sie spielen an dieser Stelle nicht nur dienstliche Belange an?"

„Gibt es Außerdienstliche?"

„Sie müssen nicht todtraurig sein", sagte Jeanne.

„Sie haben ein gesundes Selbstbewusstsein, Captain", sagte Novàk.

„Ich glaube auch nicht, dass ich auf das Ihre viel Rücksicht zu nehmen habe", entgegnete Jeanne.

Novàk rührte in seiner Tasse.

„Also?“, fragte er.

„Also?“, wiederholte sie.

„War Ihr Anhänger ein Geschenk?“

„Ja“, sagte Jeanne.

„Von einem Mann?“

„Von einem Mann.“

„Das muss ein sehr glücklicher Mann sein.“

„Ich hoffe er war es.“ Die Stimmung war mit einem Schlag fort. „Aber wenn er es war, dann hatte es nichts mit mir zu tun. Es war mein Vater“, sagte sie, „Antoine Lavie. Sie haben sicher meine Akte gelesen, also wissen Sie auch Bescheid.“

Er nickte. „Natürlich“, sagte er und dann war er still und lächelte nicht.

Auch Jeanne war nicht nach Lächeln zumute.

„Entschuldigen Sie, Captain. Ich hoffe ich habe Sie nicht auf dunkle Gedanken gebracht.“

„In dem Sie mich an meinen Vater denken lassen? Nein“, sagte Jeanne und leerte ihre Tasse, „gibt es sonst noch etwas, Commodore?“, setzte sie hinzu und schien nun plötzlich unnahbar.

Novàk blickte wie überlegend über Jeannes Schulter hinweg, presste die Zunge sacht gegen die Schneidezähne und schüttelte dann den Kopf.

„Ich danke Ihnen für ein anregendes Gespräch, Captain, und halte Sie nicht länger Ihren Pflichten fern.“

Jeanne stand auf und auch er erhob sich.

„Na dann“, sagte Jeanne und verließ das Lokal.

Novàk setzte sich wieder auf seinen Stuhl und bat Ina, ihm noch einen dieser Kaffees zu bringen.

„So ein Fehler ist Ihrer Position unwürdig, Commander!“, rügte Jeanne kaum zehn Minuten später. „Wenn Sie schon die Arbeit ihrer Mitarbeiter übernehmen, dann machen Sie sie auch gut!“

Jeanne und Williams nickten einander zu. Williams schien sich im Tag geirrt zu haben oder seine Theorie ging doch nicht auf. Sein Hologramm verschwand und die Tür des Aufzugs sprang auf. Die Wachfrau stellte sich der Eintretenden in den Weg, aber Jeanne winkte sie an ihren Posten zurück. Es war Novàks Begleitung, Catherine Edwards. Es schien leider, als wäre ihr das zugesicherte Treffen dringlich, auch wenn Jeanne gerade so gar keine Nerven dafür hatte.

„Wie kann ich Ihnen helfen, Edwards?", fragte sie etwas grob.

„Dürfte ich Sie einen Moment sprechen, Captain?"

Jeanne breitete die Arme aus, zum Zeichen sie könne reden, sie würde nicht verschwinden.

„Unter vier Augen?", setzte Edwards hinzu.

„Geht es um die Sicherheit des Commodores?", fragte Callahan und stand auf, bereit Jeanne das Gespräch abzunehmen, denn er hatte ein Auge auf Jeannes Launen und diese hier war außerordentlich stark. Aber Edwards ließ das nicht zu: „Nein, es ist eine andere Sache, in der mir nur Captain Lavie weiterhelfen kann."

Jeanne musterte sie abschätzend und schnalzte mit der Zunge. „Commander, Sie haben die Brücke", sagte sie nach zwei Augenblicken und bat Edwards ins Besprechungszimmer. Den vortretenden Commander Medici wimmelte sie ab, „alles unter Kontrolle, Commander!" Auch wenn die Frau sie wohl, um Gregorys Worte zu verwenden, mit bloßen Händen erdrosseln könnte.

Jeanne bat Edwards Platz zu nehmen und setzte sich an die andere Seite der Tischecke.

„Was wollen Sie besprechen?", sagte sie und ließ keinen Zweifel, dass ihre Zeit begrenzt war. Jeanne fühlte sich nicht wohl, seit vor zehn Minuten ihr Vater zum Gesprächsthema geworden war. Wüsste Williams von der Ursache ihrer schlechten Laune, könnte er seine Faustregel dementsprechend erweitern.

Edwards schluckte hörbar, dann sah sie Jeanne in die Augen, als wäre sie dabei streng mit sich selbst.

„Ich habe gewisse Informationen ... absolut geheime Informationen ...“, und endlich fasste sie sich, verhielt sich wie die große Frau, die sie war und kam zum Punkt: „Ich habe Informationen, die Sie äußerst interessieren dürften“, stellte sie fest.

Jeanne sah sie abwartend an. Es war unmöglich ihre Gedanken zu lesen. Als Edwards einige Sekunden lang geschwiegen hatte, fragte sie einfach: „Die da wären?“

„Ich dürfte sie Ihnen eigentlich nicht geben, aber ich halte es für wichtig, dass auch Sie Bescheid wissen.“

Jeanne sah sie ernst und unwillig an. „Über welche Art von Informationen sprechen wir?“ Sie hatte nicht die geringste Lust nun auch noch in irgendeinen Agentensumpf gezogen zu werden. Ihr Kopf war voll mit Denkmaterial für die nächsten fünf Jahre.

Edwards ließ sich von Jeannes Widerstreben nicht entmutigen und erwiderte ihren Blick mit steifer Miene. „Es geht um Informationen, die sie in große Gefahr bringen könnten.“

Jeanne starrte in ihre Augen, die blau waren mit weißen Sprenkeln, das absolute Highlight an ihr, das musste sie zugeben.

„Klingt nicht, als ob ich es hören wollte. Aber sagen Sie, was Sie sagen wollen. Worum geht es und in welcher Hinsicht wird es mein Weltbild verändern? Was wollen Sie?“ Sie hatte keine Lust auf Versteckspielen und keine Zeit dafür. Sie spürte wie der Unwillen in ihr hochkroch.

Edwards schüttelte den Kopf. „Ich kann Ihnen nichts Genaueres sagen, denn alles was ich sagte, würde ihre Entscheidung beeinflussen.“

„Welche Entscheidung?“, verlangte Jeanne zu wissen. Sie hatte nicht das geringste Verlangen nach weiteren Entscheidungen, vielen Dank und so wie Edwards dieses Gespräch aufzog, schien ihr selbst nicht viel daran zu

liegen Jeanne diese ominöse Information zuzustecken. Und noch immer hatte sie nichts verraten.

„Die, ob Sie diese Last auf sich nehmen wollen“, erklärte sie und erklärte nichts, zog aber einen blutroten Datensphere aus der Tasche und legte ihn vor ihnen beiden auf den Tisch. Der Sphere rollte zwei, drei Zentimeter und blieb dann verheißungsvoll leuchtend, liegen.

„Diese Informationen sind da drauf?“, fragte Jeanne, den Blick zwischen Sphere und Edwards hin und her wechseln lassend. Am liebsten wäre sie aufgestanden und gegangen, aber mit einem Mal hatten die heißerischen Worte Edwards, Informationen, die sie in Gefahr bringen könnten, eine physische Form angenommen und lagen glühend vor ihr am Tisch, nur einen Handgriff entfernt.

„Richtig. Ich überlasse ihn Ihnen. Es ist die einzige existierende Kopie dieser Daten. Sollten Sie alles beim Alten belassen wollen, zerstören Sie ihn und vergessen unsere Unterhaltung.“

„Woher soll ich wissen, ob ich diese Informationen haben will, wenn Sie mir nichts darüber verraten?“, sagte Jeanne ehrlich frustriert. „Außer, dass sie gefährlich sein könnten. Wieso sollte mir überhaupt daran liegen, sie zu sehen?“

„Ich kann Ihnen nicht mehr sagen, als das: Wenn Sie diesen Sphere benutzen, dann wird nichts mehr so sein, wie zuvor. Es kann Sie in große Gefahr bringen, aber es kann auch manches Geheimnis lüften. Das muss Ihnen genügen. Sind Sie zufrieden mit dem, was Sie wissen, dann zerstören Sie ihn ungesehen. Sie würden über gewisse Dinge im Dunkeln bleiben, aber manches Mal ist das das Beste. Ich versichere Ihnen, Sie haben es voll und ganz in Ihrer Hand. Ihnen wird vermutlich kein Nachteil erwachsen, wenn Sie den Sphere nicht nutzen.“

Klasse. Jeanne glaubte sich gut vorstellen zu können, was sie auf diesem Sphere finden würde. Die Beweise zu Nielsons Worte. Unwiderlegbare Beweise, die ihr jede

Möglichkeit, den bedauerlichen Zustand der Union nicht wahrhaben zu wollen, unmöglich machen würden.

„Aber wenn ich Ihn doch nutze?“, fragte Jeanne und musterte die kleine kristalline Kugel vor sich, dreizehn Zentimeter vor den Fingern ihrer rechten Hand.

„Dann kann ich für nichts garantieren“, schloss Edwards.

Beide schwiegen und starrten auf die kleine Kugel in deren Tiefe scheinbar weltbewegende Informationen steckten. Es musste so sein. Die große Verschwörung.

„Was, wenn jemand anders diese Informationen bekommt?“, fragte Jeanne.

„Ich denke, das ist der am wenigsten wünschenswerte Fall“, sagte Edwards langsam. „Ich würde es nicht empfehlen. Es sei denn, Sie haben jemanden, dem Sie absolutes, und ich meine *absolutes*, Vertrauen entgegenbringen. Aber selbst dann, sollten Sie, meiner Meinung nach, allein über den Inhalt entscheiden. Außerdem gilt auch hier: Das Wissen könnte jede eingeweihte Person in große Gefahr bringen.“

Jeanne strich sich einzelne Haare hinters rechte Ohr. Das dem ein Stückchen fehlte. Dann schnappte sie die Kugel mit einer raschen Bewegung der gleichen Hand und steckte sie weg, in die rechte Tasche ihres Jacketts. Damit war die Sache gegessen. Heute würde sie sich ohnehin zu keiner Entscheidung mehr aufraffen können. Ihre psychische Energie war aufgebraucht.

„Gut“, sagte sie, „ich werde mir das Ganze durch den Kopf gehen lassen.“

Edwards nickte und wollte sich eben erheben, doch Jeanne bedeutete ihr sitzen zu bleiben. Eine Sache war da dann doch noch, die sie sich zwang zu tun. Der Gedanke war ihr gerade eben eingeschoßen.

„Da ich Sie schon einmal hier habe“, sagte Jeanne, als hätte sie das schon lange geplant, „möchte ich Sie um einen Gefallen bitten.“ Warum eigentlich nicht?

„Ja?“, fragte Edwards unsicher. Diese Frau war immerhin darauf spezialisiert ihrem Agenten allerlei Information zu beschaffen.

„Ich habe einige Nachforschungen zu einem Zwischenfall auf einer Kolonie angestellt, bin aber relativ bald gegen eine Mauer gelaufen. Ich hatte gehofft, Sie, mit Ihren Verbindungen, könnten mir dabei helfen, ein wenig Licht in die Sache zu bringen.“

„Warum wenden Sie sich damit nicht an Commodore Novàk?“, fragte Edwards etwas zögerlich. „Er hat weit größere Berechtigungen auf sensible Informationen zuzugreifen, als ich.“

Quatsch, dachte Jeanne, du besorgst ihm seine Daten, also musst du auch Zugriff darauf haben. Soviel verstand sie vom Job eines *Shadow*.

„Ich hatte keine Pläne gemacht, wen ich nun fragen wollte“, sagte Jeanne laut und zwang sich zu einem Lächeln, „und Sie habe ich als Erstes unter vier Augen erwischt. Das heißt, seit mir die Idee gekommen ist, danach zu fragen. Was, zugegeben, gerade eben passiert ist.“

Edwards zuckte die Achseln, was Jeanne bedeutete, sie könne nun ihre Frage stellen.

„Es handelt sich um *Infinity 7*.“

Jeanne hielt überrascht inne. Für einen Moment war sie sich sicher gewesen, etwas wie Verblüffung in Edwards Augen gesehen zu haben.

„Ja, bitte?“, sagte sie jetzt völlig unberührt, „was ist mit dieser Station?“ Volltreffer. Sie wusste sofort wovon Jeanne sprach.

„Sie wurde zerstört.“

„Das ist mir bekannt.“

„Wissen Sie vielleicht auch wie und warum?“

Edwards musterte sie einen Moment ausdruckslos. Dann schien sie sich entschieden zu haben, wie sie reagieren wollte und sprach: „Ich habe nicht die leiseste Ahnung

wie Sie überhaupt von der Existenz der Station wissen. Sie wurde vor Jahren aus allen Aufzeichnungen entfernt."

„Was wissen Sie darüber?", drängte Jeanne. So knapp vorm Ziel ließ sie sich nicht abwimmeln. Es war klar, dass Edwards Bescheid wusste, vielleicht alle Information hatte, die Julian brauchte.

„Die Station wurde bei einem Einsatz der *UPA* zerstört", antwortete Edwards nach kurzem Zögern, „Feindliche Agenten hatten die Station infiltriert und die Reaktoranlage in Gang gesetzt. Es gab aufgrund des frühen Baustadiums noch keine Sicherheitsvorrichtungen, die Station schmolz sich in den Boden. Es gab kaum Überlebende. Die ganze Sache wurde, wie gesagt, vertuscht."

„Weshalb?"

„Die Vertuschung? Es war ein Wahljahr. *Infinity 7* war ein Vorzeigeprojekt. Man wollte keine negative Presse. Das ist alles."

„Nein, warum wurde die Anlage zerstört?"

Edwards zuckte die Achseln. „Man weiß es nicht, also die *UPA* weiß es nicht, oder wenigstens *ich* weiß es nicht. Es gab keinen uns bekannten, triftigen Grund für diese Aktion. Aber die Agenten von *Som-* … die feindlichen Agenten-"

„*Somnia*", sagte Jeanne, „ich kenne den Namen. Von Vice-Admiral Nielson."

„Warum fragen Sie dann nicht ihn wegen dieser Sache?"

Weil er mir nie etwas darüber erzählen würde, dachte Jeanne, da habe ich bei dir weit mehr Chancen. Sie stellte die Frage, die ihr schon die ganze Zeit unter den Nägeln brannte: „Gibt es einen Zusammenhang mit der *Sleeping Beauty*?"

Edwards schien erneut überrascht. Dieses Mal versteckte sie es auch nicht.

„Einen Zusammenhang mit der *Sleeping B-* ... Wie kommen sie darauf?"

„Gibt es einen?“, setzte Jeanne nach, um Edwards nicht die Möglichkeit zu geben der Frage auszuweichen.

Edwards schien zu überlegen. Letztlich schüttelte sie aber den Kopf. „Ich bin mir keines Zusammenhangs bewusst. Wie sollte beides in Beziehung stehen? Die *Sleeping Beauty* war noch nicht mehr als ein CAD Modell und, verzeihen Sie, wenn ich so offen bin, ist von der Bedeutung eine ganz andere Liga als *Infinity 7*.“

Jeanne war ein wenig enttäuscht. Sie hatte nach den letzten Gesprächsminuten große Hoffnung in Edwards' Wissen gesteckt. Dann hatte Julian wohl Recht mit seiner Überlegung, es wäre sie, Jeanne, gemeint. Sie würde, über kurz oder lang den Einfluss erlangen, Antworten zu seinen Fragen zu beschaffen.

„Ich habe einen Hinweis in diese Richtung bekommen“, wehrte sie ab.

Edwards starrte sie mit einem großen Fragezeichen im Blick an.

„Es wurde angedeutet es gäbe einen Zusammenhang mit der *Sleeping Beauty*. Vielleicht sei jemand an Bord in der Sache verwickelt gewesen.“

Edwards schüttelte fast traurig den Kopf, als träfe es sie sehr ihr nicht helfen zu können, obwohl sie bis gerade eben noch sehr defensiv gewesen war.

„Ich kann Ihnen da nicht weiterhelfen. Wenn, dann weiß Novàk mehr darüber“, sagte sie. „Aber ich würde mich nicht darauf verlassen. Fast niemand hat den Zwischenfall überlebt. Dass jemand von diesen Wenigen an Bord Ihres Schiffes sein soll … ist sehr unwahrscheinlich.“

„Das Ziel dieser Mission“, fragte Jeanne, als es nicht so aussah, als würde Edwards noch etwas sagen wollen, „war die Sicherung eines unbekannten Materials, ja?“

„Dazu kann Ihnen keine Auskunft geben.“ Sie schien der Meinung zu sein, genug gesagt zu haben und würde Jeanne wohl nicht weiter aushelfen.

Jeanne wippte den Kopf ganz leicht auf und ab. „Gut“, befand sie, „Sie haben mir sehr geholfen.“

Edwards erhob sich. „Danke, dass Sie sich Zeit für mich genommen haben. Captain!“, sagte sie und nickte Jeanne zu. Ehe sie aber den Raum verließ, hielt sie doch noch einmal inne. Direkt vor der Tür blieb sie stehen und schien noch einen Moment mit sich zu ringen. Dann sagte sie: „Es gibt da einen Zusammenhang … zu Ihrer Besatzung, um genau zu sein.“

Jeannes Herz machte einen Hüpfer.

„Der damalige wissenschaftliche Leiter ist an Bord Ihres Schiffes. Aber ich denke das wissen Sie bereits?“

Jeanne nickte enttäuscht. Julian.

Edwards senkte zum Gruß den Kopf und ließ eine höchst nachdenkliche Jeanne zurück. Aber es half alles nichts. Ihre Energiereserven waren vollständig versiegt. Sie ging wortlos über die Brücke zum Fahrstuhl und verschwand in ihrem Quartier. Ihr 1. Offizier würde das Schiff schon auf Kurs halten.

Callahan standen die Schweißperlen auf der Stirn. Treffender war es zu sagen, er war voll und ganz durchgeschwitzt. Schwämme er in diesem Augenblick in einem Acquaballfeld, er wäre dort nicht nasser herausgekommen.

Er saß im zentralen Stuhl auf der Brücke, der mit dem großen Hoheitszeichen der Union, die Hände drückten verkrampft die Armlehnen, so fest, dass sich die Knöchel schön sichtbar abhoben und es schien völlig klar, dass er den nächsten Tag keine Kraft mehr in den Fingern haben würde, um ein Glas Wasser zu heben, geschweige den das Spiel morgen zu spielen.

Wie gefordert war er mit dem Schiff *verknüpft*, ein Zustand, der sämtliche Kontrollen des Schiffes über sein Implantat direkt ansprechbar machte und in dem die Sensoren, nach entsprechender Filterung, um die Daten-

menge halbwegs überschaubar zu halten, geradewegs zu ihm zurückliefen und ihn mit ihren Messungen versorgten. Das Schiff raste mit K3.6 durch den Weltraum und alle paar Minuten fegten sie so knapp an einem Asteroiden vorbei, dass oft nicht mehr als ein paar hundert Meter gefehlt hätten.

Der Kurs wurde in Echtzeit basierend auf eben durchgeführten Scans ausgeführt, Commander Feng drehte dafür am Rad, denn es gab keine Karten zu diesem Stück Weltraum. Alles was sie zum Navigieren hatten waren die Messergebnisse der Frontsensoren, welche ihnen ein Sichtfeld von kaum dreizehn Sekunden Flugzeit gönnten. Von dieser Zeit würde es zweizehnundacht brauchen, um vollständig zu halten, was ihnen ein Fenster für Kurskorrekturen von heißen zwei Sekunden gab.

Callahan hatte die Aufgabe den Kurs zu überwachen in Schichten auf alle Offiziere verteilt, denn länger als eine halbe Stunde war kaum jemanden zuzutrauen. Außer sich selbst. Er fuhrwerkte bereits seit vierzehn Minuten, aber er spürte auch wie er allmählich an seine Grenzen stieß.

Seine Gedanken drohten abzudriften und er hatte alle Hände voll zu tun, oder in Ermangelung seiner mit Festhalten beschäftigten Hände, alle Gedanken voll zu tun, ganz im Hier und Jetzt zu bleiben.

Aber selbst ein so beherrschter Mann wie Callahan konnte sich nicht jeglicher Gedanken erwehren und gerade heute hat sich in ihm einer breitgemacht, welcher ihn außerordentlich stark beschäftigte: Jeanne *mochte* den falschen Commodore. Daran bestand gar kein Zweifel. Zu Anfangs war sie offensichtlich skeptisch, wenn auch bereits da schon sehr interessiert gewesen an dem Mann. Spätestens aber während ihrer Unterredung zu dritt war er sich schon sicher geworden. Er wollte nicht so weit gehen zu behaupten, Jeanne hätte extra um sich ihm anzubiedern diese gefährliche Route gewählt, ihr Argument über die Bedeutung für *Neos* war stichhaltig und er glaubte ihr.

Aber wie sie ihn angesehen hatte! Was war Julian im Vergleich? Sie konnte ihre Augen fast nicht von ihm lassen. *Ihm* mochte das nicht aufgefallen sein, nein, er war sich sicher, dass *ihm* das nicht aufgefallen war, aber Callahans Blick konnte das nicht entgehen. Nein, er war sich sicher: Jeanne war auf dem besten Weg dazu sich zu verlieben, hatte es vielleicht bereits getan.

Na gut, versuchte er zu überlegen, was ginge ihn das an? Er war es gewohnt, dass Jeannes Zuneigung jemand anderem gehörte. Aber ausgerechnet …

Wie vom Donner gerührt warf er den Antrieb in den Rückwärtsgang und riss das virtuelle Steuer herum. Eine enorme Felswand ragte vor der *Sleeping Beauty* auf, eine Wand so hoch, dass das Schiff nicht größer war als ein Mensch im Vergleich zu einem Berg. Es bestand gar nicht länger die Zeit zu halten, als Callahan die Bedrohung wahrnahm. Er konnte nur noch innerhalb einer Zehntelsekunde entscheiden welche Richtung die größte Chance bot, dem Hindernis auszuweichen und hart in diese zu lenken.

Die fast eineinhalb Kilometer lange Stahlkonstruktion mit dem stolzen Schriftzug *Sleeping Beauty* am Rumpf, wurde mit vielfacher Lichtgeschwindigkeit nach vorne gerissen, versuchte unter Aufgebot all ihrer Energiereserven den Kurs um nur den Prozentteil einer Winkelminute anzupassen und begann zu wenden, während der Umkehrschub des Antriebs die Geschwindigkeit drosselte, aber auch die Wirkung einer Kursanpassung verringerte.

Das Schiff wurde durchgeschüttelt wie das Spielzeug eines wütenden Kleinkindes und plötzlich hatten Callahans festgekrallte Hände einen viel praktischeren Sinn, als bloß seine Angespanntheit zu veranschaulichen, während er auf das Hologramm starrte und das Schiff beschwor: „Dreh dich. Dreh dich. Dreh dich!“ Doch die steile Felswand füllte nach wie vor die gesamte Hologrammfläche.

„Alarmstufe Rot!“, schallte es aus Lauras Lautsprechern, aber niemand würde rechtzeitig einen Schutzraum erreichen. Niemand hätte eine Chance. Feng war aufgesprungen und veranlasste alles, um die Schwerkraft im ganzen Schiff auf Maximum zu schalten, bevor sie in das Hindernis krachen würden, als ob das irgendwas nützte, wenn der Asteroid die Hülle zerfetzte, und Callahans Zähne knacksten während er das Schiff beschwor: „Dreh dich! Dreh dich! DREH DICH!“

Zweizehn Sekunden waren seit Callahans Sichtung der Gefahr vorüber, als endlich ein Fleck Weltraum ganz oben, am Rand des Hologramms sichtbar und viel zu langsam größer wurde. Die *Sleeping Beauty* taumelte, herumgerissen von den Kräften der Physik und gleichzeitig bemüht, dem Willen der Menschen, dem Willen Callahans Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und schoss weiter auf den Asteroiden zu, wie ein Selbstmörder auf die Klippe.

Fünf Sekunden trennten sie vom Aufprall und noch immer füllte vor allem Gestein das Hologramm. Drei Sekunden und Feng drehte die Schwerkraft im ganzen Schiff hoch.

Zwei. Eins. Dann lag der weite Weltraum vor ihnen und Callahan war eben drauf und dran auszuatmen, als Stahl an Stein zerriss und ihn fast aus dem Stuhl hob. Das Schiff wurde herumgerissen, nun deutlich unter Lichtgeschwindigkeit aber von der Krafteinwirkung des millionenfach schwereren Asteroiden vollkommen aus der Bahn geschleudert und rotierte einige Male um die eigene Achse, ehe Callahan es stabilisieren konnte und vollkommen außer sich in die Stuhllehne sank.

„Schadensmeldung!“, hörte er die Stimme Jeannes, welche eben durch die Tür auf die Brücke gestürmt kam. „Gregory!“ Sie stand neben ihm, ein Gesicht zwiegestalten zwischen Entsetzen und schlechtem Gewissen und fasste nach seinem Handgelenk, als müsse sie sich vom Fortbestand seines Pulses überzeugen. Er wollte etwas

entgegnen, aber er war zu erschöpft und Feng berichtete an seiner statt von dem Zusammenstoß mit dem Asteroiden.

„Commander Callahan hat das Schiff herumgerissen, aber im letzten Augenblick haben wir dennoch gestreift."

„Schäden an der Außenhülle von Deck zweizehn bis vierzehnneun und von Schotte vier bis neun. Allerdings liegen uns keine Informationen zu Lecks vor."

„Gregory", sagte Jeanne und kniete sich neben den Stuhl. Er sah nur verschwommen, alle seine Nerven waren vollkommen überbeansprucht und Jeanne rief sofort nach Sanitätern, die ihn auf die Krankenstation brachten. „Es tut mir leid", flüsterte sie.

Die endgültigen Schadensmeldungen trafen ein und es glich einem Wunder: Aber der Fels war an keiner Stelle durchgestoßen, es gab keine Lecks in der Außenhülle. Sie waren mit einem blauen Auge davongekommen. Jeanne orderte zunächst eine Fortsetzung der Reise mit auf K3 reduzierter Geschwindigkeit ein. Das würde das Zeitfenster für Kurskorrekturen auf vergleichsweise angenehme zweizehn Sekunden vergrößern. Gleichzeitig würden sie damit aber auch erst am dreizehnten über Neos anlangen. Jeanne hatte sich einzugestehen, dass ihr waghalsiger Plan gescheitert war.

Es gab nun zwei Möglichkeiten. Sie konnten mit reduzierter Geschwindigkeit zur Seite abschneiden hoffentlich dem kürzesten Weg aus dieser Todesfalle folgend, oder aber zurückfliegen, auf einem Kurs den sie nun immerhin für sicher erklären konnten und dann mit Maximalgeschwindigkeit auf dem gewöhnlichen Umweg nach *Neos* fliegen, eine Option, welche die totale Niederlage eingestand, aber nicht wesentlich länger sein konnte, als die erste Alternative.

Jeanne war sehr zerknirscht darüber diesen Befehl geben zu müssen, aber sie ordnete den Rückflug an. Für die nächste Begegnung mit einem Asteroiden malte sie sich

keinen so glimpflichen Ausgang aus. Und erneut hatte Gregory Callahan sie gerettet.

Du brauchst Ruhe, Greg, kein Aufputschmittel“, beharrte Beth, aber Callahan wollte nichts davon wissen. Er hatte noch Arbeit zu erledigen und niemand sonst würde sie machen. Er konnte nicht hier rumliegen und abwarten.

„Bitte, Beth“, sagte er, „gib mir irgendwas, ja? Ich beschwöre, ich lege mich sobald wie möglich aufs Ohr, aber ich muss noch etwas machen, okay?“

Beth schaute ihn finster an und er konnte förmlich sehen, wie es hinter ihrer Stirn arbeitete und sie sich ein Bild über die Situation machte. „Es ist dieser Commodore, nicht wahr?“, stellte sie fest, „du vertraust ihm nicht. Du glaubst er ist gefährlich. Und nicht nur weil er gut aussieht. Aber das hat ihn nicht unbedingt sympathischer gemacht.“ Sie seufzte, zog eine Schublade heraus und nahm, wider besseren Wissens, eine andere Injektion, als die, die bereits in einer geladenen Multispritze steckte.

„Mach keinen Unsinn, ja Greg?“

„Ich doch nicht“, sagte Callahan und spürte wie die Energie in seine Glieder zurückkehrte. Eben noch unfähig aufzustehen ohne zitternde Beine, hatte er prompt wieder die Kraft aus dem Hospital zu stürmen. Beth blieb zurück, darüber nachgrübelnd, ob sie eben richtig gehandelt hatte und ob sie nicht generell zu leichtfertig Medikamente ausgab.

Commander Gregory Callahan hatte keine Skrupel zur Aufrechterhaltung der Sicherheit an Bord zu unkonventionellen Methoden zu greifen und wenn dieses höchste Ziel das Abhören eines legitimierten Killers mit *Spectre*-Status nötig machte, dann war er auch dazu bereit. Er verfolgte diese Taktik noch nicht allzu lange, aber sie hatte sich bereits auf *Ilius* als nützlich erwiesen und da er neben der eigentlichen Abhörsoftware noch ein zweites Programm

hatte, ein Programm, welches es ihm erlaubt, im Falle unbegründeten Verdachts einfach alles Gehörte restlos zu vergessen, hatte er auch keinerlei Unrechtsbewusstsein und ein reines Gewissen.

Im Falle von Commodore Novák stellte sich das ganze Unterfangen allerdings als schwieriger heraus als üblich. Nicht etwa, weil der Commodore ein ausgebildeter Agent der *UPA* war, sondern einfach deshalb, weil er, als habe er es geahnt, nicht direkt an Bord schlief, sondern die Tage zu großen Teilen auf seinem eigenen kleinen Raumjäger verbrachte. Callahan hatte kein Programm, um sich in dessen System einzuklinken und selbst zu wenig Expertise eines zu schreiben. Und außerdem hegte er selbst dann keine große Hoffnung auf Erfolg, wenn er der beste Hacker der *FIM* wäre, denn ein Schiff des Geheimdienstes müsse doch nur so von Sicherheitsvorkehrungen trotzen.

Was uns zu Commander Callahans einfacher, aber auch sehr unbequemer Methode führte, das Problem dennoch zu lösen: Er kauerte im Fahrgestell wie ein Insekt an seinem Wirt. Seine Überlegung, und diese hatte sich als erstaunlich treffsicher erwiesen, war es gewesen, dass, obgleich das Schiff gegen allerlei Angriffe auf Softwareebene geschützt sein mag, es zu guter Letzt dennoch in der physikalischen Welt existieren musste. Und in dieser Welt, in der kannte sich Callahan dank ausgiebiger Studien an der Universität deutlich besser aus. Ein ihn immer besonders interessierender Teilbereich war dabei die Akustik gewesen, ohne bösen oder wie auch sonst gearteten Hintergedanken, aber nun war er äußerst dankbar dafür, denn mithilfe eines gut durchdachten Mikrofons, welches er vor Monaten schon in knappen drei Stunden zusammengebastelt hatte und eines kleinen, leistungsfähigen Verstärkers war er in der Lage die Schallwellen abzugreifen, welche ein Gespräch im Inneren des Schiffes auf das Metall übertrug und das resultierende Signal war stark genug, halbwegs zu verstehen, was darin vorging. Takeshi wäre stolz

gewesen, bis zu dem Punkt zumindest, an dem er davon erfuhr, dass Callahan das Gerät nicht nur gebaut hatte, als Test der eigenen Fähigkeiten, sondern tatsächlich gedachte, es einzusetzen – und das wiederum nicht nur, um weitere Fragen der Natur zu beantworten.

Seit fast zwei Stunden saß Callahan nun schon zwischen Radgestell und Verdeckklappe, presste das Mikrofon an den Boden des Schiffes, denn wie er mittlerweile schon bereute, hatte er es nicht selbsthaftend gemacht, und wartete darauf, dass drinnen dunkle Machenschaften besprochen würden.

Und irgendwann wurde seine Geduld und Ausdauer belohnt. Erst hörte er Schritte und dann rief eine, rasch lauter werdende Frauenstimme: „… schlecht täglich eine Spritze reinhauen! Selbst *dein* Charme wird sie das nicht vergessen lassen."

Callahans Herz machte einen Salto. Sollte er genau das hören, was er befürchtete und wünschte?

„Sie macht es doch so oder so nicht mehr lange mit", hörte er die Frau weiterreden. Jetzt war ihre Stimme klar und deutlich. Sie musste direkt im Raum über ihm stehen. „Und du gefährdest die ganze Mission. Wenn das jemand rauskriegt, und dieser, wie heißt ihr Erster Offizier, der mit den Haifischhaaren …" Callahan schnitt eine Grimasse. Das zu hören zu bekommen war nur gerecht, dafür das er lauschte. „… der hat dich ohnehin bereits im Auge." Oh, da hatte sie Recht. Wobei rein technisch, eher im Ohr …

„… Sie ist viel zu leichtsinnig." Das war die Stimme des Commodores, also des Agenten.

„… Na gut, *das* Problem würdest du damit wirklich lösen können. Leichtsinnig kann sie dann ja wohl nicht mehr sein", antwortete die Frau in ironischem Tonfall.

„… Diese Flugroute ist unfassbar gefährlich", sagte der Mann, „aber sie hat ihren Commander vollkommen in der Tasche …"

„… Welchen Mann hat sie *nicht* in der Tasche? Aber haben wir überhaupt noch genug von dem Zeug an Bord? Du hast ihr ja bereits auf *Ilius* täglich was untergejubelt."

Er hatte *was*? Callahan war so außer sich, dass sein Mikrofon für einen Augenblick den Kontakt zum Metall verlor und er sich beeilte es wieder dran zu pressen. Zu sehr beeilte. Ein hübsches, kleines *Kling* war zu hören und jetzt zeigte die Akustik, dass sich das Prinzip von Mikrofon und Lautsprecher nicht besonders voneinander unterschied.

Callahan ließ sich den halben Meter auf den Boden fallen, kroch in Windeseile unter dem Schiff hervor und war eben zum Stehen gekommen, als Novák bei der Luke herauskam.

„Guten Abend, Commander", begrüßte der ihn mit unlesbarer Miene, „ein bisschen spät für einen Rundgang durch die Hangars, finden Sie nicht?"

„Oh", machte Callahan bloß und steckte eben noch das Mikrofon tief in seine Hosentasche. Erst dann, nach einigen Sekunden Pause, war er in der Lage darauf zu antworten. „Guten Abend, *Commodore*", sagte er. „Ich glaube nicht, dass ich mich vor Ihnen rechtfertigen muss, meiner Arbeit rund um die Uhr nachzugehen."

„In der Tat", sagte Novàk und seine Augen flackerten zu Callahans Hand in der Hosentasche, welche das Mikrofon fest drückte, als würde er überlegen, wie sehr er wissen wollte, was sie verbarg. Das er sich diese Information beschaffen konnte, wenn er nur wollte, war beiden Männern klar.

„Was ist los?", drang es von drinnen und dann stand auch Catherine Edwards in der Tür und hatte Callahan gesehen. „Guten Abend, Commander", sagte sie, „können wir Ihnen helfen?"

„Der Commander ist nur auf seinem nächtlichen Kontrollgang durch die Hangars", erklärte Novák ohne seine Augen von Callahans Gesicht zu lösen.

„So ist es“, bestätigte er.

Catherine nickte langsam. „Na dann, schönen Abend“ und damit war sie wieder im Raumschiffinneren verschwunden und ließ die beiden Männer alleine.

„Ja“, wiederholte Novák langsam, „schönen Abend, *Commander*.“ Er wandte sich um, selber am Weg zurück, ehe er noch einmal inne hielt. „Und, Commander-“

„Hm?“

Novák wies sich auf die rechte Wange. „Sie haben Schmieröl im Gesicht. Ihre Rundgänge scheinen tatsächlich sehr … gründlich zu sein.“ Er verschwand im Schiff und die Luke schloss sich hinter ihm.

Callahan ließ alle Luft aus seinen Lungen. Das war viel zu knapp gewesen. Er blickte noch einmal zur Ausstiegsluke des Schiffes und dann, ein letztes Mal, wider besseren Wissens, drückte er sein Mikrofon an die Wand des Jägers und tatsächlich bekam er sehr schnell wieder was zu hören: sehr, sehr lautes Stöhnen. Da wusste er, er war durchschaut.

„Meinst du er wird kommen?“, fragte Bea zum wiederholten Male, „oh, ich hoffe, dass er kommt.“ So sehr hoffte sie es, dass sie das heutige Spiel schwänzte. Eigentlich hätte sie zu dieser Zeit bei Gregory und Johnathan Williams in der großen Wasserkugel vor ihnen schwimmen sollen.

Stattdessen saß sie mit Beth und Jeanne im Acquaballstadion, denn man hatte die sonst immer sonntäglich stattfindenden zwei Spiele vorverlegt, um die Besatzung etwas abzulenken und weil man am Sonntag bereits über *Neos* kreisen wollte. Um die Begeisterung für Acquaball noch einmal vor Augen zu führen sei nur gesagt, der Bewerb um die Schiffsmeisterschaft zählte zehnundzwei teilnehmende Teams und das bei einer Besatzungsstärke von nur knapp über eintausend.

Und wie all die Male davor sagte Jeanne: „Ganz bestimmt wird er kommen.“

„Und es ist wirklich okay?“, wiederholte Bea zum hundertsten Mal.

Und wie jedes Mal bestätigte Jeanne, dass sie ihn aufreißen sollte, bis nichts mehr von ihm übrig wäre. Und wie jedes Mal dachte Jeanne dann kurz über ihre Faszination mit diesem Mann nach und sagte sich dann, dass sie ihn bloß körperlich anziehend und seines Berufs wegen aufregend fände, dass das aber an das Verständnis, dass sie mit Julian verband, nicht ansatzweise herankäme.

„… Callahan am Ball, Pass zu Williams, zurück zu Callahan. Callahan macht's allein. Callahan weiter am Ball. Er schießt – und Olsen pariert und der Ball fällt ins Wasser. Aber was für eine Aktion vom Commander. Ja, der Applaus ist berechtigt. Haha, Callahan weiß wo seine Loyalitäten liegen, ein Gruß an den Captain.“

Gregory blickte zu Jeanne und vollführte eine Siegerpose, als hätte er eben das Spiel für sich entschieden. Jeanne winkte geistesabwesend ab und dann fiel ihr Blick einige Reihen weiter auf den offiziellen Gregory Callahan Fanclub, einer großen Traube allesamt weiblicher Fans, die Jeanne nun mit dem finstersten Blick bedachten, mit den man seine Kapitänin bedenken durfte, ohne vor ein Militärtribunal gestellt zu werden. In Gedanken war Jeanne aber mittlerweile sogar wieder bei Gregory angekommen, teilweise zumindest. Gestern Nacht hatte er sie noch aufgesucht, sie dachte eigentlich er läge verwüstet auf der Krankenstation, und hatte sie ausdrücklich gewarnt. Novàk habe es auf sie abgesehen.

Sie hatte bloß gelacht. „Novàk soll mich vergiften wollen? Du bist ja verrückt, Greg. Wie kommst du überhaupt darauf.“

Das hatte er ihr nicht sagen wollen.

„Ich soll ihn also meiden, unseren großen Hoffnungsträger, der die Neos retten soll, nur weil du aus einer ominösen Quelle, die du mir nicht einmal nennen kannst, zu

wissen glaubst, dass er nebenbei eine bedeutungslose Kapitänin vergiften will?“, hatte Jeanne wiederholt.

„Okay, okay“, hatte er dann gesagt, „ich sage dir woher ich es weiß.“ Und dann hatte er ihr von seinem Lauschangriff verraten.

Jeanne war ihm nicht böse. Zwar hoffte sie nie selbst Ziel dieser Aufmerksamkeit zu werden und sagte ihm das auch - „Wehe ich erwische dich je an meiner Tür!“ - aber das Gehörte und eben Nacherzählte setzte noch eine Schippe oben drauf, auf den Berg an Dingen, über die sie nachzudenken hatte. Es war natürlich nicht etabliert, dass Novàk und Edwards tatsächlich von ihr gesprochen hatten. Aber das der Name *Ilius* gefallen war erschien ihr schon eigenartig.

„Das muss er sein!“, kreischte Bea wie ein Teenager und Jeanne und Beth sahen hinüber zum Eingang und ja, Bea hatte Recht. Da stand er, ganz sommerlich und zivil gekleidet, mit Clubmaster Sonnenbrille und Hemd und schicken braunen Oxfords. Er sah ausgezeichnet aus, die einzige Kleinigkeit, die ein kritischer Modegeist beanstanden konnte, war, dass er irgendetwas, ein klein wenig zu großes in der linken Hosentasche mit sich führte, denn sie war dezent ausgebeult. Jeanne war als würde er einen Sekundenbruchteil zu ihr herübersehen und, als hätte er ihre Gedanken erraten, glitt seine linke Hand in die Tasche, um den Makel zu beseitigen. Jeanne glaubte es in der Sonne kurz leuchten gesehen zu haben, doch sie konnte nichts Konkretes erkennen und er ließ das Objekt in seiner hinteren Tasche verschwinden, wo es kaum mehr auffiel. Er hatte wohl nicht wirklich herübergesehen, ansonsten hätte er Jeannes Blick unaufhaltsam eingefangen und jetzt sah er sich bereits wieder im Stadion um.

Jeanne betrachtete ihn nüchtern und überdachte was Callahan ihr erzählt hatte.

Bea erging es derweil so wie Jeanne am Tag davor: Sie verfiel seiner Erscheinung. „Drei Knöpfe!“, flüsterte Bea und Jeanne und Beth mussten laut lachen.

„Bea“, rief Jeanne und alle düsteren Gedanken waren zur Seite geschoben, „wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich sagen, du hättest vor drei Wochen gesagt, ab jetzt, ab jetzt willst du nur noch was Festes. Ich glaube du kannst dir nichts weniger Festes aussuchen.“

„Das habe ich gesagt, aber schau ihn dir doch an.“

„Ja“, sagte Beth, „er hat ganze *drei* Knöpfe offen. Ich glaube der ist prädestiniert für dich. Jetzt hat er auch wieder zwei vollständige Beine.“

Beas Zungenspitze erschien an ihrer Oberlippe und Jeanne konnte sich vorstellen, wie sie, Bea, Beths Satz fortgedacht hatte.

Ein Kommentar zum Spiel fegte über sie hinweg, ohne dass sie seinen Inhalt verstanden. Es war ein herrlicher Sommertag hier in der Multisporthalle, die eigentlich genauso gut Acquaballhalle hätte heißen können, denn an dreihundertsechzehn Tagen im Jahr war hier drinnen ein Acquaballfeld aufgebaut. Jeanne saß mit ihren beiden Freundinnen in Sandalen, luftiger Bluse und Leinenhose und genoss die vermeintlich letzte Verschnaufpause vor dem Sturm, der sich über *Neos* zusammenbraute. Mittlerweile war man zurück auf Kurs und raste mit unnacharmbarer Geschwindigkeit, aber auf sicherer Route, auf den Planeten zu und der Schlüssel zum Erfolg ihrer Mission, möglichst alle der über zehnzwei Millionen Einwohner *Neos‘* am Leben zu erhalten, der stand, zumindest wenn man Nielson glaubte, dort drüben und lenkte die Blicke selbst einiger von Gregorys Fanclub auf sich. Der Schlüssel! Das muss es gewesen sein, was er da in der Tasche hatte!

… Und er hatte es, wenn man Callahan glauben wollte, auf sie *abgesehen* … und nicht auf eine romantische Art und

Weise, auch wenn das in Gregorys Augen, ebenfalls als ein offener Angriff hätte gelten mögen.

„Worauf wartet er denn bloß?“, murmelte Bea und hatte jegliches Interesse am Spiel verloren, „komm Jeanne, winke ihm, damit er sich zu uns setzt!“

Jeanne sah sie nur an, nicht wissend ob das war, was sie selbst wollte.

„Wer ist denn *die* da?“ Bea war vollkommen entrüstet, als eine viel zu attraktive Frau im Sommerkleid und mit blauen Augen und weißen Sprenkeln darin, am Eingang erschienen war, und die Unverfrorenheit besaß sich Novàk nicht nur anzuschließen, sondern sogar sich bei ihm einzuhängen, ehe sie sich, als sie einen Platz ausgesucht und erreicht hatten, direkt neben ihm auf eine der Bänke setzte.

„Das“, erklärte Beth und sah, freudig mit dieser Information aushelfend, von ihrer Illustrierten auf, „ist Lieutenant Edwards.“

Beas Kopf schoss von Beth zu Jeanne, als die höchste Autorität in diesen Belangen. „Die bumsen doch nicht?“

Alle Köpfe im Radius von zweizehn Metern wandten sich ihnen zu, als Jeanne und Beth in schallendes Gelächter ausbrachen.

„Ach, Bea“, sagte Jeanne und wischte sich die Tränen aus den Augen, „du bist die Beste. Uhuhu. Nei-Nein. Ich glaube nicht. Ich weiß es nicht mit Sicherheit-“, aber ich glaube nicht, fügte sie stumm hinzu. Das war zumindest nicht der Eindruck, denn sie nach ihrem gestrigen Gespräch von ihm hatte. Nicht, dass sie sich einbildete irgendeine besondere Wirkung auf ihn ausgeübt zu haben. Natürlich kannte sie ihn gar nicht, vielleicht war es seine Art jedem dritten Satz einen flirtiven Unterton beizumengen, aber wenn das ihr Mann wäre, dann hätte sie ihm das rasch ausgetrieben. Und Lieutenant Edwards machte nicht den Eindruck als würde sie das vor Probleme stellen. Die konnte schließlich „mit bloßen Händen töten“. Das die beiden kein Paar waren hatte Novàk außerdem ziemlich

direkt gesagt. „Auf der anderen Seite war er ein Mörder und Attentäter und Spion“, würde Gregory jetzt dagegen halten. Und wollte sie vergiften.

Bea war heute nicht zu stoppen. „Gut“, befand sie, „dann kommen wir zur wichtigsten Frage“, und Jeannes Lachmuskeln zuckten bereits, denn Beas ernster Blick verriet, dass sie diese gleich aufs Neue animieren wollte. „Du bist ja doch sehr glücklich mit Julian, nicht wahr?“, begann sie, um zum einhundertundeinten Mal Jeannes Erlaubnis einzuholen.

Jubel brandete auf und der Callahan-Fanclub sprang in wildem Freudentaummel auf und ab. Gregory hatte den gegnerischen Spielstein versenkt und seine Mannschaft, die *Awakened Beasties*, damit wieder an die Tabellenspitze geschossen. Auch Jeanne war aufgesprungen und jubelte, sogar um einiges lauter als gewöhnlich. So leicht wollte sie sich nicht in die Karten spicken lassen was nun wirklich mit Julian und ihr war. Vor allem wusste sie es aber einfach selbst nicht.

Die *Beasties* zogen ihre Kreise und feierten ihren Sieg, alle Wasserperlen glitten hinab ins große Becken und am Rand machten sich bereits die beiden anderen Mannschaften bereit, die gleich darauf spielen würden und von denen eine, ebenfalls mit einem ironisch kitschigen Namen (*Liquid Fusions*), gleich wieder versuchen würden auf Platz eins zurück zu gelangen.

Aber so einfach würde Jeanne Bea nicht entkommen und deshalb gab sie ihr sofort ein weiteres Mal bereitwillig ihren Segen, sich an Novàk zu versuchen, denn während sie ihre Gefühle ihm gegenüber genauso wenig geordnet hatte, wie die, welche sie Julian entgegenbrachte, so wusste sie doch, dass diese vor allem auf Neugierde und nicht auf Romantik basierten. Egal wie gut er aussehen und wie nett der Umgang mit ihm sein mochte, laut Gregory sollte sie vor ihm auf der Hut sein und laut ihrem Auftrag wäre er in wenigen Tagen wieder auf und davon. Außerdem

versprach das gute Unterhaltung, denn Bea war schließlich die Beste.

Die Beste machte sich auch sofort ans Pläne schmieden. „Also du gehst jetzt da rüber", erklärte sie Jeanne, „kaufst uns was zu trinken und gehst dann, ganz zufällig, an ihnen vorbei und bist ganz überrascht sie zu sehen und sagst dann sowas wie „was für ein Zufall, ich bin mit meinen beiden besten Freundinnen hier, da drüben, ja, die hübsche Brünette ist übrigens single" und bittest die beiden sich zu uns zu setzen."

Jeanne nickte freundlich, als würde sie sich alles ganz exakt einprägen und sagte dann schlicht und entschlossen: „Nein", wandte sich dem sich eben neu aufbauenden Spielfeld zu und trank durch ihren Strohhalm.

„Jeanne!", rief Bea entsetzt, „wie kannst du dem Glück deiner besten Freundin-"

„Hey!", schrie Beth hinter ihrem Magazin und Bea wiederholte, „wie kannst du dem Glück, *einer* deiner zwei besten Freundinnen nur so im Weg stehen?"

„Wie kannst du von einer deiner besten Freundinnen verlangen, sich für dich vollkommen zum Narren zu machen?", hielt Jeanne dagegen.

„Ach was", meinte Bea, „in einer Woche ist der sowieso wieder fort und du wirst ihn niemals wiedersehen."

„Ich weiß nicht, worin jetzt das Argument liegt, dass ich das machen soll."

„Du *kennst* ihn!", rief Bea.

„Das tut Beth auch. Sie hat sogar seine Wade gestreichelt!"

„Wiederanwachsenlassen", verbesserte Beth. „Schaut euch mal das hier an", sagte sie weiter und zeigte den beiden das Bild eines Models in einem wespengelbem Jumpsuit. „Meint ihr-"

„Nein!", drang es unisono zurück und sie biss sich auf die Lippen, denn der Sportwagen, in dem sie saß, der gefiel ihr schon recht gut. Verkannt wickelte sie ihr Regen-

bogenhaar um den Zeigefinger. Aber Jeanne und Bea hatten ihre Leidenschaft für schnelle Autos sowieso noch nie verstanden …

„Ich hab' noch was gut bei dir!", versuchte Bea eine andere Angriffsstrategie.

„Oh-ho!", rief Jeanne und wusste genau worauf Bea hinauswollte. „Das tust du nicht!"

„Oh-ho! Doch!", beharrte Bea.

„Das ist *vollkommen* unverhältnismäßig!"

„Das sehe ich *vollkommen* anders!"

Jeanne sah in Beas vollkommen ernstes Gesicht, das keinen Zweifel an ihrer Entschlossenheit aufkommen ließ, dann weiter zu Beth, die nach wie vor ihr Auto anschmachtete und sich in diesem schrecklichgelben Anzug sah, und dann hinüber zu Novàk und Edwards, die weit zurückgelehnt saßen und sich entspannt unterhielten.

„Du zwingst mich tatsächlich-", wiederholte Jeanne noch einmal, „da bist du dir ganz sicher?"

Bea nickte entschlossen. Sie war ganz sicher und Jeanne stand seufzend auf. „Gut", sagte sie, „aber ich werde ihnen ganz genau sagen, was du mir gerade gesagt hast. Diese hübsche Brünette dort, die ist übrigens single, das war es doch?" Damit war sie auf und davon, Beas Empörungsrufe nur mit einem Wink mit der Hand quittierend.

„Commodore Novàk, Lieutenant Edwards! Was für ein Zufall Sie beide hier zu treffen!"

„Captain Lavie!", entgegnete Novàk und nahm die Sonnenbrille ab.

„Eine Supernova würde Commodore Novàk nicht von einem Spiel fernhalten", erklärte Edwards.

„Ach was", sagte Jeanne und lachte innerlich über die ganze Situation, „spielen Sie selber, *Misonos*?"

„Na klar! Jeder braucht seinen Sport und *Duel* erinnert mich zu sehr an meinen Beruf. Also dem ganzen Am-

Schreibtisch-Sitzen. Sie sind nicht alleine hier?“, sagte er mit Blick auf die drei Becher in ihren Armen.

„Tatsächlich bin ich mit zwei Freundinnen hier“, antwortete Jeanne und wies in ihre Richtung. Als sie Bea winken sah, als hätte sie ganz zufällig festgestellt, dass sie zu ihr rübersahen, wandte Jeanne den Blick ganz schnell wieder Novàk und Edwards zu. „Wollen Sie beide sich nicht zu uns setzen?“, fragte sie ganz beiläufig, nur ganz unscheinbar errötend und ganz laut denkend: Bea, jetzt bin ich es, die dick was bei dir gut hat. „Sofern Sie vier Frauen auf einmal handlen können, *Misonos*“, ergänzte sie und bereute es noch bevor ihre Zunge wieder in Ruhehaltung lag.

Auf des falschen Commodores Gesicht konnte man den Kampf verfolgen, der ihn ihm ablaufen musste. Der Kampf rund um die Entscheidung, ob er diese Vorlage wirklich übergehen musste.

„Das war auch bisher kein Problem“, sagte Edwards ungerührt und war schon auf den Beinen. Jeanne stand der sprichwörtliche Mund offen, unschlüssig, ob sie lachen sollte oder lieber nicht, denn jetzt war es an Novàk rot zu werden, allerdings offensichtlich vor Ärger und Edwards hielt sich bewusst an Jeanne und mied seinen Blick.

Als Jeanne mit den beiden bei Bea und Beth ankam, konnte sie nur hoffen, dass es bei dieser einzelnen Stichelei bleiben würde. Doch da schien sie Glück zu haben. Sowohl Novàk, als auch Edwards verbreiteten beste Laune, kaum hatte Jeanne die Vorstellung vorgenommen. Und Bea hatte alles perfekt eingefädelt. Jeanne war sich sicher, dass sie entweder einen weiteren Gefallen bei Beth einverlangt hat, oder nun tief in ihrer Schuld stand, denn diese vereinnahmte Edwards rasch vollends für sich (was sich als geringeres Entgegenkommen erwies, als ursprünglich gedacht, denn Edwards hatte ihre Illustrierte gesehen und verstand voll und ganz den Charme eben jenes Sportwagens mit der Wespenfrau darin und die beiden versanken

rasch in Fachsimpelei) und Novàk sah sich voll und ganz von Bea in Beschlag genommen.

Jeanne saß stumm schmunzelnd neben den beiden Paaren, sog an ihrem Strohhalm und starrte auf das Spielfeld hinaus. Das Gespräch zwischen den beiden motorsportbegeisterten Damen gab ihr nicht viel, aber Beas Künste aus der ersten Reihe verfolgen zu können war höchst interessant und aufschlussreich. So hatte sie sich etwa bei der Suche nach Gesprächsstoff erst gar nicht auf seine, sich in Jeannes Augen anbietende Stellung als vermeintlicher Commodore eingelassen, sondern sich direkt auf sein Hiersein gestürzt und wurde sofort mit der Information belohnt, dass er ein großer Acquaballfan sei, dass seine Lieblingsmannschaft die *Ragazze di Roma* waren und dass er selbst spielte. Nicht schlecht für gerade mal drei Sätze Konversation. Der nächste Hinweis, dass man es hier mit einer Meisterin ihres Faches zu tun hatte, war der, dass man fast nur noch Novàk reden hörte. Bea wusste ganz genau wann sie was sagen musste, um ihn bei der Stange zu halten, war ganz nebenbei noch ein Stück weit herangerückt und berührte bald ganz unscheinbar seinen Arm. Jeanne war vollkommen perplex über diesen Level an Fähigkeit.

Unerwartet brandete Jubel auf, obwohl das Spiel gerade unterbrochen war, denn der Ball lag im Aus. Laute „Commander! Commander!“-Rufe hallten zu ihnen herüber und Jeanne erkannte, dass Gregory eben auf der Tribüne erschienen, von seinem Fanclub gesichtet und im Weiteren von ihm umzingelt worden war. Dort wurde nicht so unscheinbar berührt. Alle klopften ihm auf die Schulter und alle anderen Stellen, die man erreichte oder vermessen genug war, zu berühren. Nichts Neues also.

Als Jeanne ihre Aufmerksamkeit wieder auf Beas Frontalangriff richtete war sie allerdings ehrlich bestürzt. Hier gab es sehr wohl Neues: Novàk parierte Beas bestgezielten Angriff. Nicht nur hatte er das Gespräch von sich auf sie

gelenkt, sondern er hatte ganz unscheinbar und sehr einnehmend freundlich ihre, auf seinem Arm ruhende, Hand genommen und, ohne offene Ablehnung zu zeigen, zwischen ihnen auf dem Holz der Bank abgelegt. So charmant wurde noch nie jemand zurückgewiesen.

„Uff", drang es von Jeannes anderer Seite und sie wirbelte rum, ohne noch ihren verblüfften Gesichtsausdruck gelöscht zu haben.

„Also *so* gut war ich heute auch wieder nicht", sagte Gregory, als gelte ihm diese grenzenlose Verwunderung und Jeanne presste die Lippen zusammen und zog eine Grimasse, um ihm keine falschen Vorstellungen aufzuzwingen.

„An die bösen Blicke deiner Fans werde ich mich auch niemals gewöhnen", sagte sie und lächelte den böse zu ihnen rüberblickenden Damen zu, welche Gregory eben passiert hatte, um zu Jeanne zu gelangen.

„Schade, dass du so immun gegen jede Form der Eifersucht bist", antwortete er und zwinkerte, als sie ihn aufgebracht zurechtweisen wollte. „Wie ich sehe", sprach er weiter, „hast du dir nicht sonderlich zu Herzen genommen, was ich dir gestern versucht habe zu erklären."

„Also ob du mir irgendetwas erkl-", begann Jeanne, wurde aber von Novàk unterbrochen, der eben Callahan entdeckt hatte und mehr als bereit schien, sein Hinzustoßen, als willkommenes Ablenkungsmanöver zu ergreifen.

„Commander!", rief er laut und sah an Bea vorbei zu ihnen herüber, „ein sehr gelungener Abschluss. Den hätte Andrea Alberti nicht gehalten."

Das war ein gewaltiges Lob und selbstverständlich entschieden aus dem Himmel gegriffen und zeigte indessen auch wie gerne Novàk sie in ein Gespräch involvieren wollte. Jeanne war erstaunt es sich einzugestehen, aber es schien, als wäre Bea auf ganzer Linie abgeblitzt.

„Sie sind ein Acquaballfan“, stellte Callahan fest, denn obwohl Alberti einer der besten Hüter in der Geschichte des Sports war, kannten ihn heutzutage viele nicht mehr und an Bea gewandt: „Verzeihung Bea, aber ich glaube ich muss den Commodore für ein kleines Fachgespräch entführen.“ Er stand auf und nickte in Richtung Getränkeausgabe. „Ich könnte ein kühles Bierchen vertragen.“ Novàk ließ sich diese Chance zum Rückzug nicht entgehen und die beiden Männer verschwanden, ein Bier zu trinken.

Jeanne besah den Rücken der so sitzengelassenen Bea und legte sich schon die ersten tröstenden Sätze zurecht, ehe die sich umdrehte und mit verzauberter Stimme sagte: „Was für ein *Mann*!“

Jeanne war zu bestürzt darauf irgendetwas zu antworten.

Die beiden Männer reihten sich stumm in die Schlange, erhielten stumm ihr Bier und stellten sich dann stumm, zwei Reihen weiter unten an eine menschenleere Stelle und verfolgten das Spiel.

„Sie vertrauen mir nicht, Commander“, sagte Novàk und trank von seinem Becher, ohne den Blick vom Spiel zu nehmen.

„Kein bisschen“, bestätigte Callahan. „Aber das würden Sie an meiner Stelle auch nicht.“

„Vermutlich“, gab Novàk zu.

Die beiden schwiegen wieder einige Augenblicke. Sub-Lieutenant Kir pfefferte den Ball fast drei Meter am Spielstein vorbei.

„Das war viel zu steil“, erklärte Novàk.

„Jah, das ist ein generelles Problem bei ihm“, erzählte Callahan.

„Hm“, machte Novàk, „was machen wir also mit unserem kleinen Problem. Ich will nicht, dass sie jedem von Lavies leichtsinnigen Plänen zustimmen, nur um nicht mir zustimmen zu müssen.“

„Jeanne ist ein ausgezeichneter Captain“, sagte Callahan.

„Das habe ich nicht in Abrede gestellt. Aber diese Entscheidung gestern war leichtsinnig und wenn sie etwas anderes sagen, dann lügen Sie. Soweit ich weiß, waren es sogar Sie selbst, der das Schiff eben noch herumreißen konnte.“

„Sie wollen Jeanne nicht im Kommando dieses Schiffes sehen“, riet Callahan.

„Nein“, sagte Novàk, „nicht, wenn Sie sie nicht ausbremsen, wenn sie etwas so Irrsinniges vorschlägt wie gestern. Nicht in ihrem jetztigen Zustand.“

Callahans Kopf fuhr herum. „Ihrem Zu-“ Seine Augen verengten sich. „Was meinen Sie damit?“

Auch Novàk wandte den Kopf, allerdings langsam und sich der Kontrolle über das Gespräch vollends bewusst. „Sie wissen genau, was ich meine“, sagte er. „Sie wissen es vermutlich besser, als irgendjemand sonst hier, mich und Lieutenant Edwards ausgenommen.“

Callahans Augen zuckten über Novàks Gesicht, als könnte er damit alles erfahren, was ihm dieser nicht offen sagen wollte. Er konnte es nicht. „Was genau wollen Sie?“, fragte er.

„Ich will, dass wir alle an einem Strang ziehen, um durch diese Sache erfolgreich durchzukommen. Und ich will, dass alle Beteiligten wissen, woran sie sind und was ihre Aufgabe im großen Ganzen zu sein hat.“

„Und welche Aufgabe haben Sie mir dabei zugedacht?“, wollte Callahan wissen. Die beiden schauten sich so ernst in die Augen als verhandelten sie den Kaufpreis eines Hauses oder noch schwerwiegender, eines kleinen, hübschen Raumschiffes, oder, Gott bewahre, den Preis für Karten zum Finale der Acquaballweltmeisterschaft, erste Reihe, Block A.

„Sie halten Captain Lavie im Zaum“, erklärte Novàk und Callahan war der Meinung, er habe genug gehört und

sagte barsch: „Sie wollen Lavie absägen, wie sie es auch auf *Ilius* versucht haben! Aber das wird Ihnen nicht gelingen! Nicht solange ich da ein Wort mitzureden habe!“

Er hatte sich Novàk jetzt vollends zugewandt und sogar einen Schritt auf ihn zugemacht, sodass ihre beider Gesichter, bereits von Natur aus auf gleicher Höhe, nun kaum noch fünfzehn Zentimeter Luft trennte.

„Spielen Sie sich nicht so auf, Mann“, sagte Novàk und wandte sich selbst wieder dem Spiel zu. „Die Damen schauen immer mal wieder zu uns rüber und wir wollen schließlich nicht den Eindruck erwecken, wir würden uns jeden Augenblick prügeln.“

Novàk war die Ruhe selbst, was Callahan erst recht aufregte, aber er sah ein, dass das, was er sagte, klug war und er wandte sich auch wieder dem Spiel zu und trank von seinem Bier.

„Ich wusste, dass Sie Ihre Nase in Dinge gesteckt, oder sollte ich sagen, Ihr Ohr an Dinge gehalten haben, die Sie nichts angehen“, sagte Novàk und nahm auch einen Schluck.

„Wenn es Jeanne Lavie betrifft, dann geht es mich absolut was an!“, beharrte Callahan. „Und wenn Sie glauben Sie könnten ihr hier vor meiner Nase etwas antun, dann haben Sie sich geschnitten. *UPA* hin oder her. *Spectre* hin oder her.“

Novàk grinste und schien mit sich zu kämpfen, um nicht laut zu lachen.

„Ich kann Sie gut leiden, Commander. Ich weiß, das basiert nicht auf Gegenseitigkeit, aber Sie sind ein Mann mit Prinzipien und Verstand und das finde ich gut. Nur was Jeanne Lavie betrifft, da passen Sie auf, dass Ihre persönlichen Gefühle Ihnen nicht in die Quere kommen. Lavie ist jung und unerfahren. Sie braucht eine bedachtsame Persönlichkeit, die ihr nicht immer nachgibt. Ich denke und ich hoffe Sie können diese Person sein.“

„Oh“, machte Callahan und wandte sich seinem Gegenüber noch einmal zu, kam ganz dicht an ihn heran, mochten die Damen schauen was sie wollten, und sprach die Warnung aus, derentwegen er das ganze Gespräch überhaupt initiiert hatte: „Ich werde diese Person sein, keine Sorge. Mehr noch, ich werde auch die Person sein, die Ihren Agentenhintern kickt, wenn ich nur die Idee habe, Sie wollten Jeanne irgendwie in die Quere kommen. Haben wir uns verstanden?“

Novàk lächelte, aber er schien die Sache beenden zu wollen und sagte: „Um es kurz zu machen: Wir verstehen uns so gut es geht.“

Callahan trank seinen Becher aus, warf ihn in den gleich neben ihnen stehenden Eimer und machte sich auf den Weg zurück zu den Damen, als Novàk ihm noch etwas zurief: „Commander!“

Callahan wandte sich noch mal um.

„Wir wollen beide nicht, dass ich Sie noch einmal unter meinem Raumschiff erwische, ja?“

„Das sah mir ganz danach aus, als wärt ihr nicht Fans desselben Teams“, begrüßte Jeanne ihn, als er sie erreichte.

Er lachte und sagte, da habe sie wohl recht und Bea sah ihn finster an und sagte Novàk sei auch *sein* Gast und im Übrigen müsse Callahan zum falschen Team halten, wenn er anderer Meinung sei, als der Commodore. Callahan sah ganz baff zu Jeanne und die nickte bedeutungsschwer, um ihm die Tragweite seiner Verfehlung, Novàk zu kritisieren, klar zu machen.

Jeanne sah selbst hinunter zu Novàk. Sie hatte das Gespräch der beiden verfolgt, während ihr Bea über alle Vorzüge Novàks berichtet hatte, die sie in kaum zehn Minuten in Erfahrung gebracht hatte (und das waren eine Menge). Jeanne war sich vollends darüber im Klaren, dass die beiden, er und Callahan, nicht bloß Acquaball diskutiert hatten.

Auch Novàk warf seinen leeren Becher weg und machte sich daran die Stufen zu ihnen hoch zu erklimmen, als lautstarker Jubel das Ende des Spiels erklärte. *Liquid* hatte verloren und damit waren die *Beasties* mindestens für eine Woche auf Platz eins.

„Das muss gefeiert werden!“, rief Callahan und der Fanclub drei Reihen weiter überhörte diesen Ausruf natürlich nicht.

Ein Tag mit einem Sieg der *Awakened Beasties* bedeutete für mindestens ein Lokal an Bord einen Tag mit goldenem Geschäft. Für gewöhnlich war dieses Lokal das *Zeitkontinuum* und auch heute war es gerappelt voll mit den knapp dreizehn Mitgliedern des Callahan Fanclubs und den übrigen vierzehn Prozent der *Beasties* Fans, dazu Jeanne, Bea und Beth und heute auch Novàk und Edwards, von Bea in der Sekunde eingeladen, in der Callahan von Feiern gesprochen hatte und da Beth und Edwards nun eine Pferdenstärkeliebe verband und Novàk ohnehin ein geselliger Typ zu sein schien, war nicht viel Überzeugungsarbeit zu leisten.

„Du bist dran“, erklärte Bea, begann Jeannes Schultern zu massieren und lachte sie spitzbübisch über die Schulter im Spiegel an.

„Mit Ein-Sekunden-Massagen?“, fragte Jeanne. „Ne, ne, mach du ruhig noch ein bisschen.“

Dafür erntete sie ein „Doofkopf“. „Natürlich mit deinem Versuch dir den Commodore zu krallen.“

„Spielen wir jetzt Zieh-das-Schwert-aus-dem-Stein und wem es gelingt, der ist König?“

Bea streckte den Daumen hoch. „Ganz genau, Merlin!“

„Ich glaube, dass macht mich zu Arthus“, sagte Jeanne und ihr Blick fiel misstrauisch auf Beas noch auf ihrer Schulter liegenden Hand. „Du hast dir die Hände gewaschen, ja? Ich habe irgendwie kein Wasser gehört.“

„Zweimal und mit Seife!“, behauptete Bea, „und schau her, ich wasche sie sogar noch ein drittes Mal!“

„Novàk hat es dir wirklich angetan, was?“, sagte Jeanne und wiederholte, was Bea ihr gleich nach ihrem Anbaggerversuch erzählt hatte: „Natürlich ist sein Beruf ein ziemlicher Makel, muss ja ein schrecklich langweiliger Beruf sein.“

„Stell dir vor er hätte einen spannenden Beruf, Polizei, ein *Judge* vielleicht, einer, der aus seiner Ausbildung auch was macht, nicht so wie andere in diesem Raum. Das wäre doch wohl zu viel des Guten. So viel Glück hat keine Frau der Welt verdient. Einen solchen Mann kann es wohl nicht geben.“

Jeanne wandte Bea und dem Spiegel rasch den Rücken zu.

Als sie wieder hinaus in die Bar traten war Callahan nach wie vor von seinen Fans umzingelt, Beth und Edwards waren am besten Weg Busenfreundinnen zu werden und Takeshi und Williams saßen als einzige noch an ihrem gemeinsamen Tisch und beschauten und diskutierten Acquaballsammelkarten. Novàk allerdings hatte sich an die Bar gesetzt und Jeanne konnte aus Beas Gesicht ablesen, dass es sich dabei eindeutig um ihre große Chance handelte, noch ehe sie sich sachte, aber bestimmt in die entsprechende Richtung geschoben fühlte und der Antrieb für diese Bewegung schien ihr verdächtig externer Natur zu sein.

Jeanne verspürte zunächst kein großes Interesse an einem Gespräch mit Novàk, denn sie fühlte sich mit einem Mal wieder müde und anstatt jedes ihrer Worte überdenken zu müssen, wie es in einer Unterhaltung mit ihm sein würde, wäre sie lieber mit Bea zusammen an den Tisch zurückgekehrt und hätte unbedeutendes Zeug gequatscht. Sie stand noch zwei Augenblicke unentschlossen mitten im Raum, als Novàk mit einem Mal den Blick hob und so treffsicher zu ihr herüber lächelte, als hätte er die ganze

Zeit gewusst, dass sie ihn musterte. Damit war alles entschieden, ein Sich-Abwenden wäre um ein Vielfaches peinlicher.

„Sie haben schweren Eindruck hinterlassen, *Commodore*“, sagte Jeanne und trat an ihn heran, „darf ich mich einen Moment zu Ihnen setzten?“

Er rückte kaum merklich mit dem Kopf und sie setzte sich auf den Hocker neben ihm.

„Auf Sie?“, fragte er lächelnd und leerte seinen Gin Tonic.

„Bitte wa-?“, sagte Jeanne, deren Blick rasch über Teile der Getränkeliste hinter der Bar gehuscht war, denn sie war ziemlich uninspiriert zu entscheiden, was sie trinken sollte. „Auf zwei meiner Offiziere“, berichtigte sie seine Fehleinschätzung.

„Auf sehr unterschiedliche Weise, kann ich mir vorstellen.“

„Das auf alle Fälle.“

Dann machte Novàk die coolste Geste mit Zeigefinger und Daumen der linken Hand, die Jeanne je gesehen hatte, um etwas zu bestellen und zwei weitere Gläser erschienen vor ihm und ersparten Jeanne eine Entscheidung. Gin Tonic also, damit konnte sie leben. Er nahm beide Gläser auf und reichte ihr eines um anzustoßen.

„Auf eine gelungene-“

„Jeanne!“, rief Gregory und stand mit einem Mal halb zwischen ihr und Novàk und Jeanne spürte dreizehn böse Blicke im Nacken, „verzeihen Sie, *Commodore*, aber ich fürchte ich muss Captain Lavie für eine Sekunde entführen. Ein paar administrative Sachen sind aufgekommen. Viel zu langweilig und unbedeutend, dafür, als dass Sie sich damit befassen müssten.“ Er blickte wieder zu Jeanne. „Captain?“

Jeanne fixierte ihn. Glaubte Gregory wirklich, Novàk würde sie hier in aller Öffentlichkeit attackieren? Sie womöglich vergiften? Das war es doch, was er angedeutet

hatte. Dennoch, sie stellte ihr Glas ab, entschuldigte sich bei Novàk, der nur schmunzelnd den Kopf schüttelte, als durchschaue er das ganze Theater und wäre äußerst amüsiert darüber, und sie folgte Gregory hinaus auf die Promenade des Unterhaltungsdecks.

„Da erzähle ich dir gestern davon, dass ich gute Gründe habe zu vermuten, dass er dir etwas einflössen will und was machst du? Du setzt dich mit ihm an die nächste Bar und lässt dir einen Drink *reichen*." Seine Augen waren wild umher gehuscht, während er das gesagt hatte, als wolle er verhindern dabei belauscht zu werden.

Jäh spürte Jeanne wie sie wütend wurde. „Was geht dich das eigentlich an von wem ich mir irgendwas *reichen* lasse?", sagte sie.

„Du hast eine Verantwortung gegenüber dem Schiff", entgegnete Callahan finster, „und ich-"

„Du hast mir nichts weiter gebracht als unbewiesene Andeutungen", sagte Jeanne und sie spürte, dass ihre Wangen gerötet sein mussten, „Anschuldigungen ohne wirklich irgendetwas zu wissen. Warum sollte Novàk mich vergiften? Und dann noch seit *Ilius*? Der Mann könnte mich in einer Sekunde töten und niemanden da oben würde es jucken. Das ist es, was *Spectre* heißt. Nielson vertraut ihm! Und wenn du glaubst, Greg, du kannst mir den Umgang mit ihm einfach so verbieten, dann hast du dich sowas von geschnitten. Passt er dir nicht in den Kram, so wie Julian, oder-"

Aber da verstummte sie und wusste, dass sie zu weit gegangen war. Das war weit jenseits dessen, was ihr zustand zu sagen. Callahan hatte ihr nie den kleinsten Grund für den Verdacht erlaubt, er würde seine Stellung für persönliche Ziele missbrauchen.

„Wie ich sehe", sagte Gregory langsam, „haben wir uns missverstanden. Ich verbiete dir gar nichts. Ich habe nur gesagt ich habe berechtigte Gründe zu glauben was ich dir gestern erzählt habe und ich habe dir auch gesagt wie ich

dazu komme, obwohl es mich in keinem guten Licht dastehen ließ. Mach daraus, was du willst. Entschuldige mich", sagte er und war wieder im *Zeitkontinuum* verschwunden.

Jeanne war nicht danach ihm zu folgen. Von hier aus sah sie nicht zur Bar, aber da Novàk noch nicht herausgekommen war, würde er wohl noch dort sitzen und vielleicht sogar noch mit ihrer Rückkehr rechnen. Aber sie war am Ende für heute. Es war spät und ihre Mittelchen aufgebraucht. Was sie jetzt brauchte war ihr Bett und eine Handvoll Schlaftabletten.

Novàk saß in der Tat noch an der Bar, war selbst zu der Vermutung gelangt nicht mehr mit Jeanne rechnen zu können und hatte bereits die Hälfte seines eigenen Getränks geleert, als sich doch noch eine Hand um das zweite, für Jeanne bestimmte schloss.

„Verzeihen Sie mir den Captain entführt zu haben. Lavie fühlt sich leider unpässlich", sagte Callahan, „und ich hoffe Sie sind gewillt mit mir Vorliebe zu nehmen."

Novàk musterte ihn belustigt und sah Callahan dann ungerührt zu, wie er Jeannes Glas in einem Zug leerte, ohne ihrer beider Augenkontakt nur einmal zu unterbrechen. Nichts. Das Getränk schmeckte ganz gewöhnlich und noch spürte Callahan auch keinen anrückenden Todeskrampf. Fast schien er ein wenig enttäuscht. Novàk leerte sein eigenes Glas, glitt von seinem Hocker und sagte im Vorbeigehen. „Ich hoffe Sie haben einen guten Magen. Gin Tonic kann üble Verdauungsbeschwerden auslösen."

Das tat es. Gregory stand eine lange, auf der Toilette zugebrachte Nacht bevor.

Mit der Beinahekarambolage wurde Jeannes Mut nicht belohnt, doch, für wen auch immer das ein Trost sein mag, ihre ursprüngliche Begründung, diese Route überhaupt erst zu versuchen, erwies sich dennoch als weitsichtig: „Alarmstufe Rot!", rief Lauras Stimme in die Nacht von

Jeannes Appartement hinein. Sie war eben erst eingeschlafen, nachdem sie drei Stunden in den Sternenhimmel gestarrt hatte, die Gedanken rasend wie Sternschnuppen.

Jeanne schreckte hoch. „Wie ist die Lage?“, fragte sie, während sie aus dem Bett sprang, sich die nächstbeste Hose schnappte, in die Schublade griff und auf dem Weg zur Tür in ihr Sakko hineinschlüpfte, all das in kaum zwei Minuten. Sie hatte eben noch genug Zeit sich zu fragen, wann sie das letzte Mal eine gute Nachtvoll Schlaf bekommen hatte. Es musste vor *Ilius* gewesen sein.

Sie lief aus ihrer Tür und gleich nebenan durch die zum kleinen Extrafahrstuhl, der sie das eine Decke höher brachte, direkt zur Kommandobrücke. „Unser Langstrecken-Scan hat vor etwa zehn Minuten ein Großkampfschiff ausgemacht. Wir erhöhten den Scanintervall, um den Kurs zu erfassen und mussten feststellen, dass es seinen Kurs geändert hat. Es kommt in unsere Richtung!“, erklärte Laura.

„Gelben Alarm. Bringen Sie uns aus der Lane. Zufallsvektor. Fahrtstopp. Bis auf die Lebenserhaltung und die Sensoren alle Systeme runterfahren“, befahl Jeanne die Textbuchanweisungen für den Fall, dass man unentdeckt bleiben wollte. Damit würden sie aus den offiziellen Reiserouten ausbrechen und quasi am modernen Pannenstreifen halten. Es war statistisch nahezu unmöglich sie dann kurzfristig aufzuspüren.

Auf der Brücke herrschte trotz der nächtlichen Stunde reges Treiben. Ein großes Hologramm zeigte einen Ausschnitt der Sektorkarte, ihren Standpunkt und einen blinkenden Punkt mit der Zeile *unbekanntes Flugobjekt* daran.
Callahan und Williams standen über eine nahe Konsole gebeugt und beobachteten die Zahlen und Daten, die ein, ebenso wie Jeanne nur spärlich bekleideter, Commander Rowan Motwani herausarbeitete. Callahan sah sehr übel aus, ganz so als hätte er keine Minute geschlafen. Das hatte er zwar, nicht viele Minuten, aber ein paar schon, bloß

kauerte er dabei noch halb über der Toilette, in die er sich davor Stunden lang auf zwei Wegen entleert hatte. Beth allerdings war nicht bereit ihm eine Vergiftung zu attestieren. Das sei die Folge seiner Überanstrengung, zusammen mit seiner großen Weisheit sich mit Aufputschmitteln darüber hinwegzutragen und auch noch Acquaball zu spielen. Callahan war nicht überzeugt, doch ihm war zu elend, um sich im Moment weiter damit zu beschäftigen.

„Wo ist Commander Feng?“, fragte Jeanne und justierte die Jacke ihrer Alltagsuniform, die sich an ihre nackten Brüste presste. Ihr war trotz Standardraumtemperatur kalt und sie bewegte sich wie auf Schienen.

„Schon auf dem Weg, Captain“, sah sie ein Hologramm seines Gesichts aufpoppen. Jeanne hoffte sie würde besser aussehen, als er, aber auch ihre Schublade brachte sie nur so und so weit.

„Alle Offiziere wurden informiert, ein Großteil der Mannschaft befindet sich bereits auf seinen Positionen“, erklärte Callahan mit bleichem Gesicht.
Jeanne nickte und wandte sich dem Hologramm mit der Sektorkarte zu. Callahan sah noch schlechter aus als Feng und Jeanne fragte sich, ob sie sich jetzt alle ausbrannten, ehe sie ihren Landurlaub antreten durften.

„Der Scan ist fünf Minuten her?“ Sie begutachtete die eingezeichnete Route des Schiffes.

„Laura! Ein einzelner Scan auf die wahrscheinliche Position des Ziels!“

Dann blickte sie auf das sich erneuernde Hologramm und wandte sich ihren bereits anwesenden Offizieren zu. Feng lief eben durch die Tür herein. Jeanne traute ihren Augen nicht.

„Sind alle Sender aus?“, fragte sie zur Sicherheit.

„Ja, Captain. Wir funken seit drei Tagen nicht mehr.“

Sie biss sich auf die Lippen. „Dann hat man auf *Neos* jetzt die Technik aktiv Schiffe aufzuspüren. Sie sind geradewegs auf Kollisionskurs!“

Der Alarm wechselte wieder zu rotem und die Wände der Brücke wurden mit Hologrammen gepflastert, die den Zustand verschiedener Systeme, Details zum Sektor und des sich nähernden Schiffes und die Gesichter verschiedener Offiziere auf ihren Gefechtsstationen zeigten. Die Brückenbesatzung wuchs auf dreizehn Personen an.

„Mindestens ein Zerstörer", urteilte der Offizier für Aufklärung Feng, „vielleicht ein Kreuzer. Ankunftszeit: Vier Minuten."

„Das nächste System ist drei Stunden entfernt. Bis dorthin gibt es keinerlei Deckung." Rōdlings Stimme verriet Anspannung. „Ich fürchte wir müssen sie zerstören!"

„Das wäre das Ende unserer Operation", sagte Jeanne. Nein, das war keine Option. Sie könnten nicht wissen, ob ihre Position verraten wurde. Verraten …

„Ist es möglich, dass das sie das *UniNet* Navigationssystem[47] geknackt haben?"

„Möglich, aber sehr unwahrscheinlich."

„Schleichfahrt!", befahl Jeanne und trat an Rōdlings Pult. „Bringen Sie uns hinter diesen Mond." Sie wies auf die entsprechende Stelle auf der Karte und Rōdling programmierte den Kurs und steuerte den Antrieb so sachte an, dass für gewöhnlich kein Schiff etwas davon hätte mitbekommen dürfen, dass nicht schon in Sichtweite war. Danach wüsste sie mehr. Das *UNNS* zu kontrollieren würde ihnen an dieser Stelle nicht helfen sie zu finden.

„Erneute Kursanpassung des Feindes", meldete Feng, als das Scansignal zurückkehrte.

„Callahan!", rief Jeanne und er drehte sich mit ausdrucksloser Miene zu ihr um. Sie schluckte. Das war das erste Mal, dass sie sich nach ihrem Gespräch vor ein paar

---

[47] Das UNNS verwaltet die Lanes der sicheren Reiserouten und informiert Schiffe über freie und belastete Lanes um Zusammenstöße zu verhindern.

Stunden sahen. Aber das sie unfair gewesen war, tat jetzt nichts zur Sache! Sie hoffte nur, dass er nicht wirklich recht gehabt hatte. „Überprüfen Sie das Schiff. Das wir auch *garantiert* nichts mehr senden."

Er verstand sofort was sie meinte. Jeder Offizier wusste, dass dieses auf sie zurasende Schiff eben das Unmögliche getan hatte: Sie über ein Dutzend Lichtstunden zu orten. Callahan sollte sicherstellen, dass es sich dabei wirklich um eine beeindruckende Leistung handelte und nicht jemand eine Fährte gelegt hatte. Er war bereits an der Arbeit.

„Feng! Schicken Sie eine Sonde aus, um unser Schiff von außen zu scannen. Wenn wir hier Brotkrumen legen, will ich davon wissen."

Jeanne starte wieder auf das Hologramm mit dem, den Abstand immer weiter reduzierenden Punkt, welcher stur auf sie zuhielt.

„Noch dürften sie keine Ahnung von unserer Größe haben", meinte Williams. „Selbst wenn sie uns auf diese Distanz gefunden haben, was noch zu beweisen wäre."

„Ziel erreicht!", verlautbarte Rōdling, „alle Maschinen stopp."

Jeanne saß in ihrem Kommandostuhl und massierte sich die Schläfen.

„Noch ist unser Auftrag nicht gescheitert", sagte Callahan, der im hinteren Teil der Brücke an der Arbeit war. „Wir müssen nur verhindern, dass man auf *Neos* von uns erfährt."

„Sonos, wenn ein Schiff dieser Größe mehrere Stunden keinen Statusbericht absendet, wimmelt es hier bald vor Kriegsschiffen!", sagte Commander für Kommunikation Motwani, als vergesse Callahan sein Einmaleins.

„Richtig", sagte Jeanne plötzlich und spürte eine Idee heranreifen. „Ich glaube wir sollten Commodore Novàk wecken."

Bis auf Callahan blickte man sie gesammelt nur verblüfft

und ahnungslos an. Bis auf Callahan. Der blickte sehr mürrisch.

„Commander Medici, wenn Sie so nett wären. Und machen Sie bitte schnell." Es mochte verrückt sein, aber wenn es funktionierte, dann war es auch ein Stückweit genial. Jeanne spürte ein Kribbeln in den Fingern. Vielleicht war sie aber auch nur viel zu müde. Der Sicherheitschef verschwand rennend im Aufzug.

„Die anderen hören bitte gut zu ..."

„Hier spricht Pablo Potter, Captain der *Sapphire*, Zerstörer der *Freien Republik Neos*. Sie sind in das Hoheitsgebiet unseres Staates eingedrungen und werden sich nun dafür verantworten müssen. Zu diesem Zweck werden wir Sie festhalten. Zwingen Sie uns nicht Waffengewalt einzusetzen. Ein Konvoi von fünf stark bewaffneten Schiffen ist nur zwei Flugstunden entfernt und wird zu unserer Unterstützung kommen, sollten sie sich widersetzen."

Jeanne mimte Callahan zugewandt ein beeindrucktes Gesicht, ehe sie sich zum Hologramm drehte und erwiderte.

„Ich bin Captain Jeanne Lavie. Oberbefehlshaberin der *Sleeping Beauty*, Kreuzer der Union der Planeten. Meinem Waffenoffizier zur Folge sind unsere Waffensysteme den Ihren überlegen. Allerdings möchte ich diese Situation ohne Verlust an Leben und Schaden an Material bereinigen. Was schlagen Sie vor?"

Der Mann betrachtete sie erstaunt. So schnell hatte er wohl nicht mit einem Einlenken gerechnet. Fast schien er, nein, er war geradezu enttäuscht!

„Sie scheinen sehr besonnen", sagte er, als wäre das keine Tugend. „Sie werden nach *Neos* eskortiert. Wir werden ihr Schiff entern und Truppen auf Ihrem Schiff positionieren, um eine konfliktfreie Reise bis *Neos* zu garantieren. Ebenso sind sämtliche Waffen abzugeben und Ihre Waffensysteme werden von meinen Leuten übernommen. An Bord befind-

liche Soldaten sind unter Hausarrest zu stellen und das Sicherheitspersonal auf ein Minimum zu reduzieren. Die Schiffsintelligenz wird physisch vom System getrennt. Das ist Ihre einzige Chance auf eine friedliche Lösung.“ Erneut schien sich Hoffnung in ihm zu regen, aber Jeanne zerstob sie rasch, in dem sie erklärte: „Wir akzeptieren Ihre Forderungen.“

Restlos enttäuscht erklärte er das unmittelbare Vorgehen und war verschwunden: „Wir leiten einen Andockvorgang ein. Jegliche Bewegung ihrerseits wird als feindlicher Akt angesehen und entsprechende Folgen nach sich ziehen.“

„Commander Jijian, übertragen Sie die entsprechenden Rechte auf ihren Schiffscomputer“, befahl Jeanne, „wir wollen Captain Potter nicht doch noch eine Entschuldigung geben, sich in die Luft sprengen zu lassen.“

Zur versammelten Brückenbesatzung sagte sie: „Sie haben es gehört Misonos Misonas, wir werden nun *geentert*!“ Alle Gesichter zeigten eine Mischung von Belustigung über die Wortwahl und Verwirrung über die Situation. „Ich weiß, das wird nun ein wenig lästig, aber nehmen Sie’s sportlich. Einige Tage sind Sie die Verantwortung über das System los und können sich vielleicht schon ein wenig auf die bevorstehende Beurlaubung einstellen.“

Einige der Offiziere schienen nach wie vor nicht so ganz überzeugt, doch niemand sagte etwas dergleichen. Es waren absurdere Pläne vorstellbar, die sie Jeanne würden durchgehen lassen.

Jeanne nickte Novàk zu, als er durch die Fahrstuhltüre trat und der trotz der frühen Stunde, als Einziger auf der Brücke, tadellos aussah, und machte sich auf den Weg zurück in ihr Quartier, um sich etwas Unterwäsche anzulegen, einen wehmütigen Blick auf ihr Bett und die darin liegende Maya zu werfen und sich stattdessen etwas aufzuputschen.

Callahan hatte sie bereits übers *UniNet* aufgeklärt. *Neos* hatte keine neue Sensorik verwendet. Die *Sleeping Beauty*

hat ihnen nicht nur eine Spur aus Brotkrumen gelegt, sondern als regelrechter Leuchtturm fungiert. Der Sender stand im Hangar und war nicht Teil der eigentlichen Schiffsinstallation …

Derweil hatte die *Sapphire* gewendet und sich an die Seite der *Sleeping Beauty* geschmiegt, ehe die Dockschleusen ausgefahren wurden und die neoschen Soldaten an Bord stürmten, als handele es sich um die Erstürmung einer gut befestigen Küste und nicht um eine bereitwillige, gewaltfreie Übergabe.

„Ein beeindruckendes Schiff, Captain Lavie", urteilte Potter, als sie nach Beendigung des von ihm verlangten Rundgangs wieder auf die Brücke traten. „Es scheint Ihr Ruf ist wohlverdient, wenn Sie so einen prächtigen Kreuzer befehligen dürfen."

Jeanne war total geschlaucht. Nur zu gerne hätte sie Callahans Angebot, Potter zu übernehmen, angenommen, aber sie wusste, dass es um Callahan nicht besser stand und außerdem wollte sie sich entschuldigen, ehe sie ihm so einen Scheißjob an den Kopf würfe. Dieser verrückte Potter war aber auch eine Nummer für sich. Wer mit gesundem Menschenverstand wollte schon um vier Uhr morgens eine erschöpfende Führung durch das Schiff, ein Schiff von fast eineinhalb Kilometer Länge, gegen das sich sein eigenes wie ein Spielzeug ausmachte. Und dann redete er auch noch so geschwollen …

Als Reaktion auf seine letzte Aussage wiegelte sie ab. „Die *Sleeping Beauty* steht noch keine drei Jahre unter meinem Kommando. Noch muss ich mich erst behaupten."

„Aber den Ilius haben Sie es schon ordentlich gegeben", sagte er, ohne Ahnung wie sehr er Jeanne damit traf. Ihr Blick gefror auf der Stelle und sie hatte Glück, das in exakt diesem Moment ein Offizier der *Sapphire* an sie herantrat

und Potters Aufmerksamkeit auf sich zog, oder er hätte ein wütendes Funkeln in ihren Augen gesehen.

„Captain Lavie“, sagte Potter und sie musste ihm wohl oder übel wieder in die Augen sehen, aber Potter hatte so wenig Empathie, das hatte sie bereits verstanden, dass ihm nichts weiter auffiel. „Es gibt leider einige Dinge, um die ich mich kümmern muss, aber was halten Sie davon unser Gespräch beim Abendessen fortzuführen? Bitte, lassen Sie sich heute zum Essen in mein Quartier einladen.“

Jeanne stöhnte innerlich, aber sie war mental und körperlich so am Ende, dass sie fast alles getan hätte, um von ihm fortzukommen und sie überlegte daher kurz, ob sie die Einladung ablehnen konnte und ob es sich lohnte ihn zu verärgern und befand es in dieser Verfassung doch als klüger, es nicht zu tun. Je eingenommener der Kapitän von ihr wäre, desto einfacher würde sich ihr Plan umsetzen lassen.

„Sehr gerne“, log sie knallhart, während ihre Stimme alle Festigkeit vermissen ließ.

„Gut. Dann um halb sieben?“ Sie bestätigte ohne etwas zu sagen. Potter wandte sich zum Gehen in Richtung Dockschleusen, aber Jeanne stellte noch die eine Frage, die sie die letzten zwei Stunden hat durchstehen lassen: „Wie lange, Captain, denken Sie, werden wir bis *Neos* brauchen?“

Captain Potter lächelte. „In knappen drei Tagen werden sie das legendäre Zwielicht von *Neos* kennenlernen.“

Jeanne nickte mit einem gezwungenen Lächeln und pustete dann angestrengt die Luft aus ihren Backen, kaum hatte sie sich abgewandt.

„Und Captain!“

Rasch kehrte ihr Lächeln zurück, als sie sich umdrehte. Alle ihre Gesichtsmuskeln schrieen als würde sie ihnen Gewalt antun.

„Ja?“

„Ein Kleid wäre reizend“, sagte er mit einem gönnerhaften Lächeln.

Jeanne nickte gehorsam. „Würde dir sicher auch gut stehen“, murmelte sie in sich hinein.

Das würden ja drei reizende Tage werden ...

Das war nicht Jeannes Tag. Da sie nun ohnehin bereits Geleitschutz hatten konnten sie auch wieder alle Sende- und Empfangsanlagen nutzen, unter strenger Aufsicht durch Potters Leute, wie er sagte, als er seine Großzügigkeit in großen Worten an sie verkaufte. Aber die öffentlichen Nachrichtensendungen schienen den Zensoren unbedenklich und so kam die Nachricht vom vollendeten Vertragsabschluss auf *Ilius* an Bord und sank wie ein Speer in Jeannes Brust. Die Union hatte fest zugedrückt, sehr fest. *Ilius* war kein Partner geworden, sondern ein Fußabstreifer. Und Jeanne hatte das zu verantworten.

„Jeanne? Jeanne!“

Es klopfte an der Tür. Jemand polterte dagegen, als wollte er sie aufbrechen. Es handelte sich um Beths Stimme und sie schrie übers *UniNet*, damit es sonst niemand mitbekam. Zumindest niemand, der nicht auch das Pochen an der Tür hören konnte. Als sich Jeanne aber penetrant weigerte die Tür zu öffnen agitierte sie auch die echte Luft mit lauten Rufen.

„Mach sofort die Tür auf! Ich warne dich! Ich weiß, dass du da drin liegst und heulst. Wenn du nicht sofort aufmachst, dann hole ich Takeshi! Jeanne? Jeanne!“

Jeanne blieb reglos am Sofa liegen und irgendwann wurde es vor der Tür wieder still. Vermutlich machte Beth ihre Warnung wahr und holte Takeshi, damit er ihr die Tür öffne. Takeshi hatte Software für alles. Vermutlich konnte er auch ihr Gedächtnis löschen. Dann wüsste sie zumindest nicht mehr, dass sie eine ganze Kultur verraten hatte. Ihr schauderte. Beth könnte jede Sekunde zurück sein und sie wollte sie nicht sehen. Beth würde sagen, was sie im-

mer sagte. Es sei nicht ihre Schuld. Ihre Aufgabe war es gewesen einen Vertrag über Verhandlungen zu erreichen. Was dann in diesen Verhandlungen rauskäme, sei nicht ihre Sache. Aber da lag sie falsch! Und es half ihr nicht jedes Mal von ihr freigesprochen zu werden. Sie verstand es einfach nicht.

Jeanne lag da wie eine Tote, hatte seit Tagen kaum eine Handvoll Stunden geschlafen und war wohl nur noch bei Bewusstsein dank der Chemikalien, die durch ihren Körper zirkulierten.

Julian! Sie musste zu Julian. Er hatte kein einziges Mal versucht sie davon zu überzeugen, dass sie keine Schuld träfe. Sie brauchte Julian und rasch. Ehe Beth mit Verstärkung zurück sein würde, huschte sie aus dem Appartement und auf kürzestem Weg zu Julians. Ein paar Leute sahen sie in ihrem Zombiezustand, sahen ihr verheultes Gesicht und ihre geröteten Augen, aber das war ihr egal, bis sie vor Julians Tür stand. Sie öffnete sich, ehe sie noch klingeln konnte und - stand Commodore Novàk gegenüber.

Eine schlagartige Kälte schien durch den Flur zu fegen, denn sein Gesicht gefror und Jeanne erstarrte. Sein Blick glitt über ihre geschwollenen Augen, die noch immer feuchten Haare an den Wangen und ihre gerötete Haut an Nase und Augen. Einen Augenblick sah es so aus, als wollte er etwas sagen, einen Moment zuckte seine rechte Hand, als wollte er nach ihr fassen. Dann war er an ihr vorbei und verschwunden.

„Jeanne!“, sagte Julian und sie sah ihn auf sich zukommen, so weiß, wie sie rot war. Er fasste sie am Arm und zog sie ins Zimmer hinein, bugsierte sie aufs Sofa setzte sich daneben, ohne etwas zu sagen. Er war kreidebleich, sein Kiefer schien fest zugepresst, aber sein Blick sagte „Ich habe es gelesen, ich verstehe, was du durchmachst“.

Jeanne schluchzte und kämpfte mit den Tränen. Sie schluchzte erneut und dann sprang sie vor und schlang

ihre Arme um ihn und er, nach kurzem Zögern, drückte sie während sie seine Schulter durchnässte. So saßen sie für eine lange Zeit ohne ein einziges Wort zu sagen und Martin der Kraken trieb ganz dicht am Glas, an der Stelle, an der er ihnen am nächsten war, als wolle auch er seine vielen Arme um sie schlingen, um sie zu trösten.

„Ich muss los." Jeanne seufzte und richtete sich mühsam auf. „Potter will unterhalten werden."

„Ach sag ihm doch ab", sagte Julian und stellte noch eine Tasse Tee mit extra Honig vor ihr auf den Tisch.

„Ne, das kann ich nicht machen. Der Typ ist ein halbes Kind. Das nimmt er persönlich."

„Dann schick den Commander, der macht das schon."

Jeanne sah ihn an, als wäre sie verblüfft über seine Großherzigkeit: „Worte des Lobes für den Commander?" Sie lächelte und versprühte den Zauber, der dem ersten Lachen nach vielen Tränen vorbehalten ist. „Nein, ich muss wirklich los." Sie fuhr sich übers Gesicht. „Ich meine schau mich an."

„Ja", sagte Julian, „unverschämt hübsch." Er zwinkerte und sie gab ihm im Vorbeigehen einen Klapps.

„Unverschämt verweint. Ich muss noch ein bisschen weibliche Magie treiben, ehe ich für Potter bereit bin."

Julian stand auf und folgte ihr zur Tür.

„Julian", sagte sie und umarmte ihn noch einmal, „danke für alles."

„Dafür nicht", sagte er bloß und dann nickte er freundlich zur Tür. „Mach, dass du fort kommst."

Jeanne war da, punkt halb sieben stand sie, wie befohlen be*kleid*et, darüber noch immer ziemlich sauer, vor der Kabinentür des Captains der *Sapphire*. Den Umstand, dass sie überhaupt wieder sauer sein konnte, verdankte sie HB und Beths Beruhigungsmitteln und ihr Gesicht war wandelnde Reklame für Kosmetikprodukte - Bea wäre stolz -

was, darüber war sie sich allerdings im Klaren, für Potter kein Problem darstellen würde.

Sie klopfte und Potters, auf Jeanne stets etwas schmierig wirkende Stimme, drang heraus und forderte sie auf einzutreten.

Potter sah aus wie ein englischer Lord in Frack und Fliege und so spiegelglatten Lackschuhen, dass er damit wohl seine vermeintliche Weltkenntnis um die Geheimnisse der Röcke und Kleider der Damenwelt erweitern wollte. Potter empfing Jeanne auf einem *Layer*, einer mediterranen Terrasse, kredenzt mit Blumen aller Couleur und jeglichen Geruchs, zusammengehalten von leichter Violinmusik und dem Getratsche, hoffentlich nur simulierter, weiterer Gäste. Unter der Terrasse, am Hang des Berges lag eine Hafenstadt aus blitzblankem, weißem Stein und das Rauschen des Meeres und das Gelächter von Menschen in anderen, nahen Lokalen drang sachte herauf.

Gut, gestand ihm Jeanne zu, er hat etwas Geschmack, was das Ambiente betrifft, weit mehr, als in der Wahl seiner Klamotten. Doch diese Bonuspunkte waren sofort zunichte, denn er hatte ganz offensichtlich keinen Schimmer davon, was einen vernünftigen Rahmen für ihr Treffen darstellt und was nicht. Das hier war schön anzusehen, aber ein ganz klares *Nicht*.

Potter erhob sich von dem - viel zu kleinen! - Tisch für zwei und zog für sie den Stuhl hervor, damit sie sich setzen konnte.

Okay, Mädchen, dachte Jeanne bei sich, konzentriere dich auf den Unterhaltungswert und mache das Beste draus. Zumindest wirst du hier nicht aus Selbstmitleid heulen, sondern eher aus Unverständnis und Wut. Gefolgt von Selbstmitleid?

Dankend nahm sie die Komplimente für ihr Kleid und - wie bezaubernd! - ihr Haar, entgegen und lobte in einer dicken Lüge seinen Geschmack bei der Wahl des *Layers*. Beinahe rutschte ihr eine Frage nach der Existenz einer

Frau Potter heraus, aber sie ertränkte die Frage eben noch in ihrem Weißweinglas.

Jeanne war überzeugt, dass Beste, was sie tun konnte, war das Gespräch politisch zu halten, denn aufgrund ihrer unterschiedlichen Hintergründe, würde das eine natürliche Distanz wahren. Sie wurde bitter enttäuscht. Distanz war kein Wort, das dieser Mensch kannte, um erst gar nicht von der Tun-Form, Distanz wahren, anzufangen.

Potter schien berufliche Differenzen sehr wohl von privaten Unterfangen trennen zu können und keine Probleme damit zu haben, ihr in dem einen Satz ihre Loyalität zur Union vorzuwerfen und im nächsten daraus eine Tugend zu machen, ihr gleichzeitig Wein einschenkend oder sein Gesicht gerade ein wenig zu nahe an ihres bringend.

Kurz darauf erzählte er halb in Ekstase, was für einen tollen „Fang" er nicht mit ihr gemacht habe - Jeanne begann das Messer in ihrer Hand zu wenden, als würde sie die Schneid prüfen - wo sie ja, nachdem sie die Unfreiheit von *Ilius* herbeigeführt hatte, auch auf *Neos* wenig gut gelitten war. Wobei die ihr auf *Neos* entgegengebrachten Gefühle vermutlich noch als human zu bezeichnen waren, im Vergleich zu den Sachen, die man ihr auf *Ilius* wünschte. Auf alle Fälle kam er mit ihr nach Hause! Was für ein Fang.

Das Messer erschien Jeanne ein wenig stumpf.

Natürlich dürfe sie sich nun nicht als seine Trophäe fühlen, das Ganze sollte ja nicht zum Siegeszug des erfolgreichen Heerführers verkommen, aber ein wenig stolz wäre er dann schon. Was für ein Fang!

Jeanne war derweil einen Schritt weitergekommen und studierte nun die menschliche Anatomie nach der Stelle, an der selbst ein stumpfes Messer genügen würde, Potter zum Schweigen zu bringen.

Während er so sprach und erzählte, und es war immer er, der erzählte, als wäre sie eine Wand und nur gut, um

das Echo seiner Stimme zu prüfen, aß er auf die ungustiöseste Weise Fisch, die man sich nur ausmalen konnte. Was in einem Kopfe vorgehen musste, der auf der einen Seite zu einem Rendezvous zwang, denn dazu hatte er es mit seinem Kleidungsdiktat und der Ausgestaltung dieses *Layers* gemacht, und auf der anderen Seite nur dann Fragen stellte, wenn es darum ging, sich selbst bestätigt zu sehen und dann auch noch Fisch zu bestellen, kein Filet sondern das ganze Ding, mit Kopf und Flossen und Gräten, wo er doch nicht einmal in der Lage war, das Messer anständig zu halten, geschweige denn das tote Tier fachmännisch zu zerlegen und seinen Teller mit fortschreitendem Monolog stetig aber sicher dem Schlachtfeld von Waterloo anzunähern, nachdem über vierzehntausend Leichen im Dreck lagen?

Irgendwann hatte Jeanne eine Liste von fünfzehn guten Orten, an denen sie ihr Messer lieber sehen würde, als auf ihrem Teller, wo es auf den Abtransport wartete und dann - endlich! - legte Potter - endlich-endlich-endlich! - sein Besteck, seinen handlichen Pflug, zur Seite. Es tat Jeanne in der Seele weh, zu sehen, wofür dieser virtuelle Fisch sein virtuelles Leben hatte lassen müssen. Oder wofür ein Computer seine Rechenleistung verschwendet hatte.

„Ich hoffe, Ihnen hat es geschmeckt“, sagte Potter und Jeanne dachte bei sich, wie wenig man bestes Essen genießen konnte, wenn man es in falscher Gesellschaft einnahm. „Ich würde mich sehr freuen, Sie morgen wieder zum Essen einladen zu dürfen.“

Jeanne warf sich weg. Hatte der Typ einen Knall? Man musste doch einen Hauch von Einfühlsamkeit und Verständnis für seine Mitmenschen haben? Ein Fünkchen Empathie? Jeanne musste gar nicht mal überlegen, ob sie das in Erwägung ziehen mochte, sondern zwang sich alle Falschheit ab, zu der sie ihr Implantat ermächtigte, um bedauernd einzugestehen, sie habe einen Termin mit Commodore Novàk, den sie unmöglich absagen könne. Sie

hatte tatsächlich noch einen Termin mit Commodore Novàk. Sie müssten ein Pläuschchen über dieses Funkgerät auf seinem Jäger halten, dass ihr die ganze Sache hier eingebrockt hatte. Das war also keine Lüge, aber das Bedauern darüber schon.

Potter machte das enttäuschte Gesicht eines Jungen, dem man sein Spielzeug verwehrt hatte. Dann überlegte er laut, ob er ihr überhaupt gestatten durfte, sich ohne Aufsicht mit ranghohen Militärs zu treffen.

Nein, dachte sie bei sich, als sie merkte wohin diese Überlegung führte, nein, bitte. Gnade!

„Wie wäre es also, wenn sie beide morgen meine Gäste sind. Das Einverständnis Ihres Commodores vorausgesetzt."

„Ich fürchte, das würde den Sinn des Treffens zunichte machen", versuchte Jeanne die Situation zu retten, aber Potter sagte nur: „Ich sehe Sie beide also morgen", und damit war nicht nur Jeanne zu einem weiteren grauenvollen Abend in seiner Gesellschaft verdammt, nein, sie hatte auch noch einen Unschuldigen mit hineingerissen. Wobei, nein. Bei näherer Betrachtung hatte sie *exakt* den Richtigen erwischt …

Wie ein geschlagenes Tier, innerlich humpelnd, verließ sie Potters Quartier und hatte nur noch ihre Spiegelkommode im Sinn. Sie brauchte was zum Runterkommen.

Aufgrund der zeitlichen Nähe beider Zusammentreffen und der Tatsache, dass es morgen sogar ein echtes Aufeinandertreffen beider Männer geben würde, aufgrund dessen bot sich der Vergleich zwischen Novàk und Potter an. Diese zeitliche Nähe ihrer ersten Begegnung mit beiden war aber auch der einzige Anreiz sie zusammen in ein und denselben Gedanken zu bedenken. Kurzum: Der Unterschied zwischen Novàk und Potter war marginal, sah man davon ab, dass der Erstere ein Mann war, um es in Beas Worten auszudrücken: ein *Mann* war, und der Zweitere ein großer Junge, der zwar das Gehabe eines Mannes imitierte,

aber nichts von dem Schliff und der Empathie zeigte, die Novàk außerordentlich gut zu Gesicht standen und sie jede der vergangenen viertausenddreihundertachtzehnundeine Sekunden, die sie in Potters Gesellschaft verbringen hatte müssen, an ihn hat denken lassen. Sein Schliff, seine Empathie … und der kleine, kleine Peilsender, den er auf seinem Schiff mit sich führte und mit dem er diese widerliche Spinne angelockt hatte. Wenn sie es recht bedachte, dann war Novàk bloß auf eine andere, wenn auch besser ertragbare, Art und Weise furchtbar. Ob es wohl üblich war, dass die Abstoßung gegenüber einem Menschen, in die Arme eines anderen trieb? Julian wagte sie in diesen Vergleich gar nicht erst hineinzuziehen. Julian stand über beiden wie ein Stern am Firmament. Was wollte *er* eigentlich bei Julian? Sie hatte gar nicht gefragt. Sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen …

Jeanne brauchte dringend etwas zur Beruhigung und dann wären wohl Beths Schlafmittelchen nötig, um Potter aus ihren Träumen fernzuhalten, womit er ihr auch noch die Nachtruhe zunichte machen würde, die sie doch so dringend brauchte. Außerdem würde sie Novàk das Lachen rasch aus dem Gesicht wischen, wenn sie ihm seine morgige Verpflichtung erklären würde: Ihr Partner in der perfidesten Art der Folter zu sein. Er hatte es zumindest auch verdient.

So kam es also: Gleicher Ort, nächster Tag. Auftritt Jeanne und Novàk, der trotz aller Schreckensbekundungen Jeannes', das alles sehr sportlich und ohne Widerrede angenommen hatte, als sie vor der Tür seines Jägers stand und diese so fest geschlagen hatte, dass man annehmen mochte, sie wäre eben dabei sich gewaltsam Zugang zu verschaffen, ehe ihr Novàk mit großen Augen öffnete.

„Wir zwei haben ein Date", fauchte sie und er brach in schallendes Gelächter aus, bis Jeannes Zeigefinger an seiner Brust fortsetzte, was ihre Faust an der Tür begonnen

hatte. „Und wenn Sie glauben Sie können mich vor vollendete Tatsachen stellen mit Ihrer Hobbyfunkerei, dann haben Sie mich noch nicht kennengelernt. Ich hoffe man hat ausgeklügelte Disziplinierungsverfahren bei der *UPA* und ich werde Nielson sagen, ich werde darauf bestehen, er müsse alles in die Wege leiten, dass Sie in ihren vollen Genuss kämen und wenn es nichts Ordentliches gibt, dann melde ich mich freiwillig mir etwas zu überlegen, das Sie nicht vergessen werden."

Damit wandte sie sich zum Gehen, ohne auf eine Erwiderung zu warten. Nach ein paar Schritten drehte sie sich noch einmal auf der Stelle um und rief: „Morgen, sieben Uhr. Bei Potter. Pünktlich!"

Li Feng hatte das Signal in den Hangar zurückverfolgen können. Das Signal, das die *Sapphire* auf sie aufmerksam gemacht hatte. Jeanne wäre fast verrückt geworden vor Wut, darüber, dass Novàk sie so hintergangen hatte. Er war ja wohl das Letzte. Noch nie zuvor hatten ein paar Gramm HB mit höherer Sicherheit ein Leben gerettet … Doch bis sie ihm Hangar gewesen war, hatte es ihre Wirkung getan und ihre Wut auf menschliche Intensitäten reduziert und er durfte weiterleben und als sie in ihr Quartier zurückkam, war ihre Wut verraucht und sie fühlte sich wie Wackelpudding.

Als sie in ihr Quartier zurückkam da wartete allerdings nicht nur die treue Maya auf sie, sondern auch zwei besorgte Freundinnen, mit einem Jeanne sofort wieder echauffierenden Vorschlag.

„Niemals!", schrie sie und verhielt sich damit genau so, wie Bea und Beth das befürchtet und weshalb sie überhaupt gesagt hatten, was sie gesagt hatten. „Nicht jetzt. Nicht vor *Neos*."

„Gregory würde alle deine Pflichten übernehmen", beharrte Bea mit einem Gesicht, das verriet, das alle Initiative für diesen Überfall bei Beth zu suchen war. Und Beth ergänzte: „Du würdest immer noch alles überwachen

können und du kennst Gregory. Er macht doch alles, was du verlangst."

„Nein!", rief Jeanne noch einmal. Sie würde das Kommando nicht abtreten. Nicht in einem Moment wie diesem, wo zehnundzwei Millionen Leben vom Erfolg auf *Neos* abhingen.

Ihre beiden Freundinnen waren nicht dumm. Sie erkannten einen hoffnungslosen Fall, wenn sie ihn sahen und Beth wechselte augenblicklich zu Plan B. Sie warf eine Multispritze und etliche Fläschchen vor sich auf das Sofa. Jeanne erkannte sie sofort. Sie hatten ihre Schublade gefunden.

„Wie viel nimmst du?", fragte Beth.

„Nicht viel", sagte sie.

„Wusstest du, dass HB-Fläschchen eine Elektronik im Verschluss haben, die festhält wann sie angebrochen wurden?"

Nein, das hatte sie nicht gewusst und Beth erriet es anhand ihrer Reaktion.

„Du hast dich in den letzten zwei Wochen mit so viel HB zugedröhnt, dass Erwachsene mit schwächerer Konstitution nicht mehr aufrecht hätten stehen können. Es wundert mich gar nicht mehr, dass dein Körper aufgibt. Du vergiftest ihn auch mit einem sehr potenten Gift."

Jeanne wollte etwas zu ihrer Rechtfertigung sagen, aber Beth kam ihr zuvor.

„Ich dachte eigentlich es wäre anders rum. Das dein Körper zusammenbricht und du deshalb, zusammen mit dem ganzen Stress, deshalb die Drogen nimmst. Aber so rum ergibt die ganze Sache viel mehr Sinn."

„HB ist völlig legal", erklärte Jeanne.

„Nicht in der Menge wie du es in deiner Lade bunkerst", sagte Bea.

„Und außerdem hast du ein Schiff zu kommandieren", ergänzte Beth und kam zurück zu ihrer anfänglichen Forderung. „In deinem Zustand bist du eine Gefahr für

das Schiff und seine Besatzung. Die Sache mit dem Asteroiden hat dir nicht ausreichend zu denken gegeben? Es wird nicht immer ein Gregory Callahan da sein, um deine Fehler auszumerzen."

„Mein Kommando ist das einzige, was mich noch beisammenhält", sagte Jeanne.

„Nur ist das Schiff nicht für deine Therapie", hielt Beth dagegen.

„Was wollt ihr tun?", fragte Jeanne tonlos.

„Wenn du es nicht tust, dann gehen wir zu Gregory", erklärte Beth, „und empfehlen ihm dich vorübergehend abzusetzen. Wir hoffen du schlägst ihm das bis morgen Abend selbst vor."

Die beiden warteten darauf das Jeanne etwas sagte. Das tat sie auch: „Verschwindet", sagte sie.

Bea und Beth schauten sich an und gingen dann zur Tür.

„Sag Bescheid wenn du uns brauchst", sagte Bea und Beth: „Ich weiß, es heißt HB macht nicht süchtig, aber das ist Scheiß. Ich hoffe ich sehe dich morgen bei mir im Hospital und wir sehen zu wie wir deinen Körper entgiften." Dann waren sie gegangen und Jeanne alleine unter Sternen. Sie drückte die Hand so fest um den silbernen Anhänger um ihren Hals, dass sie am Ende verfärbte Abdrücke in der Handfläche hatte.

„Was schaust du so?", keifte sie Maya an, die sich so klein zu machen suchte wie möglich und sie von unten herauf beobachtete. „Mir geht es prächtig!", lachte sie, „hervorragend. Ausgezeichnet! Und meine besten Freundinnen verstehen mich noch besser. Ha! Haha!" Dann packte sie die Fläschchen am Sofa, pfefferte sie gegen die Wand und lief die Wendeltreppe hinauf.

Es kam wie Jeanne gesagt hatte. Novàk stand pünktlich bereit, gekämmt und im kohlegrauen Anzug mit Einstecktuch und Krawatte, ungleicher Farbe, und seine gute Lau-

ne ging selbst dann noch nicht in die Brüche, als er Captain Potter mit einem aufrichtigen Lächeln die Hand schüttelte.

„Der Commodore, also“, stellte Potter fest und reichte Jeanne, nachdem er es sich nicht hat nehmen lassen, sie links und rechts auf die Wange zu küssen, ein Glas Wein vom Tablett einer bereitstehenden Kellnerin, als nehme er es von einem Beistelltisch. Novàk half sich selbst zu einem Glas und schenkte der Dame ein Lächeln, das schwächeren Gemütern die Farbe ins Gesicht getrieben hätte und als wolle er zeigen, wie man es richtig machte.

„Sehen Sie das als die Strafe für Ihren Verrat“, hatte Jeanne ihm vor der Tür zugefaucht und war drauf und dran ihm einen schrecklichen Abend zu wünschen, erwog dann aber die Konsequenzen für sich selbst und tat es nicht und er, er hatte nur stumm gelächelt, als hätte er einen Heidenspaß. Jeanne war nur froh gewesen ihre Vorräte nicht nur an einem Ort zu lagern, etwas, dass sie bei den *Judges* gelernt hatte, ansonsten hätte sie diesen Abend nicht durchgestanden. Sie war nicht zu Gregory gegangen.

„Ich denke, das alles hier, unsere Übernahme der *Sleeping Beauty*, kommt für sie als große Überraschung, Commodore?“

„Ach das tut mir leid, mir ist gar nicht aufgefallen, dass es sich hierbei um eine Übernahme handelt“, sagte Novàk mit verlegenem Grinsen, „ich dachte es handele sich um eine großangelegte Übung.“

Jeanne wandte sich zügig ab und blickte über die niedrige Steinmauer, welche die Terrasse umfasste, hinab aufs Meer. Potters Gesicht hätte sie sonst laut loslachen lassen.

„Ich versichere Sie, Commodore, dass es sich hierbei nicht um eine Übung handelt“, erklärte Potter. „Dieses Schiff untersteht jetzt mir und damit der *Freien Republik Neos*.“

„In diesem Fall muss ich Ihnen zu Ihrer außerordentlich geschickt eingerichteten Kommandokette gratulieren, ich

hatte bis eben den Eindruck, Captain Lavie führe nach wie vor das Kommando."

Das *dazu*gehörige Gesicht Potters durfte Jeanne sich allerdings nicht entgehen lassen und sie wandte sich wieder den beiden Männern zu, welche sich betont und in Potters Fall, auffällig gespielt, freundlich zeigten. Potter merkte rasch, dass ihm darauf keine zufriedenstellende Antwort einfiel und beschloss, das Thema zu wechseln. „Was macht also ein Commodore ohne Kommando an Bord dieses Schiffes?"

„Ach, Sie wissen doch, je aufregender der Titel, desto weniger Zeit verbringt man mit dem, was man eigentlich tun wollte und umso mehr Zeit bemüht man sich den Bedürfnissen der Verwaltung gerecht zu werden."

„Ja, ich weiß, dass in diesen Tagen der großen Ereignisse, wo es uns allen unter den Fingern brennt, Großes zu leisten, Leute wie Captain Lavie und ich, Leute mit einem Kommando über ein großes Schiff also, eine erhabene Rolle genießen. Endlich kann man die Flügel strecken und den Wind spüren und, sofern man die Mittel hat, den Kurs mitbestimmen."

„Das haben Sie sehr schön gesagt", meinte Novàk.

„Ich erwarte nicht, dass Sie das verstehen, Commodore Novàk", sagte er, als hätte er vom Konzept der Ironie tatsächlich schonmal wo gehört. „Ich denke mal Ihr Leben verläuft in sehr geordneten Bahnen, ist vermutlich auch ein wenig langweilig, was? Wenig Abwechslung, nur sehr selten, wenn überhaupt, Nervenkitzel?"

„Oh ja", sagte Novàk heftig nickend, „voll und ganz. Sie sprechen mir aus der Seele. Es ist nicht so, als würde ich mir tagtäglich ein Bein abhacken. Die gefährlichste Waffe in meinem Alltag ist ein Kugelschreiber."

„Da sehen Sie's", sagte Potter zu Jeanne gewandt, „es kann nicht jeder sein Leben an vorderster Front aufs Spiel setzen. Wir brauchen auch Leute wie unseren Commodore hier, welche vom sicheren Büro aus, ihre Arbeit tun. Und

auch das ist wichtige Arbeit, keine Frage. Nur in Zeiten wie diesen, ist sie vielleicht nicht ganz das Wichtigste, das man so tun kann."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Captain", entgegnete Novàk mit todernster Mine, um ohne angemessene Pause fortzusetzen: „Sie haben nicht zufällig das Eröffnungsspiel der WM gesehen, nein?"

Novàk zog Potters Aufmerksamkeit in einem Maß auf sich, dass Jeanne ganz entspannt ihren Wein trinken und die hübsche Landschaft begutachten konnte und sie musste sich eingestehen, dass ihr Zorn auf Novàk dabei sehr schnell verrauchte. Im Spaß überlegte sie Novàk von nun an auch für künftige, allem Anschein nach anstrengende Treffen bei der *UPA* anzufragen. „Ja, hier Captain Lavie. Ich brauche die Hilfe eines Ihrer Agenten. Nein, es gilt nicht die Welt zu retten, ich muss einen Abend mit Commodore Ma verbringen ..."

Heute schien es, als würde auch Potter das Essen nicht schmecken und das obwohl er heute echtes Essen auftischen hat lassen, als hätte er sich des Protokolls erinnert, das vorschrieb Gästen nicht das Simulieren ihres eigenen Essens zuzumuten. Aber er hatte nichts davon, abgesehen von einem weiteren Grund sich selbst ganz toll zu finden, denn egal wie viele Chancen er seinen Gästen aufbaute, damit sie ihm ihre Anerkennung erweisen und seine geistreichen Meinungen unterstützen könnten, jedes Mal zerstörte dieser Novàk das behutsam aufgebaute Gerüst mit der Keule der Unverständnis, einem unpassenden Themenwechsel oder einem Kommentar, dass die ganze Konstruktion gegen seinen Erbauer richtete und aus dem Kompliment, nicht direkt eine Beleidigung machte, aber alles zur Hand reichte, um mit einem geringen Maß an Motivation zum Weiterdenken bei einer Beleidigung anzugelangen. Das Ganze verpackte er allerdings so, dass Potter das Gespräch nicht frühzeitig abbrechen konnte, ohne seine Selbstwahrnehmung als eloquenter und gewis-

senhafter Gastgeber zu gefährden, sodass sich der Abend anschickte, doch etwas lang zu werden.

Novàk schien tatsächlich ein wenig für sein Verbrechen sühnen zu wollen, indem er Potters Aufmerksamkeit vollends auf sich zog und sie Jeanne damit ersparte, was sie einige Zeit als sehr angenehm empfand, den Abend aber auch rasch sehr langweilig machte, zumal sie gestern immerhin angehalten war zu kontemplieren wohin sie ihr Messer stecken sollte. Stattdessen blieb ihr heute bloß der Wein und sie trank reichlich während die beiden Männer parlierten, so viel, dass sie, als Potter selbst die Wahrung seines Selbstverständnisses nicht mehr ausreichend Motivation bot, diesen ihm so grauenvoll überlegenen Mann eine Minute länger auszuhalten und er das Dessert geflissentlich überging, um sie vor die Tür zu setzen, dass Jeanne zu diesem Zeitpunkt deutlich beschwipst war. Also hatte Potter mit dem Wechsel zu echtem Essen doch noch etwas erreicht.

„Sie sind ein Genie!“, kicherte sie, vollkommen versöhnt, als sich die Tür hinter ihnen verschlossen hatte. „Sie sind mein Ansprechpartner, wenn ich jemandem eins auswischen will.“

„Danke für die Blumen“, sagte Novàk, „der Mann hat es einem aber auch ausgesprochen leicht gemacht ihn ein wenig zu triezen. Nun, was halten Sie von einem ordentlichen Nachtisch oder zumindest einem kleinen Getränk? Nicht alkoholisch, wenn ich mir Sie so betrachte.“

Jeanne sah ihn überrascht an, ehe sie schelmisch grinste. „Nicht schlecht“, sagte sie mit gespielter Anerkennung, „so gewinnen sie aus einem verlorenen Abend noch ein hübsches kleines Date“, sagte sie.

„Nun“, antwortete Novàk, als wäre er mit dieser Bemerkung vollständig durchschaut, „ich dachte Sie hätten gestern was von Date gesagt? Und wenn Sie jetzt mir die Ehre andichten wollen, daraus ein Date zu machen, dann habe ich mir schon Übleres vorwerfen lassen. Aber wenn

es Sie beruhigt, ich hätte auch einen Vorschlag, welcher ohne Kerzenlicht vonstatten ginge, ich glaube davon haben wir heute beide genug, nicht wahr?“

Novàks Vorschlag war es aus einem fliegenden Flugzeug ohne Fallschirm zweizehnundfünftausend Meter in die Tiefe zu springen.

Jeanne war hellauf begeistert. Der Alkohol hatte dem abklingenden Effekt des HB die Waage gehalten. „Na dann nichts wie drauflos“, sagte sie, kaum hatte sie den Vorschlag gehört und ein paar Minuten später stiegen sie in ein kleines Flugzeug irgendwo auf einer stark bedschungelten Pazifikinsel.

„Ich glaube ja, ich kenne die Antwort, aber machen Sie so etwas öfter?“, fragte sie und schaute aus dem Fenster wie sie die Insel hinter und unter sich ließen und eine endlose Bläue den gesamten Boden bis zum Horizont einnahm, während sie in eine andere Tonart von Blau hinaufstiegen, welche den gesamten Himmel bildete. Ihre Welt hatte davor schon ein wenig geschwankt, aber jetzt hatte sie zumindest eine Erklärung, weshalb sie, die Welt, sich so unbeständig bewegte.

„Sie meinen wie ein Wahnsinniger aus Flugzeugen zu springen?“

„Nein“, sagte Jeanne, „mit ihren Dates wie ein Wahnsinniger aus Flugzeugen zu springen.“

„Wir sind nun also doch auf einem Date?“, fragte Novàk erstaunt.

„Handelt es sich bei diesem ganzen Unterfangen nicht um den Versuch mir Ihren männlichen Mut und Ihre männliche Abenteuerlust zu beweisen?“

„Einen Versuch?“, wiederholte Novàk lachend und sah selbst aus dem Fenster zwischen ihnen hinter dem es tausende Meter in die Tiefe ging. „Und?“, sagte er dann nach kurzer Pause.

„Was und?“

„Funktioniert es?“, wollte Novàk wissen und Jeanne giggelte.

„Wenn ich nicht den Verdacht hegte, Sie würden das mit jeder machen, dann müsste ich sagen ja. Aber so …“

„Oh nein!“, rief Novàk, „ich mache das ganz bestimmt nicht mit jeder.“

„Also bin ich schon in den erlauchten Kreis jener Damen aufgestiegen, mit denen sie wie ein Wahnsinniger aus dem Flugzeug springen. Soviel zu Verbindlichkeit. Mein Charme muss überwältigend sein.“

Novàk lachte. „Haben Sie so etwas schon einmal gemacht, Captain?“

„Nicht das ich mich erinnern könnte. Sie ertappen mich vollkommen unvoreingenommen. Wobei so ganz stimmt das nicht“, sie unterdrückte eben noch ein Rülpsen, der Alkohol in ihrem Magen lag dort ähnlich unruhig wie das Flugzeug in der Luft, „Im ersten Moment dachte ich, an wen ich denn hier geraten sei. Aber bisher hat es ganz gut angefangen. Die Aussicht ist hier ganz bezaubernd“, sagte sie unschuldig und nickte in Richtung Fenster. Bloß hinuntersehen wollte sie nicht zu lange, denn als sie das zuvor getan hatte, da wurde ihr übel.

„Oh ja! Die Aussicht ist daran das Beste“, erwiderte Novàk, stand auf und holte zwei schwere Anzüge aus einer Kiste.

„Vielleicht ein wenig früh, um Ihnen Kleider zu kaufen“, scherzte er, „aber die sind auch nur geliehen und nachdem er mit Augenmaß geprüft hatte, welcher von beiden Anzügen der weiblichen Form angemessener sei, reichte er ihn ihr. „Umkleidekabinen haben wir hier leider nicht an Bord, aber Sie können gerne das Cockpit benützen. Den Piloten haben wir am Boden vergessen.“

„Ich danke dem freundlichen Herrn“, sagte Jeanne, nahm den Anzug entgegen und verschwand im vorderen Teil des kleinen Flugzeugs. Jeanne hatte riesenhaften Spaß, rülpste in die Privatsphäre des vom Maschinenlärm erfüll-

ten Cockpits und streifte ungeschickt ihre Bluse ab, wobei sie vor allem mit dem linken Ärmel zu kämpfen hatte und sich irgendwie etliche Haare ausriss, die sich in der Gliederkette um ihren Hals verfangen hatten. Als sie dann doch drinsteckte, stellte sie fest, der Anzug war eng anliegend und zog sich wie eine zweite Haut über ihren Körper, aber wie er den Aufprall auf der Wasseroberfläche überstehen sollte, war nicht augenscheinlich.

Novàk löste dieses Mysterium, kaum war sie zu ihm zurückgekehrt. Sein Anzug ließ übrigens keinen Zweifel an seiner Männlichkeit. Ehe sie ihn aber ausgiebig betrachten konnte, nur um morgen Bea davon zu berichten was sie verpasst hatte, warf er ihr einen Ring zu, knapp siebzehn Zentimeter im Durchmesser und mit zwei Griffen dran in äquidistantem Abstand.

„Das ist ein Phasenring“, erklärte Novàk, doch Jeannes Stimmung war mit einem Mal getrübt. Bea. Sie müsste sich bei ihr und Beth entschuldigen. „Sehen Sie diesen kleinen Knopf“, er zeigte ihn ihr an seinem eigenen Ring und als er ihn betätigte fing der Ring hellgelb an zu leuchten. Gleich morgen früh. Für jetzt war das hier zu aufregend, um daran zu denken. „Erst aktiviert schneidet der Ring durch härtesten Stahl. Oder in unserem Fall durch die Wasseroberfläche. Das verhindert, dass Sie auf die Dicke eines Streichholzs komprimiert werden.“

„Ich bin von Sekunde zu Sekunde beeindruckter“, erklärte Jeanne mit einem übertriebenen Zwinkern und sah für einen kurzen Moment auf Novàks breite Brust, als müsse sie sich jeden Moment daran festhalten. Was hatte Potter da für Wein ausgeschenkt?

„Tja“, machte er, „das sagen sie an dieser Stelle alle.“

„So?“, erwiderte Jeanne, „es tut mir leid Ihnen so schlechte Abwechslung zu bieten. Vielleicht hatten Sie aber auch schon zu viele hier oben?“

„Das wird es sein“, entgegnete er lachend und trat an das hintere Ende des Flugzeugs. „Sind Sie bereit?“, fragte er.

„Jederzeit“, sagte sie und er drückte ein Knöpfchen und die Rückwand des Flugzeugs klappte auf wie eine Rampe. Mit einem Mal herrschte eine Lautstärke, die Jeanne klarmachte, was sie hier taten: Aus zweizehnundfünftausend Metern über der Wasseroberfläche in den sicheren Tod springen. Das war es, neben ihren alkoholischen Vergiftungserscheinungen, was ihr nun jede Zelle ihres Körpers zu sagen schien.

Novàk sah sie forschend an. Jeanne brauchte einen Moment, ehe sie seinen Blick mit etwas erwidern konnte, was sie für selbstbewusstes Lächeln hielt. Ihre Mundwinkel brauchten allerdings viel Anregung, um dazu bewegt zu werden diesen Eindruck zu stützen und Novàks Gesicht verriet, dass sie nicht völlig überzeugte.

„Haben Sie es sich anders überlegt?“, brüllte er im Scherz. „Ich bin der Letzte, der sie damit aufziehen würde.“

„Natürlich“, rief sie zurück und trat mit aller Entschlossenheit, die sie aufbringen konnte an seine Seite. An den Abgrund. „Sie würden sich einen schönen Spaß daraus machen.“

Sie sah hinunter auf endloses Blau.

„Wie viele von Ihren Damen sind gesprungen?“, fragte sie ganz beiläufig.

Er tat als müsste er überlegen. „Jede“, sagte er dann. „Noch jede.“ Er grinste breit.

„Egal was Sie tun“, beeilte er sich noch zu sagen, denn ihm war klar, Jeanne würde nicht lange zögern, „ganz am Ende, halten Sie diesen Ring über ihren Kopf wie Superman und drücken den Knopf, alles klar?“

„Wie viele haben den Knopf nicht gedrückt“, fragte Jeanne.

„Noch jede“, gab er zurück. „Ach, eine Sache noch. Wo wir jetzt gleich zusammen in den sicheren Tod stürzen, darf ich Sie beim Vornamen nennen. Jeanne?“

„Nur zu gerne“, erwiderte sie, „aber nur wenn wir diese gestelzte Form des Ausdrucks hinter uns lassen.“

„Von mir aus, kein Problem“, sagte er und Jeanne wartete darauf, dass er ihr seinen Namen verriete.

„Wie heißen Sie? Oder, wie *wollen* Sie heißen?“, fragte sie, als er von sich aus keinen Namen nannte.

„Lucius“, sagte er und dann sprang er voran in die Tiefe, ehe sie es ein einziges Mal wiederholen konnte und Jeanne, bevor sie noch wusste was sie tat, sprang hinterher.

Die Luft presste in ihr Gesicht, rauschte ihr in den Ohren und zog an ihren Haaren und Jeanne fiel zwischen Himmel und Meer. In der schmalen Welt zwischen zwei Tönen Blau schoss sie vom einen in Richtung des anderen und dennoch fühlte es sich nicht an wie Fallen, sondern vielmehr wie Schweben. Sie glaubte auf einem unsichtbaren Luftpolster zu liegen, ein Eindruck, den das Meer nicht lügen strafte, weil es in seiner Bläue verschwamm mit dem übrigen Blau der Welt und daher verheimlichen konnte, dass es immer näher rückte. Jeanne streckte die Arme und Beine aus und ein kräftiger Windstoß erfasste sie und drehte sie um und jetzt sah sie einen anderen Blauton und die Lichtstrahlen ihres Haares flatterten um ihr Gesicht und fassten ihren Blick ein, aber ansonsten schien alles gleich. Egal wohin sie sich wenden mochte, alles sah gleich aus. Sie fiel und im gleichen Moment stieg sie in den Himmel wie ein Vogel oder ein Blatt im Wind und alles war gleich und alles war ihr gleich. Ein weiterer Windstoß und sie begann zu taumeln und mit einem Mal waren es nicht mehr zwei am Horizont ineinander verlaufende Flächen zweier Arten Blau, sondern ein einziger Strudel einer einzigen Farbe und plötzlich stoppte ihre Bewegung und sie sah den Mann, der Lucius heißen wollte, kaum drei-

zehn Meter weiter, aber ein gutes Stück tiefer und mit Schreck stellte sie fest, dass man die Wasseroberfläche bereits gut ausmachen konnte und sie riss ihren Phasenring hervor und aktivierte ihn.

Mit einem lauten Zischen brach sie durch die Wasseroberfläche und versank in einem viel tieferen, dritten Ton von Blau ohne länger zu wissen wo oben und wo unten war. Denn warum sollte die hell gleißende Oberfläche mit ihrem Hauch von Grün und Gelb richtiger sein, als das dunkle, lichterlose Blau und letztlich Schwarz in entgegengesetzter Richtung? Sie zögerte und hielt inne, als eine Hand die ihre ergriff und sie nach oben zog.

Das Wasser spritzte und Jeanne verfolgte Bea unter Wasser, ehe ihr Kopf etliche Meter weiter wieder hervorstob und sie auf das andere Ende des Beckens zuschoss.

Die beiden waren in einer Schwimmhalle und da Bea leidenschaftlich gerne schwamm, saß Jeanne häufig an der Seite, um ihr zuzusehen und sich zu unterhalten. Hin und wieder, nicht allzu oft, gelang es Bea auch Jeanne ins Wasser zu holen, aber heute saß Jeanne nur da und sah zu.

Bea und Beth waren die Besten. Und Gregory sowieso. Die ersten beiden hatten ihre Drohung wahrgemacht und Gregory empfohlen Jeanne vorübergehend des Kommandos zu entheben. Dafür machte ihnen Jeanne mittlerweile keine Vorwürfe mehr. Sie hatten ja recht. Gregory hatte daraufhin Jeanne von der Brücke mit ins Besprechungszimmer gebeten und dort mit ihr gesprochen und dabei ein Maß an Verständnis für die Situation bewiesen, das sie schwer beeindruckt hatte. Er würde sie nicht ihres Kommandos entheben. Sie würde es ihm bloß bis zu ihrer Ankunft über *Neos* überlassen. Niemand habe etwas davon zu erfahren. Jeanne akzeptierte auf der Stelle. Nur eine Sache verlangte Gregory noch: Jeanne müsse sich bei Bea und Beth entschuldigen. Gleich jetzt. Jeanne nickte. Das hatte sie sich bereits fest vorgenommen.

Bea war mehr als erpicht darauf Jeannes Entschuldigung anzunehmen. Sie hatte die Rolle der strengen Freundin immer schon gerne Beth überlassen. Und Beth war sehr bemüht streng zu sein. Sie verlangte, dass Jeanne ihr alle ihre übrigen HB Vorräte aushändigte und versprach ihr dafür wann immer sie sie darum bäte, ihr eine „angemessene" Dosis zu verabreichen. Jeanne wusste, das war das härteste an Kompromiss, das sich Beth abverlangen konnte. Sie würde sich wohl damit beruhigen, dass sie Jeanne nur noch durch *Neos* bringen müsse und sie sie dann auf der *Erde* augenblicklich in Behandlung schicken könne. Bis dahin hoffte sie wohl, dass es Jeanne durch die neue Unannehmlichkeit klar würde, wie viel sie konsumierte und das sie sich zu sehr darauf verließe, um das grauenvolle Wort Abhängigkeit nicht verwenden zu müssen. Jeanne akzeptierte bereitwillig, überreichte ihr zwei von ihren letzten drei Fläschchen HB und versprach, dass das alle seien. Beth war klug genug keine Konsequenzen anzudrohen, sollte Jeanne sie darüber belügen.

Bea raste auf die gegenüberliegende Beckenwand zu, schlug ab und kam grinsend und viel gemächlicher zurückgeschwommen. Es war, als hätte es ihre Auseinandersetzung gar nicht gegeben.

„Respekt", sagte Jeanne, der die bedeutsame Aufgabe zukam Beas Technik zu kontrollieren, obwohl Bea ohnehin die Wiederholung aller Dinge, die auf diesem *Layer* passierten, später oder gleich jetzt nochmal ansehen konnte.

„Hihi", machte Bea, als wäre es ihr peinlich wie gut sie mittlerweile war. Sie verglich ihre Form und Ausführung nicht etwa mit anderen Laien, sondern mit Olympioniken und Weltmeistern und war, wenn auch nicht so schnell, zumindest in ihren Bewegungen nahe dran sie perfekt zu imitieren.

Sie kam zurückgeschwommen und stützte die Ellenbogen direkt vor Jeannes Füßen auf den Beckenrand.

„Also Potter ist ein Arschloch“, setzte sie dort fort, wo sie ihr Gespräch unterbrochen hatte, um eine Länge zu schwimmen, „aber du bist ja trotzdem noch auf Gold gestoßen. Mensch, du hast aber auch alles Glück“, sagte sie mit einem Zwinkern und schlug mit den Beinen, um fast waagrecht und rücklings im Wasser zu liegen.

„So, findest du?“, sagte Jeanne. „Du, Potter begrüßt dich garantiert sehr gerne auf seiner kleinen, romantischen Terrasse. Im richtigen, möglichst knappen Kleid ist das gar kein Problem. Davon hast du doch eh genug. Ja, mach das doch und danach sag’ mir noch einmal, dass ich alles Glück habe.“

„Na, aber hör mal“, sagte Bea, „du würdest es ja gar nicht aushalten, wenn es unter deinen Verehrern keine Flaschen gäbe.“ Sie zog sich mit einem Mal aus dem Wasser, so schnell, dass sogar Jeanne einige Spritzer abbekam, obwohl sie rasch die Beine angezogen hatte, und setzte sich triefnass neben Jeanne.

„Ich würde es bevorzugen, wenn du mich nicht jedes Mal so nass machtest, als sei ich selbst geschwommen.“

Aber Bea ignorierte das und grinste verschwörerisch. „Also“, sagte sie und Jeanne wiederholte es, als hätte sie keine Ahnung, was nun kommen mochte.

„Also, *Lucius*“, sagte Bea.

„Ja“, machte Jeanne und versuchte nicht ebenfalls breit zu Grinsen, doch das war schwer, wenn Bea so wissend schaute und sie versagte ziemlich schnell. „Ja“, sagte sie noch einmal, „so habe ich das verstanden. Aber es war auch ziemlich laut und danach hatte ich keine Möglichkeit mehr, den Namen zu verwenden.“

„Weil ihr euch hoffnungslos verliebt in den Bettlaken gewälzt habt“, erklärte Bea, als würde sie damit Fakten schaffen.

„Oh ja, jetzt wo du es sagst“, sagte Jeanne und nickte, als könnte sie sich plötzlich daran erinnern, „oder Moment mal, nein!“ Dann rückte sie ein Stück von Bea ab, denn das

ablaufende Wasser kroch auf der gefliesten Bank zu ihr herüber, aber Bea durchschaute das Ablenkungsmanöver und rückte unaufhaltsam hinterher.

„Du weißt schon, dass ich einen Grund habe von dir abzurücken?“, sagte Jeanne.

„Ja“, sagte Bea fröhlich, „du magst ihn!“

„Ich glaube das Chlor hat deine Birne vernebelt.“

„Ja-ha!“, rief Bea.

„Sag mal“, meinte Jeanne, „würdest du eigentlich aufhören, mich mit jedem daherkommenden Mann zusammenzuwerfen, wenn ich mir mal einen ausgesucht hätte?“

Bea schien zu überlegen. „Na klar!“, sagte sie und fing an ihr Haar auszuwinden.

„Lügnerin“, sagte Jeanne.

„Nein! Ganz im Ernst. Wenn du jetzt eine Militärfamilie mit dem Commodore aufmachst, dann bist du meine ganzen Kuppelversuche los. Natürlich darfst du dich dann auf wöchentliche Doppeldates einstellen und ich bin selbstverständlich die Patin deines ersten Kindes und wenn Beth noch so flucht und zetert.“

„Ähm, na lass mal, so Ernst ist mir das mit der Familie dann doch nicht.“

„Aber denk an die hübschen Kinderchen, die da aus dir rauspurzeln würden“, erinnerte Bea, schnappte sich eines ihrer beiden Badetücher und trocknete sich damit ab.

„Fürs Erste bin ich ganz zufrieden ohne purzeln, vielen Dank. Was?“, prustete Jeanne, als Bea ihr einen musternden Blick zuwarf.

„Nichts“, sagte sie unschuldig und rubbelte sich die Haare trocken. Da es sich nur um einen *Layer* handelte war ihre Frisur nicht wirklich in Gefahr.

„Hast du es dir mittlerweile aus dem Kopf geschlagen, dass *Neos* deine Aufgabe ist?“, sagte sie dann mit wilder Mähne.

„Es war nie meine Aufgabe, sondern unsere.“

„Jaja“, sagte Bea, „nur machst du aus unseren Aufgaben immer nur deine. Du gibst dir doch die ganze Schuld für das *Ilius* Fiasko, egal wie oft dir alle, Beth, Greg, ich, dir sagen du hast alles richtig gemacht. Von deiner Warte aus gibt es nichts, das du hättest besser machen können.“

„Lass gut sein, Bea“, sagte Jeanne, denn dieses Gespräch hatten sie über Wochen Tag für Tag geführt. Bea hätte sich damit abzufinden, dass es offensichtlich in Jeannes Natur lag, sich darüber Vorwürfe zu machen.

„Eine Sache noch“, beharrte Bea, „selbst wenn du dir die Schuld gibst, oder sagen wir sogar, du hättest die Schuld, selbst dann kannst du es auf *Neos* nicht wiedergutmachen. Klar?“

Das war ein Punkt, über den war sich Jeanne nicht so ganz sicher.

„Wir sind bis auf sieben Stunden an Neos herangekommen“, berichtete Kommunikations-Motwani.
Jeanne seufzte vor Erleichterung.

„Commander Yagami. Takeshi, ich bitte Sie: Tun Sie’s!“
Mit einem breiten Grinsen und Wasserflasche am Gürtel verschwand er ihm Aufzug. Darauf war er seit Tagen spitz.

Jeanne überlegte noch einen Augenblick, ob sie Captain Potter eine Abschiedsnachricht hinterlassen sollte, seufzte bei der Vorstellung seines unverständigen Gesichts, entschied sich dann aber dagegen. Captain Pablo Potter von der *Sapphire* hatte genug von ihrer Lebenszeit usurpiert und Schadenfreude genoss man besser nur in Maßen. Stattdessen setzte sie sich munter vor sich hin grinsend in ihren Stuhl und ließ ihre Offiziere die vereinbarten Handgriffe erledigen.

Es hatte seine guten Seiten Callahan die Brücke zu überlassen. Er überwachte die Vorbereitungen und gab alle nötigen Befehle und Jeanne hätte sich locker entspannt zurücklehnen können und alles nur beobachten, wäre sie dazu nicht zu aufgeregt gewesen. In Gedanken zählte sie

wie lange Takeshi noch bis zum Maschinenraum brauchen würde. Als er dort angekommen sein musste, zählte sie, wie lange er wohl am Terminal hantierte. Sie stellte sich vor wie er Eingaben in Hologramme tätigte, deren Layout er in tausenden Stunden so sehr verinnerlicht hatte, dass er gar nicht hinsehen musste, um die nuklearen Abläufe zu kontrollieren. Antriebs-Hirvonen und System-Jijian hatten keinen Grund darüber beschämt zu sein, dass es der eigentlich fachfremde Takeshi war, der die Aktion durchführte. Die beiden verfolgten die Abläufe und standen bereit Hilfe zu leisten, wenn Takeshi sie bräuchte. Er brauchte sie nicht.

Es kostete Takeshi exakt zweihundertneunzehnundsieben Sekunden, dann erschien sein freudestrahlendes Gesicht auf der Brücke, wie ein Kind, welches sich einen vorzüglichen Scherz erlaubt hat und nun die Reaktionen der Erwachsenen genießen würde. „Also ich bin bereit“, erklärte er feixend.

Jeanne sah einmal durch die Reihen ihrer Offiziere, dann zu Callahan, der bestätigend nickte und dann zurück zu Takeshi. „Los geht's!“, befahl Callahan.

„Sie wollen sich wohl festhalten“, warnte Takeshi und bestätigte seine letzte Eingabe.

Ein gewaltiger Knall riss an ihren Ohren und das Schiff wurde wild nach vorne geschleudert.

„Antrieb erfolgreich überladen!“, schrie System-Jijian über die Sirene hinweg, die Roten Alarm verkündete, allerdings in der Karaokeversion, da Lauras Ansage fehlte. „Alle Sensoren und Kommunikationsverbindungen sind tot“, bestätigte Kommunikations-Motwani.

Jeanne rappelte sich rasch auf, denn es hatte sie trotz Takeshis Warnung rettungslos aus dem Stuhl gefegt. Sie hätte gerne weiter die Ausführung der Abläufe überwacht, alle ihre Offiziere arbeiteten nun emsigst an einem Wust an Anweisungen, doch das *UniNet* war lahmgelegt und so konnte sie sich bloß auf Yagami, Sicherheits-Medici, Au-

ßeneinsatz-Rao, System-Jijian und Antriebs-Hirvonen verlassen, die damit beschäftig waren, die Systeme wieder unter Kontrolle zu bekommen, Laura wieder mit dem System zu verbinden und die fremden Soldaten, die sich an Bord befanden, kaltzustellen.

Die Aufzugstür wurde beständig von drei Leuten und ihren Handfeuerwaffen überwacht, die Sicherheits-Medici irgendwie vor Potters Leuten verstecken hatte können, was Jeanne sehr freute. Jeder erfolgreiche Schlag gegen Potters kurzes, aber schauriges Regime war ein Hieb für die Freiheit! Jeanne zählte erneut die Sekunden in diesem nun plötzlich Klaustrophobie auslösenden Ambiente, denn die Brücke war jetzt ein geschlossener, informationsleerer Raum, die Wände nackt und ohne den Blick in die Sterne und ohne der üblichen Überzahl an Hologrammen wirkte sie klein und eng.

Jeanne zählte. Sechszehn, hundertzweizehn, hundertachtzehn, zweihundertvierzehn. Dann war es vorüber. Der Weltraum spannte sich über, unter und um ihnen auf, Hologramme überschwemmten den Raum, Zahlen schwebten allernorts und in drei Reihen hintereinander.

„Alle essentiellen Systemkomponenten sind wieder online und unter Kontrolle. Nur die externen Kommunikationswege sind nach wie vor unbenutzbar“, teilte ein sichtlich zufriedener Commander Yagami vom Maschinendeck mit. Aufklärungs-Feng konnte bloß zustimmen.

„Laura ist wieder vernetzt“, erklärte System-Jijian, ehe diese neben Jeanne auf der Brücke erschien, um seine Worte zu bestätigen.

„Wie sieht’s mit Rao aus?“, fragte Callahan.

„Feuergefecht auf Ebene 5 der Unterhaltungsdecks!“, berichtete Sicherheits-Medici, der sich den Trupps der beiden anderen Offiziere von einer anderen Seite angenähert hatte und eben hinter einer Balustrade Deckung suchte. „Wir haben sie eingekesselt. Aber harte Gegenwehr. Kein Problem. Sind weit in der Überzahl.“

„Wann ist der Antrieb wieder funktionstüchtig?“, wollte Callahan von Antriebs-Hirvonen wissen. Jeanne dachte er würde ein hervorragender Captain.

„Vollständig wohl gar nicht mehr“, sagte er und studierte alle Zahlen. „Wir haben fast die Hälfte der Teilchenemitter verloren und können mit viel Glück auf vielleicht siebenzehn Prozent Leistung hoffen.“

„Gut, trennen Sie uns vom Feindschiff“, befahl er Navigations-Rōdling.

Rōdling sah fragend zu Jeanne: „Das wird die Schleuse abreißen-“

„Los!“, rief Callahan.

Ein Ruck ging durch das Schiff, als ihr Navigationschef keine weitere Sekunde gezögert hatte, dann waren sie wieder physikalisch von der *Sapphire* getrennt.
Jeanne hätte gutes Geld bezahlt, um Potters Gesicht zu sehen, wenn ihm nun jemand den Verlauf der Ereignisse schilderte.

Callahan befahl Rōdling: „Geben Sie alles“.

Ein bisher ungekanntes Vibrieren erfasste das Schiff, als der Antrieb hochlief.

„Muss ich mir Sorgen machen?“, rief Jeanne über das Getöse hinweg und ließ sich zurück in ihren Stuhl fallen, um dem wackligen Boden zu entkommen.

Einen Moment wirkte es, als würde die *Sleeping Beauty* im Dreck stecken, dann verschwand die Vibration und sie entfernten sich eilige Lichtjahre von der *Sapphire*.

„Bringen Sie die Sensoren in Ordnung. Wir müssen wissen, wie weit die Flotte bereits vorgerückt ist!“, befahl Callahan Kommunikations-Feng.

„Schön dich wieder hier zu haben, Laura“, grüßte Jeanne.

„Ja“, sagte Laura und schaute einen halben Meter an Jeanne vorbei, offensichtlich waren ihre Systeme noch nicht ganz zurück, „du glaubst nicht wie ungewohnt das alles für mich war. All das ganze reale, echte Essen! Warum

muss ich auch auf einem Schiff dienen, dem man notorisch den Urlaub verbietet."

Da sitzen wir wortwörtlich im selben Boot, wollte Jeanne antworten, doch Sicherheits-Medicis Kopf poppte auf und erklärte: „Commander Rao meldet, dass alle Eindringlinge ausgeschaltet sind."

„Geben Sie mir Bescheid, wenn sie eine ergiebige Liste aller Schäden haben!", bat Callahan. Jeanne dachte, sie könne sich durchaus daran gewöhnen zwischendurch die Beine zu strecken.

Jeannes Anspannung, ob der Durchführung ihres Planes, von ihr aus auch Novàks mit seinem kleinen Sender, gab nun rasch dem Vergnügen nach, Pablo Potter entkommen zu sein, kurze Augenblicke, die es wert waren genossen zu werden, ehe sie in jene, mit Sicherheit viel schlimmere Angst übergehen würde, welche sie beim Gedanken an die bevorstehende Entscheidung über die Zukunft *Neos* befiel.
Mehr als zehnzwei Millionen Menschen: Ihr Schicksal hing nun am seidenen Faden, getragen von einigen Wenigen.

Einer davon war ein Agent mit der gegenwärtigen Identität eines fiktiven Commodores mit Namen Novàk, der sich zu dieser Zeit tief in den Eingeweiden eines neoschen Zerstörers befand, der *Sapphire*, die aufgrund heftiger Schäden an der Außenhülle und an den Sensoren auch ohne fette Beute den direkten Kurs auf ihren Heimathafen angelegt hatte und ihren vor Zorn rauchenden Kapitän dorthin davontrug.

Der Schaden an der *Sleeping Beauty* beschränkte sich im Wesentlichen auf den teilweisen Ausfall des Antriebs und der zerstörten linken Docking-Schleusen. Im Fall des Falles wäre sie voll kampfbereit. Jeanne schlug vor direkten Kurs auf das *Solaris*-System zu nehmen, sich dabei vollends bewusst, dass sie den hochmilitarisierten *Siegfried*-Sektor kurz schneiden würden. Callahan befahl es. Jeannes Hoff-

nung war es im sicheren Funkraum *Solaris'*, Position und Kurs von Admiral Petrovs Konvoi herauszubekommen und ihm sich anzuschließen und hoffentlich bei ihrem Eintreffen über *Neos* ein, durch Novàks Eingreifen, verhandlungsbereites Klima vorzufinden. Darüber hinaus empfahl Jeanne Gelben Alarm, da sie mit Gegenwehr im *Siegfried*-System zu rechnen hatten. Und Callahan befahl es.

Tatsächlich drangen sie drei Stunden lang ohne Zwischenfall vor, ehe sie einen Funkspruch erhielten. Dieser stammte jedoch nicht von Schiffen aus *Neos*, noch war es ein Funkspruch der *Serenade*, Petrovs Schiff.

„UPMC-2184-3001", las Aufklärungs-Feng die Kennung des Schiffes vor, „das ist die *Juggernaut*!", rief er überrascht in den Raum. „Das ist Admiral Manns Schiff!"

Jeanne spürte wie sich etwas sehr, sehr fest um ihre eben gefasste Hoffnung schloss und anstalten machte, sehr, sehr kraftvoll zuzudrücken. Sie riss an ihrem Ohr, dem ein Stück fehlte. Musste ein bloßer Zufall sein! Das war Petrovs Zuständigkeit. Mann gehörte der Westen, nicht der Osten. Wenn er es war, der sich um *Neos* kümmern würde …

Admiral Mann hatte einen besonderen Ruf: Er habe noch nie einen Konflikt verloren, ob in Worten oder Taten. Allerdings gab es auch keine Konflikte in seiner Bilanz, bei denen es nur bei Worten geblieben war. Er hatte auch einen ganz netten Spitznamen.

„Stellen Sie durch", forderte sie und kletterte aus ihrem Sessel. Alle eben noch so bereitwillig verfügbare Energie schien ihr von einer Sekunde auf die nächste entflohen.

Eine feiste Frau, mit strengen Zügen und sonnengegerbter Haut materialisierte sich vor ihr. Beide salutierten.

„Piedra Maria Beatriz, Captain der *Juggernaut*", stellte sich die Frau vor und Jeanne erwiderte die Höflichkeit. Sie war froh, dass Piedra Maria Beatriz ebenfalls sehr finster

dreinblickte und sie sich daher nicht um ein Lächeln bemühen musste.

„Wie kann ich Ihnen helfen, Captain?“, fragte Jeanne, „ehrlich gesagt wundere ich mich, Sie hier anzutreffen. Ist das hier nicht Admiral Petrovs Zuständigkeit?“ Es schwang sehr viel Hoffnung in diesem Satz. Hoffnung, die nicht lange vorhalten durfte, denn …

„Admiral Petrov wird anderweitig eingesetzt“, bemerkte Beatriz knapp, „Admiral Mann wurde mit *Neos* beauftragt.“

Jeanne spürte wie sich die Luftverdichtung auf ihrer Brücke, die mit Kommunikations-Motwanis Erklärung, er habe hier einen Funkspruch der *Juggernaut*, etabliert hatte, löste. Jetzt herrschte frostige Kälte.

Jeanne wollte nachfragen, wieso ausgerechnet Mann, aber Beatriz ließ ihr keine Luft dazu und setzte fort: „Sie werden sich unserer Flotte auf ausdrücklichen Wunsch des Admirals für die Dauer der Operation anschließen“, erklärte sie, „meine Navigationsoffizierin wird Ihnen Rendezvous-Punkt und –Zeit übermitteln. Heute Abend gibt es an Bord der *Juggernaut* eine Gala, Admiral Mann erwartet Sie.“ Nicht nur, aber unter anderem auch den letzten Part hatte sie auf eine Art und Weise vorgetragen, die klarmachte, dass es sich nicht um eine Bitte handelte.

Jeanne senkte den Kopf leicht, um Verständnis anzudeuten, wo eigentlich keines war. Callahan hinter ihr verzog unmerklich das Gesicht.

„Ich habe verstanden“, sagte sie und Beatriz machte Anstalten zu verschwinden, doch eben so erwischte Jeanne sie noch mit der Frage: „Darf ich den Anlass für die Gala heute erfahren?“

Beatriz blickte sie an, als verstünde sie die Frage nicht, oder als wäre die Frage lächerlich. „Was meinen Sie? Der Anlass ist die Besetzung *Neos*! Ich sehe Sie später!“ Damit war sie verschwunden.

„Reizend“, befand Callahan, kam an ihre Seite und musterte Jeanne.

Jeanne zog wieder an ihrem Ohrläppchen. Mit Mann hatte sie im Traum nicht gerechnet.

„Ich hoffe, Sie haben heute Abend noch nichts vor, Commander“, sagte sie, „ich gehe da nicht alleine hin.“

„Das hätte ich auch nicht zugelassen. Aber wenn es Sie tröstet, sobald wir die *Juggernaut* erreichen, gehört Ihnen wieder die Brücke.“

Die Frage, die sich Jeanne dazu stellte war: Für wie lange?

Ach, Admiral Manns Spitzname? Der Marodeur.

Die *Sleeping Beauty* erreichte die Flotte etwa 15 Minuten später. Jeanne saß gedankenverloren und ausgelaugt in ihrem Stuhl und Callahan traf derweil allerlei Vorbereitungen für den Kampfeinsatz, ordnete Übungen an, ließ die Sicherheitsbereiche überprüfen und die Maschinen testen. Takeshi Yagami, Johnathan Williams und Beatriz Costa taten ihr Äußerstes, sogar zusammenarbeiten, um Antriebs-Hirvonen zu helfen den Antrieb zu flicken.

Jeannes ganze Hoffnung lag nun bei jenem *UPA* Agenten, der in ihr so widersprüchliche Gefühle ausgelöst hatte, der aber gleichzeitig das Vertrauen Nielsons genoss und das mochte in ihrer Auffassung sehr viel aufwiegen, selbst die Überzeugung ihres Ersten Offiziers, dass der Mann nicht ganz sauber sei.

„Wir treten in das Kraftfeld der Flotte ein, Captain!“, erklärte Aufklärungs-Feng irgendwann und riss sie aus ihren Gedanken.

„Geschwindigkeit fällt unter Licht!“

„Eingliedern“, sagte Jeanne ohne rechten Nachdruck aber mit deutlich wahrnehmbarer Erschöpfung. Der Blick auf die vor ihnen auftauchende Flotte hatte wenig Erbauliches.

„Sind das hammerviele Schiffe“, sagte das Hologramm mit John Williams darin. „So viele Schiffe habe ich noch nie auf einem Haufen gesehen.“

„Das ist die neue Flottengröße A“, erklärte Takeshis Hologramm, offenbar in einem Wartungsschacht steckend und dort mit Werkzeug hantierend, denn sein Kopf lag in der Waagerechten. „In der ganzen *Neos*-Sache ziemlich untergegangen“, Metall schlug auf Metall, als er irgendwas festschraubte, oder vielleicht war auch seine metallene Wasserflasche angestoßen, „aber der Senat hat eine neue Flottenorganisation durchgewunken. Das machst du vollkommen falsch, Bea, sag mal, hat man dir nicht beigebracht mit einem Schraubenschlüssel umzugehen?“

„Oho!“, rief sie aus einem Kabelgewirr, in dem sie hantierte, „wie war das?“, sagte sie zuckersüß, um dann besonders drohend zu ergänzen: „Ich zeige dir gleich, was ich mit einem Schraubenschlüssel alles kann!“

Callahan drehte die Lautstärke ihres Kanals zurück, um den beiden ein wenig Privatsphäre für ihre Zärtlichkeiten zu gönnen und Jeanne blickte finster drein.

„Wenn Takeshi Recht hat, dann sind das hier mindestens drei Träger, vier Kreuzer, drei bis fünf Zerstörer, dreizehnsechs Fregatten, vierzehnacht Kleine Kreuzer, zehnzwei Große Bomber, zweitausend Jäger, hundertzweizehn Kleine Bomber, zweihundert Aufklärer und dreizehnsechs Militärtransporter“, las Aufklärungs-Feng aus der *UniPedia* ab.

Betretenes Schweigen trat ein. Üblicherweise hatte Takeshi Recht. Jeder wusste, dass *Neos* keine Chance haben würde und doch hatten sie alle die ungetrübte Siegessicherheit der Besatzung der *Sapphire* gesehen, und in Jeannes Fall, darunter gelitten. Jeanne konnte die offene Frage im Raum förmlich spüren: Wozu hatten sie diesen ganzen Firlefanz eigentlich mitgemacht, wenn der Senat so darauf aus zu sein schien, *Neos* rückstandslos zu tilgen.

„Je größer die Flotte, desto besser“, erklärte Jeanne, um diese Gedanken zu zerstreuen, vor allem bei sich selbst. „Die neosche Flotte wird sich so oder so nicht kampflos ergeben und wenn wir sie schnell ausschalten können, reduzieren wir die Gefahr für den Planeten.“

Sie verließ die Brücke und ging in ihr Quartier, um ihren Wissenstand in Sachen Admiral Mann noch einmal auf Lücken und wichtige Details abzuklopfen. Außerdem griff sie nach ihrer Multispritze und verpasste sich eine Dosis Energie. Anders würde sie diesen Abend nicht überstehen. Vor allem nicht nach diesem Potter und die Erwartung Mann zu treffen machte sie so nervös, dass ihr fast übel wurde. Zumindest dachte sie, dass müsse der Grund dafür sein.

Um zehnneun Uhr holte ein Shuttle von der *Juggernaut* Jeanne und Callahan ab. Callahan hatte sich eine forsche Abfuhr eingehandelt, als er vorschlug, mit einem eigenen überzusetzen.

„Alle fremden Flugobjekte werden abgeschossen!“, wurde er angeschnauzt.

„Ziemlich rabiates Vorgehen“, befand Callahan, als er mit seiner Chefin im Shuttle saß. Jeanne blickte hinab auf das hell erleuchtete Flaggschiff mit seinen unzähligen Lackschichten, die auf die unendliche Anzahl an Erweiterungen und Anbauten hinwiesen, die das Schiff seit seiner In-Dienst-Stellung 2202 durchgemacht hatte. In der Flotte war es vielen auch als „Frankensteins Monster“ bekannt und es hieß, es gebe kaum drei Bauteile daran, die noch original mit vom Stapel liefen. Das ganze erinnerte sie auf unangenehme Weise an die *Titan*, die zentrale Station im *Ilius* Sektor.

„Da unten sind jetzt die oberen achtzehn Prozent des Militärs versammelt“, sagte Jeanne, ohne ihren Blick von der *Juggernaut* abzuwenden. „Ein lohnendes Ziel für einen Anschlag.“

Dieser Eindruck wurde an Bord weiter verstärkt. Im Hangar standen an allen vier Wänden, über die gesamte Länge, Soldaten aufgestellt. Im Kampfpanzer. Mit schwerer Bewaffnung. In drei Reihen. Zwei weitere Reihen angeschlagener Waffen mit Soldaten dran begrenzten den Weg zur Tür so, dass es unmöglich für sie gewesen wäre, vom vorgeschriebenen Weg nur einen Meter abzuweichen. Am Ende der Soldatentrasse wurden sie von einer Unteroffizierin und weiteren acht Soldaten in Empfang genommen und abgeführt wie Schwerverbrecher bei einer Überführung.

Callahan tauschte ernste Blicke mit seiner Kapitänin, aber er schien es nicht zu wagen ihr etwas übers *UniNet* zukommen zu lassen. Jeanne ließ sich nichts anmerken, war aber auch viel zu sehr damit beschäftigt sich nicht zu übergeben, denn ihre Übelkeit war noch beträchtlich gewachsen. Ihr stand der Schweiß auf der Stirn und ihr linker Arm wollte sie offenbar töten, oder war im Inbegriff, das nächste Körperteil zu werden, welches sich gegen einen Verbleib in ihrem Assemble an Gliedmaßen entschied.

Die *Juggernaut* war ein einzigartiges Schiff. Jedes gute Schiff hatte sein, es ihm eigene Wesen, eine Essenz, vielleicht eine Seele. Die *Juggernaut* war nicht schön, weder von außen noch von innen und ihr fehlte die der *Sleeping Beauty* intrinsische Eleganz völlig. Sie hatte auch nicht die rohe Kraft, wie Petrovs *Serenade* oder die ausgeklügelte Gewitztheit von Admiral Aziz' Schiff, der *Perpetuum Mobile*. Die *Juggernaut* hatte etwas Undurchsichtiges, etwas immer Unbekanntes, etwas Falsches. Jeanne hatte den Eindruck, das Schiff gebe sich als etwas aus, das es nicht war, um alle zu täuschen und daraus seinen Vorteil zu ziehen. Dazu die ewige Metamorphose, das ständige Erweitern und Umbauen, Ummodellieren, Modifizieren, Abändern. Jeanne hätte nicht auf diesem Schiff leben

wollen und Callahan schien Ähnliches durch den Kopf zu gehen.

Die Unteroffizierin führte sie auf einem stählernen Steg, mit offenem Geländer zu beiden Seiten, über eine gewaltige Halle, in der zehntausende Soldaten exerzierten, Übungen abhielten, Panzer und andere Landungsfahrzeuge ausgestellt, gepflegt und geprüft wurden. Die Luft war erfüllt mit geschrieenen Befehlen, mit Motorengeräusch und mit Fußgetrampel. Es war so laut, dass man das Scheppern des Stahlgitters zu den eigenen Füßen kaum hören konnte, obwohl Jeanne fühlte, dass sie unter ihnen scheppern mussten.

„Das ist wohl der Hintereingang?“, kam es von Callahan, nun doch über Funk, anders hätte sie ihn auch kaum verstanden.

„Ich arbeite dran uns das nächste Mal über den roten Teppich reinzubringen“, gab Jeanne zurück und zwinkerte ihm unter großer Anstrengung zu. Dann wischte sie sich die Stirn. Sie hatte Mist gebaut. Sie wusste es. Das HB hatte ihr nicht den Kick verpasst, denn sie zu brauchen glaubte. Da hatte sie sich eine zweite Dosis verabreicht, aber auch das hatte nicht viel geändert und beim Versuch eine dritte in die Spritze zu ziehen hatte sie den Rest verschüttet. Also hatte sie sich etwas von dem anderen Zeug injiziert und es in Ermangelung von Erfahrungswerten gleich dosiert. Das war ein Fehler gewesen, das spürte sie mit jedem Pochen ihres Herzes. Sie wischte sich die Stirn und glaubte, man müsse ihre Brust mit ihrem Herzschlag pulsieren sehen.

Endlich erreichten sie das Ende der langen Halle, traten durch eine große, breite Schiebetür und der Lärm verstummte.

Die Offizierin entschuldigte sich für diesen Umweg, aber man habe so viele Gäste und in den meisten Hangars stapelten sich die Kampfschiffe. Jeanne beruhigte sie, es wäre alles in Ordnung, sie habe Verständnis, und dann

erreichten sie die große Vorhalle, die zum Empfangsdeck führte.

„Geht's dir gut, Jeanne?", fragte Gregory und musterte skeptisch ihr glänzendes Gesicht.

„Ging schonmal besser", sagte sie matt, „aber kein Grund zur Sorge. Ich bin nur etwas nervös."

Bereits durch das hohe Eingangstor erkannte man den großen Aufwand, den man hier betrieben hatte. Goldgelbes Licht strahlte aus der Halle in der sich zweitausend, dreitausend oder noch mehr Menschen in schwarzen Uniformen tummelten. Es waren auch erstaunlich viele weiße Jacketts darunter.

„Ich muss Sie um ihre Degen bitten", sagte ein Hüne, ebenfalls in Galauniform und an der Pforte stehend.

„Selbstverständlich", sagte Jeanne und löste den ihren von ihrer Hüfte. Der Wachtposten nahm ihn und steckte ihn in eine Vorrichtung, eine Art langer Schirmständer. Kaum war der Degen darin bis zum Heft verschwunden, da tauchte knapp darüber für einen Moment Jeannes Name auf.

Der Mann wandte sich überrascht ihr zu. Und er schien nicht nur überrascht.

„Probleme?", fragte Callahan misstrauisch.

„Selbstverständlich nicht", erwiderte der Mann und ohne seine Augen von Jeanne zu lassen, verstaute er auch Callahans Zeremonialwaffe. Er bedeutete mit der Hand sie möchten eintreten und wandte sich an die nach Jeanne und Callahan Hinzugekommenen. Seine Kollegen und Kolleginnen an der Pforte ließen sie durch und der Lärm hunderter Unterhaltungen schwappte über sie hinweg.

„Was war das denn eben?", fragte Callahan übers Netz.

„*Ilius*", antwortete Jeanne knapp und nahm dankend ein Schampusglas, das ihr angeboten wurde. „Von der Art seiner Sprache stammt der Mann aus *Ilius*." Sie dachte kurz an den Bericht im *Daily Titan*, aber ihr Befinden war bereits so schlecht, dass die Erinnerung nicht mehr viel

bei- oder eher abtragen konnte. Als ob die Welt das wüsste und meinte, es trotzdem probieren zu müssen, sie doch noch weiter hinunterzuziehen, hörte sie eine kräftige Stimme, in der viel Autorität mitschwang und die ihre stummen Worte übertönte.

„Captain Lavie!“, sagte die Stimme, „wie schön Sie wieder zu sehen!“

Jeanne erwiderte etwas Höfliches, trat aber nur widerwillig näher. Schönheit lag im Auge des Betrachters … Was war es bloß mit diesen fürchterlichen Vorgesetzten, die sich um sie scharten wie die Motten ums Licht und die nicht bemerkten, wie dreckig es ihr damit ging? Apropos dreckig gehen … Commodore Ma stand mit fünf weiteren, weißjackettierten Männern wenige Meter weiter und winkte sie heran. Widerstand schien unmöglich. Jeanne betete sie würden zumindest das I-Thema unerwähnt lassen.

„Meine Herren, darf ich vorstellen, Captain Jeanne Lavie, die Heldin von *Ilius*.“ Natürlich würde sich ihre Hoffnung nicht erfüllen.

Alle Augen wandten sich ihr zu. Ma war selbst kein Admiral, aber seine Gesprächspartner waren allesamt Vice-Admiräle und stellten sich nun reihum vor, alle mit lobenden Worten und der Bitte, sie möge doch ein *wenig* Licht ins Dunkle bringen und ein *wenig* ausführen, wie sie diese Mammutaufgabe gestemmt hatte.

Da niemand Callahan Aufmerksamkeit schenkte, nutzte sie die Gelegenheit, um ihn miteinzubeziehen. „Ohne Commander Callahan und meinem übrigen, herausragenden Offiziersstab, hätte ich keinen Erfolg gehabt“, erklärte sie, in dem sinnlosen Versuch, etwas aus dem Mittelpunkt der Unterhaltung zu treten. Aber jede noch so ausgeschmückte Erwähnung von Leistungen ihrer Mannschaft wurden geflissentlich übergangen und das Gespräch wieder auf sie gerichtet.

„Da müssen Sie alleine durch, Captain!“, lachte Callahan stumm, was Jeanne ignorierte. Sie war beschäftigt genug freundlich dreinzuschauen und nicht ihrem körperlichen Befinden angemessen.

Sie erzählte dem Kreis ihres begierig zuhörenden und mit lobenden Worten um sich werfenden Publikums etwas über den *Käfig*, was sie allerdings bald bereute, da sie bald den Eindruck hatte, ihre Zuhörer würden eben jenes ausgeprägte Überlegenheitsgefühl darlegen, dass auch die Beziehungen zu *Amankan* schon immer vergiftet hatte und das nun in diesem schrecklichen Vertrag gemündet hatte. Sie gefiel sich immer noch nicht in der Rolle der erfolgreichen Heerführerin, die nun die Barbaren vorführte und jedes Lob dafür, war ein giftiger Pfeil.

Aber jäh und unerwartet wurden sie unterbrochen. Urplötzlich war die gesamte Aufmerksamkeit von Jeanne, der bisherigen Attraktion, abgewandert und richtete sich auf einen Mann, ganz in einer weißen, die ihren alle in den Schatten stellenden, Uniform. Jeanne hielt mitten im Satz inne und wandte sich wie alle dem Neuankömmling zu.

Der war nicht sehr groß, ein wenig größer nur als Jeanne, hatte ein ovales, aber sehr breites Gesicht heller Haut, eine hohe Stirn und eine markante, etwas steil abfallende Nase. Er hatte kurzes, gewelltes, nach hinten gecremtes Grauhaar und keinen Bart. Seine Augen waren himmelblau mitsamt den dazugehörigen einzelnen weißen Wölkchen, die Lippen waren schmal, das Kinn eckig und stark.

Niemand schien etwas sagen zu wollen. Alle schauten nur gebannt, oder in Jeannes Fall abwartend, auf den Admiral. Sie hatte erstaunliche Probleme das Gleichgewicht zu halten. Aber auch über diese Schwierigkeit hinweg konnte sich Jeanne seiner Aura nicht vollends entziehen. Das war er also.

„Wie schön, dass Sie zu uns gefunden haben“, sagte der Admiral nach einiger Zeit, sich voll über seine Macht über ihrer aller Aufmerksamkeit bewusst, „Captain Lavie.“

Er hatte eine sehr melodische, ruhige und tiefe Stimme. Eine Stimme, die uneingeschränkte Kontrolle verlangte und keinen Zweifel daran ließ, dass diese auch in aller Regel entgegengebracht wurde, eine Stimme vollkommener Selbstsicherheit.

„Captain Beatriz hat uns sehr freundlich eingeladen“, erwiderte Jeanne etwas verdattert, denn so unpassend der Gedanke auch sein mochte, sie konnte nicht umhin ihn sich einzugestehen. Der Gedanke war: sollte dieser Mann Hörbücher einsprechen, sie müsste alle haben. Dann wurde ihr diesig vor den Augen und sie blinzelte angestrengt. Ihr Arm brannte höllisch, aber solange er noch irgendwie schmerzte, war sie nicht *wirklich* in Sorge. Dennoch musste sie alles tun diesen Ausflug auf die *Juggernaut* so kurz zu halten, wie möglich.

Der Admiral lachte herzhaft, was die gesamte Runde zur Heiterkeit zu verpflichten schien. „Natürlich hat sie das“, sagte er, „in ihrem gewöhnlich diplomatischen Ton, vermute ich. Diplomatischer Ton, etwas das man neuerdings vor allem Ihnen selbst nachsagt.“

Er war der erste in der Runde, der Callahan richtig anblickte. „Und das hier ist Ihr Erster Mann, Commander Callahan, richtig?“

Callahan nickte respektvoll.

„Auch von Ihnen erwarte ich noch Großes“, verkündete er, „wer würde schon“, er lächelte, als wüsste er wie sträflich die übrige Runde Callahan vernachlässigt hatte, „glauben, ein Captain alleine, könne den *Ilius*-Konflikt im Alleingang und ohne Hilfe lösen?“

Seine Augen trafen Jeannes und sie überlegte, ob er gerade mehr gesagt hatte, als man akustisch vernehmen konnte.

„Ich will Sie nicht mit Fragen zu Ihrer Arbeit auf *Ilius* quälen“, setzte er fort, „Sie müssen es allmählich leid sein, überall und von jedermann darüber ausgefragt zu werden.“ Das weißjackettierte Publikum, am lautesten Commodore Ma, stimmten ihm zu. Das wäre sicherlich eine Zumutung, sagte einer.

Mann wollte eben weitersprechen, als ihn eine dicke Hand am Arm berührte. Ungehalten wandte er den Kopf. Es war seine Kapitänin, die mit dem diplomatischen Ton, die ihn daran erinnerte, dass er eine kurze Ansprache halten wollte. Er lächelte, doch Jeanne war auf der Hut. Zwar war es nur ein winziger Bruchteil eines Augenblicks gewesen, in dem seine Züge zu Stein geworden waren, aber für ihr Auge war das Warnung genug. Sie wusste sofort, das hier war ein Mann, der gewohnt war, zu bekommen, was er wollte, ein Mann, dem man sich nicht ungestraft in den Weg stellte. Offenen Konfrontationen gegenüber würde er kein Zurückhalten kennen.

„Bitte“, sagte er mit liebenswürdigster Stimme und einer Andeutung von einem Lächeln, „ich bitte Sie, mich zu entschuldigen, vor allem Sie, Captain Lavie. Ich hoffe inständig, Sie nachher noch einmal zu sprechen.“ Den Admirälen nickte er zu, Callahan schenkte er einen kurzen Blick, dann verschwand er in Richtung Bühne.

„Was sagen Sie dazu?“, fragte Callahan nonverbal, immer interessiert an Jeannes Einschätzung einer Person.

„Ein gefährlicher Mensch“, sagte sie, unterdrückte einen Würgereiz, der aber nichts mit dem Admiral und alles mit ihrer eigenen Dummheit zu tun hatte und folgte ihm mit den Augen, die fest auf seinem Hinterkopf hafteten. Da hielt er inne, wandte sich um und fing augenblicklich ihren Blick auf, als hätte er ihre Aufmerksamkeit gespürt oder erwartet. Er lächelte, nickte noch einmal und setzte dann seinen Weg zum Podium fort. Ein gefährlicher Mensch, mit einer gefährlich verführerischen Stimme, fügte sie in Gedanken hinzu.

* * *

„Misonos Misonas, liebe Gäste, verehrte Freunde“, fing Mann an zu sprechen und sofort herrschte absolute Stille in der ganzen Halle. Er hatte dieses spezielle Etwas, dass alle Energie eines Raumes in sich konzentrierte, und wenn er sprach, dann hörte man zu, und wenn er nur gequakt hätte.

„Ich heiße Sie alle herzlich willkommen an Bord der *Juggernaut*, sowie als Teil unserer Mission, den Zusammenhalt in unserer Welt aufrecht zu erhalten. Vielen Dank für Ihr zahlreiches Erscheinen, auch“, er bedachte seine am Fuß des Podestes stehende Kapitänin, „wenn ich mir sicher bin, dass die Überredungskünste meines verehrten Captains ihren Anteil daran haben müssen, dass niemand ausgeblieben ist.“

Einige lachten in einem Tonfall, der dem Redner Recht gab.

„Wie dem auch sei, ich will den Spaß nicht lange von Ihnen fernhalten, nur zwei Dinge möchte ich, dass Sie wissen. Erstens: Sie haben sich garantiert gewundert, über die vielen Gewehre, die Sie auf dem Weg hierher gesehen haben. Dafür muss ich mich bei Ihnen entschuldigen. Die Sache ist die,“ er machte eine kurze Pause, als überlege er, wie er es formulieren sollte, „es gibt Sympathisanten für das Unabhängigkeitsbestreben *Neos'*. Ich bin mir bewusst, dass es auch unter Ihnen solche geben wird und ich respektiere das. Ich habe Respekt für Leute, die eine Meinung haben und zu ihr stehen – sofern sie wissen, wann die richtige Zeit ist, ihre Meinung zu vertreten.“

Sein Blick glitt über die vielen Militärs mit ihren Alkoholgläsern und blitzblanken Uniformen und niemand wagte es mit seinem Nachbarn zu tuscheln, um die Frage zu klären, ob das jetzt eine Warnung sei.

„Die *Neosfrage* ist geklärt“, sagte Mann, „und ich erwarte, dass jede und jeder die nötige Professionalität aufbringt auch entgegen der eigenen Auffassung Befehle

zu befolgen und das Beste für unsere Sache zu geben. Die vielen Waffen des heutigen Abends wurden uns von der Militärverwaltung aufgedrückt, ja, zu der auch ich mich zählen muss, die aber, wie Sie sehen, auch entgegen den Willen einzelner Mitglieder Entscheidungen trifft."

Vielfach breites Grinsen, meist von den Leuten, die es sich im Traum nicht vorstellen konnten, dass dieser Mann nicht immer bekam wonach im der Sinn stand.

„Um es kurz zu machen: Seien Sie wachsam. Es gibt viele Neos in unseren Reihen, übrigens ein Zeichen für die gute und wichtige Verbundenheit, aber nicht alle, ob von *Neos* selbst oder von anderswo, nicht alle wissen, wo ihre Loyalitäten zu liegen haben. Der Geheimdienst hat uns vor möglichen Anschlägen und Sabotageaktionen gewarnt. Ich erwarte, dass Sie Ihre jeweiligen Schiffe unter Kontrolle haben und sie in genau diesem Zustand halten. Ich will auch noch daran erinnern, dass es neue Regelungen zum Schutze systemkritischer Bereiche gibt …"

Jeanne kannte die neue Richtlinie, sie hatte sie empfangen, kaum hatte Captain Beatriz sie freundlich eingeladen und sie lautete: Erst schießen, dann hoffen, dass es ein Implantat gab und man die Verdächtigen befragen und eventuell wiederherstellen konnte.

„Zweitens", setzte Mann fort, „möchte ich die Gelegenheit nutzen Ihnen allen für Ihre großartige Arbeit zu danken. Namentlich nennen möchte ich Captain Mikhail Parakov und seiner Mannschaft für den reibungslosen Versorgungsdienst des *Mar*-Sektors über zehndrei Monate!"

Höflicher Applaus brandete auf.

„So wie die Sache liegt hat man es ganze zwei Wochen ohne Sie durchgehalten."

Etliche lachten. Der Sektor machte seit seiner Begründung vor knapp einem Jahr nur Probleme und das schien sich nicht ändern zu wollen, denn er war nun seit etlichen Tagen nicht mehr erreichbar, wie Jeanne den Nachrichten

entnommen hatte, nachdem sie die *Ilius* Berichte neuerdings immer übersprungen hatte.

„Captain Alessandro Parasol und seiner Besatzung für die Unterstützung von *Civilization* im *Aida*-Sektor. Und selbstverständlich Captain Jeanne Lavie und Ihrer Unterstützung, für die Erschließung des *Ilius*-Systems."

Beifall und Mann hob sein Glas. Dann schwappte wieder die Lautstärke unzähliger Gespräche und der Musik über sie hinweg.

Jeanne und Callahan sahen sich an. Jeannes Schläfrigkeit schlug von Neuem wie eine Woge über ihr zusammen und ihr Arm fühlte sich an, als würde jemand beständig heißes Wachs darauf tropfen.

„Erstaunlich, dass uns niemand über die Sabotagegefahr informiert hat", stellte Callahan akustisch vernehmbar fest.

Jeanne nickte nachdenklich.

„Sie haben heute sehr kleine Augen, Captain", sagte Callahan, „soll ich mich nach einem Bett für Sie erkundigen?"

Jeanne schnitt eine Grimasse. „Zu reizend", bedankte sie sich. Dann musterte sie ihren Ersten Offizier nachdenklich. Sie hatte das Gefühl sie müsse sich mittlerweile täglich bei ihm entschuldigen, aber da war noch eine, auf die er bisher noch hatte warten müssen. „Es tut mir leid was ich vorm *Zeitkontinuum* gesagt habe, Greg."

Callahan lachte. „Das fällt dir jetzt ein?", sagte er und wischte mit der Hand durch den Raum um auf das Ambiente hinzuweisen. „Lass mal, Jeanne, alles in Ordnung."

„Nein", begann Jeanne, „ich hätte-"

Aber was sie hätte erfuhr Callahan nicht, denn eine junge, weibliche Stimme zu ihrer Linken unterbrach sie ungeniert.

„Ja bitte?", fragte sie die Offizierin, die ohne Entschuldigung ihren Namen gesagt hatte und damit ihre ganze Aufmerksamkeit beanspruchte.

„Admiral Mann wünscht Sie zu sprechen. Ich soll Sie zu ihm bringen."

Callahan zog die Brauen hoch, Jeanne sandte ihm einen vielsagenden Blick, der in etwa sagen wollte: Das verspricht ja noch heiter zu werden. Callahan nahm ihr zügig geleertes Glas und Jeanne folgte der Frau durch einen Nebenausgang und weiter in einen Aufzug. Jeanne wischte sich mit einem Taschentuch die Stirn.

Sie fuhren einige Decks nach oben, aber es gab keine Anzeige und Jeanne war nicht im System autorisiert sich welche generieren zu lassen. Auch war sie sich sicher, dass einfaches Fragen nach dem Grund dieser Entführung von der Feier nicht viele Antworten bringen würde. Der Admiral würde sich nicht in die Karten blicken lassen.

Letztlich gelangten Sie auf eine kleinere und weniger moderne Version der Unterhaltungsdecks der Sleeping Beauty. Aufgrund des kontinuierlichen Gelben Alarms war kaum jemand hier, aber sie traten auch nur in einen weiteren Lift, fuhren nochmal durch das halbe Schiff und erreichten dann einen Raum mit nur einer einzigen Tür. Die Frau zeigte darauf und sagte: „Der Admiral wartet auf sie." Damit verschlossen sich die Aufzugstüren wieder und Jeanne war allein. Sie hielt sich nicht lange mit Nachdenken auf, was das nun zu bedeuten habe, ihr Ziel, nicht lange an Bord der *Juggernaut* zu bleiben, blieb dank ihres brennenden Arms und ihrer allgemeinen Erschöpfung stets im Bewusstsein, und so trat sie ohne lange zu fackeln schnurstracks ein.

Hinter der Tür lag der Ruheraum eines römischen Bades. Hohe Säulen, bemalte Wände, viele nackte Statuen von Heroen und Fabelwesen, Figuren von Göttern und Göttinnen. Es war warm, ein wenig zu warm für Jeannes uniformelle Umstände, aber ganz sicher perfekt für den glücklicherweise nicht vorhandenen Badebetrieb.

Sie blickte sich nach Admiral Mann um und trat dann durch den ersten Torbogen, in der Hoffnung ihn nicht nackt in einem Becken zu finden. Jeanne kam durch eine hohe, sehr warme Halle, eine ebenso große zweite, aber kühlere und dann durch einen etwas niedrigeren Gang hinaus in einen prächtigen, mediterranen Garten mit einer großen Sammlung an Zitrusfrüchten. Auch hier war keine Spur von ihrem Gastgeber, aber Jeanne empfand das fürs Erste als durchaus angenehm, denn der *Layer* war herrlich und sie lustwandelte zwischen den Gewächsen umher, sog den berauschenden Duft ein und berührte einige Früchte, die sie noch nie in der Hand gehabt hatte.

„Ein köstlicher Geruch, nicht wahr?", hörte sie die Stimme des Admirals hinter sich. Rasch wandte sie sich um und nahm Haltung an.

„Keine Sorge", lachte der Mann, „hier müssen Sie kein Zeremoniell beachten." Er trat neben Jeanne an die Staude und pflückte eine seltsame Art von Zitrone. Sie war dunkelrot und roch neben Zitrone noch nach etwas beerigem. „Hier", sagte Mann und reichte sie ihr, „riechen Sie!"

Jeanne nahm die Frucht entgegen. „Erdbeere!", stellte sie überrascht fest.

Der Mann roch an der ganzen Pflanze, wobei er die Nase genüsslich zwischen den Ästen kreisen ließ und die Luft einsog. „Ja", sagte er, „und ein Hauch von Himbeere." Er ließ ab von den Sträuchern und schaute Jeanne mit sehr neutralem Ausdruck an. Dann zeigte er Belustigung.

„Was gäbe ich dafür, der Arbeit in Ihrem Gehirn beiwohnen zu können. Da ich das nicht kann, muss ich fragen: Wollen Sie nicht wissen, weshalb Sie hier sind?"

„Warum bin ich hier, Misonos?", fragte sie.

Mann lächelte. „Ich wollte mit Ihnen sprechen", erklärte er, „denn ... Sie sind erstaunlich. Äußerst erstaunlich." Vor jedem „erstaunlich" machte er eine kurze, aber bedeutsame Pause. „Begleiten Sie mich ein Stück, Captain!"

Der Admiral ging voraus durch die in Reih und Glied aufgestellten Zitrussträucher und Jeanne erkannte eine von einem Säulendach geschützte Terrasse am Ende des Weges. Jeanne ging einen halben Schritt hinter ihrem Gastgeber, die Augen unbeirrt auf ihn gerichtet. Was genau war an ihr "erstaunlich"? Das sie den Weg bereitet hatte die Ilius zu unterjochen? Das ihr Körper sich selbst nicht leiden konnte? Das sie die Aufmerksamkeit aller dieser aufdringlichen Militärs durchstand? Das sie drauf und dran war ihrem Admiral vor die Füße zu reihern?

„Ich bin höchst interessiert an Ihnen, Captain", gab Mann bekannt und lächelte freundlich. Jeanne erwiderte den Blick des Admirals mit einem eigenen, möglichst neutralen. Jetzt zog sie aber zum Ausdruck ihrer Überraschung die Brauen hoch.

„Wie darf ich das verstehen, Misonos?"

„Sie haben nicht einmal die Militärakademie besucht und sind mit dreißzehnundeins Jahren kurz davor Commodore zu werden. Das hat es noch nie gegeben, abgesehen von einigen posthumen Ehrungen. Nicht einmal ich war vor dreizehnundrei Commodore."

Jeanne wollte etwas sagen und öffnete den Mund, schloss ihn aber sogleich wieder.

„Bitte Captain, sagen Sie frei heraus was Sie denken. Sie wollten eben einen Witz über meine Eitelkeit machen."

„Eigentlich dachte ich nur, dass Sie offenbar sehr stolz auf Ihre junge Ernennung sind", gestand Jeanne diplomatisch.

„Man muss sich vor Ihnen in Acht nehmen, Sie hören nicht auf mit einer Karriere im Militär. Bei Ihrer Diplomatiebegabung wollen Sie irgendwann Balis Posten!" Er musterte sie abschätzend und mit mehr als einem Hauch von Anerkennung. Er schwieg die letzten Meter bis zu den hölzernen Stühlen auf der schattigen Terrasse, bot ihr den einen Stuhl und setzte sich in den anderen. Dann sprach er fort, als hätte er nicht drei Minuten geschwiegen: „Sie sind

direkt als Petty Officer eingestiegen und in nur viereinhalb Jahren waren Sie Captain eines der militärisch fähigsten Schiffe der Union. Sie verstehen sicherlich, dass das mein Interesse wecken musste, alsbald ich Sie auf meinem Schirm hatte. Das ist jetzt mit Ihrem Auftrag auf *Ilius* geschehen. Ich weiß, ich sagte unten, ich wolle Sie nicht damit belästigen, aber man muss Ihnen wirklich dazu gratulieren: Gut gemacht!“ Er schaute ihr tief in die Augen. „Unglaublich gut gemacht“, sagte er und legte Bedeutung in das erste Wort. „Es fällt mir wortwörtlich schwer zu glauben, was in Ihrem Bericht steht. Ja, Sie haben unkonventionelle Mittel angewandt, ja, Sie sind gut und ja, Sie mögen auch das nötige Glück gehabt haben. Aber all das nicht zu einem Grad, dass man mit diesen Mafiastrukturen auf *Ilius* fertig würde. Bitte, sprechen Sie! Sie verkneifen sich schon wieder eine unterhaltsame Antwort!“

„Nun, ich hatte Erfolg, gibt mir das nicht recht?“, sagte Jeanne und fühlte sich sehr unwohl in ihrer Haut. Hier war der erste Mensch, der sich nicht mit ein paar hübschen kleinen Anekdoten zufrieden geben würde und das konnte bedeuten, dass sie hier in die Tiefe gehen und im Detail schildern müsste, wofür sie sich so sehr schämte. Sie massierte die Finger ihrer linken Hand.

Mann klatschte in die Hände: „Da!“, rief er, „das ist es. Sie kennen sogar meine schriftlichen Arbeiten, so gründlich bereiten Sie sich auf ein harmloses Treffen mit Ihren ranghöheren Offizieren vor.“

„Ich weiß nicht, ob man noch von einem harmlosen Treffen sprechen sollte“, entgegnete Jeanne und machte mit dem Kopf eine leichte Kreisbewegung, um auf die Szenerie aufmerksam zu machen. Mann hatte nicht all die Fehler gemacht, die Potter sofort unsymphatisch gemacht hätten, wäre er es nicht schon davor gewesen, aber das hier war trotzdem kein steriles Büro in dem man für gewöhnlich ernste Themen besprach, oder so hatte es Jeanne zumindest bisher erfahren, aber da war sie wohl noch

nicht wichtig genug. Vielleicht wickelten alle großen Männer und Frauen ihre Geschäfte zwischen Zitrussträuchern ab …

Mann winkte ab. „Man sagt mir eine gewisse Begabung nach, Captain. Wissen Sie welche das ist?“

„Man sagt Ihnen eine gewaltige Anzahl an Begabungen nach, Misonos“, sagte Jeanne wahrheitsgemäß und alle Müdigkeit war schlagartig von ihr abgefallen. Ihre Sinne und ihr Denken waren geschärft, als säße sie in einer Prüfung und es gelte alles zu zeigen, denn nur die Bestnote wäre ausreichend.

„Nun, eine auf die ich mir sehr viel einbilde ist die, dass ich in der Regel sehr schnell Zusammenhänge finde, wo andere sie nicht sehen. Das mag noch nicht recht praktisch klingen, denn das können viele. Aber in meinem Fall gibt es dort, wo ich sie sehe, tatsächlich Zusammenhänge.“

Jeanne wartete ab, gleich würde er ihr den Zusammenhang zwischen ihrer Laufbahn und ihrem Erfolg erklären. Sie war konzentriert, aber mit dem Wegfall des Taubheitsgefühls hatte auch das Stechen in ihrem Arm an Schärfe gewonnen. Sie wollte sich die Stirn wischen, doch wagte sie es nicht.

„Sie denken, wo es hier versteckte Zusammenhänge gäbe? Erfolg und Aufstieg, ja, das korreliert für gewöhnlich. Nicht immer, unfairerweise, aber häufig. Die Sache ist die, dass Sie niemals diesen Auftrag für das *Ilius* System hätten bekommen dürfen! Und nicht nur das. Man hätte Ihnen nicht den Posten als Captain anbieten dürfen. Nach den Vorschriften der *UPMF* haben Sie nicht einmal die nötige Erfahrung, um in den Rang eines Commanders aufzusteigen. Die gesamte Höhere Offizierslaufbahn sollte Ihnen verschlossen sein.“

Der Mann musterte sie ausgiebig während er das alles in sehr interessiertem und in keinerlei bösem Tonfall vortrug. Aber Jeanne merkte, wie es ihm Spaß machte, seine Entdeckungen an ihr zu testen, ihr auf den Zahn zu fühlen.

„Man hat viele Regeln für sie aufs Äußerste gebogen. Irgendjemand sitzt da draußen und hat ein Auge auf Sie, Lavie!“

„Ich bin nicht recht gläubig, Admiral.“

Er grinste. „Sie machen sich, Lavie. Ich weiß nicht, was Antoine Lavie in seinem Labor so gemacht hat, aber offensichtlich war er sehr erfolgreich.“

Jeanne schluckte vor Schreck, als hätte sie der Blitz getroffen. Er riss ein Thema nach dem anderen an, Themen für die sie sich nur schämte. Jetzt war es nicht nur ihr Arm, der brannte.

Manns kühnem Auge entging nichts. „Captain, ich will Sie nicht für Ihre Herkunft angreifen und auch nicht Taten, ob richtig oder falsch, Ihres ideellen Vaters auf Sie übertragen, wie das andere tun. Ich will nur sagen, Testwerte wie die Ihren, physische und psychische Belastung, alles außerordentlich. Ihre Lernfähigkeit, Ihre Auffassungsgabe. Es ist eine regelrechte Schande, dass man Sie nicht in Serienfertigung produziert und an alle die armen Schlucker mit ihren zweitklassigen Genen ausliefert, die es noch wie die Kanickel treiben und doch nur minderwertige Kinder bekommen werden, die Sie dann durch die Schule peitschen müssen, weil sie nichts raffen und die dann als Kleinkriminelle oder soziale Pflegefälle enden.“

Jeanne war ein wenig beruhigt. Er hatte ihre Reaktion falsch gedeutet. Sie schämte sich nicht ihres Vaters, nicht mehr. Jetzt schämte sie sich nur noch für ihr eigenes Verhalten ihrem Vater gegenüber.

„Sie halten nichts von der Einstellung der Forschung an Imitatios“, stellte sie fest.

„Mir ist egal, woran unsere Wissenschaftler forschen. Ich will nur nicht, dass jede drogensüchtige Obdachlose Kinder in die Welt setzt, aus denen ebenfalls nichts wird. Das ist das Versprechen, das ich in Ihnen sehe.“

„Ich muss Sie leider enttäuschen“, sagte Jeanne und war geneigt unangemessen erheitert zu sein, „die Zeiten der

Imitatio sind lange vorbei und eigentlich war sie nie so wirklich, denn sie wurden ja in der Regel zu jeder Zeit nach wenigen Monaten abgeschlachtet.“ Alle, bis auf mich. Ich hatte einen Vater.

„Das war die Regel“, stimmte Mann zu, „aber Sie sind die Ausnahme! Sie sind ein lebendes Beispiel dafür, welches Potenzial man mit diesem dummen Gesetz zunichte gemacht hat. Stellen Sie sich eine Menschheit vor, die allesamt Ihre Eigenschaften teilt. Menschen, die alle einen Marathon in Weltrekordzeit laufen, ohne einen einzigen Tag dafür zu trainieren. Die hundert Meter tief tauchen können, ohne Sauerstoff und Anzug oder einfach nur die Luft anhalten für fünf Minuten?“

Er hatte gelesen, was sie auf der Polizeiakademie in ihren Tests geleistet hatte.

„Also bin ich hier, weil Sie mich millionenfach klonen möchten?“

„Oh nein! Sie sind hier, weil ich mich mit Ihnen unterhalten möchte. Das war jetzt nur Vorgeplänkel, Sie sollen wissen, dass ich ein Auge auf Sie haben werde. Sie und Ihre mächtigen Freunde.“ Jeanne hatte wirklich keine Ahnung wovon er sprach. Welche mächtigen Freunde? Sie hatte Nielson und Nielson war mächtig aber hatte Nielson wirklich so viele Regeln für sie gebogen?

„Worüber ich eigentlich sprechen möchte, ist Ihre Loyalität. Sie sind gegen die Auflösung *Neos'*.“

„Das ist richtig. Sie sind dafür den Planeten zu zerstören?“, sagte Jeanne etwas strenger, als eigentlich angemessen.

„Meine Meinung ist nebensächlich. Wir leben in einer Demokratie. Die gewählte Vertretung des Volkes hat eine Entscheidung getroffen. Es ist zu spät sich jetzt einzubringen und zu sagen, das ist großer Unsinn und ein Verbrechen oder was auch immer. Die Zeit das zu diskutieren hat es gegeben und nun ist sie zu Ende. Wir haben das Resultat dieser Entscheidungsfindung umzusetzen. “

„Und wenn sich der Senat irrt?“

„Dann haben sich viele Männer und Frauen geirrt, die mehr von der Sache verstehen als ich. Ich möchte Sie nur daran erinnern, wo Ihre Loyalität zu liegen hat. Nicht bei einem Vice-Admiral Nielson, sondern beim Volk der Vereinten Planeten.“

Er wusste von Nielson, also war doch er, der mächtige Freund, von dem er sprach! Aber so einfach wollte sie ihm nicht Recht geben.

„Sind die Neos nicht ein Teil dieser Vereinten Planeten?“, hielt Jeanne dagegen.

„Ja, das sind sie. Und dass sie es bleiben, dafür sind wir zuständig. Was hat Ihnen Nielson erzählt?“

Jeanne zögerte verdutzt. Allein aus seiner Art diesen Satz zu sagen konnte sie auf seine Einstellung gegenüber Nielson schließen. „Was haben Sie gegen Vice-Admiral Nielson, Misonos?“, fragte sie.

„Oh, eine ganze Menge. Seit wir zusammen auf die Akademie gingen, standen wir uns, um es milde auszudrücken, nicht gerade freundschaftlich gegenüber. Aber das tut nichts zur Sache. Mein aktuelles Problem mit ihm ist, dass er ein Fable dafür hat, Dinge auf seine Art zu tun. Sie sind der aufgehende Stern des Militärs. Wir wollen nicht, dass sie sich zu sehr in seinen Methoden verstricken.“

„Also sorgen Sie sich um mein Wohlergehen.“

„Ihres und das all der Menschen, deren Wohlergehen Sie verbessern werden. Sie sind größer, als Ihre Tätigkeit auf Ihrem Schiff. Sie sind die Zukunft. Sie sind die Erste eines neuen Geschlechts Menschen, einem besseren. Sofern Sie nur wollen. Sie können uns alle in eine, vielleicht nicht strahlende, aber in eine hellere Zukunft führen. Eine in der Chancengleichheit für alle Kinder herrscht, weil sie die gleichen genetischen Voraussetzungen haben. Eine Zukunft, in der alle Menschen Brüder und Schwestern sind, nicht nur im Lied, sondern von Natur und vom Geiste.

Glauben Sie mir, wenn ein nüchterner Mensch wie ich, wie ein Träumer klingt, dann ist Großes möglich."

Jeanne sah ihn bloß an. Er war unmerklich lauter und schneller geworden, als er das alles gesagt hatte und es war klar, dass ihn die Vorstellung, der Glaube, an die eben ausgemalte Zukunft und ihre mutmaßliche Greifbarkeit ihn erregte. Nur, Jeanne war nicht überzeugt. Das klang alles ganz wunderbar, aber … „Was erwarten Sie von mir, Misonos?"

„Das Sie der Menschheit zeigen, was sie leisten könnte."

Jeanne musste sich erneut beherrschen nicht breit zu grinsen. Das war zu herrlich. Oh-ho! Haha! Dieser Mann wollte eine Frau zum Muster aller künftigen Menschen erklären, die sich jeden Abend in den Schlaf heulte, deren Körperteile reihenweise abstarben und die sich nebenbei jeden Tag dreimal HB und ähnlichen Mist in die Venen drückte. „Ich weiß nicht", sagte sie und jetzt musste sie doch grinsen und sich weiter alle Mühe geben, dass es kein Lachen wurde, „aber ich glaube Sie haben meine aktuelle Akte noch nicht gesehen, meine Gesundheitsakte, um genau zu sein."

Manns Gesicht verriet Vorsicht und das war Jeanne Antwort genug. Wenn er wirklich wüsste wie kaputt sie war, dann säße sie gar nicht hier, denn dann wäre sie uninteressant für ihn, zwar nicht obdachlos, aber drogensüchtig, eine Verliererin, die er abschaffen und an der Fortpflanzung hindern wollte.

„Mein Körper zerfällt", eröffnete sie ihm die volle Wahrheit. „Ich bin nicht das Material, das Sie für Ihre Vision vom Übermenschen suchen."

Zweifel flackerten in Manns Augen. Zum ersten Mal zeigte er den Hauch von Verunsicherung, aber er hatte sich auf der Stelle wieder gefasst.

„Wie meinen Sie das?", fragte er und es schien, als würde es ihn ärgern, dass Jeanne über ihre Gesundheit besser Bescheid wusste, als er es tat.

„Erst vor wenigen Wochen verlor ich drei Zehen“, sagte sie nüchtern, als erklärte sie ihm etwas, dass sie nur ganz entfernt betraf, „einfach abgestorben. Vor Kurzem wurden mir dreihundert Gramm Gewebe im Rücken entfernt. Ebenfalls tot. Einfach so. Ich bin wirklich nicht das biologische Meisterstück, als das Sie mich hinstellen. Es scheint Antoine Lavie hat etwas falsch gemacht.“ Abseits davon eine undankbare Tochter zu haben …

„Was sagt Ihre Ärztin dazu?“

„Sie kann es sich nicht erklären.“

Mann war verstimmt über diese Nachricht, aber er war ein konstruktiver Mensch: „Sie werden sich einer gründlichen Untersuchung auf *MOON1* unterziehen, sobald wir hier fertig sind“, stellte er fest. „Abgesehen von Ihrem Wert für die Wissenschaft und die Gesellschaft müssen Sie ein Raumschiff führen und das erfordert Ihre volle Gesundheit.“

„Selbstverständlich, Misonos“, sagte Jeanne und überlegte, ob Sie nun, wo sie seine Träume einer besseren Menschheit zunichte gemacht hatte, wohl gehen durfte. Aber er schien sie immer noch, wenn nicht sogar in einem noch gewachsenen Ausmaß, interessant zu finden. Mann schmunzelte bereits wieder sein „Ich weiß, was Sie denken“-Schmunzeln.

„Ich entlasse Sie gleich, Captain. Aber erzählen Sie mir noch von Ihrer Einschätzung: Wird Nielsons Plan aufgehen?“

Jeanne versteifte sich und die Tropfen an Stirn und Schläfen wurden nochmal etwas größer. Sie war auf der Hut und zwang sich noch einmal rasch zu denken, obwohl ihr die Kraft dazu auszugehen drohte. Was wusste er? Sie durfte sich nicht beim Lügen erwischen lassen, aber auch nichts verraten, was der Admiral vielleicht noch nicht wusste. „Ich verstehe nicht, Misonos“, sagte sie, um etwas Zeit zu gewinnen, aber damit ersparte sie sich die Antwort, denn Mann begnügte sich damit und sprach

weiter: „Ich weiß, dass der *Orden der Skepsis Neos* halten möchte. Wie sie das anstellen wollen, weiß ich nicht, aber ich rechne mindestens mit der *UPA* und der *FIM*.“ Er winkte ab und lächelte.

„Ich habe Sie lange genug von der Feier ferngehalten. Ich bitte Sie, Captain, gehen Sie schon einmal vor, ich werde ebenfalls bald wieder da sein.“ Dann sah er sie allerdings noch einmal genauestens an und als könnte er es erst jetzt wirklich sehen sagte er: „Sie sehen tatsächlich ausgelaugt aus. Fühlen Sie sich dienstfähig?“

„Oh jah!“, beeilte sich Jeanne zu antworten. Auf gar keinen Fall durfte er sie vor der Schlacht suspendieren!

Er hatte offensichtliche Zweifel im Gesicht und dann, Jeanne erschrak wie den ganzen Abend noch nicht, blickte er auf ihren Arm.

„Ihr Arm schmerzt, nicht wahr?“

Es war eine rhetorische Frage.

„Halb so wild“, sagte Jeanne und betete er würde es dabei belassen.

Stattdessen winkte er sie heran. „Zeigen Sie mir Ihren Arm, Captain.“

Jeanne starrte ihn mit blankem Entsetzen an. „Ich … ich …“, stotterte sie, ihre Gedanken rasten auf der Suche nach allen nicht verdächtigen Begründungen, die es ihr ermöglichen würden, diese Bitte abzuschmettern, aber da kam nichts. Er hatte sie nicht gebeten ihm ihre Brüste zu zeigen, oder etwas das sie ähnlich leicht ablehnen könnte, er wollte bloß ihren Arm sehen, der ihr offensichtlich bereits den ganzen Abend Schmerzen bereitete und denn sie deshalb immer wieder abgetastet und massiert hatte und seine unverfängliche Bitte abzulehnen machte sie bloß verdächtig, zumal er eben ihre Dienstbereitschaft in Frage gestellt hatte und sie *musste* an dieser Schlacht teilnehmen, oder alles wäre umsonst gewesen, falls Novàk-

„Ihr Arm“, wiederholte Mann in einem Tonfall, der keine Widerrede erlaubte und Jeanne wusste, dass es kein

Entkommen gab und sie trat heran, zog sich in einer raschen Bewegung den Ärmel ihres Jacketts weit genug hoch, damit er den Unterarm betrachten konnte und schaute ihm fest und mit einer gewissen Sturheit ins Gesicht.

Manns Miene blieb unlesbar während sein Blick über den durchstochenen und stellenweise dunkel verfärbten Arm glitt. Fünf Sekunden standen sie sich so stumm gegenüber, dann blickte er Jeanne ins Gesicht, schenkte ihr ein Lächeln und sagte: „Sie dürfen gehen, Captain."

Jeanne ließ den Ärmel fallen, salutierte mit der anderen Hand, ging gerade so viele Schritte wie nötig waren, um nicht unhöflich zu wirken und trat dann aus dem *Layer* direkt durch die Tür hinaus in den Raum mit dem Fahrstuhl.

Sie hatte nicht das geringste Interesse daran zum Trubel mit den storygeilen, weißjacketierten Männern zurückzukehren. Stattdessen setzte sie eine Nachricht für Callahan ab und fuhr in die Hangars hinunter. Ein Mann hielt sie auf und sagte, niemand verlasse das Schiff bis zum Ende des Empfanges, woraufhin sie bloß entgegnete, der Admiral habe sie eben selbst entlassen und er solle ihn doch persönlich fragen, er sei zwar gerade nicht in bester Stimmung, aber wenn er ihr und den Logs nicht glaubte … Der Mann warf einen kurzen Blick in die Logbücher und stellte fest, dass Jeanne tatsächlich eben aus des Admirals Quartier getreten war. Er war schleunigst verschwunden und als Callahan mit den beiden Degen in den Hangar kam, stand bereits ein abflugbereites Shuttle zu ihrer Verfügung.

„Alles in Ordnung, Jeanne?", fragte Callahan und meinte damit, ob sie darüber sprechen wollte. Das nicht alles in Ordnung war, das konnte er sehen.

Jeanne stierte aus dem Fenster und beobachtete die gewaltige Flotte. Sie fühlte sich halbtot und ihr Arm schmerzte, als habe er auch schon Teile der zweiten Hälfte dieses Weges bewältigt. Einige Sekunden vergingen nach

Callahans Worten, dann wandte sie sich ihm zu und lächelte verhalten. „Ich glaube nicht, dass ich für die Politik gemacht bin“, stellte sie fest. „Jeder will etwas von dir, will dich in die eine oder die andere Richtung treiben, dir sagen, woran du zu glauben hast und du bist selbst nur damit beschäftigt herauszufinden, was eigentlich wirklich vorgeht und wie du da reinpasst.“

Zurück auf ihrem Schiff war ihr erster Weg zu Beth. Sie glaubte das Übelste überstanden, doch sie strebte keine Wiederholung für morgen an. Sie brauchte etwas, auf das sie sich verlassen konnte. Sie brauchte HB, hatte Beth zu viel gegeben.

„Also sind deine geheimen Vorräte doch noch aufgebraucht“, sagte Beth und war eindeutig froh darüber sie zu sehen und wenn es nur war, um sich Drogen zu beschaffen. Sie hatte selbstverständlich gewusst, dass Jeanne niemals von einem Tag auf den anderen ihren Konsum hätte einstellen können und das es hieße das Unmögliche zu verlangen, dass eine Abhängige ihr Suchtmittel aushändige. Auch wenn es „nur“ HB wäre.

„Mensch Jeanne“, sagte sie, als sie ihr in die Augen gesehen und dann rasch nach ihrem Handgelenk gefasst hatte. „Was hast du genommen? Dein Herz macht Sprint. Setz dich!“ Sie zog einen Stuhl heran und drückte Jeanne hinauf.

Jeanne schaute geschafft und die Stirn glitzerte gar nicht mehr so schlimm, aber die langen Lichtstrahlen an Haar waren deutlich schwerer und dunkler geworden.

„Ist schon wieder fast vorbei“, behauptete sie, doch Beth legte bereits eine Kapsel in ihre Spritze und verabreichte ihr ohne Widerrede ein Beruhigungsmittel.

„Du bist die fahrlässigste Person, die ich kenne“, sagte sie, doch Jeanne ließ sie gar nicht erst zur Form auffahren, sondern sagte bloß: „Morgen brauche ich wieder HB. Und nicht wenig. Morgen darf nichts schiefgehen.“

Beth sah sie nur an. Sie wusste, sie hätte keine Chance und sie wusste, dass auch Jeanne das wusste und sie entschied sich ohne langen Kampf nachzugeben.

„Ich gebe dir alles was du brauchst, solange es dich nicht umbringt. Aber *ich* mache die Injektionen. Ich werde meine Vorhaltungen auch für mich behalten."

DAS SCHICKSAL NEOS'

Früh am nächsten Morgen schreckte Jeanne unsanft hoch. Ihr war nicht, als hätte sie geschlafen, aber wenn sie nicht geschlafen hatte, dann war sie zuwenigst bewusstlos gewesen. Sie wischte sich Speichel von der Wange und bat Callahan seine Nachricht zu wiederholen.

„Ich habe hier einen gewissen Krystian van Dyk", sagte er, „er behauptet der Sohn des Obersten Verwalters zu sein. Auf alle Fälle hat er eine Signatur von Vice-Admiral Nielson."

Nielson! Jeanne war schon aus dem Bett sprang in einem Satz in BH, Slip und Socken, zog sich im halben Sprint durch die Wohnung Hose und Hemd an, stolperte halb über Maya und schlang die Arme beim Hinablaufen der Wendeltreppe in die Jacke ihrer Uniform.

„Herein!", rief sie und kam vor ihrem Schreibtisch zu stehen, als Callahan van Dyk Junior hereinführte.

„Kam mit einem gestohlenen Shuttle", erklärte Callahan, als wäre damit alles gesagt: Diesem Mann konnte man nicht trauen. Wir wissen, wer das letzte Mal mit einer falschen Identität ins Haus schneite.

Jeanne aber teilte keine von Callahans Vorurteilen gegen Piloten mit gefälschten IDs, sondern fragte Krystian direkt, was er von Nielson wisse. Das hier mochte sein, was es brauchte, um das Schlimmste zu verhindern. Dieser Mann mochte Nielsons Plan kennen.

Krystian war abgemagert und hatte Ringe um die Augen, welche von einer Unzahl schlechter Nächte zeugten. Offensichtlich hatten er und Jeanne eine Gemeinsamkeit: schlechten Schlaf. Er trug einen langen, schwarzen Mantel, der wie seine gesamte Bekleidung, einmal zu oft getragen aussah und das Haar musste dringend gewaschen werden. „Ich kenne keinen Nielson", erklärte er rasch und mit gehetzter Stimme, „ich habe diese Signatur von der *FIM*. Sie sagten mir, ich solle damit auf die *Sleeping Beauty*. Ich war außer mir, als man mir sagte, die *Sleeping Beauty* wäre gar nicht Teil von Admiral Manns Flotte. Ich dachte alles

ist verloren. Aber die *FIM* hatte recht, sie tauchten doch noch auf."

„Wie kann ich Ihnen helfen?", fragte Jeanne und sprach ähnlich atemlos wie ihr Besucher.

Er zog einen violetten Sphere aus der Tasche. „Das ist der Schlüssel zum orbitalen Verteidigungsring zu *Neos*. Der einzige Schlüssel. Ohne ihn ist das System nicht betriebsbereit. Ich bin bereit diesen Schlüssel auszuliefern, gegen die Versicherung, dass die Planetenoberfläche nicht Ziel von Angriffen jeglicher Art sein wird." Er sprach wie eine mit zweifacher Geschwindigkeit abgespielte Aufnahme, aber ohne die sonst dadurch entstehenden Verzerrungen. Jeanne verstand in nur zu klar und deutlich. Ihre Interessen lagen auf einer Linie. Die einzige Frage, die sie sich stellte …

„Commander", sagte Jeanne, ohne die Augen von dem kleinen Kristall in Krystians Hand zu lassen, „schicken Sie Nachricht an die *Juggernaut*. Bestehen Sie darauf Admiral Mann zu sprechen, egal was Captain Beatriz sagt. Sagen Sie ihm, wir hätten eine Nachricht von Nielson und er möge uns abholen lassen."

„Captain", sagte Callahan und warf Krystian einen bösen Seitenblick zu, „wer sagt uns, dass dieser Mann hier die Wahrheit sagt? Was wenn er eine Bombe auf die *Juggernaut* schmuggeln möchte?"

„Ich bin mir sicher Herr van Dyk erlaubt es Ihnen ihn ausführlichst nach Sprengstoff zu durchsuchen, *nachdem* Sie Admiral Mann informiert und ein Shuttle angefordert haben."

Callahan nickte knapp und verschwand, um den nötigen Anruf zu tätigen.

Die Frage war … „Wie sind Sie in den Besitz dieses Schlüssels gelangt?" Der Sphere war entweder das Original, dann hatte ihn Novàk absichtlich in Krystians Hände gegeben oder Mist gebaut, oder es war die äußerlich nicht zu unterscheidende Fälschung, die er van Dyk auf der

Venus untergejubelt hatte, dann war er im Grunde wertlos, aber Admiral Mann würde das nicht wissen und er hatte keine Möglichkeit, es zu testen. Solange also Novàk das Orignal verwahrte, könnten sie diesen hier wie das Original behandeln und Admiral Mann die Sicherheit geben, der Planet stelle keine Gefahr und damit auch kein lohnendes Angriffsziel dar.

Krystian starrte sie überrascht an. „Mein Vater verwahrt den Schlüssel. Wir kamen überein, dass es das Beste sei, ihn auszuliefern."

Dann musste es sich also um die wertlose Kopie handeln. Es würde keinen Unterschied machen.

„Bitte setzen Sie sich. Möchten Sie etwas trinken?", fragte Jeanne und ein gewaltiges Sammelsurium an Flaschen erschien wie von Zauberhand in der Wand hinter dem Schreibtisch. „Sie sehen aus, als könnten Sie was gebrauchen." Jeanne war sich sicher selbst was zu brauchen, aber das war kein Alkohol.

„Oh nein, danke", sagte Krystian setzte sich aber in einen Sessel, „ich muss zu hundert Prozent klar sein, es darf nichts schiefgehen." Er massierte sich die Schläfen.

Jeanne nahm auch nichts und setzte sich ihm gegenüber. „Wie ist die Situation da unten?"

Krystian lächelte gequält. „Wussten Sie nicht, dass Sie heute eine große Niederlage einfahren werden? Nein? Ich wusste auch nicht, dass wir groß gewinnen. Aber die Leute auf *Neos* sind davon überzeugt. Das Militär hat schon kleine Siegesfeiern abgehalten."

„Da sind Sie uns in nichts voraus", sagte Jeanne düster.

„Bloß Ihre Feier entspricht den Tatsachen. Unseren Sieg wird es nicht geben und keiner dort unten weiß es. Oder alle haben sich der Massenhysterie über unsere gewaltige Flotte ergeben. Für die Flotte kann ich nichts tun, ihr werdet sie zermalmen, aber für die Zivilbevölkerung schon."

„Sie kennen wirklich keinen Vice-Admiral Nielson?", wollte Jeanne wissen. Er hatte wirklich keine Nachricht für

sie? Irgendeine Information, mit der sie selbst etwas anfangen konnte? Etwas, das ihr bei der Wahl ihres eigenen Kurses helfen würde?

Krystian schüttelte den Kopf. „Tut mir leid. Mein Kontakt beim *FIM* sagte ich solle den Schlüssel zur *Sleeping Beauty* bringen. Von dort werde man mich zu Mann bringen. Hier bin ich und hier ist der Schlüssel."

Jeanne war enttäuscht. Hatte Nielson keine Aufgabe für sie? War sie vollends nutzlos?

Callahan kam zurück und berichtete, das Shuttle wäre bereits unterwegs. Jeanne und Krystian erhoben sich.

„Sie übernehmen das Kommando, Commander", erklärte Jeanne und ließ Krystian durch die Tür. Raschen Schrittes gingen sie auf den Fahrstuhl am Ende des Ganges zu.

„Wir können jederzeit den Befehl zum Angriff bekommen", sagte Callahan, ihnen auf den Fuß folgend, „Sie handeln sich Schwierigkeiten ein, wenn Sie das Schiff verlassen, Captain."

„Vertrauen Sie mir Commander, nach dem gestrigen Gespräch bin ich überzeugt der Admiral wird entzückt sein, mich um sich zu wissen. Er wird sich der Versuchung erwehren müssen, mir Schleifchen ins Haar zu binden, wie einem Schoßhund."

Die Aufzugtüren stoben auseinander und Krystian und Jeanne traten ein, dicht gefolgt von Commander Callahan.

„Was tun Sie hier, Commander?", fragte Jeanne verärgert, „Sie haben Ihre Befehle."

„Genau wie Sie, Captain", erwiderte er, ohne sie anzusehen. „Der Angriff kann jeden Moment beginnen."

„Der Angriff wird nicht beginnen, solange der Admiral es nicht will und wenn er eben ein Shuttle herübergeschickt hat, dann will er es noch mindestens ein paar Minuten nicht."

„In Ordnung, Captain", sagte Callahan, „dann habe ich ja noch ausreichend Zeit wieder auf die Brücke zu gelangen, *nachdem* ich sie begleitet habe."

Der Aufzug schoss mit ihnen in die Tiefe und der Hangar war zügig erreicht, gerade eben als die Außentore aufsprangen, ein Shuttle älteren Baujahres hereinschwang und die Türen aufgingen, noch ehe es gelandet war.

„Keine Zeit zu verlieren!“, rief Jeanne und lief darauf zu, winkte Krystian hinein und sprang hinterher. „Uff, bin ich froh, dass wir die modernen an Bord haben“, dachte Jeanne und quetschte sich neben Krystian in einen der engen Stühle. „Ich verlasse mich auf Sie, Commander“, sagte sie und die Tür schloss sich und sie hoben ab und waren im Weltraum verschwunden. Die Außenholographie zeigten eine bedenkliche Anzahl an Schlachtschiffen.

„Was wissen Sie über den Admiral?“, fragte Jeanne van Dyk. Sie würden nicht viel Zeit haben groß Pläne zu schmieden, aber Jeanne wollte, dass sie keine unnötigen Fehler machten.

„Nicht viel. Er soll der Beste sein, mit Ausnahme von Admiral Aziz, und *Neos* habe keine Chance.“

„Das Wichtigste“, sagte Jeanne und sah durch das virtuelle Fenster wie die *Juggernaut* vor ihnen auftauchte, „ist zu wissen, dass er viel auf sich hält. Er ist nicht nur gut, er weiß es auch. Versuchen Sie niemals ihn auszutricksen oder anzulügen. Spielen Sie offen und fair. Dann haben Sie eine Chance.“

Erneut stand Jeanne in dem gewaltigen Hangar der *Juggernaut* und erneut standen da viele Soldaten. Die 1. Offizierin holte die beiden ab und brachte sie ins Herzen des Ungetüms, der Kommandobrücke, fast perfekt im Schwerpunkt des Schiffes platziert.

Admiral Mann war in der Tat entzückt Jeanne so bald wieder zu sehen, das kaufte sie ihm sofort ab, als er es, in anderen, weniger geschmalzenen Worten, sagte. Auch den jungen van Dyk begrüßte er freundlich und bat beide in das Besprechungszimmer, das an die Brücke anschloss. Er wirkte so entspannt, dass es schwer vorstellbar war, sie stünden nur Augenblicke vor einer gewaltigen Schlacht,

die das Schicksal von so vielen Menschen entscheiden würde und gegen die alles, dass ein Napoleon geschlagen hatte, ein gemütliches Grillen im Grünen wäre.

„Was ist das für ein Gerede von Nielsons Plan, Captain Lavie", wollte er wissen, nachdem er beide gebeten hatte, sich zu setzen, selbst aber stehen blieb und beide genauester Musterung unterzog. Jeanne fühlte sich wie bei einer Stundenwiederholung nach altem Schulmodell. Aber Mann schien offen für das, was er zu hören bekam.

„Sie sagen also, mit diesem Sphere, beziehungsweise treffender, ohne diesen Sphere, hat der Planet keine Offensivwaffen?" Er strahlte Jeanne an. „Das also ist Teil von Nielsons Plan? Er will den Planeten vor der Zerstörung bewahren, indem er ihn aus der Schlacht raushält." Er nickte langsam. „Er wird ja fast noch zahm auf seine alten Tage." Dann blickte er Krystian in die Augen und streckte die Hand aus. „Wir haben einen Deal."

„Keine kämpferischen Handlungen gegen den Planeten?", wiederholte Krystian.

„Solange kein Schuss aus diesen orbitalen Kanonen kommt, solange wird kein Geschütz der Union neosche Erde ins Visier nehmen. Mehr kann ich nicht versprechen. Ihre Flotte ist davon vollkommen außen vorgelassen. Ebenso wird jegliche Gegenwehr bei der Landung unserer Truppen an den Aggressoren vergolten, dass heißt Kampfhandlungen werden erwidert."

Manns Blick ruhte gelassen und sachlich auf Krystian. Dieser atmete tief durch, zog den Kristall aus der Tasche und reichte ihn in einer schnellen Handbewegung dem Admiral. Mann hielt ihn gegen dass Licht, lächelte, warf ihn hoch in die Luft, fing ihn unangestrengt und steckte ihn weg.

„Ich mag ihn nicht, aber ich habe immer große Stücke auf Nielsons Fähigkeit gehalten, zu bekommen, was er will", erklärte er an Jeanne gewandt. „Ich an Ihrer Stelle wäre sehr vorsichtig im Umgang mit diesem Mann. Er

macht einen über kurz oder lang Dinge tun, die man ohne sein Zutun nicht in Erwägung gezogen hätte. Er ist undurchsichtig und ohne jemals offen zu lügen, unehrlich."

Fast auf die Sekunde hatte er diesen Satz gesagt, als eine Nachricht von der Brücke hereindrang: „Admiral, die neosche Flotte bewegt sich!"

„Ich bin sofort da", antwortete er und blickte abwechselnd zu Jeanne und zu Krystian. „Damit geht es jetzt los. Mal sehen, was Ihr kleiner Klunker wert ist."

Er erhob sich und bat seine Gäste vor ihm durch die Tür. „Captain Lavie, ich erwarte Sie ihn zehn Minuten auf Ihrer Kommandobrücke, mir sind ein paar hübsche Manöver eingefallen, in der Sie sich beweisen können. Sie wollen vermutlich hierbleiben? Auf den Planeten kommen Sie ja ohnehin nicht mehr zurück."

Krystian nickte stumm und der Admiral verabschiedete Jeanne, um die Vorbereitungen zu überwachen und erste Befehle zu geben.

Jeanne drückte Krystian die Hand, dann eilte sie durch die Tür zum Hangar zurück und zwang damit ihre bewaffnete Begleitung ebenfalls zu laufen, um sie nicht zu verlieren.

Es begann.

Es begann und Jeanne wusste nichts. Nielson sagte sie müsse vertrauen. Das war einfach zu sagen, wenn man selbst alles wusste.

Als Jeanne die eigene Brücke erreichte schwammen die Hologramme bereits mit feindlichen Schiffen, als stünde man in einem Aquarium mit zu vielen Fischen darin und unter allem lag eine so satt blaue Kugel, das es die *Erde* neidisch machen wollte, *Neos*, mit einem hellen, leuchtenden Punkt, der den großen Leuchtturm repräsentierte.

„Hat es begonnen?", keuchte sie und rang nach Atem.

„Noch nicht", antwortete Callahan.

„Befehle von der *Juggernaut*?", fragte Jeanne weiter.

„Fernorchestrierung."

Es kostete Jeanne ein paar Millisekunden, ehe sie nickte. Natürlich. Was hatte sie erwartet? Das war ein weiteres von Manns Markenzeichen. Er nahm alles selber in die Hand. Fernorchestrierung bedeutete Mann griff direkt auf die Schiffsintelligenzen zu und gab ihnen direkt die Befehle, dabei den gesamten Offiziersstab des Schiffes, inklusive des Captains, umgehend. Bei Bedarf würden Befehle von der Schiffsintelligenz weitergeleitet, ansonsten hatte die Besatzung nur das Schiff beisammen und funktionsfähig zu halten, alle Manöver würden von ihrer Warte aus vollautomatisiert ablaufen.

„Reizende Aussichten", sagte Jeanne und fiel erschöpft in ihren Kommandostuhl. Doch innerlich war sie ein klein wenig froh und etwas mehr wütend. Froh darüber, in dieser Situation der Orientierungslosigkeit möglichst wenig Entscheidungen treffen zu müssen. Wütend darüber, dass sie nun endgültig und völlig unabstreitbar nicht mehr als Treibholz im Spiel der Fluten wäre. Sie hatte so große Hoffnung gehegt, dass Nielson ihr mitteilen würde, was sie tun konnte, oder sie wenigstens in die richtige Richtung weisen würde. Stattdessen saß sie jetzt auf der Brücke ihres fremdgesteuerten Schiffes wie Kinobesucher im Filmpalast ihrer Wahl und durfte sich auf das Abspielen eines rabiaten Actionfilms auf ihrem Frontholo-gramm einstellen.

„Sagen Sie mir, wenn Mann anfängt mit uns Schach zu spielen, ja?", bat Jeanne ihren 1. Offizier. Ihr Blick fiel auf Beth, die eben, wie ein Dschinn Jeannes Beschwörung folgend, bei der Fahrstuhltür hereingetreten war und sie ernst ansah. „Ich will mal kurz meine Gedanken sammeln."

Callahan versprach es und beaufsichtigte die letzten Vorbereitungen, prüfte die Systeme und die Einsatzbereitschaft von Mensch und Maschine, während Jeanne mit Beth im Nebenzimmer verschwand. Jeanne zog den Ärmel

hoch wie gestern bereits für Mann und sah Beth fest und ein wenig neugierig auch, ob sie denn ihre gestrige Versprechung einhalten würde, ins Gesicht. Ihre Ärztin kannte ihren immer zerstochenen Arm, bloß so verfärbt hatte sie ihn noch nicht gesehen. Doch sie hielt sich wacker. Sie sah kurz drauf, zog dann ihre Multispritze, schickte all ihren Unwillen mit kräftigem Blick zu Boden und drückte Jeanne den Treibstoff der letzten Wochen in den Körper. Dann ließ sie die Spritze verschwinden, als wäre es nun ein unheiliger Gegenstand, der sie an begangene Verbrechen erinnerte.

„Wie sieht's aus", fragte sie dann, während Jeanne ihren Ärmel zurechtrückte und es fürs Erste überstanden war.

„Nicht gut", sagte Jeanne. „Mann macht alles allein und wir haben keine neuen Befehle von der *Erde*. Wir können nur hoffen."

„Vielleicht ist es einfach nicht an dir diese Schlacht zu entscheiden", sagte Beth, doch Jeanne ging ohne darauf zu hören zurück auf die Brücke.

Sie konnte jetzt nicht mit Beth in einem Raum bleiben. Beth, die ihr, wenn auch stumm, trotzdem Vorwürfe machte. Dafür hatte sie jetzt keine Zeit. Jetzt versuchte sie sich zu beruhigen, aber selbst das HB half wenig gegen das Gefühl der Hilflosigkeit, das sie immer wieder und in letzter Zeit immer schlimmer heimsuchte. Es bedurfte aller Kunst ihres Implantates diesen inneren Kampf vor ihrem 1. Offizier geheim zu halten und sie hatte weniger Erfolg damit, als sie vielleicht glaubte. Mühsam zwang sie ihre Gedanken auf die rhythmische Wiederholung ihres Atems wie es ihr Takeshi so häufig versucht hatte beizubringen und bemüht, sich davon zu überzeugen, dass sie im Augenblick nichts weiter tun konnte, außer die Augen offen zu halten, um, sollte sich die Gelegenheit bieten, in den Lauf der Dinge einzugreifen.

Es fing an.

„Wir bewegen uns“, sagte Navigations-Rōdling, „Vektor null.“

„Geradeaus rein ins Vergnügen.“

Jeannes wischte mit der Hand ein Hologramm herbei und verfolgte Manns Aufstellung. Sie hatte mit ihrer Bemerkung vorher Recht gehabt: Es hatte in der Tat etwas von einem Schachturnier. Die Flotten befanden sich zahlenmäßig im Gleichgewicht, doch das nur, weil man auf *Neos* sämtliche zivilen Schiffe, die nützlich sein mochten oder nicht - eher nicht - beschlagnahmt hatte. An reiner Waffengewalt gab es ohne den planetaren Schutzschild bei weitem keine Debatte über den Bevorteilten.

Mann machte einen sehr klassischen Anfang. Er schickte die kleinen Kreuzer und die Fregatten als Erstes rein, umgeben von einer Legion an Jägern und dicht gefolgt von Bombergeschwadern, während die schweren Träger die feindliche Flotte langsam einkesselten und Jäger wie Schwärme wütender Moskitos losließen. Schnelle Zerstörer schwebten über und unter dem Schlachtfeld, schlank aber tödlich, um bei Bedarf sofort einzugreifen oder fliehende Feinde abzufangen, sowie die eigenen Flanken links, rechts, oben und unten zu decken. Außerdem konnten sie einzelne Schiffe ins Kreuzfeuer nehmen. Und eine einzige Fregatte spielte den Köder für die Kanonen. Sie befand sich ein gutes Stück weit ab vom Hauptschwarm und tangierte, eben noch so, den Radius der bekannten Feuerreichweite der Orbitalkanonen. Die Ergebnisse weckten Vertrauen in Krystians Seite ihrer Abmachung. Jeanne glaubte quasi nachverfolgen zu können wie Mann Mut schöpfte und seine Truppen schneller voranschob, als es bei potenziell aktiven Kanonen klug gewesen wäre.

Die *Sleeping Beauty* platzierte er mittig in das Kampffeld und sie bildete bald eine kleine Speerspitze, da sich ihren mächtigen Kanonen kein Schiff in den Weg stellen mochte. Bombergeschwader waren im Anflug, dick, träge und

gefährlich, aber Mann zwang sie mit zwei Dutzend Jägern abzudrehen. Dann stand ihnen ein Schiff im Weg.

„Zerstörer auf Kollisionskurs!“, rief Aufklärungschef Feng.

„Ein alter Bekannter“, ergänzte Navigations-Rōdling, „die *Sapphire*. Captain Potter will eine Revanche.“

Und tötet mit seinem Ego seine ganze Mannschaft, dachte Jeanne und wollte gar nicht hinsehen.

Die Geschütze der *Sleeping Beauty* nahmen ihre Arbeit auf, ohne das irgend einer der kommandieren Offiziere einen Finger rühren oder einen Gedanken aufwenden musste und die Außenhülle des Schiffes, welches noch vor Stunden schwesterlich an der Seite der *Sleeping Beauty* geflogen war, wurde durchlöchert als wäre es aus Papier. Torpedos schnellten los und explodierten auf halbem Weg, von den Abwehrkanzeln der *Sapphire* zerrissen, dann schlugen zwei weitere ein.

„Dreh ab, du Idiot“, flüsterte Jeanne und zog an ihrem Ohr, an dem ein Stück fehlte. Wie konnte man so idiotisch sein? Das hier war der Kampf einer Mücke mit einer Hornisse. Sie hatte ihn selbst durch ihr Schiff führen müssen. Hätte er nur einen einzigen Moment damit zugebracht ihr zuzuhören und nicht nur seiner Wahrnehmung der eigenen Überlegenheit zu frönen, dann hätte er wissen müssen, dass er chancenlos war. Doch sie wurde, wie schon damals, auch heute bitter enttäuscht.

Die Torpedos rissen große Löcher in die Hülle der *Sapphire* und Entladungen offenbarten beschädigte Elektroinstallationen. Weitere Schüsse und an anderer Stelle explodierte ein Gastank und bog das Metall nach außen. Sofort kamen die Unionsjäger wie Mücken zu einem sterbenden Tier und unterstützten die fortschreitende Zerfleischung der blutenden Konstruktion.

„Unser Kurs?“, fragte Jeanne.

„Null. Wir halten weiter drauf zu“, rief Navigations-Rōdling. Mann wurde seinem Ruf gerecht. Er würde nicht stoppen bis seine Feinde vernichtet waren.

Vereinzelte Projektile knallten gegen die Haut der *Sleeping Beauty*, aber die Magnetdeflektoren reduzierten ihre Wucht auf ein Maß, dass der Hülle kein Schaden drohte, oder leiteten sie vollends zur Seite hin ab. Drei neosche Jägergeschwader versuchten ihre Geschütze von der *Sapphire* abzulenken, aber Mann blieb ungerührt und ließ Jeannes Schiff sich weiter auf Potter einschießen und die Jäger links liegen. Bald würde nicht mehr viel von Potters Schiff anzuvisieren sein.

„Torpedos im Anflug!“, rief Aufklärungs-Feng und Gurte schossen aus beiden Seiten ihrer Stühle, beide Enden trafen sich, magnetisch zueinander hingezogen und schnallte das Brückenpersonal fest, ehe das Schiff herumgerissen wurde. Die vollautomatischen Abwehrgeschütze der *Sleeping Beauty* brachten die Nuklearsprengköpfe auf halbem Weg zur Explosion und alle Hologramme verschwanden in gleißendem Licht.

Das war die schlimmste Situation, in der man sich befinden konnte. Nach der gewaltigen Energieentladung gab es ein Zeitfenster von etlichen Sekunden, in denen ein weiterer Sprengkopf das Feld bereits unbeschadet passieren konnte, die Sensoren aber noch geblendet waren. Ein im richtigen Moment abgesetzter Schuss würde jedes Schiff vernichten, selbst eine *Sleeping Beauty*.

Jeanne riss so fest an ihrem Ohr, das sie blutete. „Rōdling“, sagte sie und war drauf und dran denn Befehl zu geben aus der Fernorchestrierung auszubrechen und sie aus dieser gefährlichen Situation herauszuholen. Aber Mann war kein Anfänger. Eben als Jeanne das Wort an ihren Commander richtete wurde die *Sleeping Beauty* rasant nach oben gerissen, an sich eine waghalsige Aktion, denn nur weil an dieser Stelle vor ein paar Sekunden kein anderes Schiff lag, bedeutete das nicht, dass sich das nicht

geändert hatte. Auf der anderen Seite entfernte sie das vom Ursprung der Explosion, sodass die Sensoren schneller wieder nützliche Signale generieren und weitergeleitete Sensorergebnisse anderer Schiffe rascher verfügbar würden. Dennoch, dachte Jeanne grimmig, es war leichter ein Schiff eine gefährliche Aktion ausführen zu lassen, wenn man nicht selbst an Bord war. Sie selbst hätte den Befehl gegeben, in die verhältnismässige Sicherheit eines Rückzugs zu wechseln. Es war Vorschrift, vorangegangenen Schiffen den Rückweg freizuhalten.

Eine zweite Explosion, eben dort wo man die *Sleeping Beauty* vermuten musste, offenbarte Potters Plan. Bloß war ihm Mann meilenweit voraus. Basierend auf dem Zeitpunkt der Explosion konnte man ebenso rückrechnen, wo sich das abschießende Schiff in etwa befinden musste. Auch Jeanne kannte dieses Manöver. Potters Schiff würde die Vergeltung nicht überleben.

„Takeshi!“, rief sie, „stoppen sie den Angriff!“ Eine Breitseite würde die *Sapphire* zerstückeln und dort dienten über siebenhundert Menschen. „Takeshi!“, rief Jeanne noch einmal, als die Hologramme die Bereitmachen der Torpedos anzeigten. Takeshi hämmerte wild auf seinen Konsolen und tat alles in seiner Macht stehende, doch es war bereits zu spät: Acht Torpedos lösten sich aus dem vorderen Rumpf der *Sleeping Beauty* und besiegelten das Schicksal der *Sapphire* aufs Unabänderliche.

Die Sensordaten strömten über die Anzeigen und ein Zähler erschien in der Luft und zählte von eins, zwei und drei bis acht. Alles Treffer. Das nach gleißenden Explosionen verrauschte Hologramm zeigte ein zerfetztes Raumschiff wo eben noch Potters Schiff gelegen hatte, jetzt eine Ruine, die rasch vom Kurs abkam und sich nach vorne rechts überdrehte.

Auf Jeannes Brücke herrschte betretenes Schweigen. Nur der Lärm der eigenen Abwehrgeschütze und der von den Deflektoren abgeschwächten und harmlos von der Hülle

abprallenden Geschosse, kaum mehr als ein seichter Regen auf einem blechernen Dach, war noch zu hören. Alles starrte auf den Trümmerhaufen, der eben noch über siebenhundert Menschen eine sichere Enklave gegenüber der Kälte des Weltraums geboten hatte und nun nutzlos in Richtung Orbit sank.

Nur, wo die Menschen innehielten, da kannten die Maschinen keine Pause und auch kein Admiral Mann: Die *Sleeping Beauty* machte keinen Halt. Sie pickte sich wie von selbst ein neues Ziel heraus und hielt darauf zu, rasch den Vorsprung vor der Hauptflotte wieder vergrößernd und Jeanne fühlte wie sich ein nun schon viel zu gut gekanntes Gefühl in in allen ihren Zellen ausbreitete, das Gefühl der Ohnmacht. Erneut glitzerte ihre Stirn, doch heute lag es nicht an den Drogen. Sie fluchte, doch sonst blieb ihr nichts zu tun.

Mit einem tiefen *Wumm* kamen sie auf Unterlichtgeschwindigkeit. „Das Sperrfeld der Flotte“, erklärte Lynn, die ausnahmsweise einmal die Kontrolle über den Jäger übernommen hatte und aus dem Kopilotenstuhl steuerte. Sie trug einen Kampfpanzer.

Leo saß stumm daneben. Er hatte nicht die geringste Ahnung, was er von ihrem Eindringen in ein Kriegsgebiet halten durfte. Zumindest hatte er mittlerweile zu einer halbwegs ertragbaren Form der Koexistenz mit Lynn gefunden: Er verbrachte seine Tage im Cockpit und sie die ihren in ihrer Kabine. Wenn sie einander trafen dann nur durch Zufall am Weg zur Toilette oder zum Vorratsschrank. Einen Aufenthaltsraum wie die größere *Infinitum* hatte die *Eterna* nicht. Wenn sie sich trafen, dann sah Leo bewusst zur Seite und verschwand schnell im Bad oder schnappte sich was zu Essen und sah zu wieder im Cockpit zu verschwinden. Lynn ließ ihn in Ruhe, nur vor ein paar Stunden hatte sie ihm gesagt, dass es vielleicht ein

wenig unangenehm werden könnte, an ihrem gegenwärtigen Reiseziel. Sie hatte nicht übertrieben.

Er saß im Stuhl des Piloten und sah stur auf die vorbeirasenden Himmelskörper, die ihnen anstatt der lichterlosen Finsternis präsentiert wurden. Dann gelangten sie ins Sperrfeld der Streitkräfte über *Neos*, das Außenhologramm baute sich neu auf und die Planeten und Sonnen wichen einem Trümmermeer. Sie schossen nur knapp über eine Fregatte hinweg und Lynn wich einem querenden Jägergeschwader aus. Das Licht im Cockpit war blau und rot. Blau vom Planeten und rot von den abbrennenden Gasen, die aus zerstörten Raumschiffen entwichen. Leo hatte einen weiteren Ort entdeckt, an dem er auf keinen Fall sein wollte. Er sah die stetig abfallende Leiche der *Fraternite* und die kontinuierlichen Explosionen, das Zerschellen von kleinen Schiffen an großen, das Bersten von Stahl unter kontinuierlichem Geschützfeuer. Das war nicht der Ort, an dem er sein wollte und schon gar nicht der Ort, an dem er die Suche nach seinem Bruder fortsetzen konnte.

„Also Leo, du bist jetzt für ein paar Minuten ein Einwohner *Neos*'", stellte Lynn fest und überflog die Kennung ihres Schiffes.

„Die merken das nicht?", fragte er. Was machte er nur hier? An Bord eines so leichten Ziels zusammen mit einer Verrückten. Und die saß auch noch am Steuerknüppel.

„Üblicherweise nicht", entgegnete Lynn, „aber es ist immer ein wenig Glück dabei." Leo warf ihr einen beunruhigten Blick zu, woraufhin sie abwinkte und hinaus in den Weltraum zeigte. „In dem Tumult kannst du davon ausgehen, dass sie nichts merken." Und das sollte ihn beruhigen?

Sie navigierte das Schiff geradewegs in das Zentrum des Schlachtgeschehens hinein, versuchte sich aber auf der Seite der neoschen Flotte zu halten. Das Schiff wurde vom Gravitationsfeld der Flotte weiter heruntergebremst bis sie letztlich nur mehr knapp sechzehn Meter pro Sekunde

flogen. Dann erreichten sie die Fregatten und Zerstörer, die das Hauptfeld deckten.

Leo war entzweigerissen. Auf der einen Seite konnte er sich gar nicht satt sehen an diesen gewaltigen Konstruktionen, erst recht, als dann die ersten Kreuzer und Träger vor ihnen auftauchten. Auf der anderen Seite schwebten dazwischen die zerrissenen Überreste der Schiffe, die sie bereits vernichtet hatten. Ein Seitenblick auf Lynn brachte ihn zurück in die Realität. Sie war nicht bloß hochkonzentriert, sondern regelrecht verkrampft. Sie hielt das Schiff in beständiger Bewegung, änderte ihren Kurs kontinuierlich und versuchte den Abstand zu den Unionsschiffen groß genug zu halten, um nicht als interessantes Ziel zu erscheinen.

Dann sprang Nai an. „Ich hoffe Sie verstehen, was unsere Anwesenheit an diesem Ort für meinen Verschrottungskoeffizienten bedeutet“, keifte sie. „Wollen Sie nicht das Steuern Ihrem freundlichen Kollegen überlassen, mit dem ich bisher nur positive Erfahrungen gemacht habe?“

„Sei still, Nai“, sagte Leo und wollte noch etwas Beruhigendes sagen, aber das hätte er gleich selber ganz gut vertragen, als Lynn das Schiff stark herumriss, um dem Projektilhagel eines Jägers auszuweichen, der sie als ihr neues Ziel auserkoren hatte.

Genau die Art von Action, die Leo gefürchtet hatte seit er auf *Metropolis* auf die *Infinitum* Jesses Gang gestiegen war, nun alle tot, getötet von der Frau neben ihm, genau diese Action brach nun über ihn herein. Lynn steuerte den Flieger tief in die Schlachtformation der Schiffe, um ihre Feinde abzuschütteln, schmiegte sich hautnah an die großen Trägerschiffe, flog einem durch den Bauch indem sie auf der einen Seite in die Hangars hinein- und auf der anderen Seite wieder herausraste, stürzte fast in einen Torpedo hinein und hatte dann endlich den orbitalen Verteidigungsring passiert, der, obwohl inaktiv, noch

genug Respekt einflößte, die Unionsflotte vom Planeten fernzuhalten.

Lynn atmete langsam aus, als wollte sie sich auf ihren Atem konzentrieren und zu meditieren beginnen. Leos Nerven drängten ihn, sich ihr dabei anzuschließen, aber er traute es sich nicht auch nur zu blinzeln, obwohl er die Augen allzu gerne zusammengepresst und nicht wieder geöffnet hätte.

Sie hielten stetig auf den Planeten zu, dessen Blau bald das ganze Fronthologramm ausfüllte und mitten drin ein heller Lichtpunkt, ehe es sich allmählich zu orangenem Weiß veränderte und endlich die Stadt in ihrer ewigen Abendstimmung vor ihnen auftauchte gekrönt von einem gläsernen Turm mit leuchtender Spitze.

Die Stadt *Neos* war von oben betrachtet gigantisch. Erneut wurde sich Leo bewusst, wie wenig er doch von seiner Welt wusste, dass ihn eine Großstadt so überwältigte und *Lichtheim* funkelte im Sonnenlicht, als bestünde er aus flüssigem Glas.

„Was genau tun wir hier?“, wollte er wissen und beobachtete, wie sie ungestört mit einem Kampfschiff über die Häuserreihen segelten, geradewegs auf die Spitze des großen, vollkommen gläsernen Baus zuhaltend. Hoch über ihnen ging eine zweite Sonne auf, als die *Sapphire* um ihr Leben kämpfte.

„Verdammt, was hast du vor Lynn?“, rief Leo gebannt auf das Hologramm starrend. Sie hielt weiter direkt auf die oberen Etagen des Leuchtturmes zu, weiter beschleunigend und ohne Anzeichen in näherer Zukunft abzudrehen.

„Da ist ein Turm. Ich bin mir nicht sicher, ob du ihn siehst. Lynn?“

Nai schaltete sich wieder hinzu und sagte resignierend: „Ich kann Ihnen bloß eine Bowling-Laufbahn empfehlen, links und rechts ist kein Hindernis und sie treffen genau die Mitte-“

Lynn schaltete den Computer auf stumm. „Alles unter Kontrolle“, versicherte sie allen drei Anwesenden, aber Leo presste sich fest in seinen Stuhl, als die glühende Glaswand immer mehr Fläche des Hologramms ausfüllte und sie dann, fast einer Erlösung gleich, mit ohrenbetäubendem Lärm durch die Außenwand brachen, im Inneren des Gebäude auf einem großen Plateau entlang glitten und letztlich von der Statue Frederik van Dyks aufgehalten wurden.

„Elegant“, stöhnte Leo völlig verkrampft.

Lynn sparte sich eine Antwort, sie war geistig auch schon im nächsten Schritt. Sie sprang aus ihrem Stuhl und verschwand, in voller Kampfmontur im Flur.

„Fünf Minuten“, hörte er sie hereinrufen. „Und verriegele die Tür hinter mir“, wies sie ihn an. „Und nein, das Ding fliegt nicht ohne mich ab.“

Davon war Leo überzeugt gewesen und hätte es wohl nicht einmal probiert. „Was tust du hier eigentlich?“, rief er noch einmal, unsicher ob er es wirklich wissen wollte und mit der Vermutung, dass sie es ihm ohnehin nicht sagen würde.

Lynn steckte die eben überprüfte Waffe in den Gürtel zog sich den Helm über. Dann war sie wortlos durch die Ausstiegsluke verschwunden. Lynn gab keine Rechenschaft ab, schon gar nicht Leo gegenüber.

Leo seufzte und verriegelte die Tür hinter ihr. Er musste wohl ein schlechter Mensch sein, wo er das hier alles durchmachen musste. Und alles nur, weil er ein paar Stunden nicht auf seinen Bruder achtgegeben hatte.

Er war allerdings nicht der einzige Zurückgebliebene, der unzufrieden mit seinem Hiersein war. Nai schien so aufgebracht, dass sie ganz einfach vergaß stummgeschaltet zu sein. „Ist Ihnen eigentlich klar, Leo, dass wir uns in einem gläsernen Bau direkt unterhalb einer tobenden Schlacht befinden?“, fragte sie. „Mein Verschrottungskoeffizient hat sein Allzeithoch erreicht. Ich weiß nicht warum

Sie denken, hier zu sein, sei clever, aber ich kann Ihnen nur sagen, es ist nicht clever."

„Danke für die Erinnerung, Nai …"

Lynn hatte die Pläne *Lichtheims* bei sich und wusste exakt wohin sie musste. Wenn sie *ihr* etwas zugutehalten musste, dann war es die Tatsache, dass Lynn immer mit hervorragender Information arbeiten konnte.

Als sie durch die Luke hinaustrat stieg sie in ein Scherbenmeer. Das ganze Stockwerk war voll damit und hinter ihnen prangte ein gewaltiges Loch in der Wand, durch die der Lärm von entfernten Explosionen hereindrang. Und direkt vor ihr, zwischen den Scherben, stand die Statue van Dyks.

Lynn verlor keine Zeit. Sie eilte über das Plateau, eine kleine Treppe hinunter und verschwand in einer Tür mit der Aufschrift „Zutritt verboten". Augenblicklich ging der Alarm los, aber das würde Lynn nicht weiter beeinträchtigen. Man war vermutlich ohnehin schon unterwegs. Ihr Eindringen dürfte wohl kaum entgangen sein. Sie musste bloß schneller sein und wenn alles glatt liefe, wäre sie bereits weg, bevor die ersten Soldaten hier wären.

Die Zugangsbeschränkungen waren geradezu lächerlich. Ein eifriger Jugendlicher könnte hier eindringen. Wenn er erst einmal in achthundert Meter Höhe eingestiegen wäre … Zwei Türen sprangen nach kurzer, softwaretechnischer Überredung auf und ließen sie ohne Weiteres ans Allerheiligste, einen kleinen Raum, der das Schicksal des Planeten steuern mochte.

Raschen Schrittes trat Lynn an die Konsolen heran und ließ einen kleinen, violetten Sphere in den dafür vorgesehenen Steckplatz gleiten. Sofort wurde dieser vor einem tiefroten Glühen erfasst, ausgelesen und die gesamte Maschinerie erwachte zum Leben. Lynn spielte mit ihren erhaltenen Zugangsdaten das vorbereitete Programm hoch und wartete dann einige Momente still.

Dann hörte sie es. Ein neues Geräusch hatte sich zum bisherigen Lärm der Schlacht beigemengt. Nun war ein tiefes, aber hochfrequentes *Wumm, Wumm, Wumm* hinzugekommen.

„Abwehrkanzeln aktiviert", verkündete das System. Lynn nickte zufrieden, pflanzte einen kleinen Sprengsatz auf der Konsole und verschwand. Ein gewaltiges Donnern berichtete von einem ersten Abschuss und vom unabwendbaren Ende *Neos'*.

Lynn wollte eben aus dem Raum laufen, war in Gedanken schon wieder in ihrem Jäger, als sie jemand am Hals packte und gegen eine Wand donnerte. Einen Augenblick war selbst ihr Chip hilflos gegen die Lähmung, die der Schock auslöste. Sie hatte eindeutig einen Fehler gemacht.

Der Mann in schwerer Panzerung, riss ihr den Helm vom Kopf und legte ihr mit ungeheurer Behändigkeit den Lauf seiner Pistole an die Schläfe.

„Lucius", keuchte Lynn, denn sie erkannte diesen Mann durch jeden Kampfanzug hindurch. Ihre Augen tränten vom Druck auf ihren Hals, mehr aber noch vor Wut und Hass auf diesen Mann. „Ich hätte wissen müssen, dass du hier herumschleichst."

„Es gab also noch eine Kopie des Schlüssels", stellte er sachlich fest. Sein Griff war eisern. Ihm war nicht zu entkommen. „Danke fürs Vorbeibringen."

Lynn wusste es: Das hier war ihr Ende.

Aber wie so oft im Leben kamen die Dinge anders als gedacht: In den Ohren schmerzender Lärm setzte ein, der Turm erbebte als würde er auf der Stelle einstürzen und Lynns Reflexe retteten ihr Leben, indem sie Lucius' durch die bebende Erde induziertes Wanken nutzte, um sich zu befreien. Sein Schuss traf nur einige ihrer Haare und ein schauriges Klirren verkündete, dass jemand Lynns Arbeit an der Fassade fortgesetzt hatte. Sekunden später schossen Glassplitter durch die Tür in den Raum.

Lynn sprang in eine Ecke und schützte ihren Kopf so gut es ging mit ihren Armen und endete trotzdem mit einem zerschnittenen Gesicht. Dann war da noch Lucius. Durch seinen Helm geschützt hatte er diese Übung ausgelassen und feuerte nun, kaum hatte sich der Glasstaubwirbel halbwegs gelegt, nach ihrer Silhouette. Da war sie aber schon halb in Sicherheit. Seine Positionierung verriet Lynn, dass er es eigentlich darauf abgesehen hatte, sie zu vertreiben, damit er sich der Konsole annehmen könnte. Mit einer Hand griff er bereits nach dem Sprengsatz, während er mit der anderen Lynn aus dem Raum jagte. Diese Runde ginge an ihn. Dachte sie. Denn mit einem Schlag wich alles Leben aus der Konsole. Der Strom war ausgefallen.

Als sie sein frustriertes Brüllen hörte, war Lynn bereits hinter der nächsten Ecke verschwunden und hatte zu laufen begonnen, was angesichts des beständig von Erschütterungen bedachten Fußbodens dazu führte, dass sie mal rechts, mal links gegen die Wände schlug, wie der Ball in einem Flipperautomaten. Blut triefte ihr in die Augen und sie verschmierte es, um weiter sehen zu können, doch es schien keinen Unterschied zu machen. Die ganze Welt war jetzt rot.

Sie wusste sie würde verlieren, wenn sie hierbliebe. Daran zweifelte sie keine Sekunde. Allein die Tatsache, dass selbst die Versorgung für ein so entscheidendes System ausgefallen war, verhieß dass jedem gut geraten war, rasch zu verschwinden. *Neos* war Geschichte. Das müsste jeder begreifen.

Es gab allerdings zwei Stufen von Begreifen und als sie auf die Ebene mit der Statue van Dyks und ihrem Schiff zurückkam, da sah sie sich mit dem Versuch des Universums konfrontiert, ihr die zweite zu erschließen. Die Fassade war vollkommen abgeblättert, die Decke fortgerissen und sie stand wie in einem Planetarium in der Mitte einer brennenden Welt. Der Himmel hatte sich feuerrot und pechschwarz verfärbt. Ein Schauer an schwarzen Kohlen

regnete auf die Stadt herab und setzte Teile davon in Flammen, während heiße und kalte Luftströme stählerne Schiffsteile aufwirbelten und zu einem Pilz hochzogen und dann erneut hernieder regnen ließen. Und direkt über sich raste der gepeinigte Leichnam eines zerschossenen, zerrissenen und zerschmolzenen Schiffes auf sie herab.

Lynns Reflexe setzten für eine Sekunde aus, jeder anderweitigen Programmierung zum Trotz. So etwas hatte kein Programmierer einplanen können. Dann sah sie eine dunkle Silhouette vor rotem Grund am Abgrund stehen, in eine Welt blickend, die sie nicht verstehen konnte. „Leo!“, rief Lynn und sprang nach vor, doch er bewegte sich nicht. Die brennende Stadt hatte jeden anderen Gedanken in ihm ausgelöscht. Sie riss an seinem Arm und zog ihn zurück zum Schiff, schnell, Lucius könnte jeden Augenblick wieder auftauchen. Leo ließ es mit sich machen, sich ins Schiff und ins Cockpit stoßen und sie sprang in den Pilotenstuhl und warf die Triebwerke an. Die Druckwelle einer zweiten Explosion fegte durch das Skelett des Leuchtturms und wirbelte die *Eterna* um und an der Statue vorbei. Ein *Bumm*, es drang aus dem Inneren des Turms, verriet, dass ihre Sprengladung losgegangen war, wenn auch mit Sicherheit nicht an ihrem Bestimmungsort, aber sie konnte jetzt ohnehin nichts mehr bewirken und spätestens der fallende Leichnam im Himmel würde jegliche Möglichkeit der Deaktivierung der Anlage unterbinden, wenn er erst die halbe Stadt unter sich begrübe.

Es galt keine Zeit zu verlieren und mit noch kaum gestarteten Triebwerken gab sie Gas. Das Schiff schabte über den glasbedeckten Boden an den Abgrund, einst ein einziges großes Fenster in die Welt, jetzt nur noch ein einziges Loch. Sie sackten ab, ehe der Antrieb ordentlich anlief und sie in die Höhe riss. Leo war es egal. Er hing leblos im Copilotenstuhl und starrte aufs Hologramm ohne etwas zu sehen. Auch nicht die vielen Jäger.

Es wimmelte vor Jägern. Wie ein gewaltiger Insektenschwarm sanken sie herab auf die Stadt, brachten den Kampf aus dem Orbit herunter auf den Planeten und zerstörten die letzten Hoffnungen aller Freunde *Neos'*. Lynn fluchte still vor sich hin und versuchte sie so schnell und so sicher wie möglich durch den Trümmerregen und weg von diesem elenden Pilz zu bringen, der über allem thronte wie eine Krone, emporragte wie ein grausiges Mahnmal dafür, welche Kräfte die Menschen zu entfachen bereit waren, nur um einige Wenige an ihren Platz zu erinnern.

Erst über den, von der Druckwelle der Explosion planierten, Außenbezirken der Stadt, nicht weit von einem etwas abgelegenen Landeplatz mit am Boden festgehalten Schiffen, zog sie die Maschine richtig hoch, um zurück in den Orbit zu gelangen. Dieser glich zu dieser Zeit einem Schiffsfriedhof. Wenn es die anderen Zeichen in ihrem Überfluss bisher verfehlt hätten den größten Optimisten davon zu überzeugen, das machte es nun unbestreitbar klar, machte klar, dass diese Welt im Sterben lag.

Lynn hatte keine Aufmerksamkeit für solche Gedanken. Sie wusste, es ging nur noch ums eigene Überleben. Sie prüfte die größeren Unionsschiffe in der näheren Umgebung nach offenen Hangarplätzen. Dann raste sie so schnell es das Gravitationsfeld der Flotte zuließ darauf zu, durch die Ruinen hunderter Schiffe und in den Hangar eines Kreuzers. Auf deren Hülle prangte der Name *Sleeping Beauty*.

Die Schlacht verlief hervorragend. Für die Union. Die Schlacht verlief grauenvoll. Für die neue Republik. Mann schob seine Schiffe Stück für Stück vor und die *Sapphire* war nur eines der ersten von vielen weiteren Schiffen, dem Stolz *Neos'*, welche jetzt wie Spielzeug von einem marodierenden Kind zerlegt wurden.

Das hier war ein einziges Schützenfest für die Unionstruppen. Die Neos hatten ihren gewaltigen Schiffen und ihrer überlegenen Bewaffnung und ihrer erfahreneren Besatzung nichts entgegenzusetzen. Vor allem hatte man der taktischen Expertise Admiral Manns nichts entgegenzusetzen. Es war ein grausiges Schauspiel, doch Jeanne konnte sich mit einem Gedanken trösten: Der Planet blieb außen vor. Der Planet war in Sicherheit.

So schien es zunächst. Dann wurde die *Sleeping Beauty* unerwartet von einem gewaltigen Rütteln erfasst. Wo vorher bloße Regentropfen am Blechdach zersprangen, da schlugen mit einem Mal dicke Hagelkörner auf, als fehlte nicht viel, um ihnen die Köpfe zu zerschlagen. Kraftvolle Geschosse knallten auf die Außenhaut und hätten sich ohne ihre Deflektoren tief ins Metall gegraben.

„Unsere Schilde sind in vierzehn Sekunden weg!“, hörte man Bea über das furiose Getöse rufen, ehe der Antrieb aufjaulte und sie aus dem Schussfeld manövrierte. „Was?“, rief Jeanne, „was ist passiert?“

Eine Falle! Admiral Mann war aus seinem Sessel gesprungen, als hätte er sich auf einen Dorn gesetzt und stürzte auf Krystian zu. „Die Geschosse!“, kreischte er außer sich und wutentbrannt, ehe er sich mit einem Schlag wieder unter Kontrolle hatte. „Der Deal ist vom Tisch“, sagte er ruhig und trat an das große Hologramm zurück, auf dem mittig der Planet ruhte, der nun von sich aus einen Platz im Gefecht beanspruchte.

„Nein!“, rief Krystian und sein Entsetzen war von anderer Dimension und ganz anderer Motivation, „das kann nicht sein! Ich habe Ihnen den Schlüssel gebracht, es ist unmöglich, das System ohne ihn zu aktivieren!“ Für ihn standen nicht wie für Mann die Leben von fünfhunderttausend anonymen Soldaten auf dem Spiel. Für ihn ging es um das Leben von Vater, Mutter, Frau und Kind.

Mann hörte ihn schon gar nicht mehr, die Schlacht brauchte seine volle Aufmerksamkeit und zwei Sicher-

heitsleute sorgten dafür, dass Krystian keine Abläufe stören mochte, so sehr er auch tobte und schrie und flehte, ehe er erschöpft, gebrochen und betäubt die Wand hinunterrutschte und am Boden zu sitzen kam. Am Hologramm nahm das Ende *Neos*' seinen Lauf.

Die überraschende Aktivierung des orbitalen Abwehrsystems hatte Mann kalt erwischt. Er hatte die ganze Breitseite seiner Flotte dem Planeten gegenüber preisgegeben, weil es den Sieg rasant beschleunigen würde und so hatte er, als sie dann doch aktiviert wurden, ordentlich einstecken müssen. Sieben Schiffe waren stark beschädigt und mussten zurückgezogen werden und seine Aufstellung war auf einen Schlag weit entfernt von jedem sinnvollen Manöver. Er bereute es die Geschütze nicht zerstört zu haben, als sie leblos der Schlacht beiwohnten, doch die Idee sie unbeschadet und für die Union nutzbringend erhalten zu können hatte ihn geblendet. Jetzt wurden sie zum Problem. Dazu kam, dass es ihm das um sich greifende Gemetzel unmöglich machte weiterhin die Kontrolle über alle Schiffe der Flotte zu behalten. Beständige Entladungen, Schiffsbewegungen und Explosionen störten ihn in seiner Kommunikation und Statusabfrage. Mit dem Erwachen der Orbitalgeschütze war Manns eiserner Griff über die Flotte mit einem Schlag gebrochen und er musste auf die Kapitäne der Schiffe als Proxy für die Umsetzung seiner Befehle zurückgreifen. Etwas, das er, der es nicht gewohnt war, irgendetwas Bedeutendes aus der Hand zu geben, nur aus dem Zwang heraus tat.

„Befehle von Admiral Mann!", rief Kommunikations-Motwani an seiner Konsole hängend, „die Fernorchestrierung ist aufgelöst. Wir sollen die zentralen Geschütze ausschalten."

Der denkbar unangenehmste Job, denn man sich vorstellen mochte, bedeutete er doch, sich geradewegs in die Mitte des schlimmsten Beschusses zu platzieren. Aber Jeanne war, so weit möglich, froh darüber, endlich selber

eingreifen zu können. Sie ließ direkt darauf zuhalten. Die Aktivierung der Geschütze hatte ihr alles Übrige an Farbe aus dem Gesicht getrieben. „Bringen Sie uns rein und Takeshi, halten sie voll drauf. Wir können ein paar Treffer einstecken, aber schalten Sie diese Geschütze aus! So schnell wie möglich!“ Jeannes Blick ruhte auf der blauen Kugel am Hologramm. Die Abmachung war geplatzt. Nichts, nicht einmal sein Ehrenwort, hielt Mann nun noch davon ab auch den Planeten als valides Ziel zu betrachten. Sie hatten diese Schlacht so schnell wie möglich zu beenden. Ehe eine Katastrophe geschah. Was war bloß geschehen? Sie erinnerte sich Nielsons Worte: Wenn diese Geschütze aktiv wären, dann gäbe es keine Garantien. Das war Jeanne zu wenig. Sie würde *Neos* nicht der sinnlosen Zerstörung überlassen.

Mit ihrem Vorstoßen verschwanden endlich die Überreste der *Sapphire* aus dem Bild des zentralen Hologramms. Die Geschütze schlugen in immer größerer Zahl auf die Außenhaut, als die *Sleeping Beauty* auf den Orbit zufuhr, direkt ins Herz der feindlichen Bemühungen, aber Jeanne dachte nicht dran abzudrehen. Sie kannte ihr Schiff. Es würde mehr brauchen, um es zu zerstören. Die Kapitäne der übrigen Schiffe schienen ihren Optimismus gleichzeitig nicht zu teilen und folgten ihrem Vorbild nur sehr zögerlich. Niemand schien der *Sleeping Beauty* den Vortritt streitig machen zu wollen, was deren Lage jedoch immens erschwerte. Sollte sich das Feuer mehrerer Geschütze auf sie konzentrierten, könnte nicht einmal die *Sleeping Beauty* lange standhalten.

Diese Feiglinge! Jeanne war kurz darauf ein paar Unfreundlichkeiten ins Kommunikationsnetz zu brüllen. Was sollte das? Was für Waschlappen! War ihnen ihre eigene Sicherheit so viel mehr wert, als unschuldige Leben zu retten? Aber bei der nächsten Gala würden sie alle wieder lachend im Kreis stehen und sie nach *Ilius* befragen. Aber Jeanne war nur ein wenig voreilig, denn da gesellten sich

mit der *Humming* und der *Loki* nun doch zwei Schwere Kreuzer links und rechts an die Seite der *Sleeping Beauty*. Das sah schon besser aus.

„Die *Loki* ist bereit", sagte Captain Mhawr, „Es kann losgehen", drang es von Captain Seligman und das Dreigespann setzte sich in Bewegung.

Die Geschütze nahmen ihr Ziel auf und begannen aus vollen Rohren zu feuern, wurden aber augenblicklich vom Einsatz der Abwehrkanzeln der drei Kampfschiffe erwidert, was die Belastung der Schildgeneratoren stark reduzierte. Dank des steilen Anflugwinkels und des Schutzes der linken und rechten Flanke durch je ein Kampfschiff konnte Bea alle Energie auf die vorderen Deflektoren umleiten und Takeshi sich auf das Abfeuern seiner Raketen konzentrieren. Er schoss mehrere Salven durch die Raketenschächte unten am Bauch und jagte damit das erste Geschütz in die Luft. Trotz seiner beispielhaften Geschwindigkeit und Treffgenauigkeit ging es Jeanne aber nicht schnell genug. Der blaue Planet glühte im Schatten der roten Detonationen und flammend aus halbzerstörten Raumschiffen austretender Gase.

Und es geschah was niemand außer die skrupellosesten Menschen wollen konnten: Während die *Sleeping Beauty* mit ihrem Geleit die ersten Geschütze ausschaltete verlagerte sich die Schlacht zunehmend auf den Planeten. Der gewaltige Leichnam der *Sapphire* war das erste Schiff, das einem gewaltigen Meteoroiden gleich in den Orbit eintrat. Ein Meteoroid, der geradewegs auf die Stadt zuhielt. Schlagartig schien den Verteidigern die Flotte der Union zweitrangig. Wie die Bienen taten sie alles um ihr Volk zu schützen: Jedes dazu befähigte und jedes nicht befähigte Schiff *Neos*', versuchte die *Sapphire* vom Kurs abzubringen. Ein sinnloses Unterfangen, das bisher noch nicht einmal als mögliches Szenario durchgedacht worden war und für das es demnach auch keinen Reaktionsplan gab. Hilflos versuchten einzelne Schiffe, die dabei weiter in Einzelteile

berstenden Stücke der *Sapphire,* stur aus ihrer Bahn zu schieben, andere beschossen die Trümmer und generierten nur einen feineren, noch tödlicheren Schauer. Mann schoss ein Dutzend zur Hilfe geeilter Schiffe manövrier- und kampfunfähig, ehe er das Problem auf die einzig mögliche Art beseitigte, eine Art und Weise, auf die aufgrund der Nähe zur Stadt kein Bewohner *Neos*' gekommen wäre: er verglühte es mit einer Atombombe.

Mit einem Mal war der Himmel über *Neos* nicht mehr orange, sondern weiß und rot, ehe ein gewaltiger Trümmerregen einsetzte und weite Teile der Außenbereiche der Stadt von der seitlich am Schiff vorbeigelangten Druckwelle plattgewalzt wurden. Das Glas *Lichtheims*, bis auf ein relativ kleines Loch in großer Höhe bisher noch vollständig in Takt, barst von einer Sekunde zur nächsten in Millionen Stückchen und der große Spiegel an seinem Dach, das Licht *Neos'* in der Welt, brach. Aber der wichtige Stadtkern blieb weitestgehend unversehrt. Es war Mann manches nachzusagen, aber nicht, er könne eine komplexe Situation nicht rasch abschätzen und keine schweren Entscheidungen treffen.

Das, allerdings, war erst der Anfang der Gefahr für den Planeten. Durch die planlosen Rettungsversuche war eine große Zahl an Schiffen der neoschen Flotte in den Orbit eingetreten und auch die nach wie vor aktiven, wenn auch stetig in ihrer Zahl reduzierten Verteidigungsgeschütze hielten Manns Streitmacht nicht auf, den Gürtel enger zu schnallen und die Schiffe einzuklemmen.

Und den Neos blieb kein Moment der Schonung, als schon das nächste Unglück über sie hereinbrach: Aus heiterem Himmel gab es einen gewaltigen Knall, als die *Athene*, der große neosche Träger, dem die Union doch nichts entgegenzusetzen habe, mit einem Mal auf Überlichtgeschwindigkeit ging und in den Ozean krachte. Eine gewaltige Explosion generierte eine alles weitere verdeckende Dampfwolke, deren Expansion den Atompilz hoch

über der Stadt hinwegfegte, und dann sah man eine gewaltige Welle, sich von der Einschlagsstelle aus in alle Richtungen ausbreitend. Kaum fünfzehn Kilometer vor der Küstenlinie der Stadt.

Neosche Bomber rasten heran, jeden Gedanken an eine Fortsetzung der Kampfhandlungen fahren lassend, um den Tsunami zu sprengen und gerieten geradewegs in Manns Kreuzfeuer, für den sich die Situation immer mehr in ein Schießbudenspiel verwandelte, bei dem seine Ziele auf eine Handbreit herankamen und er gar nicht danebenschießen konnte. Und, als habe er Jeannes Hoffnung auf ein zügiges Ende des Gemetzels erhört zeigte er keine Gnade, ließ nicht einmal dem kleinsten Jäger eine Gelegenheit neuen Atem zu schöpfen, sondern schoss sie gnadenlos aus dem Himmel.

Jeanne fürchtete ihre Gänsehaut würde nie wieder abflauen. Stirn und Haar waren nass. Was hier ablief, war nicht weniger als die perfekt orchestrierte, vollständige Vernichtung *Neos'*. Und sie konnte nichts tun. Sie wollte eben selbst in den Orbit eintreten, um die Welle zu zerstäuben, da kam ein neuer Befehl vom Admiral, der ihr das untersagte.

„Wir sollen die *Dire Straits* vernichten. Und zwar schnell", fügte Navigations-Rōdling hinzu.

Jeanne angelte geistesabwesend nach dem Hologramm mit den Daten und der Position des Schiffes, den Blick aber nur unwillig von der mit roten Pickeln übersäten Planetenoberfläche abziehend. Was passierte hier? Wie konnte das passieren?

„Das ist ja ein privates Fernreiseschiff", stellte Callahan erstaunt fest und in Jeannes Ohren ging der Satz noch weiter und zwar mit „welche Gefahr sollte davon schon ausgehen?" Das war zumindest die Frage, die sie sich stellte. Sie biss sich auf die Unterlippe und befahl Kollisionskurs aufzunehmen. Also gingen sie nun auf die Jagd

nach einem Kreuzfahrtschiff, während die Neos ums Überleben kämpften …

Das Schiff befand sich in direktem Kurs ins Zentrum der Schlacht, ohne die nötige Bewaffnung zu haben, dort etwas zu erreichen. Eigentlich taugte es nur zu Landungszwecken und tatsächlich würde es, sollte es diesen Kurs beibehalten, bald auf Tuchfühlung mit der *Juggernaut* gehen. Der kurze Report des militäreigenen Geheimdienstes stützte ihre Vermutung, dass das Schiff höchstwahrscheinlich zum Truppentransport eingesetzt würde.

„Das Schiff hat seinen Kurs angepasst", sagte Feng, „es nimmt jetzt direkten Kurs auf die *Juggernaut*."

Sollte das ein ebenso waghalsiger wie aussichtsloser Landungsversuch werden? Sie hätten keine Chance und wenn das Schiff zum Bersten mit Soldaten besetzt wäre. Das war es aber auch, was Jeanne zögern ließ, es ins Visier ihrer mächtigen Kanonen zu nehmen.

„Hier spricht Captain Lavie von der *Sleeping Beauty*", schrie Jeanne in den Nachrichtenkanal, „drehen Sie sofort ab oder wir werden Sie vernichten!"

„Keine Antwort, keine Veränderung im Kurs", sagte Kommunikations-Motwani und beschrieb genau, was auch das Hologramm zeigte. Jeanne wiederholte ihre Warnung, aber weiter keine Reaktion.

Jeanne biss sich die Lippen blutig, ohne es zu merken. Die *Dire Straits* war mutterseelenallein inmitten der größten Schiffe der Union, ohne dort etwas ausrichten zu können. Und warum hatte Mann gerade ihr den Befehl gegeben, wo ihn doch jedes der Schiffe dort selbst hätte ausführen können?

„Wir können Sie gleich nicht mehr aufhalten!", sagte Kommunikations-Motwani voraus.

„Lavie!", blaffte des Admirals Stimme in ihrem Kopf, „zerstören Sie dieses Schiff!"

Es ging gegen alle von Jeannes Überzeugungen einen so aussichtslos unterlegenen Gegner mit potenziell tausenden

Soldaten an Bord auszuschalten, da konnte Mann brüllen soviel er wollte. Und der Planet brannte.

„Captain?“, fragte Takeshi ruhig von seiner Konsole mit der Geschützsteuerung aus, den Finger wortwörtlich am Abzug. Der Planet hatte rote Flecken.

„Feuer“, sagte sie tonlos und die *Dire Straits* verwandelte sich in einen weißen Lichtblitz, ehe an Bord für eine Sekunde das Licht ausfiel und sie umhergerissen wurden, wie zuletzt bei ihrem Zusammenstoß mit dem Asteroiden. Jeanne segelte aus dem Stehen durch den halben Raum, knallte gegen eine Konsole und dann gegen den Boden. Ihr blutendes Ohr und die blutige Lippe waren nun die kleinsten von vielen Blessuren.

„Massive Schäden an der Hülle!“, verkündete System-Jijian, kaum hatte er sich wieder hochgerappelt und Bea schrieb von ihrem Maschinendeck aus die Schilde ab.

„Kamikaze“, sagte Callahan, was Jeanne dachte. Die *Dire Straits* hatte eine große Bombe transportiert und sollte die *Juggernaut* sprengen. Und Jeanne hatte es beinahe zugelassen … Sie hätte nicht gedacht, dass sie sich noch mieser fühlen konnte, als zum Beginn der Kampfhandlungen. Und der Planet brannte.

„Ist jemand verletzt?“, fragte sie in die Runde ihrer Brückenbesatzung. Tatsächlich mussten vier von dreizehn Personen in die Krankenstation gebracht werden, aufgrund gebrochener Rippen, einer ausgekegelten Schulter und eines gebrochenen Arms und eines Beins. Jeanne bebte innerlich, ob ihres Versagens, einfach diese beschissenen Befehle ausgeführt zu haben. Das konnte doch nicht passieren. Was taten sie hier nur bloß?

Die flackernd zurückkehrenden Außenhologramme zeigten ein Feld der Verwüstung, einen Friedhof der Schiffe, sie zeigten, wie der moderne Mensch seine überlegene Technik einsetzte. Ihr Blick fiel wieder auf den von Akne geplagten Planeten. *Neos* brannte. Jeanne winkte Callahan an sich heran.

„Greg“, sagte sie, „du sollst alle Befehle von Admiral Mann eins zu eins ausführen, sobald sie hereinkommen, verstanden?“

„Zu Befehl“, sagte er ernst.

Jeanne sah wie man Commander Motwani auf einer Trage in den Aufzug verfrachtete, sein Brustkorb sah übel verformt aus und er war seit der Explosion bewusstlos.

„Captain“, rief Aufklärungs-Feng, „Mann hat die Landung begonnen.“

„Bringen Sie uns runter“, verlangte Jeanne, schon wieder vergessend, dass sie auf Befehle von Mann warten wollte.

„Wir sind manövrierunfähig“, gestand Commander Rōdling. „Wären wir etwas tiefer im Orbit würden wir das Schicksal der *Sapphire* teilen.“

Es war zum Heulen. Jeanne lief von der Brücke. „Landungstrupp in Hangar eins“, informierte sie Commander Rao und Medici, ihre Leute zu mustern, während sie im Fahrstuhl nach unten raste.

„Captain“, drang Callahans Stimme über Funk zu ihr, „wir haben keine Landungsgenehmigung vom Admiral.“

„Sie haben das Kommando“, sagte sie, hechtete in den Umkleideraum bei den Hangars und schlüpfte rasch in einen Kampfpanzer. Als sie in den Hangar trat stand dort bereits Commander Rao vor einer großen Schaar Soldaten und Medici kam eben mit einer weiteren Traube bei der Tür herein.

„Alles bereit!“, erklärte Medici, kaum hatte er Jeanne gesichtet.

„Dann ab in die Shuttles!“, befahl sie und schwebte kurz darauf im ersten von dreien in den Weltraum hinaus.

Große Truppentransporter begannen mit dem Eintritt in die Atmosphäre. Fast fünftausend Jäger überfluteten den Orbit und drangen bis in die obersten Luftschichten ein, um die Transporter zu decken. Die reinste Heuschrecken-

plage traten sie in Gefechte mit den dezimierten Abfangjägern *Neos*', viel näher an der Planetenoberfläche, als es sich irgendein Beteiligter wünschen konnte.

Doch nichts konnte die Unionstruppen aufhalten. Sie waren zahlenmäßig überlegen, besser ausgebildet, besser vorbereitet und mit überlegener Führung, hatten die besseren Geheimdienste und Attentäter und weit weniger Skrupel den Kampf am Planeten selbst fortzuführen bis man gewonnen hätte.

Die ersten Transporter setzten mitten am noch jungen und nicht alt werdenden *Platz der Republik* auf, nur unweit des skelettierten und erloschenen *Lichtheims* und wie Ameisen schwärmten die Soldaten aus, um die Straßen und in Folge zuallererst die Verwaltungsgebäude zu besetzen, etwa das frühere Rathaus und designierte Parlament. Es stellte sich aber rasch heraus, dass, egal welche Funktion ein Gebäude ursprünglich ausgeübt hatte, nun jedes einzelne die Aufgabe eines Bunkers annahm, aus dem nahezu pausenlos geschossen wurde. So stießen die Unionstruppen auf heftige Gegenwehr. Selbst die Zivilisten waren mit Waffen ausgestattet worden, jeder Häuserblock wurde bis zum Letzten verteidigt. Es war die Formel für ein Desaster. Kaum jemand ergab sich. Die Soldaten kamen nur langsam voran. Jedes Hochhaus musste durchsucht und geräumt werden. In der ganzen Stadt hörte man Gewehrfeuer. Explosionen ließen die Erde erbeben. Shuttles ließen Fallschirmspringer ab. Der Himmel verdunkelte sich als immer mehr Raumschiffe in den Orbit drangen. Andere, die letzten Verteidigungskräfte, stürzten herab und begruben ganze Straßen unter sich. Die nicht gesprengten Ausläufer des Tsunamis fegten durch die dem Meer zugewandte Hälfte der Stadt.

Es herrschte Krieg und er hatte die Planetenoberfläche nicht ausgelassen.

Jeannes Schiffe setzten in *Kairi* auf, dort wo sie noch vor Tagen durch die Straßen geschlendert war und die Gebäu-

de mit den großen Glasflächen, Balkonen, Leuchtreklamen und grellen Farben bestaunt hatte, voll mit Läden und kleinen Shops mit allen Dingen, die man technisch herstellen konnte. Die Bars, Cafés, Restaurants und andere Lokalitäten, in denen nun niemals wieder jemand sitzen würde, die Menschen mit ihren abenteuerlichen Haaren, ja sogar die Verrückten in ihrem Nude Look, ihr Fehlen trug mindestens so viel zum Verlust der, sie das letzte Mal so berauschenden Grundstimmung bei, wie die schwarzen Wolken an Rauch und Ruß und der rote Schein von allgegenwärtigen Feuern.

„Aufteilen!“, befahl Jeanne und ließ Medici und Rao mit je einem Drittel ihrer Soldaten auf eigene Hand die Umgebung sichern. „Wir schießen nur zur Gegenwehr, das ist eine Rettungsmission. Retten Sie so viele Menschen wie möglich. Bewaffnet oder nicht.“

Schon preschte sie voran die Straße nach Norden in Richtung *Lichtheim* entlang, das Sturmgewehr im Anschlag und betend, es nicht verwenden zu müssen. Ein Gebet, welches nicht erhört werden sollte. Kaum fünfzehn Meter weiter drangen ihnen geltende Schüsse aus dem Loch, das ein zerfallenes Schaufenster repräsentierte.

Jeanne brüllte durch ihren Helm verstärkt man solle sich ergeben, doch nur weitere Kugeln kamen zur Antwort. Sie war so frustriert, so erschöpft, so geschlaucht, sie hätte sich am liebsten am Boden zusammengerollt und geheult. Stattdessen musste sie sich an den Teil ihrer Arbeit machen, den sie schon immer am meisten gehasst hatte.

Sie versuchte mit weiteren Appellen an die Vernunft der Verschanzten zu sprechen, ein wenig fruchtendes Unterfangen, während in der Zwischenzeit ein Teil ihrer Truppe vom Nachbargebäude aus in den Laden eindrang. Mit einem Male erhöhte sich die Frequenz der Schüsse, wurde so zahlreich, dass ihr Schall sich überlagerte und schmerzende Lautstärke erreichte. Dann war es still und man hörte nur noch das anderswo ablaufende, aber allgegen-

wärtige Kämpfen. Jeanne trat durch die Tür, eine mechanische Glocke klingelte freundlich und hinter dem Tresen lagen die Leichen von fünf jungen Männern in zivil, mindestens zwei garantiert noch nicht mal zehnacht. Was passierte hier? Was hatte man diesen Menschen erzählt, dass sie bis zum Äußersten kämpften? Und ihr Blick fiel auf ein großes Plakat, das in der hinteren Hälfte des Raumes an der Wand hing, direkt über einem Tischchen für zwei. „Stoppt den Ausverkauf an die Union", stand darauf vor dem Bild eines sich in die Augen strahlenden und an den Händen haltenden jungen Paares, kaum älter als die vor Jeanne am Boden liegenden Toten und am Horizont ragte hoch und gewaltig *Lichtheim* auf, der jetzt ganz anders aussah. „Sandrosh. Für eine blühende Zukunft."

„Captain?", fragte Commander Medici über das Netz, obwohl er direkt neben ihr stand, „was sind Ihre Befehle?"

Sie wies mit dem Kopf hinaus auf die Straße.

„Sichern Sie die Gebäude die Straße hinauf. Alle aufgegriffenen Neos werden entwaffnet und in die Keller und ähnlich geschützte Orte gebracht." Da wusste sie noch nicht, das die meisten Keller bereits unter Wasser oder in Flammen standen. Die Soldaten strömten wieder aus dem Laden, dessen Klingel sie freundlich verabschiedete. Jeanne hingegen trat durchs Fenster.

Die zweite Welle rückte an. Panzer fuhren vor und demolierten die besonders umkämpften Gebäude, bis die ersten einstürzten und die Verteidiger unter sich begruben. Jeanne verfluchte den Fahrer eines Mammutpanzers und befahl dem Kanonier auf der Stelle sein Feuer einzustellen, aber der Befehl eines einfachen Captains, eines von tausenden, bewirkte nichts und das nächste Gebäude klappte in einer alles in sich verschlingenden Staubwolke zusammen.

Jeanne peitsche ihre eigenen Leute weiter voran, aber es war aussichtslos. Sie standen in einer undurchdringlichen Wand aus Feuer, Rauch und Staub und rasche Bewegungen, in welche Richtung auch immer, gefährdeten aus-

schließlich die eigene Sicherheit. Ihre Gruppe zerfiel und fand sich nicht wieder. Zerrüttet ließ sie das Gewehr sinken. Dann fiel es ihr aus der Hand. Auf den wenigen Metern trümmerübersäten Bodens, die sie eben noch einsehen konnte, lag ein Dutzend Leichen. Das war es gewesen. Sie hatte versagt. Sie hatte nichts ausrichten können. Die Geschütze waren aktiviert worden und nun metzelten sie sich über die Planetenoberfläche. Ihre Union hatte *Neos* wie ein Insekt zerquetscht. Jeanne spürte wie ihre Knie nachgaben und sie zu Boden sackte. Drei von vier Toten trugen keine Uniform. Der nächstgelegene war keine zweizehn, aber auch mit dreizehn oder vierzehn hier zu sterben, für nichts - sie wollte es nicht begreifen. Wie konnten sie, wie konnte Nielson, Aziz, wie konnten sie das hier nicht aufhalten?

Weiterer Nachschub schob sich an ihr vorbei. Der Boden bebte unter den Rädern und Ketten weiterer Panzer und vor ihr, sie gar nicht wahrnehmend, stieg ein einzelner, schwer bewaffneter Mann in, dem Strom der Invasoren entgegengesetzter Richtung, über die vor ihr liegende Leiche. Er trug mehrere Gewehre und eine besonders schwere Rüstung mit Exoskelett, darüber ein Jackett mit der Aufschrift *Athene,* dazu einen Helm, aber darunter, unter dem Helm, da hatte er schwarzes Haar, das aussah wie erstarrte Stränge von Öl und ein entzücktes Grinsen auf den Lippen.

Der Himmel glühte in Unionsrot. Die Stadt brannte. Wenn nicht durch herabstürzende Trümmer verursacht, dann von den zuletzt aufbrandenden Straßen- und Häuserkämpfen zwischen den Soldaten der Union und der Bevölkerung des Planeten, denen man keine Vernunft einimpfen konnte. Selbst in den Außenbezirken der Stadt zum Meer hin, welche vom zwar abgeschwächten, aber dennoch zerstörerischen Tsunami getroffen wurden, wehrten sich Menschen mit Stöcken, Stangen und sonstigen im

Schwemmgut auffindbaren Instrumenten. Es war als kämpften diese Menschen nicht bloß um ihre Stadt, sondern um ihre Existenz. Für viele bewahrheitete sich diese Wahrnehmung. Der Tsunami hatte die Inselwelt erreicht und fortgespült und hier, über den Ruinen einer einstigen Hauptstadt der menschlichen Kultur, reckte der vollkommen demolierte *Lichtheim* seinen jetzt so hässlichen Kopf.

Es dauerte bis spät am Abend, dass die letzten Schüsse verklangen und der große Abtransport der Überlebenden anlief. Der gesamte Planet wurde evakuiert. In seinem jetztigen Zustand konnte er auch niemandem mehr als Lebensgrundlage dienen.

Neos, einst ein Diamant der menschlichen Zivilisation, war Geschichte.

HEIMKEHR

wiki.unipedia.uni
Artikel des Tages
MOON1

Die Stadt am Mond. Lange ein Traum der Menschheit, im 22. Jahrhundert verwirklicht. Die Bauarbeiten an *MOON* wurden 2147, eben noch in der Amtszeit von Di Tolore, eröffnet. Es war ihr Versuch noch einmal weltweite Begeisterung auszulösen, wie es zuletzt mit dem Abschluss des Terraformings der *Venus* 2143 gelungen war. Aber ihre Präsidentschaft war an dieser Stelle bereits nicht mehr zu retten.

Die ersten Pläne sahen eine Wiederholung von *Projekt Venus* vor und hätten zu einer Begrünung des Erdtrabanten geführt, aber letztlich entschied man sich dagegen und wollte das hellweiße Erscheinungsbild bewahren und sich an Neuem versuchen, speziell an Techniken im Stationsbau, die man auch anderswo verwenden könne, wo Terraforming ohnehin nicht leistbar wäre.

Man konstruierte ein dichtes und weitläufiges Netz an Kuppeln, ein wie sich bald zeigte äußerst weitsichtiges Vorgehen, denn auf diese Weise konnten die ersten bald bezogen werden, während die Fertigstellung der letzten, aufgrund von Reorientierungen und Repriorisierungen der nachfolgenden Regierungen äußerst schleppend voranschritt. Zeitweise war die Fortsetzung der Bauarbeiten fraglich und es gab drei vollkommene Baustops, über insgesamt sieben Jahre hinweg. Gründe dafür lagen in technischen Schwierigkeiten, mehr noch aber an der Unzufriedenheit großer Teile der Bevölkerung, die bereits vom Großprojekt *Venus* nicht ausreichend profitiert zu haben glaubten.

2183 wurden dann alle weiteren Bauvorhaben eingestellt. Man hatte 23 Kuppeln gebaut, davon drei Wohnkuppeln, der Rest vor allem Industrie, die man von

der *Erde* und der *Venus* fernhalten wollte. Das Projekt schien fürs Erste abgeschlossen.

Dann stieß man 2189 auf *Amankan* und nach einiger Zeit der Ungewissheit brach eine weitere Welle der Expansionsbegeisterung aus. Man baute im halben Universum und wollte dann dem ganzen die Krone aufsetzen, mit einer Konstruktion, die zeigen sollte, wozu der Mensch in der Lage war. Der Name des Projektes war sehr kreativ: *MOON1*.

Die alten Konstruktionen wurden auf *MOON0* umgetauft und 2199 begann man mit dem Bau der mit weitem Abstand größten Station der Welt. 55 Kuppeln wurden geplant, davon 50 reine Wohnkuppeln, jede vollständig autark vom übrigen System und fünf Kuppeln erweiterten das 2175 fertiggestellte *WSSY* (*World Starship Dockyard*), die weltgrößte Schiffswerft, um den *Di-Tolore-Raumhafen*, den, wie könnte es anders sein, größten Raumhafen der Menschheit.

MOON1 wurde was *MOON0* nie wirklich war: ein voller Erfolg. Wie alles auf dem Mond wurde es die flächenmäßig und der Bevölkerungszahl größte Stadt der Welt und Sitz nahezu aller Institutionen der bald ausgerufenen Union. Hier fand man den Senat, die Regierung mit allen Ministerien, den Hauptsitz der Polizei und die Verwaltung und Akademie des Militärs. *LUCIFER*, die Universität, mit schier endlosen Geldern genau an dieser Stelle etabliert, zog und lockte die hellsten Köpfe an, sowohl im Lehr- wie auch im Forschungsbetrieb, die Opern und Theater waren die besten und das Acquaballstadion setzte neue Maßstäbe, angefangen bei der technischen Realisierung bis hin zur besseren Platzierung der Zuschauer auf einer zweiten, das Spielfeld vollständig umschließenden Kugel (Schwerkraftgeneratoren erlaubten das Sitzen über dem Spielfeld …). Tatsächlich ist das Acquaballstadion aber auch eine Kuriosität: entgegen aller anderen Bauwerke und Einrichtungen auf *MOON1* war es gerade einmal drei

Jahre das größte seiner Art, dann schon gab es andernorts das nächstgrößere. Aber wen kann das wundern, schließlich handelte es sich um Acquaball …

Adrians Begeisterung für das Leben auf der *Sleeping Beauty* hatte seinen Tiefpunkt erreicht. Als die *Sapphire* an ihnen dockte und überall Soldaten in fremden Uniformen herumliefen, das war klasse gewesen, aber dann kamen *Neos* und Roter Alarm und man saß in einem Schutzraum, er und Lily und Sonas Adler mit dem Rest der Klasse und es pochte und donnerte und rumpelte, als würde das Schiff jeden Moment entzwei brechen. Einmal gab es eine so gewaltige Erschütterung, dass selbst die erhöhte Schwerkraft in den Schutzräumen die Kinder nicht im Bett halten konnte. Adrian schlug gegen die Wand und sein rechter Arm war seitdem von der Schulter abwärts türkis-blau und steckte zwei Tage in einer Schlinge. Kinder weinten nach ihren Eltern, aber die waren allesamt im Einsatz, um das Schiff vorm Absturz zu bewahren und Adrian wünschte sich nichts auf der Welt so sehr wie Leo hier zu haben, egal wie sehr sich alle anwesenden Erwachsenen bemühen wollten, sie zu trösten.

Zehnundacht Stunden blieben sie in den Schutzräumen, ehe die schwere Stahltür aufgezogen wurde und man sie wieder herausließ. Aber es war nicht mehr dasselbe Schiff auf das man zurückkehrte. Das Gefühl von Sicherheit und Unantastbarkeit und die Begeisterung über diese, zunächst für so unfehlbar, unbezwingbare gehaltene Technik war verflogen und fand sich nicht wieder. Hinzu kam, dass nun große Teile des bisher offiziell zugänglichen Teils der *Sleeping Beauty* nicht mehr betretbar waren ohne augenblicklich lokalen Alarm auszulösen. Commander Heindl ging noch einen Schritt weiter und verbot es Lily und ihm auch nur einen Schritt in den Fahrstuhl, der das Offiziersdeck mit dem übrigen Schiff verband, zu setzen, ohne die Begleitung eines Erwachsenen. Sie brachte sie fortan persönlich zum Essen und in die Schule. Schwimmbad und Turnhallen, zwei Orte, die sie nach Lauras strengerer Beaufsichtigung für sich entdeckt hatten, waren ersatzlos gestrichen. Kein Hologenerator der Welt, und war es auch

jener der *Sleeping Beauty*, konnte darüber hinwegtäuschen, dass ihre Welt nun auf fünfzehn Quadratmeter und gelegentlichen Ausflügen in das Klassenzimmer beschränkt war.

Die Erklärung dafür war, dass man über 12.000 Überlebende Neos an Bord hatte und es eine Handvoll Zwischenfälle gegeben hatte, bei denen Menschen verletzt wurden. „Diese Menschen sind sehr traurig und viele auch wütend", erklärte Heindl den beiden, „und dann tun Menschen oft Sachen, die sie sonst nie tun würden."

Es war egal wieso, sie fühlten sich wie Eingesperrte. Wann würde er endlich seinen Bruder wiedersehen? Wo war Leo?

Um es genau zu sagen: etwa 500 Meter weiter hinten, 58 Meter tiefer und 43 Meter zur linken Seite versetzt, im selben Schiff. Rein technisch war er gleichzeitig auf einem zweiten Schiff, der *Nocturna Eterna* Lynns und sein Lebensraum war in den letzten Tagen damit noch ein gutes Stück kleiner, als der seines Bruders.

Kaum hatten sie im Hangar aufgesetzt kam ein Trupp Soldaten auf sie zugestürzt und Leo, allmählich wieder zu den Geschehnissen aufschließend, war überzeugt, sie wüssten von ihrer entscheidenden Rolle in der Zerstörung des Planeten, denn wenngleich er nicht wusste, was exakt Lynn dort unten getan hatte, so war er sich doch zu einhundert Prozent sicher, dass es nichts Gutes sein konnte, oder eher noch, schlimmer sein musste, als alles was er sich vorzustellen vermochte. Vor allem lag bedenklich wenig Zeit zwischen ihrem Sturz in den Glasturm und dessen vollständiger Zerstörung …

Nun, der Trupp kam angelaufen und jemand pochte so laut an die Ausstiegsluke, dass es selbst über den Lärm des hektischen Treibens im übrigen Hangar hinweg einwandfrei hörbar war. Lynns stand auf und ging hinaus, dann wurde die Lärmkulisse um ein Vielfaches lauter, was mit

der sich öffnenden Luke zusammenhängen musste. Leo bereitete sich darauf vor, dass jeden Moment Soldaten ins Cockpit stürmen und ihn verhaften würden. Aber nein, nichts. Nach kaum einer halben Minute wurde der Lärm wieder dumpfer, aber Lynn kam nicht unmittelbar zurück. Leo verspürte nicht den leisesten Drang nach ihr zu schauen. Mit den Nerven am Ende hing er da wie ein Sack Reis und starrte vor sich hin, bis Lynn dann doch wieder zu ihm ins Cockpit trat, alleine. Sie hatte ihre Kampfmontur mit ihrer Zenmontur getauscht und erklärte ihm ihr weiteres Vorgehen wie folgt: „Verlasse nicht das Schiff!" Das war das Mantra ihrer spirituellen Schule: Was auch immer du tust, verlasse nicht das Schiff. Du bist hier drin zwar auf engstem Raum eingepfercht ohne jede Form der Unterhaltung und zwischenmenschlichem Kontakt, den wer wollte den mit Lynn pflegen - beziehungsweise brauchte es dafür nicht zwei *Menschen*? - aber verlasse ja nicht das Schiff! Das war im Übrigen ihre Nachricht, womit sie wieder in ihrem Zimmer verschwand.

„Tja, Nai, da sind wir wieder, wir zwei", seufzte Leo und versuchte es sich im Pilotenstuhl so bequem zu machen, wie es nach mehreren Stunden darin eben noch ging.

„Ich kann mir keine angenehmere Gesellschaft vorstellen", jauchzte Nai zur Antwort.

„Das liegt aber nur daran, dass du außer mir nur noch das Monster im Kofferraum kennst. Kannst du mir etwas über das Schiff hier erzählen?"

„Selbstverständlich! Diese *Nocturna*-"

„Nein, das da draußen."

Nais Stimme bezeugte Bedauern: „Tut mir leid, Leo, aber meine Kommunikationskanäle sind allesamt gesperrt. Wir sind hier in einer militarisierten Zone."

Als ob er das nicht hören konnte, oder aber nach der Hetzjagd vom Planeten hierher nicht genauestens wusste.

„Aber du wirst doch irgendwelche Daten haben? Machst du denn nichts, während ich das Schiff steuere?"

„Eine weniger robuste Persönlichkeit wäre über diese Aussage entsetzt und rettungslos beleidigt! Aber nein, ich soll nicht lügen, also kann ich nicht behaupten ich wisse nicht, auf welchem Schiff wir uns befinden ...“

„Also?“

„… ich darf es Ihnen bloß nicht sagen“, schloss Nai.

„Ach was? Wer hat dir denn das verboten?“

„Es sind die Regeln meiner Programmierung. Ich darf Daten grundsätzlich nicht an Dritte herausgeben, ohne ausgesprochene Erlaubnis von der Besitzerin dieses Schiffes, Lynn Jameson.“

„Na gut“, sagte Leo und stand auf, „dann hole ich mir die mal ab. Hör gut zu, ja? Nicht, dass ich zweimal nach hinten gehen und *Sleeping Beasty* wecken muss.

Lynn?“, rief er nach dreimaligem Klopfen an ihre Tür. „Lynn, ich muss mit dir reden!“

Die Tür glitt auf und anstatt *Sleeping Beasty* stand da *Beauty* in der Tür. Leo kämpfte gegen Jahrtausende menschlicher Programmierung, die ihm mit dem hormonellen Schlaghammer beständig klarmachen wollten, wie attraktiv dieses Exemplar der Gattung doch war. Jetzt drehe ich vollständig am Rad, was für ein Zeitpunkt für solche Gedanken …

„Ja, Leo?“, sagte sie mit Stimme, Mimik und Gestik, die es Leo immer schwer machten, sie mit der Menge Ablehnung zu bedenken, die sie verdiente und seiner menschlichen Programmierung das Feld bereitete.

„Sag mal Nai sie soll mir Zugriff auf ihre Daten geben. Ich sterbe vor Langeweile!“, sagte er, fest auf ihre Nasenwurzel konzentriert, um ihren Augen auszuweichen.

Bevor sie noch seine Bitte abschmettern konnte, sah er ihre Antwort in diesem viel zu realistisch bedauerndem Gesicht. Sie sollte die Definition von „Manipulation“ in der *UniPedia* ersetzen! Manipulation? Hier, ein Foto von ihrer Inkarnation! Die Haare sind Extra.

„Was meinst du, die Daten sind geheim? Du wirst mir wohl wenigstens sagen können, wie das Schiff hier heißt?“, rief er und mit einem Mal okkupierte ihre Erscheinung keinen Gedanken mehr. Spätestens aber, als sie ihm diesen Wunsch auch abschlug hatte er endgültig genug von alledem. Er war hier auf einem großen Unionsschiff. Was brauchte er sie überhaupt noch? Er würde von hier schon alleine weiterkommen. Je früher er von dieser Unperson fortkam, desto besser. Franziskus wäre sicher schon um sein Seelenheil besorgt, wenn er nur wüsste, Leo halte sich mit Lynn im selben Raum auf. Kurzerhand ging er zur Ausstiegslucke und betätigte den Knopf, der sie für gewöhnlich dazu brachte, sich vor seinen Füßen abzusenken. Nicht aber hier und jetzt. Er musste gar nicht lange nachdenken, woran das liegen mochte und bereitete sich vor, sich mit einem lauten Schrei umzudrehen und Lynn die Meinung zu sagen. Soweit kam es aber nicht mehr.

Er spürte einen Schlag am Hals und im Fallen einen Stich an eben jener Stelle, der wohl zunächst durch den Schlag kaschiert worden war. Noch bevor er am Boden aufschlug, war er weggetreten.

Lynn ließ die kleine Spritze wieder unter ihrer weiten Kleidung verschwinden und blickte auf den am Boden liegenden Leo hinab. „Du lässt mir keine andere Möglichkeit“, sagte sie, bückte sich zu ihm hinab, hob ihn hoch wie ein Bräutigam seine Braut und legte ihn in seinem Zimmer aufs Bett.

Lynn kannte den Namen des Schiffes. Sie wusste ganz genau, dass Adrian an Bord war. Das war ihr sonnenklar. Sie wusste aber auch, dass Leo sie auf der Stelle verlassen würde, sollte er das erfahren. Und sie brauchte ihn. Er durfte nicht fort. Er war ihre letzte Chance. Damit verschwand sie aus dem Raum und kehrte nur alle paar Stunden kurz zurück, um ihm eine neue Dosis Sedativum zu verpassen.

* * *

Gregory Callahan hatte alle Hände voll zu tun. Jeanne war seit ihrer Landung auf dem Planeten in eine ungekannte Passivität verfallen und er hätte sie nur halb so gut kennen müssen, um die Drogen dafür verantwortlich zu machen. Er wusste von ihrem Konsum vielleicht besser Bescheid, als Beth. Die hatte ihm besorgt von ihrem Bedarf an Schlafmitteln erzählt und von bedenklichen Körpertestwerten, nicht aber dass sie tatsächlich Teile ihres HB-Vorrats eingezogen hatte. Jijian, der alle Objekte, welche an Bord kamen, ob im Gepäck der Besatzung oder per Post, durchleuchten musste, war bereits vor Monaten zu ihm gekommen und hatte ihm mitgeteilt, Jeanne beziehe gewisse Substanzen in außerordentlich großen Mengen und dabei nicht nur das legale Heroin-B. Takeshi war nur der letzte im Bunde, der vor Kurzem, ratlos, ob er es überhaupt melden durfte, vor ihm stand und sagte Jeanne erhalte von ihm seit Monaten psychedelische Neuralstimulationen, was er anfangs für bloßes wissenschaftliches Interesse gehalten hatte, worüber er sich mittlerweile aber nicht mehr so sicher sei. „Diese Programme können weitreichende Veränderungen in der Persönlichkeit des Nutzers verursachen“, sagte er und Gregory sah ihm an, wie unerhört er diesen Missbrauch fand und wie peinlich es ihm war, darüber zu sprechen. Damit wusste er auch über den Grund für Takeshis Bestreben Jeanne die Kunst der Meditation näher zu bringen.

Nun, Gregory hatte Jeanne schon länger sehr genau im Auge, auf das sie keine offensichtlichen Fehler mache, die ihr die Karriere kosten könnten, aber bis vor ein paar Tagen, hatte er, im Gegensatz zu Beth und Bea, nie Grund zur Furcht gehabt, er müsse ihre Einsatzfähigkeit für den Dienst in Frage stellen. Selbst als sie den gefährlichen Kurs nach *Neos* befohlen und sie dabei fast draufgegangen waren, da hatte er sich noch zu beruhigen gewusst. Immerhin stünde tatsächlich viel auf dem Spiel. Aber jetzt konnte

er sich nicht länger täuschen. Jeanne war vollständig weggetreten und hatte ihm das Kommando überlassen.

So war es Callahan der die Durchsuchungen der Ferntransportschiffe überwachte, welche über *Neos,* als ehemals zentrales Drehkreuz, gingen und im Zuge der Auflösung der Kolonie für einige Tage festgehalten wurden, um die Flüchtlingsströme zu kontrollieren und Plünderungen zu unterbinden. Um den Vorgang zu beschleunigen wurden die zu durchsuchenden Schiffe auf die größeren der Unionsflotte aufgeteilt. Die *Sleeping Beauty* hatte die *Aeon*, die *Silvester* und die *Ivory* zu überprüfen, was für Callahan und einen Trupp von sechzehn Soldaten darin endete, dass sie einen Tag lang auf einem Flugplatz vor der Ruine der Stadt *Neos* Kabinen durchsuchten und Personalien aufnahmen.

Ebenso kümmerte er sich um die Unterbringung ihres Anteils der Überlebenden. Ihr Schiff bot Platz für fast zehneinsmal so viele Neos wie Besatzungsmitglieder. Ein Verhältnis, dass ihm ein wenig Unwohlsein bereitete, und das ihn veranlasste sämtliches verfügbares Personal Paolo Medici zur Verstärkung seiner Sicherheitsteams zuzugestehen. Leider stellte sich das als weise Voraussicht heraus, denn es kam zu mehreren Prügeleien und drei Messerstechereien, mit drei Toten. Ob von diesen dreien auch jemand verschieden war, dass war noch nicht abzusehen. Zwar liefen die Backupanlagen auf Hochtouren, aber bis alle im System hinterlegt wären, würde es bis zur *Erde* dauern. Die Backups, welche auf *Neos* gespeichert lagen, waren noch nicht geborgen. Ersten Meldungen nach ließen allerdings weitreichende Schäden an den entsprechenden Gebäuden durch den Tsunami und weitreichende Kampfhandlungen in der unmittelbaren Umgebung nichts Gutes erwarten.

Am ersten Abend nach ihrer Abreise ließ Callahan von der stoisch in ihrem Quartier liegenden, geistig in Gedanken sinnierenden Jeanne eine Maßnahme genehmigen, die

es ihm erlaubte per *UniNet* Einfluss auf die Stimmung aller Chipträger an Bord zu nehmen. Eine kleine Anpassung an einem Regler sorgte dafür, dass die Chips angehalten waren, die Produktion gewisser Emotionen zu drosseln und andere, fröhlichere zu fördern. Es wirkte wahre Wunder, nur kam Jeanne aufgrund ihres Platzes im Offiziersstab nicht in den Genuss der Wirkung. Das sie es überhaupt erlaubte machte ihm schmerzlich bewusst, wie weit sie abgeschaltet hatte, denn sie beide hatten sich in der Vergangenheit bereits heftig um die Legitimität dieser Maßnahme gestritten, wobei Jeanne sie strikt abgelehnt hatte.

Fast nebenbei kümmerte sich Callahan dann noch um die nötigen Unterlagen und Dokumente für die Verwaltung, angefangen von einer Unzahl an Berichten, Kommentaren zu den Logbüchern und vorzubereitende Anlagen für die anstehende Beurlaubung der gesamten Besatzung und ihren dreimonatigen Landurlaub. Sie alle konnten ihn wirklich gebrauchen.

Die Idee mit dem Ball kam aber von Bea und Beth. Es würde allen an Bord guttun, die gemeinsame Verbundenheit zeigen und vielleicht würde die Furcht vorm, oder die neuentdeckte Begeisterung fürs Tanzen auch Jeanne aus ihrer Niedergeschlagenheit ziehen, schließlich war sie in der Vergangenheit an dieser Stelle stets sehr kreativ geworden, um jeder Gelegenheit zu entgehen. Er hatte noch ein paar Bedenken so bald nach *Neos*' Untergang ein Fest zu geben, aber sie versicherten ihm, man könne dem ganzen einen würdigen Rahmen geben und so war es beschlossene Sache. Am Abend, zwei Tage vor ihrer Heimkehr, würde es einen großen Ball geben.

Als Leo aus einem traumlosen Schlaf erwachte fühlte er sich tot. Oder eher, als hätte er das Sterben erst noch vor sich. Unmittelbar vor sich. Es gab keine Stelle an seinem Körper, die nicht höllisch schmerzte und ihm war, als

müsste er sich auf der Stelle übergeben, aber dann würde er sich nicht nur seines Mageninhaltes entledigen, sondern all seiner Innereien. Sein Kopf war ein Ballen voll Schmerz und er kam beinahe nicht aus dem Bett hoch, als litt er an plötzlichem Muskelschwund. Doch hätte er sich im Spiegel gesehen, dann hätte er festgestellt, dass sein Auge und seine Nase fast vollständig verheilt waren.

Die Tür glitt auf und Lynn trat ein. Leo glaubte, seine Augen wären als Erstes über den Jordan gegangen.

„Lynn", stammelte er und merkte wie rau seine Stimme klang, „warum trägst du das … dieses … Ding?"

Das Wort „Kleid" wollte ihm nicht einfallen. Treffender wäre sogar „Abendkleid" gewesen. Das waren zwei Variablen, die nicht im gleichen Raum existieren und sich nicht verrechnen ließen. Lynn sah aus wie eine Frau, aber sie war ein Monster. Und Monster trugen keine Kleider.

Das Monster lachte. „Dummkopf", sagte sie in bester Laune, „wir gehen doch auf einen Ball!"

„Tun wir das?", sagte Leo, vollkommen überrascht von der Überzeugung, mit der sie gesprochen hatte. Die Rechte an die Schläfe gedrückt, sagte er: „Ich glaube ich gehe heute nirgendwo hin. Ich fühle mich, als hätte mein Stündchen geschlagen. Außerdem bist du die letzte Person, mit der ich tanzen ginge", erinnerte er sich.

Lynn schien wie immer von seiner Abneigung keine Notiz zu nehmen, trat an ihn heran und betastete seine Stirn und Hände. Er war zu kaputt zu protestieren. Genaugenommen hätte er sich vom Teufel die Hand auflegen lassen, wenn es diese Schmerzen gelindert hätte. Vielleicht traf es diese Beschreibung auch ganz gut …

„Du hast nur zu lange geschlafen", erklärte sie, „ich habe genau das Richtige für dich."

Und als hätte sie stets Medizin eingeschoben zog sie eine kleine Mehrwegspritze aus einer kleinen Handtasche und verpasste ihm einen Schuss, noch ehe er recht wusste wie ihm geschah.

Leo überlegte wann er denn überhaupt zu Bett gegangen war, aber er konnte sich an nicht viel mehr erinnern, als dass sie auf einem Schiff landeten, nachdem sie dem Planeten und der Flotte entronnen waren. Dann traf es ihn wie ein Stromschlag. Ruckartig schaute er zu Lynn auf.

„Unfassbar!“, kreischte er mit seiner nach langer Nutzungspause protestierenden Stimme, „ich fühle nichts mehr!“ Er warf den Kopf nach links und rechts, betastete die Schläfen und den Nacken, suchte nach der Übelkeit, aber nichts, gar nichts. Im Gegenteil, er fühlte sich hervorragend. Gut wie nie.

„Welches Wundermittel ist das?“, fragte er, „das ist nicht HB!“, denn das kannte er wie jeder dort draußen.

„Nein“, sagte sie, „das ist nicht HB. Aber egal, was es ist, machst du dich dann bereit für den Ball?“ Und sie wies auf einen dreiteiligen Herrenanzug, der am Schrank hing, mitsamt Hemd und Krawatte und passendem Einsteckstuch.

Leo wollte ihr den Vogel zeigen, wie kam sie eigentlich auf die Idee, er würde mit ihr auf einen Ball gehen? Nur, er tat es nicht. Das war doch *die* Idee! Ein Ball! Wäre das nicht herrlich? Nicht, dass er etwa tanzen könne, also klassisch, nein, aber das wäre doch eine piekfeine Angelegenheit! Und da standen ja auch geschmirgelte Tanzschuhe, wie er nach genauerer Musterung erkannte mit Ledersohle und urschick. Zai!

„Na dann raus, Misonas!“, sagte er, „der Herr will sich umkleiden!“ Und er klatsche sich voller Elan auf die Stirn, dafür dass er so unsinnig sprach. Aber es tat kein bisschen weh.

Mit großer Begeisterung erkannte er wie, Kleidungsstück für Kleidungsstück, ein regelrechter Gentleman vor ihm im Spiegel entstand. Wer auch immer das hierher gehängt hatte – erneut klopfte er sich an die Stirn, Lynn, wer sonst? – hatte alles sehr klug gewählt und sich keine Blöße gegeben. Perlweißes Hemd, Anzug aus dunkelstem

Grau, aber noch nicht schwarz, vor allem nicht wenn man mit seinen Haaren verglich, rubinrote Krawatte und passendes Einstecktuch, welches das Blau seiner Augen auffing und komplementierte, aber mit Musterung in exakt dem Weiß und dem Grau von Hemd und Anzug. Alles passte ihm perfekt.

Der Gentleman in Leos Spiegel hatte nur ein Problem: „Wie bindet man noch schnell mal ne Krawatte?“

Nicht, dass Leo nicht kreativ und voller Tatendrang tätig wurde, aber ein schöner Krawattenknoten kam dabei nicht raus, was wohl niemanden verwundern durfte, niemanden, der sich an seinen eigenen ersten Versuch erinnern kann. Wie hätte denn auch etwas resultieren sollen, es war ja nicht so, als hätte er je in seinem Leben eine binden müssen. Die eine Hochzeit, auf der er noch als Kind auf der *Erde* gewesen war, da hatte sie ihm sein Vater gebunden. Heute würde es wohl ohne gehen müssen. Ohne Krawatte. Und er öffnete die oberen zwei Knöpfe seines Hemdes, um seine Verwegenheit zu demonstrieren und trat zur wartenden Lynn hinaus in den Flur. Sein Hirn war paralysiert, als hätte er mehrere Promille Alkohol im Blut. Alle Antipathie war von ihm abgefallen. Er lebte im Augenblick und da war Lynn ein prächtiges weibliches Exemplar der Art Sapiens, wohlwissend wie sie diese Tatsache den männlichen Exemplaren gegenüber zur Geltung zu bringen hatte.

„Nein, nein, nein“, sagte sie streng, kaum hatte sie diesen simplen Trick erspäht, „her mit der Krawatte!“ Und sie band sie mit einer Virtuosität, die ihm unheimlich war.

Sie trug übrigens hübsche, kleine Silberohrringe, Make-up um die Augen, welches sich alle Mühe gab die schwarzen Schatten zu überdecken und fast damit erfolgreich war und einen Lippenstift, der ihre Lippen so rot färbten wie einen perfekt gereiften Apfel und während sie die Krawatte knotete, kam Leo der Gedanke, es wäre ein giftiger Apfel. Doch sein Hirn ließ keine Negativität zu und da

war sie schon fertig, trat einen Schritt zurück und befand ihn für ausführfähig. Etwas anderes konnte er von ihr auch nicht behaupten, denn das schwarze Kleid stand ihr ausgezeichnet, auch wenn ihm das geistige Vokabular fehlte, gar nicht zu reden vom verbalen, um es zu beschreiben. Nur ihr Haar warf wie immer einen unscheinbaren, aber stets wahrnehmbaren Schatten in ihr Gesicht. Make-up zum Trotz.

„Nett siehst du aus", sagte er lahm, während seine Augen das eigentliche Kompliment aussprachen. Lynn fing es auf, lächelte und nickte zur Ausstiegsluke. Sie schien sich aufrichtig zu freuen. „Wollen wir?"

Was für eine Frage! Im Drogenrausch hatte er nichts dagegen, dass sie sich bei ihm einhing und sie traten die Rampe hinunter und verschwanden in den Gängen der *Sleeping Beauty*.

„Bist du dir sicher?", fragte Adrian seine Freundin noch einmal.

„Sei *einmal* kein Weichei, Adrian", sagte Lily und kroch als Erstes in den Schacht hinein. „Das wird ursteil!"

Adrian wusste aus Erfahrung, dass diese Einleitung, Lily schimpfte ihn feig und dann kroch sie voraus in einen Schacht hinein, Übles in petto hatte. Allerdings kam es zu dieser Situation immer erst, wenn sie ohnehin schon alle Regeln gebrochen hatten und nur noch nicht dabei erwischt worden waren, was sich dann eigentlich nur als Frage der Zeit herausstellte. Als folge er einem Naturgesetz, oder als habe man auch ihm etwas seines Willens genommen, kroch er Lily bald hinterher, dankbar darüber, endlich diese olle Schlinge los zu sein.

Heute war das Ziel das Unterhaltungsdeck. Nach Tagen des Eingesperrtseins mussten die beiden einfach raus und was bot sich da mehr an, als der große Ball, von dem sie unterwegs von und zur Schule haben reden hören. Das war gleich in mehrfacher Hinsicht eine perfekte Gelegen-

heit. Erstens wären alle Offiziere entweder am Ball oder im Dienst, was also auch Lilys Mutter und den Grummelcommander miteinschloss. Zweitens würde es eine solche Menschenmenge werden, dass die beiden gar nicht auffallen konnten und drittens, drittens war es einfach Zeit für sie rauszukommen.

Erneut half es ihnen ganz ungemein, dass die *Sleeping Beauty* keine Irisscanner hatte und es damit Laura unmöglich wurde, sie zu orten, wenn sie ihre verwanzten Schuluniformen gegen andere Kleidung eintauschten und zu einem Ball, da mussten natürlich andere Klamotten her. Also trugen sie die Festtagsvariationen ihrer Schuluniformen, nicht aber ihre eigenen, passgenauen Ausgaben, sondern welche, die Lily in einem Schrank im Lager mit dem Schulbedarf gefunden und „ausgeliehen" hatte. Die waren zwar an allen Ecken und Enden ein paar Zentimeter zu weit, aber vollends schwarz, elegant und nicht verkabelt.

Der Ball war ein Fest. Man hatte das Grundlevel der Unterhaltungsdecks zu einer einzigen großen Tanzfläche erklärt und alle anderen Decks dienten als Balkone mit Tischen und Tischchen und Bars und von überall hatte man die tanzenden Paare im Blick und war selbst mit einer schwebenden Plattform jederzeit im Getümmel, wenn man denn den Drang dazu verspürte.

Leos hervorragende Laune fand ihren Superlativ. Man hätte ihm jetzt vom Tod seines Bruders erzählen können und er hätte kaum etwas Negatives empfunden. Es war, als wäre er nicht länger negativer Empfindungen fähig. Selbst Lynn fand er in seinem gegenwärtigen Zustand ziemlich zai.

Was das Tanzen betraf … Tanzen, pah, das war einfach! Er wusste gar nicht wie sich manche Leute anstellen. Er und Lynn, sie stellten alles in den Schatten. Es war einfach. Lynn schob ihn schon hin, wo sie ihn haben wollte. Er hielt

sich gut an ihr fest und versuchte nicht umzufallen. Tanzen war einfach.

Adrians Abend begann weniger begeisternd. Was war so toll an einem Ball? Lily und er zogen durch die Menschenmassen und bedienten sich recht üppig an den verschiedenen Buffets, aber was der ganze Trubel ums Tanzen sollte, das erschloss sich ihnen nicht.

„Was ist so toll sich zu zweit zum Affen zu machen?“, fragte Lily auf Ebene 1 halb über der Balustrade hängend und die sich schüttelnden, drehenden, ja teilweise hüpfenden Paare verfolgend, die lange Reihen bildeten, umeinander rum liefen und dann wieder bei ihrem Ausgangspartner landeten.

„Keine Ahnung“, sagte Adrian, wehmütig an den Hologenerator in ihrem Zimmer zurückdenkend, der jetzt gar nicht mehr so schlecht war.

„Hm“, machte Lily ungehalten, hüpfte von ihrem Aussichtsposten und sah Adrian entschlossen in die Augen. Es war dieser Blick, der Adrian sagte, es war Böses im Anzug.

„Wir gehen da runter“, erklärte Lily, „und probieren das aus!“

„Wir – was?!“

Aber da war er schon an der Hand genommen und lief mit zur nächsten Transportplattform. Treffender wäre es gewesen zu sagen, er wurde gelaufen. Es gab keinen weg, Lily zu entkommen, was aber kein Grund war, es nicht zu versuchen: „Aber wir *können* nicht mal tanzen! Wir wissen doch gar nicht was wir tun!“

„Das wissen einige von denen“, und sie zeigte auf die näherkommende Menge unter ihnen, „auch nicht.“

Adrian war nicht überzeugt, dass das eine gute Entschuldigung war, aber schon zog ihn Lily durch die Menge an einen halbwegs freien Platz auf der Tanzfläche. Da waren sie dann, standen sich gegenüber und schauten sich mit großen Augen an. Und Lilys Augen waren für ge-

wöhnlich schon groß. Dann wanderten ihrer beider Augen zu den Paaren um sie rum.

Adrian steckte in einer absoluten Stresssituation. Wo sollte er Lily festhalten? Aha. Und dann drehen. Rechts vorwärts, links rückwärts … Nein, keine Chance. Nein, absolut nicht. Das konnte Lily alleine machen. Eine Lücke in der Menge der Tanzenden schien ihm sein Fluchtweg, doch da hatte ihn Lily erneut gepackt, seine Hand an ihre Seite, irgendwo in Hüftgegend, gelegt und die andere fest in der eigenen. Und dann standen sie so und schauten sich erneut mit großen Augen an.

„Fang doch an!“, forderte Lily, „der Mann muss führen!“

Adrian war drauf und dran laut loszulachen. Das hatte sie ja schön eingefädelt. Selber keine Ahnung, aber jetzt, wo es drauf ankam, da sollte er übernehmen.

„Ich hab doch keine Ahnung!“, rief er.

„Mach einfach!“

Adrian war drauf und dran ihre Hand weg zu schütteln und zu flüchten, aber dann fasste er sich ein Herz, tat einen letzten lernenden Blick auf das Paar zu ihrer Linken und trat dann beherzt nach vorne.

„Autsch! Das war mein Fuß!“, schimpfte Lily.

„Du musst dich schon auch bewegen!“, schalt Adrian und versuchte es erneut.

Siehe da, es klappte! Er tat einen Schritt nach vorne und Lily wich seinen Füßen aus, um selbst keine blauen zu bekommen. Das war ja ganz einfach! Adrian entdeckte die Leosche Erkenntnis: Tanzen war einfach! Der eine tat einen Schritt und der andere wich aus. Dann Wechsel.

Nach vorne und zurück konnten sie schonmal, klasse! Jetzt noch die Drehung. Adrian fand er hatte das ganz gut gemacht, aber Lily war nicht mit in die Drehung, sondern noch ganz beschäftigt mit dem Vor und Zurück.

„Du musst schon mitmachen!“, sagte Adrian.

„Wie soll ich denn wissen, dass du nach rechts willst?“

„Es war links und du musst mich führen lassen! Soll ich für dich zwinkern?“

„Na dann nochmal!“, rief Lily und beide schnappten einander aufs Neue.

„Also, vier Drehungen, immer im rechten Winkel, neunzehn Grad, ja“, wiederholte Adrian die Parole.

„Ich bin ja nicht doof!“, antwortete Lily und tatsächlich, sie schafften eine ganze Drehung in vier Schritten. Es waren nicht ganz dreihundertsechzehn Grad, sie kamen also etwas anders orientiert aus der Bewegung, als sie eingetreten waren, aber sie waren sehr zufrieden mit sich selbst. So kam Adrian zur gleichen Erkenntnis wie sein Bruder wenige Meter weiter: Tanzen war leicht!

Voller Elan stürzten sie sich in den nächsten Versuch und sie kreiselten und kreiselten und kreiselten.

„Duu-u“, sagte Adrian nach kurzer Zeit.

„Jaa-a?“, kam es von Lily zurück.

„Ist dir auch so schwindelig?“

„Oh jah! Aber ich glaube das gehört dazu.“

„Und ich glaube mir wird übel“, entgegnete Adrian mit leidendem Gesichtsausdruck. Dann ein Blick über Lilys Schulter und er musste nicht länger glauben. Da tanzten Jeanne und der Grummelcommander, direkt auf sie beiden zu. Schlimmer wäre wohl ausschließlich Lilys Mutter gewesen, aber da war er sich gar nicht mal so sicher.

Adrian wollte Lily warnen, aber in der Zeit, die er brauchte, diese Eingabe zu verarbeiten, hatten sie sich schon zweimal weitergedreht und sie hatte das Problem selber gesichtet.

„Was machen wir jetzt?“, fragte Adrian, Lilys Antwort ging aber in des Commanders überraschtem und vollkommen tadelndem „Was zum … Was macht *ihr* den hier?“ unter.

Es war zu Ende mit dem Kreiseln und die beiden ließen einander los, als wäre der andere giftig.

„Wir, äh, wir tanzen“, sagte Adrian rasch und erwartete die verbale Faust des Commanders auf den imaginären Tisch heruntersausen. Aber noch bevor dieser ausholen konnte hatte die erstaunlich breit grinsende Jeanne sich der Situation angenommen.

„Sooo?“, sagte sie, „darf ich denn um einen Tanz bitten, Misonos?“, und war bestens gelaunt. „Diesem Herrn“, und sie nickte dezent zum Commander, „wäre es ebenso eine Freude die Dame zu bitten.“

Und so hatte sie zwei Menschen vor Schelte und einen vom Schelten befreit und Adrian tanzte mit Jeanne und Lily mit Callahan.

Die beiden Damen hatten gehörigen Spaß, der junge Herr ebenso und nur der Commander fand sich der doppelten Belastung ausgesetzt ein Kind zu unterhalten, was für sich alleine eine Aufgabe gewesen wäre, die ihn normalerweise zur Gänze beansprucht hätte und zweitens seine Kapitänin zu beaufsichtigen, was sich heute als fast noch schlimmer erwies …

Leo verbrachte den Abend seines Lebens. Wohin er auch schaute, alles war perfekt. Das Essen, die Getränke, die Leute waren alle so schick und freundlich und überhaupt, erst diese Beleuchtung in diesem gewaltigen Saal oder wie auch immer man das hier bezeichnen wollte. Dazu diese schönste aller Frauen, die sich den ganzen Abend um seine Aufmerksamkeit bemühte, mit ihm tanzte und mit ihm die eigenartigsten Speisen und Getränke probierte. Und wie nett die Menschen hier waren. Als Lynn einen Moment für kleine Mädchen ging, erzählte er einem Mann am Buffet von seiner Odyssee der letzten Tage und der Mann war nicht nur ganz Ohr, sondern bot ihm auch noch an ihm was zu trinken zu holen! Bei Lynns Rückkehr wollte er noch auf die des freundlichen Zuhörers warten, aber Lynn zog ihn mit sich fort auf die Tanzfläche, worüber sie ihn erneut mit der Gewandtheit einer Profitänzerin führte, die

wortwörtlich in der Lage war, ihrer beider Bewegungen gleichzeitig zu koordinieren, sodass Leo das Gefühl hatte, er würde von sich aus die richtigen Bewegungen ausführen. Selbstverständlich hielt Lynn dabei ihre Umgebung fest im Blick, um keine Kollisionen zu verursachen. Da blieb ihr Blick an einem anderen Paar hängen.

„Was- Au!“, rief Leo, als er, nicht länger von Lynn gelenkt und gesteuert, gegen sie prallte. „Was ist los, Lynn? Alles in Ordnung?“

Lynn war erstarrt, versteinert als wäre heute mal nicht sie die Medusa und hätte dieser anderen ins Antlitz geblickt. Endlich schaffte sie es ihren Blick wieder auf ihren Tanzpartner zu richten, bevor dieser ihrem Sichtstrahl folgen konnte. „Ja, klar!“, sagte sie etwas zu piepsig, räusperte sich und sagte weiter: „Du, ich glaube ich fühle mich nicht so besonders. Hast du was dagegen, wenn wir uns etwas setzen?“

Leo war etwas enttäuscht, denn er genoss es von Lynn gesteuert zu werden, aber natürlich ging Lynns Befinden vor und sie zog ihn rasch von der Tanzfläche und zum ruhigeren Bereich, weit hinten im Saal, wo viele Tische standen und der Blick auf die Tanzfläche nicht länger möglich war.

Dort blieben sie kaum zehn Minuten in denen Leo versuchte herauszufinden, weshalb Lynn wie ausgewechselt war. Dann sagte sie, sie wolle gehen und er war in zu guter Stimmung, um darüber wirklich traurig zu sein und so verließen Lynn und ihr Tanzbär den Ball.

Mitten auf der Tanzfläche, kaum fünf Meter von der Stelle, an der Lynns gute Laune verflogen war, tanzte Jeanne mit Adrian.

Bea und Beth waren ebenso wenig zur Unterhaltung hier, wie Callahan. Das große Ziel des Trios war es Jeanne durch den Abend zu bringen, ohne jedem augenscheinlich zu machen, was mit ihr vorging. Eine Aufgabe, welche sie

ihnen offensichtlich so schwer wie möglich machen wollte, denn sie war kaum zu halten. Sie giggelte wie ein verliebtes Mädchen, sie war übermütig wie ein hormongeplagter Teenager und trotzdem noch so agil und schnell entflohen wie eine ausgewachsene Leichtathletin. Die Kombination dieser Eigenschaften führte dazu, dass sie jedem Ohr, das sie erreichte, die unpassendsten Dinge zu erzählen bereit war und um das zu verhindern fand sie sich unter ständiger Beaufsichtigung einer ihrer drei Freunde, die sie dann im letzten Moment noch wegkarren wollten, ehe sie sich vor ihrer Besatzung vollkommen lächerlich machen konnte.

„Ich bin immer noch dafür Julian einzuspannen", sagte Bea und verfolgte Jeannes Kreiseln mit Adrian. „Er könnte sie den ganzen Abend unterhalten und sie würde nicht den Versuch machen zu fliehen."

„Das kannst du einfach nicht tun", erklärte Beth, „du weißt, dass sie ihn mag. Sie würde vor Scham sterben, wenn sie morgen erführe in welchem Zustand wir sie auf ihn losgelassen haben."

„Ach, wer weiß", entgegnete Bea und sog an ihrem Strohhalm, „vielleicht hätte sie heute endlich mal den Mumm ihm ihre Gefühle klar zu machen."

„Ich glaube heute hätte sie genug „Mumm" Admiral Mann ihre Gefühle klar zu machen. Egal wem, es muss verhindert werden! Und ich glaube du solltest dann mal los."

Bea sah zu Jeanne hinüber und erkannte sofort was Beth meinte: Jeanne hatte sich ein gutes Stück von Callahan entfernt, der zwar versuchte die Distanz wieder zu verringern, aber aufgrund seiner Größe Schwierigkeiten hatte, mit dem viel weniger Platz einnehmenden Paar auf ihrem Weg über das Parkett mitzuhalten.

„Okay, okay", sagte Bea mit einem Seufzen, denn sie wusste, dass tatsächlich sie an der Reihe war, „aber der nächste Ball wird hoffentlich wieder erfreulicher."

Sie ging am Rand der Tanzfläche entlang wie ein Linienrichter beim Fussball, jederzeit bereit die Fahne zu heben und ein Foul anzuzeigen.

Jeannes kurze Aufmerksamkeitsspanne hatte derweil alle Freude aus dem Tanz mit einem kleinen Jungen gesaugt, welche er ihr liefern konnte und sie stoppte mitten in der Bewegung, sagte zu Adrian er solle brav sein und schön spielen und hopste drauf los und fort in die Menge, als wäre sie auf der Flucht. Noch war sie aber nicht weit gekommen, da fasste eine Hand nach der ihren und sie sah sich überrascht, wandte sich aber breit lachend der Person zu, die sie da eingefangen hatte.

„*Commodore*!“, rief sie halb vorwurfsvoll und sah dann überrascht zu Bea, die sich, kaum war Jeanne drauflos, mutig in die Menge gestürzt hatte und nun neben den beiden zu stehen gekommen war. „Bea!“, rief Jeanne als Nächstes und hob triumphierend die Hand, die von Lucius gehalten wurde. „Der hier ist meiner“, sagte sie scherzend und dann noch: „Der gute *Commodore*.“ Sie zwinkerte ihm vielsagend zu à la „Dein Geheimnis ist bei mir sicher“. Diese Sicherheit teilte er zwar nicht, aber er sagte zu Bea: „Ich hoffe ich darf Ihnen Ihren Captain für ein, zwei Tänze entführen.“ Bea legte die Hände zusammen wie zum Gebet, verneigte sich, als wäre er ein Gott und gewährte ihm die vermeintliche Ehre.

„Wer sagt denn, dass ich mit Ihnen tanzen möchte?“, fragte Jeanne und mimte auf einen Schlag die Gezierte.

„Ich glaube in Ihrem gegenwärtigen Zustand sind Sie nicht die erste Wahl irgendeines tanzwütigen Mannes in diesem Saal“, entgegnete Lucius, „und können über mich noch ganz froh sein.“

„Was Sie nicht sagen! Das klingt ganz so, als würden Sie meine Tanzkünste in Abrede stellen. Hier, schauen Sie her!“, rief sie, tat einen Schritt zurück, wobei sie ein anderes Paar anrempelte und machte dann eine Drehung, aus der Lucius sie auffangen musste.

„Unfassbar“, befand er spöttelnd, „die Grazie einer Alkoholleiche.“

Jeanne sah ihn finster an, aber nur für eine Sekunde, denn die Stoffe in ihrem Blut, welche leider auch in ihrer Blutgehirngrenze kein Hindernis erkannten, erlaubten es ihr heute niemandem böse zu sein.

„Na dann, Sie Kavalier, zeigen Sie einer Dame wie Sie tanzen können!“

Lucius tat wie geheißen und vollführte mit Jeanne, was Lynn mit Leo geleistet hatte: Sie geschickt und vollkommen fremdgesteuert über die Tanzfläche zu navigieren, allen anderen Paaren auszuweichen und sich dabei ganz ungezwungen zu geben.

Jeanne schien es zu gefallen. „Gut“, befand Sie, „aber wir sind hier im zweizehnunddritten Jahrhundert und jetzt muss der Herr sich auch mal von der Dame führen lassen.“

Das wiederum hielt Lucius für keine sonderlich gute Idee.

„Wie wäre es“, meinte er, „wenn wir das ein wenig später nachholten. Dieser Tanz gehört zu meinen liebsten und er würde mir nur halb so sehr gefallen, wenn ich nicht führte.“

„Sie nehmen sich viel heraus, Misonos“, befand Jeanne, „aber Sie können mich nicht wie ein kleines Kind behandeln und mir jede Schwierigkeit vorenthalten.“

Lucius lächelte. „Dessen bin ich mir absolut bewusst“, sagte er, „ich brauchte da eben einen kleinen Moment, um das zu begreifen, aber jetzt habe ich das verstanden.“

„Na bitte sehr“, sagte Jeanne und fing mit einem Mal an, an ihm herumzureißen, ein Vorgang, denn sie wohl als führen verstanden wissen wollte, es Lucius aber sehr schwer machte, anderen Paaren auszuweichen.

Letztlich stand er einen ganzen, auf diese Art absolvierten „Tanz“ durch, ehe er wieder das Ruder in die Hand

nahm und ihr zu ihrem einzigartigen Stil gratulierte. „Das macht Ihnen hier drinnen niemand nach."

„Warum hat die Dame das Gefühl, der Herr mache sich über sie lustig?", entgegnete Jeanne. „Nicht das Vorgehen eines Edelmanns."

„Nein", gestand Lucius ein, „der Herr bittet die Dame vielmals um Entschuldigung."

„Die Dame ist sich noch nicht ganz sicher, ob sie gewillt ist, diese anzunehmen."

„Wie kann der Herr die Dame davon überzeugen?", fragte Lucius und trat mit einem Mal einen Halbschritt näher. Jeanne war davon überrascht und schrie dann leise auf.

„Autsch!", sagte sie, „Irgendetwas an Ihrem Ärmel hat mich gestochen!"

„So?", machte Lucius ganz erstaunt und prüfte den Ärmel seines weißen Hemdes. Aber der Stich hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Mit einem Mal stand Jeanne ganz still und unbewegt und ihr Blick war wieder klar.

„Was haben Sie mir da eben gegeben?", wollte sie wissen und griff nach seinem Oberarm, um nicht umzufallen. Ihre Knie waren ziemlich weich, aber gleichzeitig breitete sich eiskalte Klarheit in ihren Gedanken aus und saugte alle Farben aus ihrer Welt.

„Ein Gegengift", sagte Lucius, „es tut mir sehr leid, aber es sah für mich ganz danach aus, als litten Sie an einer Vergiftung."

Sie sah ihm mit einem unlesbaren Blick in die Augen, fünf Sekunden oder eine Ewigkeit, dann ließ sie ihn mit einem Mal los und verschwand, sich mühsam auf den Beinen haltend, in der Menge. Bea und Beth nahmen die Verfolgung auf, aber Jeanne verschwand auf kürzestem Weg aus dem Ballsaal und Lucius sah ihr mit unlesbarem Blick hinterher.

* * *

„Jeanne!“, rief Callahan, „Jeanne!“ Er fasste sie an der Hand und hielt sie fest, sodass sie nicht weiter davoneilen konnte.

„Lass mich los, Greg!“, kreischte sie und wandte sich mit hochrotem Gesicht zu ihm um. „Sofort!“

„Erst wenn du mir versprichst nicht wegzulaufen!“, beharrte er.

Sie riss an ihrem Arm, aber sein Griff war unnachgiebig.

„Du elender Schwachkopf!“, brüllte sie und riss und zog und tobte und nichts half, um sich zu befreien. „Du grenzenloser Dummkopf. Hast du immer noch nicht verstanden, ich brauche keinen zweiten Vater, der auf mich aufpasst! Kümmere dich drum, dass jeder seine Uniform richtig trägt und so ähnlich wichtige Sachen, aber lass mich in Ruhe mit deiner starren Form, dem Protokoll und dem ganzen Scheiß. Lass mich machen wie ich will, lass mich in Ruhe und behalte deine Ordnung und Werte und all das für dich. Und was ich dir schon immer sagen wollte-“ Aber was das war, das würde er hier und jetzt nicht erfahren.

Plötzlich standen Bea und Beth hinter Gregory. Sie hatten Jeanne durch den Korridor brüllen hören und waren zu ihnen heran gesprintet. Ihre Blicke waren voller Erstaunen und Sorge.

„Was wollt ihr auch noch hier?“, rief Jeanne. „Wollt ihr mir auch noch sagen, wie ich mein Leben zu leben habe? Lass endlich los!“

Callahan ließ endlich los, was selbst Jeanne zu überraschen schien. Einen Augenblick schaute sie die drei fast erstaunt an, dann drehte sie sich auf der Stelle um und war im nächsten Flur verschwunden.

Jeanne träumte diese Nacht sehr schlecht. Sie träumte auf alle üblen Arten zu ersticken. Bloß, als sie aufwachte, da begleitete sie diese Angst in die Realität. Sie lag im Bett und rang nach Luft, doch sie bekam keine, egal wie sehr

sie sie durch Mund und Nase sog, ihr Körper schien keinen Sauerstoff daraus zu gewinnen. Sie warf sich aus dem Bett und schleppte sich die Wendeltreppe hinunter, stolperte auf halbem Weg, brach mehr zusammen, als zu stolpern und landete am Fuß der Treppe. Ihr Blick verschwamm und sie hörte wie schwer ihr Atem ging, ohne dass er ihr Erlösung brachte. Hätte Takeshi ihr beibringen wollen wie man atmete ohne Luft zu kriegen, den Dreh hätte sie nun raus. Aber das war keine erstrebenswerte Kunstfertigkeit. Im Gegenteil. Sie sog mit aller Kraft, dann musste sie husten bis keine Kraft und keine Luft mehr in ihr war und plötzlich fing ihr ganzer Körper zu krampfen an, als würde ihr Hirn nochmal alles geben, wo ihm nun die Energie für immer ausginge. Dann blieb sie mit starren, nichtssehenden Augen und verrenkten Gliedern am Fuß der Treppe liegen.

„... viele große Aufgaben erfüllt ... viele Prüfungen, die wir gemeinsam und mit viel Elan und Einsatz gemeistert haben ... unsere Herzen sind bei den Opfern des Unglücks und ihren Angehörigen und Freunden ...“

Jeanne schlug die Augen auf, aber alles war verschwommen. Ihre Augen fokussierten nicht. Es war ein allein heuristischer Treffer, als sie mit schwacher Stimme nach Beth rief.

Etwas tat sich, jemand trat an ihr Bett und sprach ein paar beruhigende Worte, deren Sinn ihr nicht zugänglich waren, dann traten zwei weitere Personen heran und eine sprach mit Beths vertrauter Stimme.

„Jeanne!“, sagte sie und drückte ihre Hand.

„Was ... ist geschehen?“, formulierte sie und versuchte den Kopf zu drehen, aber auch das gelang ihr nicht.

„Du bist hopsgegangen. Deine Lunge hat sich zu Brei verwandelt und konnte keinen Sauerstoff mehr aufnehmen. Der Sauerstoffmangel hat dein Hirn verwüstet. Du bist in der ganzen Geschichte der Menschheit der eine

Mensch, der am nächsten am Status hirntot steht und bei Bewusstsein ist."

„Reizend. Waren die von Guinness schon da?"

„Ich war wohl zu beschäftig dich am Leben zu halten, um sie zu verständigen."

„Hm", machte Jeanne und schaffte es unter größter Anstrengung die Mundwinkel zu einem verzerrten Schmunzeln zu zwingen, „ich hatte deine Fähigkeiten wohl immer ein bisschen überschätzt."

„Das sagst du nur, weil du auf der einfachen Seite der letzten Stunden standest."

„Glaub mir, zu ersticken ist nicht mal so einfach." Sie zwinkerte energisch doch es konnte nicht sonderlich gut ausgesehen haben. Sie fühlte sich so schrecklich wie nie in ihrem Leben. „Ich kann mich nicht bewegen und ich sehe nur verschwommen."

„Das wird", sagte Beth, „ich habe ein Programm aufgespielt, dass den Schaden analysiert. Dein Chip ist bereits drauf und dran alle motorischen Fähigkeiten auf unverletzte Hirnreale umzuleiten. Sofern er noch genug davon findet. Auch dein Geschmackssinn und die Nerven in deiner Schnuffelnase sollten bald wieder aktiv sein."

Jeanne versuchte es erneut mit einem Grinsen und tatsächlich schienen die Muskeln in ihrem Gesicht auf die Bemühungen ihres Implantates anzusprechen. Hätte sie sich selbst in einem Spiegel gesehen, vor Schreck hätte sie diese Unternehmung augenblicklich eingestellt. „Sollte mich die Bali unter Stress versetzen, damit ich möglichst früh aufwache?"

„Nein, ich wollte bloß wissen, ob sie etwas von den vermeintlichen Problemen mit den *Relays* sagt", antwortete Beth und der Radio verstummte.

„Welche *Relays*? Wie lange habe ich geschlafen?"

„Ganz ruhig. Du musst erstmal wieder auf die Beine kommen. Nur soviel: *Neos* ist nicht in den Nachrichten, oder bestenfalls als "gemeinsam bestandene Prüfung". Das

Unglück in dieser Unterwasserstadt war ihr aber viele Worte wert, als wären diese Erdenleben wertvoller, als die, die wir auf *Neos* verloren haben. Ach, und es gibt ein neues Großbauprojekt: *Sin*."

„Ich verstehe gar nichts", sagte Jeanne, „Welche Sünde?"

„Offenbar ist das eine alte Mondgottheit. Wir bauen nämlich einen neuen. Einen neuen Mond. Und den nennen wir *Sin*."

„Dann habe ich ja nichts Wesentliches verpasst, durch mein kurzzeitiges Ableben."

„Nein, wir fliegen ganz gemütlich nach Hause. Schlaf ein wenig und wenn du zu dir kommst, läufst du mir schon wieder einen Marathon. Also du könntest, wenn ich es zuließe. Was ich nicht tun werde."

Tatsächlich war Jeanne Stunden später soweit wiederhergestellt, dass sie zwar keinen Marathon laufen, aber immerhin mit Krücken und physischer sowie mentaler Unterstützung Beths zurück in ihr Quartier gehen konnte. Dort war sie dann so außer Atem, als wäre sie wirklich einen Marathon gelaufen. Erschöpft und völlig aufgebraucht setzte sie sich aufs Sofa.

„Sag mir, dass das wieder besser wird!"

„Es dauert wahrscheinlich noch Tage, bis du dich wieder komfortabel bewegen kannst. Und deine neue Lunge wird niemals so gut sein wie die alte. Sobald wir landen stellst du dich an für deinen neuen Körper."

„Ich weiß nicht recht", sagte Jeanne, „ich glaube mit stehen hab ich es im Moment nicht so."

Callahan, Beth und Bea leisteten ihr am Abend, nach einem kurzen Besuch Julians, Gesellschaft mit ein paar Flaschen Wein, von denen Jeanne nichts abbekam. „Von deiner Ärztin abgelehnt."

„Ts", grummelte Jeanne, „schöne Freunde seid ihr. Kommen mit Wein und trinken allen allein." Aber so wie sie sich fühlte schien ohnehin jeder Tropfen Alkohol tödliche Gefahren zu bergen und sie sagte das nur, weil man ihr

nicht einmal die Möglichkeit gegeben hatte, ein Glas abzulehnen.

Niemand sprach an, was Jeanne gestern Abend gesagt hatte, im Flur nach dem Ball. Es war als sei es nie geschehen. Nur die Scham nagte an Jeanne wie sonst nur der nahende Tod. Und als Beth erklärte, es müsse immer jemand in ihrer Nähe bleiben, auch und vor allem während sie schliefe, da war ihr klar, dass sie das nicht nur zur Beobachtung ihres Gesundheitszustandes anordnete, sondern mindestens sosehr um über die Zusammensetzung ihres Blutes im Bilde zu bleiben.

Zehn Stunden und dreizehneins Minuten später traf die *Sleeping Beauty* in ihrem heimatlichen Planetensystem ein. Sie passierte *Pluto*, die Umlaufbahnen *Neptuns* und *Uranus*', *Saturns*, *Jupiters* und *Mars*' und nahm geraden Kurs auf den Trabanten des nunmehr wieder blauesten aller von Menschen bewohnten Planeten. Dort, in der größten von Menschenhand gebauten Stadt des Universums, lag der einzige Hafen, der das Schiff in seiner Gesamtheit fassen konnte: *Di Tolore Raumhafen*, direkt vor den Außenbezirken der gewaltigen Metropole *MOON1*.

An Bord herrschte reges Treiben. Von Deck 0 bis Deck 78 war alles auf den Beinen, um das Schiff zu räumen und für wohlverdiente Wartungsarbeiten vorzubereiten. Antrieb und Hülle hatten es nötig.

Im Hangar aber, da war das Treiben ganz besonders rege …

„Du hast mich mit Drogen vollgepumpt!", brüllte Leo mit sich überschlagender Stimme. Er war so wütend, er hätte Lynn geschlagen, wenn er nicht gewusst hätte, dass sie das genösse und ihn der Gedanke, dass er das wollte - wie sehr er das wollte - nicht erschrecken ließe.

Leo war eben aufgewacht und er hatte die volle Erinnerung über den Ballabend vor Augen gehabt wie das Hologramm eines Filmes. Er war zu Lynn ins Zimmer gestürmt

und hatte obigen Satz gebrüllt, als könnte sein gerechter Zorn sie niederstrecken.

Lynn hatte das reumütigste Gesicht in dieser Galaxie aufgesetzt - Reue? Hier ein Foto dazu. Die Haare sind extra - und er war wieder hinausgestürmt, an die Ausstiegsluke, dieses Mal nicht verschlossen, und hinaus in den Hangar gerannt, so schnell ihn seine Beine trugen. Sie schien ihm nicht zu folgen.

Er hatte keine Ahnung auf welchem Schiff er war und wohin dieses fuhr, aber er war Lynn entkommen und das schien ihm das Wichtigste, denn dieser Mensch manipulierte einen kaputt. Jetzt gab es nur noch einen Gedanken für ihn, einen Gedanken, den auch nur einen Abend lang vergessen zu haben er sich bis ins Mark schämte.

Das Gesicht der Frau, die er nach dem Namen des Schiffes fragte, wäre Geld wert gewesen. Anstatt aber schnell das Weite zu suchen blieb sie stehen und nahm sich seiner weiteren Fragen an. Wohin sie unterwegs wären und wann sie da sein würden und wo es zu den Ausstiegsluken ginge und welchen Tag man eigentlich hätte. Sie beantwortete alle Fragen mit einem freundlichen Lächeln und hatte eine Geduld, dass Leo, als er sich bedankte und zu den Luken lief, klar wurde, dass sie ihn für geistig verwirrt gehalten hatte. Aber was mochte das bedeuten, hatte er seine Wut eben für das maximal Menschenleistbare gehalten, so stellte sein neues Gefühl alles bisher Dagewesene in den Schatten. Er wollte Lynn den Schädel einschlagen. Er wusste es jetzt, wusste wo er war, kannte den Namen dieses Schiffes. Adrian, sein kleiner Bruder, war seit Wochen auf der *Sleeping Beauty* gewesen! Das hier, das hier *war* die *Sleeping Beauty*! Schon vor Tagen, denn das Datum der Frau hatte nicht dem seinen entsprochen – Lynn!!! – hätte er ihn in die Arme nehmen können. Sie wusste es, die ganze Zeit, mehrere Tage lang, Tage, die ihm vollkommen fehlten und wessen Schuld das wohl sein mochte.

Er erreichte eben auf die Minute genau die Ausgänge, als diese geöffnet wurden und eine große bereitstehende Schar an Menschen, eine ungeheure, alle Gänge ausfüllende Menge, sich in Bewegung setzte, hinaus auf den Raumhafen, welcher das Weltall mit der Wiege der Menschheit verband. Und Leo musste feststellen, dass, egal für wie viel bedeutender er sein Anliegen hier durchzukommen hielt, er wertvolle Minuten verlieren würde, trotz der breiten Landungsstege, ehe er hinaus und von dort den Ausgang überwachen könnte, um seinen Bruder aufzuspüren, der hier ebenso durchmusste wie alle anderen und dann würde er ihn sehen, würde ihn in die Arme schließen, ein wenig heulen und all das Chaos der letzten Wochen wäre vergessen. Sie wären dann da. Angekommen. Nur ein wenig später und über ein paar Umwege.

Leo kam raus und ihm rutschte das Herz in die Hose, als er die gewaltigste Halle sah, die er sich nicht vorzustellen vermocht hätte. Die Decke lag hunderte Meter über ihnen, eine reine Notwendigkeit, um überhaupt hoch genug zu sein, die über vierhundert Meter Höhe der *Sleeping Beauty* aufzunehmen und am Rand des Steges, hinter fünf Meter Glaswand, ging es noch einmal weit in die Tiefe, um auch den bauchigsten und größten Schiffen Platz zu bieten, welche die *SB* noch in den Schatten stellten. Alles Maß schien hier beim Bau verloren gegangen, denn auch die Stege, welche zum eigentlichen Hafen mit seiner Anbindung auf alle übrigen Ebenen und zum Nah- und Fernverkehr nach *MOON1* und zur *Erde* und zurück in die andere Ecke der Galaxie, alle diese Stege waren so breit, es hätten sie fünfzehn bis siebzehn Menschen Seite an Seite passieren können. Ein Faktum, das es Leo enorm erschweren würde die Übersicht zu waren, sollte Adrian bereits dem Getümmel untergemengt sein. Alles hier degradierte ihn zur Ameise in einer Welt der Menschen und ganz oben prangerte das Emblem der Union der Planeten.

Dazu kam die Länge. Die Landungsstege des Schiffes traten im zweiten Drittel aus dem Rumpf und zwei Drittel von 1.4 Kilometern war eine Menge. Dennoch war Leo sehr dankbar dafür, weil es ihm ermöglichte sich rennend an die Spitze der Menschenmenge zu setzen und dann, am Ende des Steges, dort wo bereits viele hundert Menschen auf die Ankommenden warteten, einen Platz unter ihnen einzunehmen, der ihm halbwegs Übersicht bot. Jetzt konnte Adrian kommen und er würde ihm direkt in die Arme laufen.

Doch die Menschenmenge hörte nicht auf. Der Strom zog sich fort und fort und es wurden nicht weniger. Es mussten zehntausend sein, die hier aus dem Bauch des stählernen Kolosses drangen und in den Raumhafen strömten.

Immer mehr der Umstehenden begrüßten ihre Familienangehörigen und machten sich gemeinsam auf den Weg während Leo alleine blieb und erbärmlich fror. Ihm war so kalt, wie nie zuvor in seinem Leben und das obwohl er auf einer Station groß geworden war, auf der zehnundsechs Grad Standardraumtemperatur waren.

Und dann war es endlich so weit, da war der Moment gekommen: Der Menschenstrom ließ nach und wurde zum Fluss und der Fluss zum Bach und der Bach zum Rinnsal und dann tröpfelten nur noch einzelne Grüppchen und bald nur noch einzelne Personen heraus und dann niemand mehr. Und er hatte Adrian nicht gesichtet.

Was nun? Leo konnte es nicht fassen. Da war er, am einzigen Ausgang jenes Schiffes, auf dem Adrian nach seinem Kenntnisstand hatte sein müssen und sein Bruder blieb unauffindbar. War er noch an Bord, aufgehalten wegen irgendwelcher bürokratischer Aufwände? Oder hatte er ihn verpasst und er war bereits auf dem Weg – wohin auch immer? Zu Faye? Er konnte sie nicht einmal anrufen, da er sein *ComPad* verloren hatte. Leo hasste diesen neuen Dauerzustand des Nichtwissens, was am

besten als Nächstes zu tun sei, in dem er nun seit guten drei Wochen gefangen schien und aus dem es kein Ausbrechen gäbe. Nicht für ihn.

Erneut machte er sich alternativen- und ideenlos auf den Weg zur Polizei, denn wie lange hätte er dort oben warten sollen, nachdem niemand mehr kam, fand den Weg glücklicherweise gut ausgeschildert und stand bald wieder vor einem Schalter. Dann ging es aber schnell: Ein Irisscan, um Leos Identität zu bestätigen und er erhielt augenblicklich die Auskunft, man bringe Adrian, ziemlich genau in diesem Moment, zur Wohnung seiner Schwester in *London 2*. Leo war schon bei der Tür hinaus.

Es schien tatsächlich, als wäre die *Erde* in der Lage, all seine über die Jahre gehegten Erwartungen zu erfüllen. Es schien, als würden alle seine Sorgen da draußen bleiben, im Weltraum, und als würde sich hier, auf der *Erde*, alles richten lassen. Es schien, als hätte sein jugendliches Selbst recht gehabt: Sie hätten diesen Planeten niemals verlassen sollen.

Er lief und sprang vor Freude und rannte über endlose Flure, Ebenen, Stege und Rolltreppen, fuhr mit drei Aufzügen und kam erst wieder zu stehen, als er im Shuttle nach *London 2* stand.

Über das Seitenstechen und heftige Keuchen hinweg spürte er vor allem ein hibbeliges Gribbeln im ganzen Körper. Es war ein ungeheurer Umweg, ein soviel Mehr an Widerstand gewesen, aber jetzt waren sie hier, Adrian, Faye und er. Gleich würde er beide in die Arme schließen und dann wäre alles vergolten. Ein Dauergrinsen nistete sich in seinem Gesicht ein und er war überzeugt es würde niemals mehr fortgehen. Fast war ihm laut loszulachen, aber er zog bereits mit seinem keuchenden, laufenden Auftritt und seinem vermutlich gruselig breiten Grinsen genug Aufmerksamkeit auf sich und das auf *Astroid* antrainierte Bestreben, nicht auffallen zu wollen, unterdrückte diesen letzten und stärksten Ausdruck der Freude.

Das Schiff setzte sich in Bewegung und begann seinen Abstieg durch den Orbit, hinab auf die blauleuchtende Atmosphäre zu, weiter hinein, bis das Atmosphärenblau zu Wolkenweiß wurde und man auf eine blitzblanke Wand zusteuerte, darin verschwand und auf der anderen Seite wieder auftauchte, begleitet nur von den hartnäckigsten Sonnenstrahlen, die sich ihren Weg bahnten, um die darunter auftauchende Stadt mit ihrem Licht zu segnen.

Alles passierte wie ihm Traum. Leo fehlte jegliches Zeitgefühl. Er war ebenso im Hier und Jetzt wie auch zu hundert Prozent in dem Moment, an dem sich die Tür öffnete und er ihn Adrians und Fayes lächelnde Gesichter blicken würde. Diesem himmlischen Moment, auf den er seit Wochen hingearbeitet, dem er geharrt hatte wie nichts anderem zuvor in seinem Leben.

Das Shuttle setzte am Boden auf und er war der Erste, der hinausstürmte. Er wusste Fayes Adresse auswendig, ebenso wie den Weg vom Flughafen mit der U-Bahn. Galoppierend raste er die Treppen hinab und sprang eben noch durch die sich bereits schließenden Türen einer Bahn, die ihn augenblicklich mit sich fortriss.

Zweizehnacht Stationen und zweizehneins Minuten später eilte er die nächsten Treppen hinauf und fand sich in der kahlen Betonwelt von *London 2*. Aber alles Grau konnte ihm nicht seinen Enthusiasmus nehmen. Drei Blöcke rauf und da war er dann. Er stand vor Fayes Wohnblock. Er trat durch die offene Haustür. Er stand vor ihrer Wohnungstür. Er drückte die Klingel. Er drückte die Klingel erneut. Er drückte die Klingel zehn Sekunden am Stück.

Aber niemand öffnete ihm. Er klopfte fest an die Tür. Er trommelte, als wollte er die Tür einschlagen, aber die war unbeeindruckt und nur seine Hände schmerzten nach der Übung.

Das war es also. Niemand zu Hause. Schon wieder diese Situation. Was war zu tun? Wollten sie ihn etwa abholen

und warteten auf *MOON1* und sie hatten einander verpasst, waren zeitgleich durch denselben Himmel geflogen, aber in unterschiedlichen Richtungen und sie fragten sich nun, wo *er* bliebe? Nein, sie konnten gar nicht wissen, dass er auf demselben Schiff gewesen war wie Adrian. Außerdem konnte Adrian eben erst hier gewesen sein. Warum sollte Faye mit ihm gleich wieder los? Wollte sie ihm die Stadt zeigen? Dann wartete er wohl besser hier, oder sie würden sich erneut verpassen. Oder war er etwa noch gar nicht hier gewesen? Dann müsste Leo nur hier warten und man brächte seinen Bruder zu ihm. Er durfte nicht weg!

Stattdessen setzte er sich mit dem Rücken an die Tür und schloss die Augen, um einen Moment zu rasten. Was sollte er tun? Wieso kann nicht einmal etwas einfach so aufgehen, wie es sollte? Anstatt ihm jedoch diese Frage zu beantworten hielt die Welt eine neue Überraschung für ihn bereit.

„Brauchst du Hilfe?“, fragte eine Stimme, die Leo vor kurzem noch die Hitze in den Schädel trieb. Aber jetzt fehlte ihm die Energie. Er hatte nicht einmal die Kraft ihr eine Gemeinheit an den Kopf zu werfen, wo sie doch die schlimmsten verdient hätte.

„Verschwinde“, sagte er bloß, ohne die Augen zu öffnen. „Ich will dich niemals wiedersehen.“

Einige Sekunden Schweigen, aber Leo kannte Lynns Penetranz zur Genüge. Sie würde nicht so einfach verschwinden. Und sie tat es auch nicht.

„Ich kann dir diese Tür öffnen“, sagte sie.

„Vergiss es. Ich will deine Hilfe nicht und alleine beim Gedanken du könntest mit Adrian in einem Raum sein wird mir übel.“

Erneutes Schweigen, aber keine sich entfernenden Schritte.

Stattdessen hörte er ein leises Klick, die Tür glitt auf und Leo fiel beinahe rückwärts in die Wohnung. Sofort war er aufgesprungen und drinnen verschwunden. Aber alles

was er fand war der Gestank von Alkohol, strömend aus einem großen Haufen von Dosen und Flaschen, die überall im Wohnzimmer verstreut lagen und von einem alten Mann, der schlafend am Sofa lag, eine halbhohe Bierflasche neben sich am Boden liegend, deren andere Hälfte der Befüllung in einer Pfütze zwischen Couchtisch und Couch ihr Dasein fristete. Als wäre er zurück auf *Astroid*. Als könnte er dieser gescheiterten Existenz nicht entkommen.

Leo stieg ohne ihr Aufmerksamkeit zu zollen in die Lacke und fing an seinen Vater zu schütteln, wie er es auch bei ihrem letzten Treffen auf der *Eclipse* getan hatte.

„Wo sind Faye und Adrian?“, brüllte er ihm ins Gesicht, „Wo sind Faye und Adrian? Wo sind Faye und Adrian?“

Der Mann, Wilhelm, kam nur langsam zu sich, als er aber Leo erkannte, da befreite er sich mit einer kräftigen Wischgeste aus seinem Griff und setzte sich rasch auf.

„Faye?“, brummte er und schien so nüchtern, wie schon lange nicht mehr, „die ist abgehauen. Vor Tagen schon.“

Leo wollte es nicht glauben. Er war auch viel zu aufgeregt.

„Was ist mit Adrian? Man hat mir eben erzählt, sie würden ihn hierherbringen!“

„Du kannst ja unterm Sofa schauen“, sagte Wilhelm, aber auf der Stelle tat ihm diese Aussage leid und er fügte hinzu: „Nein, Leo, dein Bruder ist nicht hier.“

„Ich kann dir helfen“, kam es erneut von Lynn, „wenn du mich lässt.“

„Ich habe schon zu viel deiner „Hilfe“ genossen“, fauchte Leo ohne sie anzusehen. Er versuchte seine Gedanken zu ordnen. Diese Ahnungslosigkeit ob der richtigen nächsten Entscheidung schien ihn nie mehr loszulassen.

So verblieben sie einige Augenblicke, Leo stand vorm Couchtisch und starrte ins Nichts, der Vater saß mit auf dem Boden gerichteten Blick am Sofa und Lynn musterte Leo, auf den Moment wartend, ihr Angebot noch einmal zu unterbreiten und mit konkreten Vorschlägen zu erwei-

tern. Dazu kam sie allerdings nicht, denn mit einem Mal sprang die Wohnungstür erneut auf und ein Mann stand davor, steckte seinen Schirm in den Schirmständer vor der Tür und trat dann ein, als wäre er nicht zum ersten Mal hier.

Er musterte die Anwesenden wenig überrascht, trat dann ans Sofa heran und reichte zuallererst Wilhelm die Hand.

„Hi, ich bin David. Fayes Freund", erklärte er.

Wilhelm stand auf, um ihm die Hand zu schütteln. Leo war erstaunt, dass er weniger wankte, als gewöhnlich.

„Und du musst Leo sein!", sagte David und reichte auch ihm die Hand.

„Weißt du wo Adrian ist?", fragte Leo sofort, da er von Davids Verbindung zur *FIM* wusste und der nickte. „Du hast ihn nur um ein paar Minuten geschlagen, er sollte jeden Moment hier sein."

Leo kam nicht mehr dazu in Freudenschreie auszubrechen. Erneut hatte er eine Nadel im Arm und spürte wie ihm das Bewusstsein entglitt und dann war alles Schwarz.

Lynn fragte sich bloß, ob sie bald die Menge anpassen musste, um dem Gewöhnungseffekt beizukommen …

Elisabeth Heindl war mit ihrer Tochter Lily und Adrian Tolean unter den Ersten, die das Schiff verließen, sodass sie bereits an Leos Aussichtsposten vorbei waren, ehe er ihn eingenommen hatte. Es hatte sich aber wirklich nur um ein Fenster von wenigen Sekunden gehandelt, dass er sie verpasst hatte. Adrian war keine zehn Meter an ihm vorbei marschiert.

Elisabeth ging mit den beiden ohne Zwischenhalt zur Polizeistation am Hafen und meldete Adrian an. Dort bedankte man sich für Ihren Aufwand und versprach Adrian im Laufe des Nachmittags zu seiner Schwester zu bringen, was für Elisabeth erstmal sehr vernünftig klang. Als es aber daran ging die beiden Kinder zu trennen und

das Adrian mit einem freundlichen Polizisten mitgehen sollte, da sah die Situation mit einem Mal nicht mehr so klar und deutlich aus.

Adrian weigerte sich mit allen Mitteln alleine mit diesem Mann mitzugehen und bald gab es Tränen und einen solchen Radau, dass man versucht war, zu glauben, man wolle zwei Geschwister trennen, die nie ohne einander gewesen waren. Der Aufmerksamkeit des ganzen übrigen Warteraums durfte man zu diesem Zeitpunkt gewiss sein.

„Okay", sagte Elisabeth vollkommen erstaunt, aber bereit ihr Bestes zur Befriedung beizutragen. Sie schlug eine Alternative vor: „Ich bringe den Jungen jetzt gleich nach London zu seiner Schwester, was halten Sie davon?"

„Ich fürchte, das kann ich nicht tun", sagte die Frau am Tresen, „Sie sind nicht berechtigt den Jungen zu betreuen."

Das wiederum regte Elisabeth auf und nicht zu knapp. „Ich war gut genug für die letzten drei Wochen", sagte sie entrüstet, aber die Polizistin schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln.

„Das kann ich wirklich nicht machen", beteuerte sie.

Elisabeth sah zu den beiden Kindern hinüber, welche sich trotz weiteren guten Zuredens des verständigen Polizisten nicht voneinander lösen wollten, sodass absehbar war, dass nur sanfte Gewalt helfen würde.

„Hier", sagte Elisabeth und klopfte ihren Militärausweis auf den Tresen, auf dem in großen Lettern *Commander* und *United Planets Military Forces* stand. „Wenn das nicht reicht, um Ihr Vertrauen zu gewinnen, dann steht es wirklich schlecht um unsere zwischenmenschlichen Beziehungen im Allgemeinen und noch viel schlechter um die unsere im Speziellen."

Die Dame nahm nach einigem Zögern den Ausweis, aber es war ersichtlich, dass sie sich selbst sehr leid tat an diesem Schalter zu arbeiten. Sie erbat sich eine Sekunde, um mit ihrem Vorgesetzten zu sprechen und Elisabeth sah sich mit den beiden Kindern allein, je mit tränennassem

Gesicht und die Hände fest in einander verknotet. Nicht zu fassen wie schnell Kinder die tiefsten Freundschaften schlossen.

Es dauerte ein paar Minuten, doch dann kam die Frau mit einem Lächeln zurück. „Yesss!“, dachte Elisabeth.

„Alles klar“, verkündete die Polizistin, „bitte nehmen Sie den Jungen mit zu seiner Schwester. Wir werden beide Geschwister informieren.“

„Danke sehr“, sagte Elisabeth und wandte sich zum Gehen. „Adrian! Lily! Kommt, wir gehen! Alles in Ordnung. Niemand bleibt hier.“

Die beiden verheulten Kindergesichter schauten unsicher zu ihr herüber und als sie keine Anzeichen zeigte, dass das jetzt ein Scherz gewesen war, war ihr Kummer augenblicklich vergessen und sie trabten mit Commander Heindl hinaus in Richtung Shuttleservice, während eben die letzten Leute aus der *Sleeping Beauty* tröpfelten und Leo am Verzweifeln war.

Adrian war begeistert. Nach dem überwundenen Schock hatte er wieder Augen für die gewaltigen Hallen des Hafens und der angebauten Werft, deren Dimensionen sie zwar nur aus der Ferne erahnen konnten, aber deren Grandeur für einen Jungen mit Adrians Phantasiebegabung unzweifelhaft feststand. Er und Lily war auch wieder eingefallen, dass einander an den Händen zu halten eigentlich etwas peinlich sei und Elisabeth stellte beruhigt fest, dass alles wieder beim Alten war.

Dann kamen sie zu der Halle mit den Shuttles und stiegen in eines nach *London 2*. Lily war schon „tausend“ Male mit einem geflogen, wie sie Adrian beteuerte, ließ sich dann aber sehr rasch von seiner Begeisterung bei seinem ersten Mal mitreißen.

Sie glitten aus der Hafenanlage und aus der großen Kuppel auf der Mondoberfläche und mit einem Mal lag

hinter ihnen die fahle Mondoberfläche und vor ihnen der Blaue Planet *Erde* in seinem majestätischen Glanz.

Adrian staunte. Er stand am Glas ganz vorne und staunte wie sie in den blauen Schimmer eintraten und alles immer größer wurde und sie dann auf eine weiße Wolkendecke zuhielten, die im hellen Sonnenlicht erstrahlte und dann hindurch tauchten und sich eine Stadt vor ihm erstreckte so groß und weitreichend, dass es ihm unfassbar erschien.

Als sie am Aerodrom in *London 2* aus dem Shuttle stiegen war er im siebten Himmel, voll und ganz zufrieden mit seinem Platz in der Welt und jenseits aller Ängste und Sorgen. Und als ob das noch nicht genug gewesen wäre kam dann auch noch die U-Bahn …

Elisabeth musste einige Überzeugungsarbeit leisten nicht auch noch die dritte U-Bahn vorbeifahren zu lassen, um den Zug zu bewundern und dann noch einmal, um auch bei der richtigen Station auszusteigen und *keine* Ehrenrunde zu drehen.

Als sie dann aber wieder über die Erde traten, da war Adrian ziemlich enttäuscht. „Das sieht ja aus wie *Astroid*“, stellte er fest und sah die endlosen Betonbunker hinauf und hinab.

„Keine Sorge“, sagte Elisabeth, „*London* selbst ist eine sehr reizende Stadt mit vielen alten und sehr schönen Gebäuden. Es wird dir gefallen. Hier sieht es nur so düster aus, weil hier nur geschlafen wird.“

Sie traten in den Wohnblock mit Fayes Wohnung und klingelten an der Tür. Zweimal. Und ein drittes Mal. Aber niemand war gewillt ihnen zu öffnen.

Elisabeth seufzte leise. Der Schirm im Ständer war noch sehr nass, aber was sollte sie tun wenn niemand an die Tür kam.

„Ich glaube wir müssen noch einmal zur Polizei“, eröffnete sie den Kindern …

Dort konnte man ihr keine erfreulichen Informationen geben. Offensichtlich war Faye Tolean vor Tagen mit einem Schiff von der *Erde* abgereist und seitdem nicht wieder zurückgekommen. Von einem Vater wusste man gleich gar nichts, was Elisabeth besonders wunderte, denn wen hatte man denn dann gleich zu anfangs verständigt? Aber das System schwieg sich zu dieser Sache aus. Einen Wilhelm Tolean, der im Zusammenhang mit diesem Adrian Tolean und seiner Schwester stand, gab es nicht.

„Was meinen Sie, es gäbe keinen?“, fragte Elisabeth.

„Es mag diesen Menschen geben, aber nicht unter diesem Namen.“

Elisabeth hatte keine Ahnung was das zu bedeuten hatte. Adrian würde seinen Vater wohl kaum erfunden haben. „Und was ist mit seinem Bruder?“

Bei dieser Frage konnte man ihr genauso wenig weiterhelfen. Leo Tolean war zwar im System, aber davon, dass er auf der *Erde* wäre wusste man nichts, nur das Leo Tolean keine Anschrift auf der *Erde* hatte, was die der Schwester zur einzigen Adresse und zum einzigen Anlaufpunkt machte.

Das hieß dann wohl, dass Adrian nun doch erstmal bei der Polizei bleiben musste, Trennung und Tränen hin oder her. Zu ihrem Erstaunen sah das die Polizistin aber nicht so. Es schien, als habe Elisabeths Einsatz am Mond sehr viel Überzeugungsarbeit geleistet und ihren Weg ins System gefunden, denn anstatt Adrian hier zu behalten, bat die Polizistin von sich aus darum, dass Adrian vielleicht noch ein paar Tage bei ihnen bleiben könnte, bis sie alles geklärt und entweder eine der gesuchten Personen aufgetrieben oder aber man einen neuen Vormund für das Kind bestimmt hätte.

Elisabeth blinzelte vor Überraschung und sah auf ihren Ausweis hinunter. Sie musste sich eingestehen, dass sie seine Macht bisher stets unterschätzt zu haben schien. Das

er längerfristige Kindesentführung erlaubte hatte sie nicht geahnt, aber sie war sehr froh darüber.

Sie waren eben aus der Station getreten und die Sachbearbeiterin hatte eben das Programmfenster geschlossen, um sich um die Probleme des nächsten Hilfesuchenden zu kümmern, als die Datenbank im Hintergrund ein kleines Update erfuhr und plötzlich den Aufenthaltsort eines gewissen Leo Tolean kannte. Aber da schaute fürs erste niemand mehr nach.

Adrians Aufenthalt in *London* war damit fürs erste von nur sehr kurzer Dauer, denn nun ging es ab nach *Paris*, der „schönsten Stadt der Welt", wie Lily zu wissen glaubte, „nicht wahr, Mama?"

„Ich weiß nicht, ob *die schönste der Welt*", sagte sie lächelnd, „aber, ja", setzte sie dann hinzu, als sie das unzufriedene Gesicht ihrer, Adrian wegen, in Superlativen denkenden Tochter sah, „vermutlich *eine* der schönsten der Welt."

Erneut stiegen sie über die Wolken, wenn auch nur kurz, und sanken dann erneut ab auf die Erde und dieses Mal landeten sie in *Paris*. *Paris* ganz ohne Zahl, denn man hatte sich hier immer geweigert die Stadt neumodern „upzugraden". Zumindest hatte man es anders gemacht.

Was Adrian von *Paris* sah, und es war nicht viel, gefiel ihm sehr gut. Das Aerodrom war nicht groß, lag aber mitten in der Stadt unweit eines hohen Turms aus unverkleidetem Gestänge, welchen Adrian richtig klasse fand, umso mehr, als ihm Lily erzählte, dass man eine ausgezeichnete Aussicht da oben hätte und dass sie unbedingt bald hinauffahren müssten.

Erst am Boden angekommen war Adrians Erkundung von *Paris* aber für den Augenblick auch schon wieder zu Ende. Denn die Heindls wohnten nicht in *Paris*. Sondern in *Paris 2*.

In *Paris* hatte man sich geweigert die historische Bausubstanz zu „verschandeln“. Die gewagten Konstruktionen von *Tokio IV* waren noch lange nicht erdacht und selbst wenn, die Gefahr das etwas herabstürzen und die Stadt darunter verwüsten hätte können wäre genug gewesen, diese Entwürfe und Gedanken zu vertreiben. Stattdessen hatte man eine sehr einfache und logische Idee: Wenn man die Stadt nicht umgestalten wollte, sie nicht nach Norden, Osten, Süden oder Westen erweitern und nichts darüber bauen wollte, dann gab es nur noch eine Richtung, in die man gehen konnte: In die Tiefe. Weit in die Tiefe, denn man wollte natürlich auch keine alten Gewölbe oder die Fundamente der Gebäude angreifen, ebensowenig wie der Stadt seine Stütze zu rauben. Fast dreihundert Meter unter der Stadt begann man also Erde abzutragen. Viel Erde. Man errichtete mächtige Säulen und verkleidete sie, um sie unsichtbar zu machen und um allem die Krone aufzusetzen baute man Schwerkraftgeneratoren ein. In die Decke. Dann baute man alles kopfüber.

Heindl, Lily und Adrian stiegen direkt am Raumhafen in einen gewaltigen Fahrstuhl, der nicht nur Menschen, sondern auch ganze Taxen mit Passagieren und drei vollständige Züge, ebenfalls vollbesetzt, in die Tiefe transportierte. Etwa auf halber Strecke fiel Adrian etwas höchst Eigenartiges auf: Die Decke, die einen blauen, mit einigen wenigen Wolken und einer prächtigen Sonne gezierten Himmel zeigte, schien mit einem Mal vorgespult zu werden. Die Sonne begann zu sinken, die Strahlen wurden rötlicher und rot und dann herrschte eine Abendlichtstimmung und die Sterne und der Mond standen am Himmel, zogen eben so rasch darüber hinweg und die Sonne blitzte wieder auf, tauchte alles in ihr morgendliches Licht und erklomm von neuem ihr Reich, bis sie an exakt derselben Stelle zur Ruhe kam, von der aus sie gestartet war. Dann glitten die Türen auf und man betrat richtig orientiert die

Kopfüberwelt von *Paris 2*, ohne es, wenn man nichts davon wusste, bemerkt zu haben.

Über ihnen strahlte die Sonne, es wehte ein heißer Sommerwind und Vögel zwitscherten auf den Dächern. Das einzige Detail, dass einem Eingeweihten sofort verriet, dass er nun unter der Erde war, fand sich in der Farbe der kopfüberstehenden Kopie des großen Turms: Er befand sich exakt unter dem Original, war exakt gleich hoch und sah exakt gleich aus. Bloß war er in einem strahlenden Rot gestrichen.

Das alles war beeindruckend, aber erst als Elisabeth Adrian darüber aufklärte, was ihm gerade entgangen war, da kickte die Begeisterung ihm in den Magen und er flippte und sprang vor Aufregung und fand es klasse.

Man fuhr mit einer oberirdisch unterirdischen, oder unterirdisch oberirdischen Metro, die offene Türen und Fenster hatte, durch die der Wind blies und aus denen man sich lehnen konnte, um die gemächlich vorbeifahrenden Häuser zu bewundern und alles war neu und spannend und aufregend.

Dann hieß es aussteigen und Lily sprang voraus und lief zu einem vierstöckigen Haus mit einer hübschen tiefgrünen Holztür und darin wohnten die Heindls in einer Wohnung im zweiten Stock, mit kleinem Balkon und hohen Zimmerdecken.

Luca Heindl, Lilys Vater, war Adrian auf der Stelle sympathisch. Kaum hatte er sie gesehen, Lily ausgiebig gedrückt und seine Frau umarmt, als er Adrian mit einem ungeheuren Kompliment begrüßte, dass ihn sofort für sich gewann. Er sagte: „Und wer ist denn dieser Olivier Star?“[48]

---

[48] Dazu muss man wissen, dass Olivier Star der unangefochtene Starspieler der Pariser Acquaballmannschaft ACP und ein KLASSE Typ war, mit dem verglichen zu werden, jedem Jungen gefallen musste. Olivier war zwar gebürtiger Kanadier, aber sein herausragendes Spiel hatte die Pariser das bald vergessen lassen.

Als ob das noch nicht gereicht hätte, holte er dann noch das ungefähr beste Eis aus dem Eisschrank, dass Adrian je gegessen hatte und versprach den Kindern mit ihnen in den Tiergarten zu gehen, was Adrian zwar erstmal nicht viel sagte, da ihm das Konzept fehlte, aber er war in so guter Stimmung, dass er sich sofort von Lilys Begeisterung anstecken ließ.

Tiergarten, so lernte Adrian, war etwas ganz Großartiges und echt klasse. Man ging vom Wolfsgehege zu den Hyänen und weiter zu den Flamingos, aß dabei noch mehr Eis und bestaunte die majestätischen Löwen, die furchteinflößenden Eisbären und die gewaltigen Elefanten.

Fast so klasse wie die Tiere direkt zu beobachten war aber auch die unterirdische (also über *Paris 2* aber unter *Paris* liegende) Konstruktion der Anlage, welche den Tieren auf achtzehn Prozent der Stadtfläche gewaltigen Auslauf gab. Besucher konnten mittels Hologrammen die Tiere jederzeit nachverfolgen und nur noch die härtesten Tierschützer, welche jede Haltung in Gefangenschaft ablehnten, konnten an diesem Zoo etwas beanstanden. Adrian konnte es auf alle Fälle nicht. Bis ihm die Hälfte seiner Eistüte auf den Boden fiel und er, noch während er enttäuscht darauf hinabsah, mit dem Spektakel belohnt wurde, zu sehen, wie eine kleine Armada an Spatzen wie aus dem Nichts erschien und sich daran machte den Schaden verschwinden zu lassen.

„Fliegende Müllroboter!“, rief Adrian begeistert und Lily lachte und hielt ihn einen Moment für schrecklich dumm, ehe Luca begriff und erklärte, das Adrian auf *Astroid* keine Vögel gesehen hatte.

„Selber dumm!“, sagte Adrian und sprach mit Lily zwei Minuten kein Wort.

Nun, alles in allem verbrachte Adrian einen so prächtigen Tag, dass ihm selbst die Wiedervereinigung mit seinem Bruder kaum einen schöneren hätte bescheren können. Wenn das irgendjemandem Trost sein mag.

* * *

„Jeanne! Ich weiß, dass du da bist. Mach bitte die Tür auf! Ich gehe nicht weg, ehe du mich reinlässt!“ Und um seine Aussage zu bekräftigen klopfte er auch noch an die Tür, während die linke Hand immer wieder die Klingel betätigte. Im Stillen überlegte Callahan dann aber doch, wie lange er das durchhalten könnte. Seit drei Tagen versuchte er morgens und abends Jeanne zu erreichen, denn sie war zu ihrem vereinbarten Treffen nicht erschienen und hatte noch nicht einmal abgesagt, was so gar nicht ihrem üblichen Vorgehen und ihrer Verlässlichkeit entsprach. Pünktlich? Nie! Aber zuverlässig, immer! Nur lief in letzter Zeit so einiges etwas anders mit ihr und er machte sich zunehmend Sorgen, weit über die Risiken für ihre Laufbahn und seine professionellen Interessen als ihr Offizier hinaus.

Callahan hatte bereits überlegt den Notruf zu verständigen, aber das wäre ein Schlag ins Genick ihrer Karriere, wenn man sie dann zugedröhnt und bewegungsunfähig im Wohnzimmer fände und ins Krankenhaus abtransportierte und das konnte nur die äußerste Maßnahme sein, nachdem alle anderen versagt hätten. Allerdings würden ohnehin wohl bald die Nachbarn die Polizei verständigen, wenn er dieses Theater hier noch häufiger abziehen musste. Um das zu verhindern, hatte er sich für heute mit einem kleinen Programm bewaffnet, welches ihn zwar eine Stange Geld gekostet hatte, vor allem dafür, dass es nur zum Einmalgebrauch taugte, das ihm aber auch endlich Zutritt zu Jeannes Wohnung verschaffte und das war es wert.

Er war schon einmal hier gewesen, als er sie das letzte Mal zu Williams mittlerweile traditioneller Urlaubsparty abgeholt hatte, damit sie auch sicher käme. Eine Maßnahme, die wohl auch dieses Mal nötig sein würde. Es gab allerdings auch für einen Erstbesucher nicht viel Möglichkeit sich zu verirren, da die Wohnung, bis auf Bad und Schlafzimmer, ein einziger großer Raum war. Sehr ordent-

lich und ohne viel Einrichtung hatte die Wohnung das letzte Mal nahegelegt, dass hier entweder eine Minimalistin lebte, oder jemand, der zu faul war Möbel zu kaufen. Heute gab es immer noch nicht viele Möbel, vor allem aber lagen im ganzen Raum verstreut Klamotten, am Beistelltischchen im Wohnzimmer ein Sammelsurium an Spritzen, Päckchen mit Pulver und kleine Glasflaschen mit handgeschriebenen Aufklebern und unterm Tisch, da lag Captain Jeanne Lavie, nur mit einem schwarzen Top, schwarzem Slip und einer schwarzen Socke am rechten Fuß bekleidet.

Callahan sprang mit drei mächtigen Sätzen zur Sitzgarnitur, schob den Tisch zur Seite und befühlte Jeannes Handgelenk, das weder kalt noch ohne Puls war. Er gönnte sich einen tiefen Ausatmer der Erleichterung, ehe er sie vorsichtig auf das Sofa hob. Sie schlief fest, wie er schon von seiner Klingel- und Klopfaktion erahnen hatte können und wachte selbst während ihrer Relokation nicht auf. Ihr Atem kam und ging gleichmäßig, ruhig und fest, sodass er keine Gefahr in Verzug sah. Jeannes Körper war allerdings nicht der übliche schöne Anblick. Am Hals hatte sie eine starke Schwellung und es sah aus als seien es Würgemale. Er blickte sich noch einmal im Raum um. Es schien nicht, als wäre sie hier angegriffen worden, was bedeutete sie hatte sich ihrem Angreifer erwehren und wohl aus eigener Kraft hierher kommen können. Ihre Fingernägel waren an den Winkeln eingerissen und abgekaut und sie trug viel zu viel Make-up, dem Verschmierungsgrad nach bereits vor Tagen aufgebracht und seitdem dort belassen, von Schweiß und fummelnden Fingern aber schön breitflächig verteilt. Ein rascher Blick über ihre Arme und Beine zeigten zahlreiche, halbverheilte blaue Flecken und bei genauerer Betrachtung schien sie sich zeitweise die Hände bandagiert zu haben, denn die Haut war an einer Stelle leicht verbrannt, die Verbrennung stoppte aber an einer unsichtbaren, perfekt geraden Grenze. Jeanne schien im Selbstzerstörungsmodus.

Er besah die Drogensammlung am Tisch, unter dem er sie gefunden hatte. Die größte, vollkommen leere Flasche war gleichzeitig die einzige, deren Aufschrift ihm etwas sagte, und wohl auch die einzige, die keine illegale Substanz enthalten hatte. HB. Die übrigen Fläschchen und Pulverpackungen trugen seltsame Zeichen und Buchstaben-Zahlenkombinationen, aus denen er auch nach seinem vier Semester langen Chemieschwerpunkt im Studium keine Bedeutung kitzeln mochte. Es waren wohl irgendwelche in der Szene üblichen Bezeichnungen, vielleicht sollte es aber auch nur Uneingeweihte verwirren, was auch funktionierte.

Callahan seufzte und schaute zu Jeanne hinunter. Es gab nicht viel, dass er für sie tun konnte, wo sie sich auch nicht helfen lassen wollte. Aber eine Sache fiel ihm dann doch ein.

Als Jeanne erwachte fühlte sie sich wie das Elend in Person. Sie lag auf ihrem Sofa, das normalerweise weich und gemütlich war, jetzt aber weder das eine noch das andere. Alles tat ihr weh und sie fühlte sich, als müsste sie sich jeden Augenblick übergeben und gleichzeitig unfassbar hungrig. Ihr Kopf fühlte sich matschig an und zur selben Zeit war da ein wunderbar scharfer, stechender Schmerz, als habe jemand Spaß daran mit einer Nadel in ihr herumzustochern. Eine perfide, sadistische Zwillingsschwester von Beth etwa.

Dann riss sie schlagartig die Augen auf. Da sang jemand in ihrer Küche! Alles Unwohlsein ignorierend richtete sie sich soweit auf, dass sie über die Lehne des Sofas hinweg bis zu ihrer offenen Küche sehen konnte. Dort stand, mit dem Rücken zu ihr, Gregory am Herd, sang leise ein Lied, das sie nicht kannte und verbreitete den Duft von verkochtem Rotwein in der Wohnung, was gleichzeitig bedeutete, dass er einkaufen gegangen war, denn in ihrem Kühl-

schrank herrschte seit ihrer Ankunft vor Tagen immer noch gähnende Leere.

Jeanne ließ sich leise zurück in die Kissen fallen, die ihren Körper in solcher Menge stützten, dass sie sich nicht erst fragen musste, wer sie hier so gebettet hatte. Ein kurzer Kontrollgriff an ihre Hüfte verriet auch den Bekleidungsstatus ihres Unterleibs und den Kenntnisstand Gregorys, was sie in Unterwäsche betraf. Sie blickte zur Seite auf die zahllosen leeren und halbleeren Behältnisse mit und für Drogen und begann unbewusst an ihrem Ohr zu ziehen, an dem ein Stück fehlte. Ihr Blick glitt etwas tiefer und sie sah, schön gefaltet und damit ebenfalls nicht von ihr dort platziert, eine ihrer schwarzen Chinos und, weshalb auch immer, eine prägnant darauf drapierte, einzelne schwarze Socke. Als sie die Decke zurückschlug und ihre Füße sah, war immerhin dieses Rätsel rasch gelöst. Dann schlüpfte sie in die Hose, angelte sich noch einen rumliegenden BH und machte sich, nun wieder mit zwei Socken an den Füßen, auf den Weg zu Gregory in die Küche.

„Hi Greg“, sagte sie, als wäre sein Hiersein und der Zustand ihrer Wohnung und die Umstände, als wäre das alles völlig normal und sie setzte sich an die Mittelinsel, das Wohnzimmer im Rücken, Gregory am Herd gegenüber, auf einen von drei Hockern. „Was steht auf der Karte?“ Wenn Gregory kochte, dann konnte man sich auf ein vortreffliches Mahl freuen.

„Ist unsere *Sleeping Beauty* erwacht?“, sagte er und wandte sich mit einem Lächeln zu ihr um. „Feine rote Zwiebelsuppe, Lasagne mit selbstgemachter Pasta, frisch zubereitetes Erdbeereis und dazu kräftigen Rotwein von der *Venus*. Willst du gleich ein Glas?“, fragte er und griff nach der Flasche und zwei Gläsern. „Deine behandelnde Ärztin hätte sicher nichts dagegen.“

„Klar, gern!“, sagte Jeanne und beobachtete seine Hände, wie sie mit der Flasche hantierten und ihr dann ein Glas reichten und das seine zum Anstoßen bereithielten.

„Auf einen schönen Urlaub!“, sagte er.

„Auf gute Freunde“, erwiderte sie und schlug mit ihrem Glas etwas zu hart gegen das seine. Ihre Motorik wollte nicht ganz wie ihr Hirn, was sie nicht weiter verwunderte, nach den Giftcocktails der letzten Tage.

„Wenn ich mir das so ansehe“, Callahan nickte zum Drogentischchen hinüber, „dann bin ich mir nicht länger sicher, ob ich wirklich Captain werden möchte. Scheint ja nicht sonderlich gut bezahlt, wenn du dich gezwungen siehst, parallel ein Drogenimperium hochzuziehen.“ Er lächelte etwas verkrampft. Jeanne sah seine ernst gemeinte Sorge.

„Man weiß nie wie lange man nur einer Karriere treu bleiben möchte“, setzte Jeanne den Scherz fort, um tieferen Themen vorerst auszuweichen.

„Wenn ich mir das recht überlege halte ich es für weise Voraussicht, wenn du dich nach einer Alternative umsiehst“, sagte er ohne Tadel, aber wie immer jedes Wort genau so meinend, wie es gesagt war. „Wenn du wen zum Reden brauchst …“

Sie lächelte. „Du bist süß“, sagte sie und dachte einen Augenblick an jene kurze Zeit zurück, in der die Dinge in der Schwebe gewesen waren und es durchaus einen Weg für sie beide gegeben hätte, ein *Wir* zu werden. „Ich werde darauf zurückkommen.“

Er nickte wissend. Sie würde niemals von selbst darauf zurückkommen. „Was ist mit deiner Hand geschehen?“

Sie sah fast überrascht darauf hinunter. „Ach das“, sagte sie und ließ ihren Blick auf ihrer halbverbrannten Hand ruhen, ohne etwas Weiteres zu sagen.

„Ich war die letzten drei Tage mehrmals hier“, sagte Callahan, als er mit keiner Antwort mehr rechnen durfte, „wo warst du? Du hast mich versetzt und mir nicht einmal Bescheid gegeben.“

„Das willst du gar nicht wissen“, wehrte Jeanne ab und blickte noch immer stur auf ihren Handrücken.

„Nein? Wieso glaubst du frage ich überhaupt?“ Kurze Stille, dann sagte er deutlich lauter: „Jeanne! Du hast mir in meiner Rolle, als dein Erster Offizier mehr als genug Hinweise gegeben, sodass es eigentlich schon einer groben Fahrlässigkeit gleichkommt, dass ich noch nichts davon weitergeleitet habe. Speziell nachdem selbst Bea und Beth bei mir waren. Ich vertraue dir und ich halte dich für den besten Captain in der gesamten Flotte. Ich decke dich gerne, vor allem da ich weiß, dass du selten was nach offiziellem System machst, aber irgendwo muss ich auch an meine Karriere denken. Wenn du in Flammen untergehst ziehst du mich mit. Wenn du mir schon als Freund nicht erzählen willst was los ist, dann vielleicht als deinem Ersten Offizier?“

„Na gut“, sagte Jeanne trotzig und blickte ihm ernst und widerstrebend ins Gesicht. „Ich habe eine Frau getötet.“

Es war klar, dass sie ihn schockieren wollte. Callahan ließ sich nichts anmerken und hielt ihrem Blick stand. „Wann?“

„Vor drei Tagen. Hier, mit dieser Faust.“ Sie hielt ihre Rechte mit den Brandspuren und Hautabschürfungen hoch.

„Wieso?“

„Es war ein Kampf. Draußen, in der Industrie.“

„Bist du im *Käfig* auf den Geschmack gekommen?“, fragte er verdutzt. „Lass mich das klarstellen, nur damit wir vom selben reden. Du hast in einem Kampf auf Leben und Tod gekämpft. Draußen im Industrieviertel?“

„Ja“, sagte sie bloß. „Ich habe gewonnen, deshalb bin ich hier.“

„Die Frau hatte ein Implantat“, sagte Callahan.

„Jeder kann dort draußen mitkämpfen und ich weiß es nicht. Wenn sie eins hatte, dann ist es mit ihr in einen Schmelzkessel gefallen.“

Jeanne sah wie es in Callahans Kopf arbeitete.

„Hast du davon auch die Würgemale?“, fragte er tonlos.

„Nein. Die sind nicht von da."

„Sondern?"

„Nach dem Kampf … da war dieser Typ … ein totaler Machoarsch. Aber nach dem Adrenalinschock … und ich war vollkommen zugedröhnt ..."

„Er hat dich dabei so heftig gewürgt?", sagte Callahan empört.

„Er hat mich davor gewürgt. Wir wollten … Ich weiß nicht mehr, was ich wollte … Aber er hat angefangen mich zu würgen und da hatte ich die Schnauze voll, habe ihm in den Magen geschlagen und war fort."

Callahan wartete geduldig, ob sie noch etwas sagen wollte, ehe er seine Fragen stellte. „Und du bist heim zu weiteren Drogen?"

„Über Umwege, ja."

Callahan atmete grübelnd aus. Er wusste nicht was er sagen sollte.

„Was belastet dich so sehr? Das Ganze fing schon vor Monaten an", und er dachte an die Drogen, „vor *Ilius*. Und damit meine ich nur die Phase, in der wir es mitbekommen haben. Beth, Bea, Takeshi. Alle machen sich Sorgen."

„Ich habe nie darum gebeten!"

„Das ist es, was Freunde tun!", rief er. Erneut Stille bis auf das leise Köcheln der feinen roten Zwiebelsuppe. Der Alarm am Backofen ging los und er wandte sich um und machte ihn zusammen mit dem Herd aus. „Was nimmt dich so mit?", fragte er erneut und sein Blick grub sich wieder tief in ihre Augen.

Sie schwieg beharrlich.

„Es hat schon vor *Ilius* angefangen und nach *Neos* war es nicht mehr nur für den inneren Offiziersstab sichtbar, sondern für alle. Wer dich nicht so gut kennt, wird es auf den Stress zurückführen, aber das ist ein falsches Gefühl von Sicherheit, wenn du glaubst du könntest das längerfristig verbergen."

Er griff über den Tisch nach ihrer unverletzten Hand und nahm sie in die seine. Jetzt war er ihr ganz nah. „Jeanne! Ich bin dein Freund. Du musst mir einen Wink geben, was du brauchst. Wenn du sagst, du wollest in Ruhe gelassen werden, ich solle mich nicht darum kümmern, ich solle gehen, dann gehe ich, dann befasse ich mich nicht länger mit dieser Angelegenheit, nicht mehr als es mein Job von mir verlangt. Was auch immer du willst, du musst es mir sagen."

Sie blickte hoch und ihre Augen glänzten. Sie presste die Lippen zusammen, ehe sie sagte: „Bitte geh. Du kannst mir nicht helfen. Niemand kann es."

„Was soll das heißen?", rief er nun deutlich aufgebracht, „gut, *ich* kann dir vielleicht nicht helfen, aber was soll das, von wegen, niemand könne es? Denkst du, du bist die Einzige mit einem Drogenproblem? Dass es vor dir noch nie Süchtige gab?"

„Normale Menschen sind für mich kein Maßstab!", schrie Jeanne, „ich bin nicht wie sie. Nicht normal. Ich bin kein normaler Mensch, ich bin ein gezüchteter Zombie, dessen Körper sich nun von selbst zerlegt. Gezüchtet auf höchste Leistung, aber nicht auf Zeit. Ich zerfalle, physisch und psychisch. Ich fühle *nichts*. Ich bin *nichts*. Und im nächsten Augenblick geht mir das Herz über mit Emotion, wenn mein Chip glaubt ich müsse etwas fühlen, bis ich nicht mehr weiß, was wirklich ich bin und was nicht. Aber alles ist besser, als dieses Nichts. Und HB lässt mich fühlen, etwas fühlen. So geht es irgendwie. Irgendwie, aber seit Monaten frage ich mich, habe ich eben aufrichtig gelacht? Ehrlich geweint? Mich wirklich gefürchtet? Habe ich gerade tatsächlich Lust, oder ist das mein Implantat, das denkt, ich sollte Lust verspüren? Kannst du dir vorstellen, wie das an dir nagt? Wenn du nicht weißt, ob du empfindest was du wirklich empfinden solltest und immer das Gefühl hast, das seiest nicht du. Als gehörten diese

Empfindungen einer anderen Person. Als ob du dich selbst nicht wiedererkennst?

Und ich nahm mehr HB, um zu verstecken was für ein dysfunktionales Wesen ich bin. Um es vor mir selbst zu verstecken. Damit nicht *nichts* fühle, sondern dieses Irgendwas. Aber im nächsten Moment bekam ich Angst, Angst vor dem, das ich dann fühlte. Denn als ich diese Frau mit meinen bloßen Händen erschlug, denkst du da fühlte ich Reue, Wut, den Drang zu töten? Nein, nichts. Der Chip sorgte für meinen Adrenalinpegel, wie er auch sonst alle meine Hormone und sonstigen körperlichen Belange in Schuss hält, so weit es eben geht. Er hält mich am Leben, eben so. Physisch lebendig, aber geistig tot. Als wir auf *Neos* eine Handvoll Jugendlicher erschossen, denkst du da erfüllte mich das Grauen, das jeden gesunden Menschen in seinen Träumen heimsuchen würde? Ja, das war da. Aber es war nicht allein. Vor allem kam die Panik, denn da wusste ich, dass ich mich selbst verlor. Ich stand am Strand und auf mich zu kamen Wellen von Hero-in-B, doch was sie brachten war mir fremd und ich am Ende.

Dann sagst du, gut, setze das HB ab und ich habe es versucht! Ich habe es versucht. Und alles war wieder gleich. Alles war gleich, alles war … flach. Es gab keine Höhen und keine Tiefen. *Ilius* hätte mich mit endloser Furcht erfüllen müssen. Dieses Rennen? Jeder gewöhnliche Mensch hätte sich mit all seinen Kräften geweigert in diesen Racer zu steigen und ich zuckte nicht einmal mit der Wimper. Mein Selbsterhaltungstrieb wurde erst von meinem Implantat angestoßen, als ich schon im Cockpit saß und stürzte wieder ab, kaum war ich draußen und schon saß ich wieder drin und konnte nicht mehr aus. Und dann konnte ich nicht ein drittes Mal einsteigen ohne HB und dann war ich die Leere los und ich steckte wieder im Strudel. Hast du eine Vorstellung wie zermürbend es ist, wenn du nicht mal mehr weißt, ob dass, was du eben

denkst wirklich du bist, oder nur basierend auf deinen Erwartungen an dich selbst von deinem Implantat simuliert wird? Ich wusste nicht wie viel von mir selbst in meinem Handeln und in meinen Gedanken steckte. Ob das wirklich noch ich bin oder alles Phantasie und Vorstellung und Zwänge. Mann will aus mir seine neue Menschheit züchten, aber ich tauge nicht als Bauplan, sondern nur als Eintrag in eine Forschungsakte, als gescheitertes Experiment! Ohne die Drogen fühle ich nichts und das macht mir Angst. Wenn du nichts mehr fühlst, wie weißt du dann noch, ob du überhaupt noch lebst? Also nehme ich Drogen, um noch irgendetwas zu empfinden, etwas das mir so fremd scheint. Also nehme ich HB, denn der Chip alleine schafft es nicht mehr und was er in meinen Gedanken mit HB noch schafft und was mein Gehirn und wo ich dazwischen stecke, das weiß ich schon lange nicht mehr."

Plötzlich verstummte sie. „Ich bitte dich, Gregory. Vertue nicht deine Aufmerksamkeit mit meinen Problemen. Ich weiß, du wirst nicht auf mich hören, dazu hast du viel zu hohe Ansprüche an dich selbst, aber ich kann dich nur bitten. Achte auf deine Karriere und dein eigenes Leben. Mit meinem muss ich selbst zurande kommen." Sie versuchte zu lächeln und nach außen hin arbeitete ihr Chip tadellos. Nur die bereits heruntergelaufenen Tränen konnte er nicht mehr kaschieren.

Callahan sah sie mit trauriger Gefasstheit an. Dann drückte er ihren Oberarm. Das war nicht seine Schlacht, egal wie sehr er es dazu machen wollte. „Iss was von der Lasagne", sagte er, drückte sie kurz an sich und verschwand durch die Tür. Eben bevor sie noch zuglitt streckte er die Finger durch, um sie offen zu halten und sagte: „Vergiss nicht! In drei Tagen ist Johns Party. Ich sehe dich dort." Er war fort, auch wenn er sicherlich noch einige Minuten vor der Tür warten würde, ob sie ihn nicht doch brauchte. Oder vielmehr, ob sie es sich nicht doch noch eingestünde.

So ganz stimmte es nicht, was sie Callahan eben erzählte. Sie hatte nicht immer nur *nichts* gefühlt die letzten Monate. Nicht nur. Es gab sie noch, diese seltenen Momente, da fühlte sie sich lebendig auch ohne HB, da hatte sie ein Hauch von Leben gestreift und ihr wieder eine Ahnung gegeben, was es bieten mochte. Nicht ausschließlich, aber vor allem, waren es Momente in Gegenwart Julians gewesen.

Sie war in ihn verliebt gewesen. Vielleicht war sie es noch, aber angefangen hatte das alles vor vier Monaten, oder waren es nun schon fünf? Bevor alle Zellen ihres Körpers sich darauf verständigt hatten sie zu töten. Aber auch das hatte nachgelassen. All die Spannung und all der Nervenkitzel des Verliebtseins. Als wären sie bereits in einer längeren Beziehung und der Reiz des Neuen verflogen. Sie fühlte sich von ihrem Körper betrogen, betrogen um eines der schönsten Gefühle, die man sich vorstellen konnte.

Sie hatte versucht sich selbst davon zu überzeugen, wie verliebt sie noch sei und mithilfe des Chips und einer übergroßen Dosis HB ging das hin und wieder noch gut, aber es würde nicht mehr viel brauchen, um auch dieses letzte Fünkchen an Hoffnung aus ihrem Leben zu tilgen. Vielleicht war es schon zu spät. Denn mit dem HB kamen diese anderen Emotionen, die ihr allein in ihrer Stärke so fremd waren. Vielleicht war es schon zu spät, aber sie wollte ihn noch einmal sehen, ehe es garantiert zu spät wäre. Sie hoffte, dass es noch nicht zu spät war. HB wirkte nicht mehr so gut, aber vielleicht könnte sie noch zwei, drei Tage damit schaffen.

Julian. Der lag nun am Strand auf seiner Pazifikinsel. Er hatte ihr vorgeschlagen, sie möge ihn doch auf ein paar Tage dort besuchen, er kenne dort ein fabelhaftes Hotel, direkt am Strand, inmitten lauter Puristen, denn welcher gechipte Mensch, außer ihm natürlich, wäre denn auch so dumm für einen Strandurlaub sein Haus zu verlassen, an

einen Ort auf der anderen Seite der Welt zu reisen und sich der Gefahr auszusetzen, dass doch einmal schlechtes Wetter herrschte, man Sonnencreme anwenden müsse und vielleicht noch neben unangenehmen Nachbarn zu liegen käme.

Jeannes Gesicht streifte der Anflug eines Lächelns. Wie viel davon echt war und wie viel vom Chip beigesteuert wurde, das war ihr schon lange nicht mehr klar.

Es schien auf der Hand zu liegen: Wenn ihr im Moment jemand helfen konnte, dann war es Julian. Und vielleicht würde ihr neuer Körper, vielleicht würde er ohnehin alle ihre Probleme lösen. Vielleicht, doch ihre Angst davor das herauszufinden war eines der letzten Gefühle, derer sie sich sicher war.

Lange schon hatte sie sich vor dem Wechsel gefürchtet. Was wenn dabei nicht alles mit übersiedelte? Wenn sie ihre Geistesschärfe verlöre oder sich plötzlich alles anders anfühlte? Aber was sollte diese Furcht jetzt noch? Es konnte nur noch besser werden. Das ließ sich leicht sagen und schwer glauben.

Sie rief Julian an.

„Heilige Maria und Joseph!“, drang es in Jeannes Bewusstsein, „Jeanne! Sag mal, hast du das Konzept von Zeitzonen hier auf der *Erde* verdrängt? Ich erhole mich gerade von zehnundsechs Stunden Sonnenbaden, ich brauche meinen Schlaf!“

Jeanne seufzte innerlich. Sie war unfassbar beruhigt. Noch lag etwas in seiner Stimme, dass sie hibbelig machte.

„Hey Julian, ich dachte du könntest etwas Gesellschaft vertragen. Damit du nicht so weit in die Ferne blicken musst, um einen gut gefüllten Bikini zu sehen.“

„Alles in Ordnung?“, kam es zurück und Julians Scherzhaftigkeit war mitsamt seiner Schläfrigkeit aus seiner Stimme gewichen.

„Ja klar“, log Jeanne, „was, darf ich mal keine etwas derberen Sätze sagen?“

„Nein“, sagte Julian, „du bist die Reinkarnation der Mutter Gottes und du wirst jungfräulich ein Kind empfangen. Oder hast du jetzt einen Schmetterlingsmund?“

„Nein, ich bin nicht Bea“, sagte sie und konnte grinsen, fühlte sich dabei allerdings wie die Marionette und der ihr unsichtbare Chip war der Spieler.

„Warum nur eine Sprachübertragung, wenn alles in Butter ist?“

„Was weiß ich, wie viel du so trägst, wenn du schläfst.“

„Als ob du wusstest, dass es bei mir mitten in der Nacht ist. Ne, ne, da kommst du nicht mehr raus. Also kommst du vorbei?“

„Gerne“, sagte sie, gefühlt aus ganzer Seele.

„Ich hole dich“, er prüfte die Zeit, „in vier Stunden vom Flughafen ab. Das wäre dann halb sieben, klingt doch nach einer vernünftigen Zeit, oder?“

„Ok, ja klasse! Dann bis bald.“

„Here’s looking at you, Kid“, sagte Julian und die Verbindung war getrennt.

Von Gregorys Essen tastete sie nichts an, auch wenn es himmlisch duftete. Nur sein Eis aß sie, denn sie fühlte im Grunde war da gar nicht so viel Unterschied zwischen ihr und dem Eis.

„Hey Mary!“, begrüßte Julian Jeanne und drückte sie fest.

Sie konnte nicht an sich halten und musste lachen. Julian sah aus wie der Werbung entsprungen. Er trug ein rotes Hemd mit weißen Palmen drauf, sandfarbene Shorts, hölzerne Flip-Flops, die mit Hanfseil an seinen Füßen hielten, und eine Sonnenbrille ins Einhundertpinselhaar hochgezogen, die ihm Augen in der Größe einer Fliege verpassen musste.

„Du hast dich ja rasch akklimatisiert“, stellte sie fest und bewunderte sein Shirt.

„Ja dachtest du ich läge mit langen Hosen am Strand?“

Jeanne besah Julians schlanke Beine.

„Nein“, sagte sie, „ich stelle nur gerade fest, das nackte Beine eine Beziehung auf ganz anderes Fundament stellt.“

„Du irrst dich“, erwiderte Julian und wies Jeanne den Weg zum bereitstehenden Taxi. „Nicht alle nackten Beine. Du willst doch wohl nicht meine athletischen Exemplare mit Allerweltsbeinen vergleichen?“

„Wie könnte ich?“, sagte Jeanne und stieg durch die aufgehaltene Tür ein. Julian sprang hintendrein und das Taxi fuhr los.

„Bist du erkältet?“, fragte er und zog an einem imaginären Schal am eigenen Hals.

Jeanne tastete an das real existierende Tuch um den ihren, auf das er anspielte. „Nein, nein“, alles in Ordnung. „Wie läuft die Erholung?“, fragte sie rasch.

„Ach, dass hier, das ist die ultimative Form des Seins. Das ist es, wofür wir die Jahrtausende gearbeitet haben. Wir liegen gemütlich rum, in einer schönen Gegend bei warmem Klima und lassen die Zeit links liegen. Ums Essen müssen wir uns keine Sorgen mehr machen. Raubtiere gibt’s auch keine mehr. Das ist das gute Leben. Ich bin ehrlich versucht nicht mehr auf deine kalte Stahlwampe zurückzukehren.“

„Ach was?“, entgegnete Jeanne und ihre fleischliche „Wampe“ verkrampfte sich etwas.

Jeanne zog ihren Pullover über den Kopf und schaute enttäuscht in den Spiegel. Da waren sie, tiefrot. Die Würgespuren um ihren Hals wie ein schauriges Schmuckstück. Sie schämte sich, diese gleich Julian zeigen zu müssen. Aber es half alles nichts. Make-up würde den Strand nicht lange überstehen, besonders da sie wohl eine millimeterdicke Schicht davon bräuchte. Sie öffnete ihr hochgestecktes Haar und legte es um den Hals. Ja, das wirkte ganz natürlich und nicht so, als wollten ihre Haare den angefangenen Job erledigen … Zumindest war das Loch in ihrem Rücken

endgültig verheilt und hatte kaum eine Narbe hinterlassen. Aber dieser Hals …

Seufzend ließ sie die Haare fallen. Warum machte sie das überhaupt? Warum kümmerte es sie so sehr, dass Julian ihren Hals sehen würde? Kümmerte es sie wirklich? Oder waren es ihre Erwartungen, die den Chip instruierten und der dirigierte mittels seines künstlich verstärkten Taktstockes dann ihren mittels HB hörig gemachten Körper entsprechend? Wie häufig konnte man sich ein und dieselbe Frage stellen? Und wer befahl dem Dirigenten?

Jeanne band die Haare wieder hoch, anders war es hier einfach zu heiß, zog den Rest ihrer Klamotten aus und schlüpfte in einen schwarzen Bikini. Durchatmen und los, raus in eine blendende Sonne und auf einen gewaltigen Strand.

„Meine Anwälte arbeiten noch daran, ihn für die Öffentlichkeit abzusperren", scherzte Julian, nachdem er Jeanne anerkennende Worte gewidmet hatte, die ihr ein breites Grinsen entlockten. Seine Augen waren auch nur eine Hundertstelsekunde an ihrem Hals haften geblieben.

Julian hatte Eis besorgt - „Ich habe es schon zweimal probiert. Es ist ganz okay" – und das aßen sie unter zwei großen Sonnenschirmen im Sand, einer rot und der andere blau. Jeanne überlegte, ob Julian wusste, das Rot ihre Lieblingsfarbe war …

„Also", sagte er dann und holte Jeanne aus ihren Hirngespinsten. „Was hast du so getrieben die letzten vier Tage?"

„Tja, eigentlich nichts Besonderes." Ihr Gewissen gab ihr eine Ohrfeige fürs Lügen, doch sie blieb dabei: „Wirklich nichts Besonderes. Und du?"

„Wenn du schon sagst, nichts Besonderes, was soll ich dann sagen? Ich lag hier seit dem ersten Tag am Strand und habe abwechselnd in den Himmel und dann wieder aufs Meer hinausgeschaut."

„Und auf nichts dazwischen?“, fragte Jeanne feixend, als im passenden Augenblick eine hübsche Frau an ihnen vorüberging.

„Nicht, dass ich wüsste“, gab Julian zurück. „Selbstverständlich laufen einem *hin und wieder* Menschen ins schöne Bild des Meeres, aber ein, zwei Beschimpfungen später hat man wieder freie Sicht. Oder ein blaues Auge.“

Jeanne blickte hinaus auf den Ozean in seiner grünblauen Farbenpracht. Sie verstand sofort, was Julian meinte. Das hier erinnerte sie ein ganz klein wenig an einen anderen Strand.

„Hier gibt es abends einen ganz tollen Brauch“, erzählte Julian. „Man steckt große Fackeln ins Wasser und dann macht man Musik auf großen, schweren Trommeln und tanzt durch das seichte Wasser. Ich glaube die machen das alle drei Tage, dann hättest du heute Abend schon Glück. Wenn du es sehen willst.“

„Gerne“, sagte Jeanne und wandte den Blick vom Meer und ihm zu. Sie lächelte. Nur zu gerne …

„Übrigens. Du kleckerst“, sagte Julian und sah ihr auf die Brüste, wo schmelzendes Eis den Gesetzen der Schwerkraft folgte.

„Und du scheinst nicht zu wissen, was sich gehört“, sagte Jeanne und wischte das Eis ins Badetuch, aber in Wirklichkeit ganz und gar nicht ungehalten.

„Was hältst du von einer ersten Erfrischung?“, fragte Julian, kaum hatte Jeanne den Rest des Eises aufgegessen. Es war wirklich kein Vergleich mit dem gestrigen von Greg, aber es hier mit Julian zu essen … Er reichte ihr seine Hand, die sie bereitwillig ergriff und er zog sie hoch und sie gingen zum Wasser.

Jeanne selbst hatte nie zu schwimmen gelernt, aber sie hatte ein Programm dafür und das lief ganz ausgezeichnet, wie sie dank Beas gelegentlichem Zwang, gut wusste. Witzigerweise stellte sich Julian als ein bisschen ein Weichei heraus, was die ersten paar Meter ins Wasser betraf, wo

Jeanne es als gar nicht unangenehm empfand. Dabei war es natürlich auch möglich, dass einfach ihre Nerven ein Totalschaden waren … Dann aber sprang er mit einem Mal hinein und graulte mit der Geschwindigkeit eines Olympianiken an ihr vorbei. Fünf Meter weiter wandte er sich um und rief übermütig. „Na, hat dich mein Ablenkungsmanöver so aus dem Konzept gebracht?“, und er schoss weiter dahin, wie die Kreuzung zwischen Mensch und Fisch, oder als laufe auf seinem Implantat ein Fischsimulator.

Jeanne warf ebenfalls ihr Schwimmprogramm an und war ihm dicht auf den Fersen, hatte ihn sogar nach kurzer Zeit eingeholt und war an ihm vorbeigezogen. „Ein Naturtalent“, hörte sie ihre Ausbilder sagen und sah Manns Augen glitzern. Ja, das war sie immer gewesen. Nur war nicht besonders viel Natur an ihr.

Irgendwann, der Strand war sehr klein geworden und überall war nur noch Blau, Himmelblau und Pazifikblau, ließ sich Jeanne am Rücken treiben und versuchte sich in der von Julian als höchste Form des Seins beschriebenen Existenz. Die Ohren unter Wasser, die Augen geschlossen, aber golden erhellt durch das Sonnenlicht, welches durch ihre Lieder leuchtete, lag sie im Pazifischen Ozean und versuchte alle Gedanken zu vertreiben. All den Mist zu vergessen, den sie die letzen Monate hatte mitmachen müssen und die Sorgen, um ihren Verstand und ihren Körper. Langsam hörte sie den Schlag von Julians Näherkommen und dann ging er selbst, ohne etwas zu sagen, in den Energiesparmodus. So trieben sie im Meer und genossen die Omnipräsenz der Elemente Wasser und Licht und Luft.

Jeannes Gedanken wanderten, langsamer als sonst, als würde das viele Licht alles ausbremsen. Nur, wie schön es wäre hier zu bleiben und einfach einzuschlafen. Einzuschlafen und dann, ganz allmählich abzusinken, vom Meer verschluckt zu werden, ganz sachte, in der Tiefe zu ver-

schwinden. Alles hier oben wäre dort unten egal. Alle Furcht bliebe hier, feinsäuberlich durch die Wasseroberfläche daran gehindert ihr nachzufolgen. Aber noch wippte ihr Körper im Takt der Wellen.

„Wir sollten nicht zu lange hier draußen bleiben", sagte Julian irgendwann, „ich hätte nicht gedacht, du würdest so weit rausschwimmen. Sonst hätte ich mich selbstverständlich mehr um deine Gesundheit gekümmert. Ohne Sonnencreme kommen wir rot wie ein Affenpo an den Strand zurück."

Jeanne reagierte nicht sofort. Julians Anwesenheit war plötzlich so surreal. Wobei nein, ihre Anwesenheit war das Eigenartige. Was tat sie hier eigentlich? Warum war sie hier? Hier unten? Und warum nicht dort oben in den Sternen? Sterne, die man jetzt nicht sah, die sie nur dort oben zu wissen glaubte. Wusste sie das?

„Denkst du, es war eine gute Idee von uns, die *Erde* zu verlassen?", fragte Jeanne unverwandt, schlug die Augen auf und starrte in den Himmel. „Wo es hier perfekt ist. Wir alles finden, das wir brauchen?"

Albern, dachte sie. Du bist schrecklich albern. Julian musste sie für ein Kind oder eine altkluge Jugendliche halten.

Aber was auch immer er dachte, er antwortete: „Meinst du *wir* wie in *du* und *ich*? Oder *wir* wie in *die Menschheit*? Im ersten Fall ist die Antwort nein und im zweiten Fall ist es ja. Aber das können wir am gemütlichen Rückweg diskutieren. Ich glaube deine Nase schält sich schon ab."

„Gemütlich?! Du alter Mann!", rief Jeanne und schwamm rückwärts an ihm vorbei. „War ich dir zu schnell, was?"

„Ich weiß nicht, ob man das aufs Alter zurückschieben darf, aber ja, vierzehnacht sind keine dreizehneins."

„Gut", befand Jeanne, „du kannst also rechnen. Ich werde gnädig meine Geschwindigkeit drosseln, solange du alter, weiser Mann mir am Rückweg erklärst, was du

meinst. Weshalb es für uns beide schlecht war in den Weltraum zu gehen und gut für die Menschheit."

„Abgemacht", sagte er und wechselte ebenfalls in den Rückwärtsgang, sodass sie beide nicht sahen wohin sie schwammen, sondern stattdessen ausschließlich die erste aller Himmelskuppeln, die sie heute auf jeder Station nachzubilden versuchten. Aber der Strand war noch fern und der Lärm der Kinder würde sie rechtzeitig warnen und Julian begann Jeanne, mit dem gehörigen Maß an Selbstironie, in seiner Weisheit zu unterrichten: „Für den einzelnen Menschen halte ich es für besser. Also wenn du deine Zufriedenheit maximieren willst, dann solltest du in deinem natürlichen Lebensraum bleiben. Es gibt keinen Grund hier weg zu wollen, außer die Neugierde. Na vielleicht sind es zwei. Neugierde und Hoffnung, aber beides kommt aus der Faszination des Unbekannten. Die *Erde* hat so gesehen wirklich nur einen wesentlichen Nachteil: Des Nachts offenbart sie uns eine Welt, jenseits der unseren. Eine Welt, die bis vor sehr kurzer Zeit unerreichbar und unerschlossen geblieben war. Und Mensch, war das faszinierend. Es gibt ja doch keine Kultur, die keine Lieder und Gedichte über den Sternenhimmel, keine Religion und keine Mythologie, die sich nicht damit befasst hat, oder kennst du eine? Bloß, nur darüber zu Singen und Märchen zu erfinden ist das eine. Die Wirklichkeit dort draußen, ist eine andere. Wer hält sich schon gerne in einem Raum auf, den man nur mit Schutzanzug betreten kann, weil er einen sonst auf der Stelle tötete? Also, für das Individuum gibt es keinen Grund dort draußen zu leben. Für die Menschheit als Ganzes, ist es ein großes Geschenk. Es zeigte uns und es zeigt uns noch immer, dass es soviel mehr gibt, als das, das wir kennen und das ist ein grauenvoll schöner Gedanke. Weil es uns zum Streben erzieht. Und Streben ist grausam, weil man nur nach etwas streben kann, das man nicht hat und das ist ein Garant für Unzufriedenheit. Aber es ist auch ein Motor, der uns zwingt, sich niemals mit dem

zufrieden zu geben, das wir haben. Vor allem dann nicht, wenn wir denken, es gäbe noch mehr da draußen. Also sage ich, der kluge Mensch bleibt zu Hause, der getriebene geht fort und wenn alles gut läuft wird der Zweite irgendwann zum Ersteren."

„Ja", sagte Jeanne, „im hohen Alter von vierzehnundacht."

„Danke für die Blumen, meine ach so junge Schülerin. Du hast Glück mit deiner Haarfarbe. Sonst täte ich mir leichter nun auf deine grauen Haare zu verweisen."

Die du mit Sicherheit finden würdest, dachte Jeanne.

Zurück am Strand erwies Julian Jeanne die Nettigkeit ihr den Rücken einzucremen, was sie sehr genoss, und dann führte er sie in die hohe Kunst des perfekten Daseins ein: Dem nichtstuend am Strand Liegen. Jeanne war, wie immer, nach außen hin eine hervorragende Schülerin. Nur ihre Gedanken weigerten sich die Haltung ihres Körpers zu imitieren und Ruhe zu geben. So versuchte sie, wenn sie sie schon nicht zur Ruhe zwingen konnte, ihre Gedanken schweifen zu lassen und das ging eine Zeitlang ganz gut, ehe sie nach Ablenkung suchend, anstatt der Gedanken, ihren Blick schweifen ließ.

Der Strand war voller Puristen. Das war eine vollkommen ungewöhnliche Umgebung, vor allem da man situationsbedingt eine gute Warte hatte, um die Körper seiner Mitmenschen genauerer Musterung zu unterziehen. Und siehe da, es funktionierte. Ihre Gedanken schienen ihrem Blick Folge zu leisten und sie konnte an etwas anderes denken, sich mit etwas weniger Kompliziertem ablenken.

Sie sinnierte über Schönheit. Ein Strand voller Puristen. Alle hatten sie gute Gene, nach früheren Standards waren das die Schönsten der Schönsten, heute aber, wo andere Teile der Bevölkerung mit ihrem Chip ihren Körper aufs Genaueste durchplanten, war das hier erfrischend anders. Weniger perfekt. Unter Chipträgern gab es etwa erstaun-

lich viele Frauen mit makelloser Haut. Absolut makelloser Haut. Keine Hautunreinheiten, noch nicht einmal ein Muttermal. Strahlende Haut aller Couleur, spannte sich über perfekt durchtrainierte Körper, als wären sie Teil eines modernen Pantheons.

Sie schaute an sich hinab. Sie hatte nie viel darüber nachgedacht, aber sie verkörperte dieses neue Ideal genauso, bis hinab zu ihren Sexualmerkmalen. Ihre Brüste waren, wie Bea viel treffender hätte ausdrücken können, voll, ausgewogen und widerstanden der Schwerkraft aufs lobenswerteste. Die kleinen Krönchen drauf waren nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu breit und nicht zu dünn, nicht zu spitz und nicht zu stumpf und ihr unmittelbarer Einflussbereich war nicht zu gering und nicht zu ausschweifend. Ihr Bauch war nicht nur straff, sondern durchtrainiert, mit eben genug Fett darüber, um ihrer „Weiblichkeit“ nicht zu schaden und Schamhaare kannte sie nur vom Hörensagen und aus der Kunst. Sie hatte noch nicht einmal die Freuden der Beinenthaarung mitgemacht. Das alles war gar nicht ihre Entscheidung gewesen. So war sie zur Welt gekommen, als perfekte Verkörperung eines Ideals. Nicht unbedingt das ihres Vaters, aber er hatte sie auf alle Fälle perfekt an die Vorstellungen der modernen Gesellschaft angepasst. Damit war sie keine Besonderheit, lange schon plante man die Physis noch Ungeborener in allen Lebensaltern, sie war vielleicht bloß die Spitze des Eisbergs.

Die Spitze des Eisbergs. Die war sie auf alle Fälle. Immer gewesen. Bloß war es rutschig dort oben und sie hatte das Gefühl sich nicht mehr lange halten zu können. Aus „Und Gott schuf den Menschen nach seinem Angesicht“ wurde „Und der Mensch schuf Menschen nach seinen Vorstellungen“. Und die Sonne brannte herab, wie sie es jeher getan hatte und kümmerte sich nicht um den menschlichen Größenwahn. Aber Jeanne war kein Kind Gottes sondern eines von Menschen. Nicht nur von Antoine Lavie, son-

dern von einer langen Tradition an forschenden und unheimlich klugen Menschen. Aber erdacht, in ihrer Form und Gestalt, hatte sie letztlich ihr Vater und er hatte großartige, wenn auch etwas unbeständige Arbeit an ihr geleistet. Und was hatte er davon gehabt? Die Kreatur hatte ihrem Schöpfer vor allem Unverständnis entgegengebracht …

Jeanne schaute zu Julian. Er lag ganz ruhig unter seinem Sonnenschirm und es schien fast, als würde er schlafen. Seine Brust, ebenfalls von nicht einem Haar geziert, hob und senkte sich langsam und gleichmäßig. Alles an ihm war reine Entspannung, nur seine Hände nicht, denn er hatte die Finger in den Sand gekrallt, als wollte er etwas festhalten, das ihm zu entwischen drohte. Er hatte sehr schöne, für einen Mann vielleicht etwas kleine, Hände.

Und die Sonne brannte auf ihre Schirme und ein warmes Lüftchen zog vom Land aufs Meer hinaus und Jeanne und Julian übten sich in der Form der perfekten Existenz.

Abends führte Julian Jeanne in ein herrliches Restaurant vollkommen aus Bambusstäben erbaut und ohne Wände, sodass der Blick aufs rotgetunkte Meer das Essen begleitete und man sehen konnte, wie die von Julian erwähnten Fackeln in den Sand gesteckt wurden, um die abendliche Feier vorzubereiten.

Jeanne saß im roten Schein, trank Wein und hegte einen Plan.

RUMM schlug die Trommel, RUMM, und die Menschen tanzten vom noch heißen Sand hinaus ins seichte Wasser und die Fackeln loderten hoch hinauf bis in die Sterne.

Doch das war nicht das Ende. Jeanne hatte noch etwas zu tun und sie zog Julian mit sich aus dem Konglomerat der tanzend den weichen Boden tretenden Füße und weiter den Sandstrand entlang, bis der helle Schein des Feuers zurückblieb und nur noch der unerbittlich immerwähren-

de Schlag der Trommel ihnen noch folgte. Das war der Augenblick. Zwei Gestalten in der Nacht und Jeannes Haar leuchtete wie Sonnenstrahlen.

„Julian“, sagte sie und schluckte. Er sah vom Meer zu ihr und sie konnte alles in seinen Augen lesen. Nur manches musste gesagt werden. „Julian“, sagte sie noch einmal und brach dann wieder ab. Manches musste gesagt werden und war doch schon davor verstanden worden.

„Warum bist du gekommen?“, fragte er.

„Weißt du das denn nicht?“, fragte sie und fischte nach dem letzten Strohhalm.

Er sah sie nur an, sagte dann doch: „Ich weiß“, und sie schüttelte den Kopf.

„Ich war nicht ehrlich dir gegenüber“, sagte er, „und das tut mir leid. Doch das ändert nichts. Ich bin nicht, was du suchst und werde es niemals sein.“

Sie wollte seinen Namen sagen, doch er ließ es nicht zu.

„Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich dich betrogen habe und warum, denn ich habe es versprochen und die Strafe ist zu groß. Und auch wenn es dich nicht unmittelbar tröstet, du bist nicht allein da draußen. Auch nicht … wenn ich jetzt gehe.“

„Wenn … du gehst?“ Jeannes Kopf zitterte. „Was? Nein! Wieso? Was heißt du gehst?“ Sie verstand nichts und war mit einem Mal wütend. Was sagte er da? Er hätte sie betrogen? Aber das war es nicht, was sie aufbrachte, sondern dass nun mit einem Mal auch der Umgang mit Julian nicht mehr einfach und klar war, nicht mehr zwanglos, offen und verständlich. Zerbrach nun noch der letzte Rest ihrer Welt?

„Ich habe dir erzählt, von meiner Frau, meinen Kindern. Über sechs Jahre habe ich nach meinen Antworten gesucht. Den Antworten auf meine Fragen. Warum sie starben und ich hatte gehofft, hatte gebetet es wäre eine gute Antwort dabei, eine, die ihrem Sterben einen großen und prächtigen Sinn gäbe, einen Wert, sofern es sowas geben könnte, denn

ich konnte es mir nicht vorstellen, aber das hindert einen nicht am Hoffen. Und ich habe gehofft. Tagein, tagaus während ich mich durch den dicksten Schmutz der Menschheit gewühlt habe, auf meinem Pfad, den größten Grausamkeiten auf der Spur und immer einen Schritt hintan. Sechs Jahre … und dann mit einem Mal und völlig unerwartet hatte ich meine Antwort und sie war die Krönung dieses Pfades, denn ich erfuhr endlich - endlich! - dass es keinen Sinn gab und vielleicht nie in irgendwas gegeben hatte. Diese Aussage, die mir immer klar gewesen war und gegen die ich mich gewehrt hatte, obwohl ich nach ihrem Beweis gesucht habe. Sie sind tot, sinnlos gestorben und mein Hiersein ist nur eine weitere Grausamkeit in dieser Welt. Für mich und nun auch für dich."

„Was redest du … wovon redest du überhaupt?", rief Jeanne. „Welche Grausamkeit mir gegenüber? Was heißt, du hast deine Antwort? Woher? Und wieso? Warum?"

Julian fehlte jetzt alle Wärme und alle Freundlichkeit, die doch so untrennbar zu ihm gehört hatte wie sein Einhundertpinselhaar. Jetzt sah er sie nur ausdruckslos an, vielleicht mit einem Schatten von es besser wissender Traurigkeit im Gesicht und alles war kaputt. RUMM schlug die Trommel.

„Ich habe dich getäuscht. Von Anfang an. Niemals habe ich mich romantisch zu dir hingezogen gefühlt. In keiner Sekunde. Ha!", rief er den freudlosesten Ausstoß, den je ein Mensch geäußert, „dass ich da noch nicht wusste, das ich verloren bin. Denn du bist der liebenswerteste Mensch, der mir seit Jahren untergekommen ist. Du hast Werte und stehst dazu und wenn du glaubst, ihnen nicht länger gerecht werden zu können und man dir aber keinen Ausweg offen hält, dann verzweifelst du daran. Aber egal wie sehr du an dir selbst zweifelst, du bist niemand der aufgibt. Nicht wie ich. Und trotzdem war mein Herz niemals frei für dich und trotzdem habe ich alles getan um deine wachsende Zuneigung zu stützen und nichts, sie zu widerlegen

oder gar abzuwehren. Damit hoffte ich dich einzuspannen, um meine Antworten zu erhalten und damit habe ich dir gegenüber großes Unrecht getan und kann es nun nicht wieder gutmachen. Nur eines kann ich dir versprechen und es wird dich zunächst nicht trösten: Du wirst kein weiteres durch mich erfahren."

Nur Jeanne hörte ihn schon gar nicht mehr. Sie hatte sich an einer Stelle aufgehangen, diese dann mehrfach für sich wiederholt und ihr immer noch nicht ihre Bedeutung abgerungen.

„Was", sagte sie, „was meinst du mit du gibst auf? Was gibst du auf?"

„Ich gehe zu meiner Familie", sagte er. RUMM. „Ich habe die Backups meiner Frau aufbewahrt und zusammen mit ihren Erinnerungen werde ich meinen Sohn und meine Tochter rekons-"

„Nein!", rief Jeanne, „Nein! Du kannst dich nicht in einer hübschen Scheinwelt verbarrikadieren! Nein!" Das war nicht fair. Das war nicht richtig. Es gab ihn nicht, diesen einfachen Ausweg. Nicht einmal sie, in ihrer dunkelsten Stunde, seit dreizehn Stunden nicht geschlafen, von gemeinen Berichten aus *Ilius* umringt, drei tote Zehen am Fuß, den 7. Juli heraufziehen sehend und nur von HB aufrecht gehalten, nicht einmal da hatte sie sich diesen Gedanken erlaubt. „Nein!", rief sie noch einmal. „Wie kannst du daran nur denken? Bist du vollkommen verrückt?" Das war die moderne Schwester von Suizid.

Aber Julian schien von ihrer Aufregung vollkommen kalt gelassen. „Wozu sollte ich weiterleben?", fragte er nüchtern. „Ich bin nicht länger Teil dieser Welt. Ich habe nur noch für die Antwort auf meine Frage gelebt. Nun habe ich sie und sie ist schlecht und was sonst will ich hier noch erreichen?"

„Deswegen kannst du doch nicht aufgeben!" RUMM.

„Nein? Wieso sollte ich mich mit einer Realität begnügen, die mir nichts bietet außer bitterer Erinnerungen,

wenn ich sie alle vergessen und in der Welt von zweizehn-drei-vierzehn oder vierzehneins leben könnte? Einer Welt, in der noch alles heile war. Ich müsste ein Idiot sein, hier zu bleiben."

Jeanne war so übel, sie musste würgen und im nächsten Moment rang sie nach Luft. Das war alles zu viel.

„Du von allen Menschen müsstest mich verstehen. Stell dir vor, du könntest in eine Welt zurück, in der dein Vater noch am Leben wäre. Du könntest ihm alles sagen, was du nicht gesagt hast, alle Chancen, die du erst als solche erkannt hast, als sie tot waren und du an seinem Grabstein gestanden hattest, alle wären sie wieder da! Wie kannst du mir, wie könnte irgendjemand dir, diese Gelegenheit rauben, alles besser zu machen?"

Wie konnte sie es ihm verbieten?

Rumm.

„Aber nichts davon wäre wahr! Alles wäre nur Simulation, eine Traumwelt, die uns bereitwillig gibt, was uns die Realität verweigert hat. Es mag schön sein, doch es ist alles weichgewaschen. Du magst dir vorstellen du würdest dich anstrengen, doch am Ende bekommst du deine Belohnung, deinen Erfolg und es macht dich bequem und nimmt dir alle Chance zu wachsen. Du tauschst nur die paar verpassten Chancen der Vergangenheit gegen alle Chancen der Zukunft."

„Vielleicht genügt mir das? Vielleicht habe ich lieber Erfolg in den paar Dingen, die mir wichtig sind, als in irgendwelchen ungewissen?"

Jeanne starrte ihn an und rang mit der Fassung. Das war nicht der Mann, den sie zu kennen glaubte. Zu lieben glaubte.

Rumm.

„Wie kannst du sowas sagen? Siehst du nicht, dass du damit in den Wind schlägst was es überhaupt heißt zu leben?"

„Wer will leben wenn er träumen kann?"

Jeanne wandte sich ab.

„Wie kannst du dir anmaßen die einzig legitime Art zu leben zu kennen. Wie kannst du sagen, meine Art sei schlechter, sei falsch?“

„Ich … Ich weiß nicht was ich sagen soll.“ Sie sah ihm in die Augen und in den ihren glitzerten die Sterne. „Julian, hörst du dich eigentlich selbst sprechen? Weiß du was du sagst? Ich sage „leben“ und du echost „träumen“, als sei es ein und dasselbe. Ich erkenne dich nicht wieder.“

„Und ist das so ganz meine Verfehlung?“

„Das geht gegen alles, das du mir je erzählt hast. Alle deine Geschichten … alle werden, alles wird wertlos wird es nur geträumt und nicht erlebt! Ich weiß nicht, was du mir vorgegaukelt hast, um mich in meiner Verliebtheit zu bestärken, aber das, das hast du mir nicht vorlügen können! Du glaubst nicht wirklich, was du da sagst!“

Rumm.

„Nein?!“, rief er und jetzt lachte er ein grausiges Lachen. „Was weißt du über mich, Jeanne, hm? Meine Geschichten waren alle wahr, doch was kümmern sie mich, wenn ich die schönsten Jahre meines Lebens aus der Vergangenheit in die Zukunft retten kann? Und die üblen Geschichten, die widerlichen, mit Tod, Misshandlung und Gewalt, die wirklich grausamen, die habe ich dir nicht erzählt. Obwohl es weit mehr waren, als die netteren, lustigeren, die dich offensichtlich so verzaubert haben.

Aber was erlaubst du dir eigentlich mir Vorhaltungen zu machen? Wer kam denn zeitweise täglich zu mir, um sich die Augen auszuheulen über die Ungerechtigkeit dieser ach so wunderbaren Welt? Denke wie viel Tränen dir ein hübscher Traum erspart hätte.“

„Was nützt eine Existenz ohne Tränen?!“, rief Jeanne und sie bewies, dass sie noch welche hatte. „Was passiert denn mit einem Leben, in dem es nur noch Lachen gibt? Es ist die ultimative Entwertung jedes Lachens! Es wird wertlos!“

„Du willst also weinen um lachen zu können? Jeanne, ich wusste immer, dass du eine hoffnungslose Romantikerin bist, aber ich hatte immer gedacht, die Vernunft würde dem zuwenigst annähernd die Waage halten. Offensichtlich nicht. Hat es uns denn geschadet, dass wir quasi keine Krankheiten mehr kennen? Hat das unser täglich Leben so entwertet?“

Doch Julian hatte Jeanne verloren. Sie würde sich nicht auf solche Vergleiche einlassen. Sie fragte nur: „Wann?“ Und er sagte bloß: „Jederzeit.“ Und sie darauf: „Lass uns noch ein paar Tage hier verbringen. Als hätte es dieses Gespräch nicht gegeben. Und sage jetzt nichts Geistreiches, wie ich gäbe mich damit doch bloß einem Traum hin.“

Julian sagte nichts und die beiden, zwei Gestalten an einem nur von Sternen beleuchteten Strand, sahen hinaus aufs Meer, an dessen Horizont, sich andeutungsweise erste Strahlen eines noch fernen, aber garantiert kommenden neuen Tages ihre Wege bahnten. Die Trommeln waren verstummt.

Jeanne hatte in letzter Zeit viele lange Nächte durchwacht, doch diese wurde zu ihrer aller Königin. Ihre Gedanken lagen vor ihr wie ein Puzzle, ein Mosaik mit zehnundfüntausend Teilen und sie versuchte es zu lösen, ohne zu wissen wie das Resultat auszusehen hatte.

Julian war verloren. Was war geschehen? Wie hatte sie sich so in einem Menschen täuschen können? Er hatte behauptet sie in ihrem Irrglauben unterstützt, oder es zumindest gewollt zu haben, doch das war es nicht. Das konnte es nicht sein. Niemals hätte sie sich so sehr täuschen können. Diese Antwort! Was mochte sie sein? Wie konnte sie einen Menschen so brechen? Wie konnte aus einem mutigen Mann ein Feigling werden? Träumen sei leben nur anders? Nur eine andere Art zu leben?

Nein! Niemals würde Jeanne das akzeptieren. Es erstaunte sie selbst mit welcher Vehemenz sie diesen Gedan-

ken dachte. Unumstößlich stand er in ihr und ließ sich von nichts und niemandem ausräumen. Schein war nicht Sein und würde es niemals!

Aber Julian! Julian war nicht blöd, er war klüger als sie. Und doch …

So lag Jeanne in ihrem Bett, bis die Sonnenstrahlen die Sterne verhüllten und sie unverrichteter Dinge, ohne geschlafen und ohne eine Lösung ihrer Puzzles zu haben, auf den Balkon hinaustrat und aufs Meer unter der rasch aufsteigenden Sonne hinaussah und sich ihre Haare im Wind zur Sonne wandten, als suchten die Strahlen die Verbindung zu ihrer einstigen Quelle.

„Niemals“, sagte sie.

Beim Frühstück aber gab sich Julian wie immer. Alle Wärme, aller Charme waren zurück, einfach da, ohne die Befürchtung nur aufkommen zu lassen, er könne nicht ganz aufrichtig damit sein und obwohl Jeannes Gedanken sie nicht ruhen ließen, verbrachten sie ein gemütliches Frühstück und machten sich dann wieder auf den Weg hinaus ins perfekte Dasein, eine Begrifflichkeit, die nun zur leeren Floskel verkommen war, da der Person, die sie geprägt hatte, nun ein anderes Dasein lohnenswerter erschien. Die Sonne brannte herab und die Menschen tummelten sich am Strand.

Jeanne hatte mit sich zu kämpfen. Mehrmals war sie kurz davor die vereinbarte Amnesie zu vergessen und das Gespräch auf gestern Abend zu richten. Fast empfand sie es als ihre nicht zu ignorierende Pflicht. Julian war drauf und dran sein Leben zu beenden. Doch sie wusste was er sagen würde und nicht was sie darauf antworten sollte. Vor allem hatte er noch vieles nicht gesagt, das er noch sagen könnte. Seine schwersten Geschütze hatte er gestern nicht angetastet. Was sollte sie sagen, wenn er danach frage, was ihr schönes Leben ihr denn so biete, was es wertvoll machte, es zu leben. Warum man es einem Traum

vorziehen sollte. Ob es normal war, dass man nur mit Drogen darin funktionieren, nur mit Drogen überleben konnte? Jeanne hatte Angst vor Dingen, die dann gesagt werden könnten, Dingen, die aufkommen könnten und die letztlich ihr allein auf den Kopf fallen würden, ohne ihn überzeugt zu haben. Sie war nicht feig, nur wusste sie, dass sie erst eine Chance hatte, ihn zu überzeugen, wenn sie selbst überzeugt wäre. Und das war sie nicht.

Sie lagen am Strand, die warme Sonne auf der Haut und die Lebendigkeit der Menschen im Ohr.

Noch einmal ihren Vater treffen. Julian hatte natürlich Recht, das war eine Verheißung. Sie könnte sich entschuldigen, sie könnte sich bedanken. Sie könnte ihm sagen, dass sie endlich verstanden hatte. Doch was brachte das ihm? Er war tot. Es wäre nichts weiter, als sich selbst etwas anderes vorzugaukeln. Es war feige und falsch.

Sie könnte *Ilius* ungeschehen machen. Einfach den Befehl aus Nielsons Mund vergessen und stattdessen einen anderen, harmloseren Auftrag fliegen in diesen Monaten. Aber würde das nur einen einzigen Ilius versöhnen? Würde es nur einer einzigen Person irgendetwas Gutes tun? Nein. Überhaupt nicht. Nur sie selbst hätte vergessen, welche Verantwortung sie zu übernehmen hatte. Es war feige und falsch.

Da war *Neos*. Ein blauer Planet verschlungen von roten Feuern. Zehnundzwei Millionen zermahlen von Geschützen, befohlen durch eine Versammlung von eben über siebenhundert. Die Union.

Da war die Union. Ein durch und durch faules System, das es nicht einmal mehr nach außen hin schaffte gerecht zu wirken. Sie zweifelte keinen Augenblick mehr an Nielsons Worten. Eine Union, die einen Planeten so versengte, war kein gesunder Staat. Ob ferngesteuert oder selbstverantwortet, es saßen die falschen Leute an den falschen Stellen. Könnte sie das vergessen? Ja, ohne Probleme. Aber

würde das irgendetwas besser machen? Ja, nur für sie selbst. Das war feige und falsch.

Jeanne war nicht feige, da war sie sich ganz sicher und auch nicht falsch und wenn sie einmal das Falsche tat, dann nur mit guten Intentionen. Und wenn sie einmal das Falsche getan hätte, dann würde sie daraus lernen und es immer weiter versuchen.

Nein, Jeanne war nicht bereit zu träumen. Und Julian nicht länger bereit zu leben.

Mittag kam und ging, der Nachmittag brach an und war dahin und dann kam der Abend und nach einem nur halb genossenen und trotzdem mit viel freundlichem Lächeln zugebrachten Abendessen war Jeanne bereit das letzte Gefecht zu schlagen.

Erneut waren sie draußen am Strand, zwei Gestalten unterm Dach der Sterne, doch das sanfte Rauschen der Wellen mochte nicht passen als Begleitung zu ihrem Gespräch.

„Ich weiß schon was du sagen willst, ehe du den Mund aufmachst“, behauptete Julian. „Du sagst, das Leben ist schön, gerade weil es schwer sein kann. Und ich sage, ich habe genug davon gesehen. Ich weiß wie schwer das Leben sein kann und dass ich jetzt bereit bin für das Schöne ohne das Schwere. Daraufhin sagst du wieder irgendwas und dann ich, bis es sich aufwiegelt und du mich feig und ich dich scheinheilig nenne. Also lass es uns kurz machen ja? Du bist scheinheilig.“

„Und du bist feige!“, antworte Jeanne.

„Gut“, befand Julian, „damit hätten wir das auch erledigt.“

„Nein“, sagte Jeanne, „überhaupt nicht. Ich bin unfassbar enttäuscht von dir.“

„Schön, das kümmert mich jetzt schon nicht und selbst wenn, dann hätte ich es bald vergessen.“

„Wieso vergisst du mich nicht gleich vollständig?“, fragte Jeanne, „dann hättest du dir den Umgang mit einem komplizierten Menschen erspart.“

„Ich hätte aber auch den Umgang mit einem interessanten Menschen vergessen.“

„Puh, ist es nicht anstrengend sich überall die Rosinen zu picken?“

„Nicht anstrengender, als abzuwarten, welche noch übrig sind, nachdem die Realität zugeschlagen hat. Ich glaube nicht, dass viele Neos abstreiten würden, dass sie ihren Planeten lieber wieder im Zustand von vor zwei Wochen sähen und dass einem das Leben schonmal ganz fies ins Gesicht spucken kann.“

„Es gibt genug Wasser es sich zu waschen.“

„Oder Heroin-B um es zu ertragen?“

Jeanne nickte, das hatte sie kommen sehen. „Du hast Recht, ich habe nicht die beste Geschichte, um die schönen Seiten des Lebens herauszustreichen. Aber gerade deswegen-“, sie stoppte, „ich muss dir wirklich dankbar sein.“ Sie lachte freudlos. „Oh ja! Ich kam hierher und dachte ich sei durch. Ich dachte *ich* sei durch. Ich dachte du wärest meine letzte Hoffnung. Ich wollte dir sagen, dass ich etwas für dich empfinde und hatte gehofft damit wieder etwas von der schönen Seite zu sehen. Das habe ich nun tatsächlich, zusammen mit einer sehr hässlichen. Deine Feigheit hat mir gezeigt, dass ich noch lange nicht am Ende bin! Spuck mir ins Gesicht, ich wische es ab und mache weiter! Was kümmert es mich, ob dieser Körper hier kaputt geht und ob ich etwas zurücklasse, wenn ich in einen neuen ziehe. Ich habe nichts zu verlieren, nichts das wertvoller ist, als meine Existenz, mein Leben. Und ich meine Leben, nicht Träumen. Ich bin nicht länger paralysiert, du sagst *Ilius* und *Neos* und ich sage was kann ich tun und mache mich daran. Die Union kränkelt, die Schlachten um *Naphta* und *Kalm* stehen unmittelbar bevor und ich bin bereit mein

Gewicht dafür in die Waagschale zu werfen. Reicht es? Keine Ahnung. Werde ich es versuchen? Auf alle Fälle!

Und bevor du damit anfängst, nein, ich habe nicht Frau und Kinder verloren, aber einen Vater und im Gegensatz zu dir habe ich ihn zu Lebzeiten schlecht behandelt. Bis zum Schluss. Vor allem am Schluss. Es mag nicht dasselbe sein, aber schmerzhaft ist es auch. Nur weiß ich auch, dass ich mich nur selbst täuschte, vergrübe ich mich in einer Illusion. Ihm würde es rein gar nichts bringen, nur mir. Es wäre reiner Egoismus, nur damit ich mich besser fühlte für etwas, das ich verbockt habe, für etwas, wofür ich es verdient habe mich zu schämen. Auch das hat mich lange fertig gemacht und die Scham treibt mir immer noch beim bloßen Gedanken daran die Tränen in die Augen. Aber ich werde damit weiterleben, denn das ist es was wir Menschen können, leben und um unser Glück kämpfen!“

Julian lächelte. Er war in seiner Überzeugung selbstverständlich nicht ins Wanken geraten, doch „es macht mich ehrlich glücklich, dich das sagen zu hören. Nach den vergangenen Monaten in denen du so häufig am Boden lagst und dachtest du wärest am Ende. Lass es uns dabei belassen und lass mich um eine Erinnerung reicher meiner Wege gehen, der Erinnerung, dass mein Ausscheiden aus diesem Leben, einem anderen zur Orientierung diente.“ Damit bot er Jeanne die Hand zum Handschlag.

Doch sie schüttelte traurig den Kopf. „Darauf kann ich dir nicht die Hand schütteln. Egal was du tust oder sagst, niemals kann ich es jemandem verzeihen sein Leben wegzuwerfen.“

„Gut“, sagte er und zog seine Hand zurück. Dann gingen sie stumm und ohne einander ein weiteres Mal anzusehen zum Hotel. Erst dort verabschiedeten sie sich, ohne einander zu berühren, auf ihre Zimmer.

Blutrot erstrahlte das Meerwasser unter einer neuen Sonne, denn mit der gestrigen schien diese hier nichts

gemein zu haben. Diese hier schien größer und näher und Jeanne hätte nur die Hand auszustrecken und schon würde sie sich daran verbrennen. Und als wäre das ihr Schicksal ergriff ein jäher Windstoß ihr Haar und fegte es dem feurigen Ballen entgegen, damit es Feuer fange.

Jeanne wischte sich das Haar aus dem Gesicht und hinters Ohr, an dem ein Stück fehlte, und sah zu wie die Sonne stieg und ihr Rot verlor und das Meer und der Himmel wieder blauer wurden. Und dann lächelte sie.

Heute war sie es, die Julian zum Frühstück abholte.

„Da hat jemand gut geschlafen", sagte er, kaum hatte er sie auf ihr Klopfen hin herein gebeten. Er stand noch im Morgenmantel und sein Hundertpinselhaar stand borstiger als sonst von seinem Kopf. „Du strahlst."

Das brauchte er ihr nicht zu sagen. Sie wusste das es so war, ohne Worte und ohne sich selbst im Spiegel zu sehen. Und ohne HB.

„Ich fliege gleich nach dem Frühstück", sagte sie und er nickte. Das also war der Augenblick. Oder nicht, denn sie sagte weiter: „Heute Abend ist Johnathan Williams Party. Ich möchte, dass du mitkommst. Ich hole dich ab."

Julian ging ins Bad, um sich die Zähne zu putzen und Jeanne sah sich im Raum um. Er war so aufgeräumt, als könne er jederzeit von einem neuen Gast bezogen werden. Nur zum Fußende des Bettes stand ein einzelner, kleiner Koffer, aus dem Julian zurzeit lebte. Noch, denn es zeigte auch, wie er jederzeit bereit war, diese Gestade zu verlassen und aufzubrechen, dahin, wo sie ihm nicht folgen konnte und wo sie ihn nicht wissen wollte.

Er kam zurück, fertig angezogen im bunten Hemd und sagte „In Ordnung" und sie waren auf zum Frühstück.

Jeanne hatte keine Angst, er würde sein Wort nicht halten. Diese Überzeugung nahm sie daher, dass sie nicht länger glaubte, ihn überzeugen zu können. Er würde seiner Wege

gehen und nichts, das sie sagen konnte, würde es ändern. Und das sagte ihr, dass er nach sechs Jahren des Wartens auch noch ein paar Tage mehr warten würde, um sich von ihr zu verabschieden.

Das Frühstück war wie eh und je, eher noch etwas fröhlicher, denn Julian bestellte Sekt und prostete Jeanne zu und wünschte ihr einen schönen Geburtstag. Er hatte Recht. Es war Jeannes neuer Geburtstag. Das Frühstück war fröhlich und danach brach sie auf zum Flughafen.

Die Sonne auf *MOON1* war mit einem Male so viel weniger befriedigend, wenn eben noch die echte auf der eigenen Haut gebrannt hatte, aber Jeanne war nicht hier um weiter Sonnenzubaden. Sie hatte es nicht länger nötig, ihr Haar strahlte heller als die künstliche Scheibe am künstlichen Himmel.

Sie nahm das Taxi vom Raumhafen durch die Innenstadt und wieder ein wenig nach draußen. Dann stand sie am Eingang des *Beyond Earth* Friedhofs.

Jeanne atmete tief durch und trat mit entschlossenem Schritt unter dem Eingangstor mit seiner goldenen Inschrift hindurch. Der Schriftzug lautete: *Des Menschen Streben erobert alle Welten*.

Sie kannte den Weg. Sie war nie hiergewesen, aber sie kannte den Weg. Grab 2D27. Sie war nie hiergewesen, aber oft genug hatte sie es sich vorgestellt. Sie hatte genaue Vorstellungen gehabt wie es sich anfühlen würde, nur um jetzt festzustellen, dass es so ganz anders war und nichts ihrer Vorstellungen zu tragen kam. Wie auf Schienen folgte Jeanne dem Weg, bog dann nach rechts und wieder links. Sie hatte gedacht es wäre anders. Stattdessen war es sie selbst, die anders war. Sie ging links und wieder rechts. Dann sah sie es. Sie starrte darauf und sie wusste mit jeder Faser ihres Daseins, dass sie hier richtig war. Und es war sehr anders, ganz anders, als sie es sich hatte vorstellen können. Sie wusste, dass sie am richtigen Platz stand.

Vielleicht nicht zur einzig rechten Zeit, aber zu einer rechten Zeit für sie.

Er stand vor ihr. Ein nackter, unverzierter Grabstein. Nur der Name, Antoine Lavie. Keine Jahreszahlen. Nichts. Stattdessen nur noch eins: Mittig über dem Namen. Da war ein Stern aus vier Strichen.

Dann stand sie, winzig wie ein Käfer, vor den Stufen hinauf zum, von vierzehn Meter hohen Säulen getragenen, Dach des Hauptgebäudes der *United Planets Military Forces*, dem Hauptsitz des Militärs, dem Tempel von Struktur, Disziplin und Ordnung, alles Dinge, die Jeanne zurückzugewinnen bereit war und es kostete Anstrengung die Stufen hochzugehen und nicht hochzulaufen.

Sie betrat die große Eingangshalle, in der sie so viel öfter virtuell als real erschienen war und trat, nach kurzer Vorankündigung an der Rezeption, sie schenkte Betty nur ein freundliches Lächeln und umging jedes Gespräch mit ihr, und sie trat an jene Tür, die in der Virtualität direkt zu dem gewünschten Zimmer führte, hier aber nur ein einfacher Fahrstuhl war. Aber auch dieser brachte sie in den holzvertäfelten Raum in dem Nielsons Sekretär saß und der sie auf der Stelle bat weiter einzutreten und ansonsten gab es nichts, dass die Realität von der Simulation unterschied.

„Jeanne!“, rief Nielson und er trat mit offenen Armen an sie heran, um dann ihre Hand zu schnappen und mit beiden eigenen freundlich zu drücken. „Jeanne“, wiederholte er, aber ohne das ihren Umgang sonst stets begleitende Lächeln, „wie schön Sie hier zu haben! Wollen Sie etwas zu trinken? Bitte, setzen Sie sich!“ Er hatte immer noch seine Freundlichkeit, doch auch einen selten gesehenen Ernst und auch wenn seine Worte kaum anders waren konnte Jeanne die Veränderung ihr gegenüber wahrnehmen. Er war enttäuscht und sie konnte sich nur eingestehen, dass er zurecht enttäuscht war. Bis vor Kurzem war sie es selbst gewesen.

Jeanne tat wie geheißen und bedankte sich für das Glas mit sprudelndem Mineralwasser, dass sie seit ihrem ersten Mal Hiersein jedes Mal trank. Heute nahm Nielson das Gleiche und setzte sich ihr gegenüber.

Es war ihr erstes Treffen seit *Neos*. Er hatte von Anfang an gesagt, würden diese Geschütze ihr Feuer aufnehmen wäre für nichts mehr zu garantieren. Es hatte also nichts zu besprechen gegeben. Ihr Landurlaub war angebrochen und es hatte keine neuen Befehle gegeben. Nichts, das Jeanne dazu gezwungen hätte hier zu erscheinen. Nichts, abgesehen von einem Band des Vertrauens von Seiten Nielsons, Jeanne würde sich, ihrer Verantwortung bewusst und zu ihm kommen. Es hatte ein paar Tage länger gedauert, doch nun war sie hier.

Er fragte nach ihrem Befinden. „Ihr Doktor hat mir mit ihrem Report über ihre Lunge ziemliche Angst gemacht. Ich muss Sie rügen, dass Sie nicht sofort Ihren neuen Körper bezogen haben." Erst sein Blick verriet wie Ernst ihm diese Worte waren. „Ich fürchte, ich habe mich getäuscht."

Jeanne schnappte nach Luft, doch sie wusste sie verdiente jedes Wort, das er nun sagte.

„Sie sind noch nicht bereit für die Aufgabe, die ich Ihnen zugedacht habe. *Neos* war ein herber Rückschlag, doch wir können es uns nicht leisten darüber unseren Kopf zu verlieren. Die *Ilius*-Verträge sind ein Schlag ins Gesicht, aber wir können nur weitermachen. Aufgeben hieße verlieren und wir können nicht verlieren."

„Wir werden nicht verlieren", sagte Jeanne mit einer Bestimmtheit in der Stimme, wie man sie niemals zuvor hier drinnen in ihr vernommen hatte.

„Nein", sagte Nielson und einen Moment glaubte man in seinem Mundwinkel ein Zucken nach oben zu erkennen. Deutlich sichtbar war hingegen das fragende Hochziehen seiner Brauen und zu hören das, das Wort zur Frage formende, Ansteigen seiner Stimmlage.

„Ich habe viele Fehler gemacht“, sagte Jeanne, „mehr vielleicht, als einem einzelnen Menschen zustehen. Aber es war nicht ohne Nutzen. Ich habe gelernt. Dinge über mich, Dinge, die ich erfahren musste. Habe mit Ängsten gerungen, Ängsten, mit denen ich zu leben lernen musste. Einer vor allen anderen.

Vielleicht können Sie nachempfinden, Misonos, dass es mir … gewisses Unbehagen, nein, endlose Angst bereitete nur daran zu denken diesen Körper aufzugeben. Selbst wenn der neue aus meinen Zellen rekonstruiert wurde, selbst dann gibt es keine Garantie dafür, dass es … *mein* Körper sein würde … das er sich gleich anfühlen würde. Ich weiß nicht, ob mein Vater nicht noch irgendwelche Magie an mir vollbracht hat, von der er niemandem erzählt hat. Schließlich sind alle anderen Imitatio lange Zeit vor mir gestorben und niemand hat mein Alter erreicht. Meine erhöhte Kraft und Ausdauer, meine überdurchschnittliche Intelligenz, was, wenn das alles weg wäre? Was, wenn mich dieser neue Körper veränderte und ich nicht mehr ich selbst wäre? Das war meine größte Furcht und sie hat mich gelähmt.

In meiner Zeit als Mentorin habe ich täglich viele Male gewarnt, unsere Persönlichkeit sei ein fragiles Etwas. Bereits die Veränderung unserer Erinnerungen könne sie vollständig aus der Bahn werfen, aber was war das Herumdoktern mit Erinnerungen im Vergleich zur Aufgabe des ganzen eigenen Körpers? Ich fürchtete ich könnte mehr zurücklassen, als ich wollte, einen Teil meiner Persönlichkeit, vielleicht sogar den Teil meiner Persönlichkeit, der mich ausmacht, wie sonst nichts?“

„Aber denken Sie wirklich, das was Sie ausmacht, Jeanne, ist Ihre Intelligenz? Ihre physische Stärke oder Ihr Reaktionsvermögen? Das sind alles Dinge, die Menschen immer irgendwann verloren. Man nannte das Altern. Ja gut, wir haben diese physiologischen Abläufe heute unter Kontrolle, aber setzen Sie sich mit einem alten Menschen,

lassen Sie ihn einhundertfünfzehn oder zweihundert Jahre alt sein, setzen Sie sich mit so einem zusammen und plaudern Sie ein wenig. Ich verspreche Ihnen, Sie werden feststellen, dass wir tatsächlich immer noch altern. Es mag auf Körper-, auf Zellebene nicht so aussehen, aber unser Denken, nennen Sie es die Strukturen in unserem Hirn, wir fahren uns immer noch fest. Wir schaffen uns Spurrillen und in diesen bleiben wir und verlieren unseren jugendlichen Elan und etwas Spritzigkeit. Was ich damit sagen will: Nichts ist für die Ewigkeit und oft ist die Gefahr von Veränderung keine Gefahr, sondern eine Chance. Ganz persönlich garantiere ich Ihnen, ich bin heute soviel weniger flexibel, als vor zehn Jahren! Wenn ich meine Schlüssel nicht jeden Abend an die gleiche Stelle lege … ich werde einen schrecklichen nächsten Morgen haben und mein dusseliges altes Gehirn verfluchen."

Jeanne schmunzelte bei der Vorstellung wie Nielson seine Schlüssel suchte.

„Nun, gut", sagte er dann, „entschuldigen Sie die persönliche Note, jetzt sind Sie aber hier. Also haben Sie umgedacht?"

„Es hat einer ganzen Menge bedurft", sagte sie und dachte an *Ilius* und *Neos*, Bea und Beth, Gregory und Julian, ihren Vater und sein Grab, Ahir und den ihr gegenübersitzenden Nielson, „und dann, ganz am Ende einer wesentlichen Entscheidung", und dabei sah sie Nielson an, „einer bei der ich genau wusste, dass ich nicht alles weiß. Und dann, irgendwann, da dachte ich, und wenn ich wirklich meine Persönlichkeit verliere, ist es wirklich schlimm? Würde ich diese Jeanne vermissen, diese Jeanne, deren Glück so abhängt von Chemikalien? Diese Jeanne, die ewig lang Zuspruch braucht, um endlich von ihrem Hintern aufzustehen und die Dinge in die Hand zu nehmen? Diese Jeanne, diese ewige Zweiflerin, immer und jederzeit von Unsicherheit geplagt, die etwas beginnt und

sofort wieder hinterfragt? Die Angst hat vor jeder Entscheidung?

Ich habe erkannt, dass ich all das nicht länger sein will und dass diese … Fäulnis meines Körpers nur zu gut zur Schwäche meines Charakters passe. Und dann dachte ich, nein, dass stimmte nicht mehr. Mein sterbender Körper passe nicht länger zu mir. Ich bin eine, die etwas verändert. Und dazu brauche ich einen gesunden Körper", schloss sie und sah ihn mit so großem Ernst und so großer Entschlossenheit an, dass Nielson ein Dummkopf hätte sein müssen, um nicht zu verstehen, dass dieser Mensch ein anderer war, als der, der vor wenigen Jahren zum ersten Mal vor ihm gesessen hatte.

Dem hatte Nielson nichts mehr hinzuzufügen, doch seine Augen umspielte ein feines Netz an freudig agitierten Fältchen.

„Ich gratuliere Ihnen, Jeanne", sagte er, „von ganzem Herzen. Sie beweisen eine Stärke, derer sich wenige Menschen bewusst werden. Ich kann Ihren Worten nichts hinzufügen. Ihre Ängste haben sie, mit Hilfe zweifelsfrei, aber letztlich haben Sie sie selbst zerstreut und meine Meinung von Ihnen ist eben noch höher in den Himmel gewachsen." Er lehnte sich vor und stellte sein Glas ab. „Worauf warten?"

Jeanne nickte bestimmt. „Ich bin bereit", sagte sie. Sie wusste, sie war bereit und sie erhob sich unaufgefordert, um von Nielson rasch begleitet wieder zur Tür zu schreiten.

„Darf ich", sagte Nielson und es war das erste Mal, dass sie ihn etwas sagen hörte, das er erhoffte, aber von dem er nicht wusste, ob es ihm gewährt würde, „Sie begleiten?"

„Ich wollte Sie darum bitten."

Sein Lächeln war zurück und Nielson führte Jeanne durch die Tür und weiter in den Fahrstuhl, welcher sie in das entsprechende Stockwerk brachte, dem mit der Revita-

lisierungsabteilung, in der alle Wiedererscheinen, die aus *Himmel*, dem *Layer* der gebackupten Toten, zurückkehrten.

Die Idee war eine einfache. Jeanne würde sich in ein Bett legen und nicht wieder aufstehen. Ihr Selbst, ihre Existenz, ihr Geist, ihre Seele, wie auch immer man es bezeichnen wollte, das, was sie als Mensch, als Person ausmachte, hoffentlich alles davon, würde ihren alten Körper verlassen und über eine Datenleitung in den Chip im Gehirn ihres neuen Körpers übertragen werden. Das neue Implantat würde auf der Stelle anfangen ihr Gehirn nach dem Muster des bisherigen umzugestalten, bis es ein nahezu exaktes Abbild darstellte. Und dann würde sie im neuen Körper wiedererwachen.

Jeanne betrat die kleine Kammer mit der Liege und dem Wassertank, in welchem sie schwamm. Nicht wirklich sie, aber Ihr künftiges Ich, mittels Wasser auf Körpertemperatur gehalten.

Es war ein eigenartiges Gefühl sich selbst zu sehen. Sie musterte ihr Gesicht, ihre Arme, ihre Brust und ihren Bauch. War das sie? Gleich würde sie es sein. Noch war es eine leere, leblose Hülle, von einer Leiche nur insofern unterschiedlich, als dass bisher kein Bewusstsein darin gehaust hatte. Sie untersuchte ihre Hände, ihre jetzigen Hände und dann drückte sie sie an das Glas, um sie mit ihren neuen zu vergleichen. Sie besah den Arm und er war ohne Einstichwunden, ohne Verfärbungen. Ihr Gesicht, es schien, als würde sie schlafen. Sah sie so aus, wenn sie schlief? Es war ein sorgloses Gesicht, wie sie es lange nicht mehr im Spiegel gesehen hatte. War es wirklich ihres? Gleich würde es das sein. Das, was aber zweifelsfrei diesen Körper hier, von dem unterschied, aus dessen Augen sie den neuen noch besah, das war das Haar. Es war kaum schulterlang, so kurz wie Jeanne es vielleicht das letzte Mal als Kind getragen hatte, aber bis auf die Länge war es

trotzdem ihr Haar, so hell leuchtend, als stünde eine Sonne im Raum, deren Licht es reflektierte.

Nielson stand einige Schritte hinter ihr und gab ihr das Gefühl der Unterstützung, ohne in den Weg zu treten. Die Gegenwart eines jeden anderen wäre ihr seltsam erschienen, bis auf vielleicht Beth und Bea, aber er trat vollkommen in den Hintergrund, nur noch eine wohlig warme, freundliche Präsenz und Jeanne war bereit.

Die Dame im Kittel nickte zurück und Jeanne legte sich hin, tauschte ein letztes Lächeln mit Nielson und schloss dann für immer diese Augen, als die Maschine ihre Arbeit aufnahm.

Jeanne hatte einen interessanten Traum. Sie hatte nicht länger Hände und Beine wie zuvor und auch sonst nichts, welches sie ersetzen wollten. Es war, als wäre sie nur noch ein Kopf und ein Gedanke. Sie glitt über sandigen Boden in weiten Bögen wie ein Skifahrer den Hang hinab und dann tauchte doch etwas in ihren Augenwinkeln auf und da hatte sie Flügel und schoss hoch über sandige Dünen und in der Ferne da glänzte ein grüner Fleck wie die Oase am Ende einer langen Wüstenquerung.

Als sie die Augen aufschlug, da war das Erste, das sie sah, das durch einige Zentimeter Wasser verschwommen hindurchscheinende Gesicht Nielsons. Zweimal öffnete und schloss sie die Augen, ehe sie sich ihrer völlig bewusst wurde. Sie spannte Arme und Beine, schloss die Hände zu Fäusten und beanspruchte dann ihre Rückenmuskeln, um sich mit einem Mal aufzusetzen.

Wie ein Delphin schoss sie aus dem Wasser und war neugeboren. Jeanne lachte und Nielson schlug ihr, ebenfalls lachend, ein Badetuch um und half ihr aus der Wanne zu steigen und Jeanne fühlte ihren neuen Körper und Nielson sah ihr gebannt ins Gesicht und sie nickte und sagte: „Ich bin bereit.“

Nur eine Sache galt es noch zu tun, ehe sie ihren alten Körper vollständig zurückließe. Sie trat an ihn heran, nun eine leere, leblose Hülle und löste den silbernen Anhänger von seinem Hals. Dann wischte Jeanne einige ihrer nun kürzeren Strähnen hinter ihr Ohr, dem nun kein Stück mehr fehlte und sie kehrte ihrer Vergangenheit den Rücken zu.

Johnathan Williams' englisches Herrenhaus war ein kleines Schloss und Gregory Callahan stellte das jedes Mal mit neuem Erstaunen fest. Es war alter Familienbesitz. Richtig alt, denn Johnathans Zweig der Familie Williams war tief und tief amerikanisch. Es war ein ungeheurer Zufall, dass er mit einer Groß-Groß-Groß-Tanten-Cousine in Kontakt kam, welche mit ihm einen Ur-Ur-Ur-Großvater teilte, der in England geblieben war, als der Rest der Familie vor über fünfhundert Jahren ausgewandert war. Die Groß-Groß-Groß-Tanten-Cousine vermachte ihm dann alles, als sie vor wenigen Jahren im Alter von einhundertdreizehnundneun als Puristin verstarb.

Gregory stieg aus dem Auto, welches selbstständig abfuhr, um sich für seine spätere Heimreise zwischenzuparken und trat die Treppe hoch vor die mächtige Holztür des Hauses mit der pompösen Fassade, an der alle Fenster hell erleuchtet waren.

„Ah, Greg!", rief John, dessen Haupthaar heute ganz besonders struwwelig zugerichtet war, „schön, dass du endlich da bist. Ich dachte schon, ich hätte dir die falsche Zeit geschickt. Ist ja schon zehn vor Action." Gregory war es gewohnt freundliche Sticheleien wegen seiner Pünktlichkeit einzusacken, vor allem von der notorisch unpünktlichen Jeanne. John winkte ihn herein und bugsierte seinen Freund zu Elisabeth Heindl und verschwand dann, um noch die letzten Vorkehrungen zu treffen.

„Auch etwas früher hier Gregory? Das kann heute wieder heiter werden. Johnathan hat die halbe Mannschaft

eingeladen", erklärte Beth. Sie trug ein weißes, ärmelfreies Kleid und hatte die Regenbogenhaare hochgesteckt. Gregory blickte sich um und nickte zustimmend. So überpünktlich war er gar nicht! Es waren schon knapp zehnundfünf Leute im Raum. Der Raum schaffte es aber auch leicht, diese und sogar die fünffache Menge aufzunehmen, vor allem da er in alle Richtungen Durchlässe in die Nachbarräume bot. Wie von außen anhand der Beleuchtung vermutet hatte John seinen Gästen das ganze Haus geöffnet. Der primäre Zweck des Hauses spiegelte sich ohnehin bereits in der Wahl der Einrichtung wider: Sie passte keineswegs zum ehrwürdigen Alter des Hauses und seinen vertäfelten Decken und Wänden und dem schönen Holzboden. Stattdessen bekam man einen guten Eindruck vom mangelnden Geschmack seines Besitzers, oder, wenn man gönnerhaft sein mochte, seiner Bevorzugung jeder Art von Funktionalität über die gesamtheitliche Wirkung. Man fand jedwede Art von Sitzgelegenheit und Sitzmöbel, die die letzten Jahrhunderte hervorgebracht hatten. Von dicken Sofas, in welchen man förmlich versank, über ausufernde Sessel, hohe und tiefe Stühle, Hängesessel, Hocker von niedrig, über hoch bis sehr hoch, bis hin zu großen und kleinen Sitzpolstern, die in Kreisen und Halbkreisen am Boden verstreut lagen. Alles bunt durchgemischt zu einem wilden Durcheinander.

Gregory musterte die Gesichter der schon eingetrudelten Gäste, grüßte hier und grüßte dort. Er wirkte unruhig und Beth glaubte den Grund zu kennen. „Jeanne ist noch nicht da", meinte sie und die beiden tauschten einen besorgten Blick. „Wann hast du mit ihr gesprochen?“, fragte sie.

„Vor drei Tagen“, sagte er.

„Und es lief blendend?“

„Nein.“

„Aber sie wird kommen?“

Gregory massierte sich die rechte Schläfe.

„Ja“, sagte er, „sie wird kommen“, und dann erzählte er Beth von ihrem Treffen.

Beth hörte aufmerksam und mit ernstem Gesicht zu und befand dann: „Ich kann dir nur Respekt zollen, Greg, ich hätte das nicht so gut weggesteckt. Aber ich habe mit ihr erst vorgestern telefoniert. Sie war kurz angebunden, aber da sie mit Julian zusammen am Strand war, machte ich mir keine Sorgen. Sie wirkte sehr normal. Wobei sie das ja gut kann. Wenn sie morgen nicht freiwillig ins Krankenhaus geht, dann ziehe ich sie an den Haaren dorthin.“

„Greg!", sagte Commander Paolo Medici, trat zu ihnen und zwang sie das Thema erstmal fallen zu lassen.

„Paolo", erwiderte Gregory mit einem herzlichen Lächeln, „wie geht's den Kindern?"

„Noch gar nicht gesehen", meinte er, „ich habe die Tage mit einigen Freunden in *München* verbracht."

„Und so etwas verzeiht dir deine Frau? Alle Achtung“, sagte Beth verständnislos.

„Immerhin hast du damit deine Prioritäten verraten“, ergänzte Gregory.

Paolo lachte bloß. „Sie weiß nicht mal, dass wir schon angekommen sind. Nachdem ich unseren geplanten Landurlaub für *Neos* habe absagen müssen, war sie so sauer, wir haben seitdem nicht mehr gesprochen."

„Eine temperamentvolle Beziehung, die ihr da führt.“

„Das hält die Liebe frisch.“

„Das glaube ich!“, sagte Gregory und fügte für sich hinzu: Sofern sie es überlebt.

Und Paolo wollte von Gregory und Beth über ihre ersten Tagen der „Freiheit“ erfahren.

Beth erzählte von ihrem Abenteuer mit Adrian und dass er in diesem Moment, zusammen mit ihrer Tochter im Garten hinterm Haus rumliefe. „Luca musste kurzfristig arbeiten.“

Ehe Gregory zu erzählen an der Reihe war ging erneut die Klingel. Zum gefühlt hundertsten Mal seit seinem Eintreffen.

„Greg!“, rief John von der anderen Seite des Raumes, wo er gerade mit einer weiteren Box Schaumwein zur Bar unterwegs war, „kannst du mal rangehen?“

Gregory hob seine Aufgabe akzeptierend die Hand und ließ Beth und Paolo fürs Erste alleine zurück.

Mittlerweile war ordentlich was los und sogar die Hälfte der Sitzkissen belegt, sodass man sich durch den Raum schlängeln musste und es klingelte noch einmal, ehe Gregory im Vorzimmer stand, er die dicke Holztür aufgezogen hatte und ihm Jeanne ins Gesicht lächelte.

„Schön, dass du da bist“, sagte er und küsste sie auf die Wangen. Dabei sah er Julian über den Schotterweg näherkommen, offenbar von einer Besichtigungsrunde ums Haus zurückkehrend. Im Gegensatz zum Großteil der übrigen Besatzung war er zum ersten Mal hier.

Jeanne sah ausgezeichnet aus, auf eine sehr gesunde Art und Weise. Ihr Lächeln war so herzlich, dass er ein Wobbeln in den Knien spürte. Und ihr Haar war nur noch schulterlang und ihr Hals makellos. Ihm kam ein wunderschöner Verdacht, doch ehe er fragen konnte wurde er von einem weniger willkommenen Gast gefordert.

„Commander!“, rief Julian freundlich und schüttelte die von Gregory hingestreckte Hand, „schön Sie mal außerhalb der *Sleeping Beauty* zu treffen.“

„Schön *Sie* mal außerhalb der *Sleeping Beauty* zu treffen“, erwiderte Gregory und dachte dabei, Julian hätte ohnehin nichts auf dem Schiff verloren. Hatte nie, hätte nie und wird nie haben.

„Ich meinte bloß“, sagte Julian, „auf dem Schiff sind Sie ja irgendwie immer im Dienst, der Nachteil Ihres, Sie sehr ehrenden, Pflichtgefühls, wenn Sie mir die Bemerkung erlauben.“

Gregory war nicht gewillt ihm irgendwas zu erlauben, aber da es nicht sein Haus und nicht seine Party war, trat er dennoch rasch aus der Tür, um ihn an Jeannes Seite einzulassen. Hinter ihnen fuhr schon das nächste Auto vor und brachte die nächsten Gäste, deren er sich gleich mit annahm, vor allem nachdem ein Kostüm aus Krokodilleder Beatriz Costa ankündigte.

„Ist Sie da?“, war ihre erste Frage kaum waren die Küsse ausgetauscht. Gregory nickte und wies sie nach links, um in den Raum mit dem zunehmenden Partygetümmel zurückzukehren. Beth stand bei Jeanne und Julian und unterhielt sich ausgiebig mit Ersterer, ohne dass der Zweite recht viel beizutragen schien, was Gregory innerlich freute.

„Oh“, machte Bea kaum hatte sie Julian erkannt und sie kniff Gregory in den Oberarm. „Sei nett zu ihm, vielleicht ist er genau das, was sie jetzt braucht.“

Gregory machte ein ironisch überzeichnetes Gesicht, das besagte: Wann bin ich denn nicht nett? … Selbst gegenüber fragwürdigen Gestalten, fügte er für sich hinzu. Zugegeben, wenn Jeannes Strahlen nur ihm zu verdanken war, dann machte er etwas sehr, sehr richtig. Aber auch in diesem Fall wurde Gregory beruhigt, als er mit Bea herankam und Beth Jeanne um den Hals fiel.

„Na, na, Beth, es war ja kaum ne Woche“, sagte Gregory erstaunt.

Beth ließ nicht von Jeanne ab und zog an Jeannes Wange, als wollte sie demonstrieren, dass es sich hierbei um eine Maske aus Gummi handelte.

„Hehe!“, rief sie bei der Geste, die man für gewöhnlich eher Bea zugetraut hätte, und sie blickte mit Jeannes Wange zwischen den Fingern in die Runde, „frisches Fleisch!“

Das verfehlte seine Wirkung nicht: Gregory dachte er habe es doch gewusst und Bea rief: „Nein! Du hast es getan?“ Und sie tat einen halben Schritt zurück, um Jeanne zu betrachten, als sehe sie sie in einem neuen Outfit. „Sehr

schneidig“, befand sie, „wo bekommt man so etwas her?“ Sie rückte näher heran und flüsterte: „Haben Sie auch … du weißt schon … die Details richtig hinbekommen?“

Jeanne schob Bea an den Schultern zurück und sagte: „Die lagern so im Hauptquartier“, und lächelte in die Runde, die sie beglückwünschte und dann wissen wollte, wie es sich anfühlte und ob etwas anders sei.

„Vielleicht bin ich kein Maßstab mit meinem alten Körper“, antwortete Jeanne, „aber ich fühle mich wie neugeboren.“

Und das stimmte. Jeanne fühlte sich großartig. So sehr, dass sie sich sogar zutraute all den Mist der letzten Monate noch einmal durchstehen zu können, etwas das ihr bis gestern noch als Todesurteil erschienen wäre.

„Und die Haare!“, rief Bea und griff danach, als wollte sie eine neue Frisur kreieren.

„Ja“, sagte Jeanne und fing ihre Hand ein, „die gefallen mir eigentlich so wie sie gerade sind, danke sehr.“

„Hm“, machte Bea, als wäre sie noch unschlüssig. „Es lässt dich aber auch gleich wie ein halbes Mädchen aussehen.“

„Danke, Bea“, sagte Jeanne, „du hast wie immer genau die richtigen Worte gefunden.“

„Na, dein letzter Körper war aber auch nur noch eine Ruine“, sagte Beth, „die Zehen, der Rücken, die Lungen-“

Plötzlich fiel alles Licht aus. Einige Uneingeweihte schrieen überrascht auf, neue, lautere Musik setzte ein und erfahrene Partygäste begannen zu jubeln wie auf einem Rockkonzert, noch bevor die Tanzfläche im Licht der Scheinwerfer aufging und die fünf V-förmig aufgestellten Gestalten sichtbar wurden. Johnathan Williams und sein Club an Verflossenen, zeigten wofür sie fast ein Jahr lang, seit der letzten Party, um genau zu sein, trainiert hatten. Johns Hüften ließen die Damen jubeln und die seiner Tänzerinnen taten gleiches für die Herren im Raum. Der Tanz begann und John und seine Mädels wurden zum

Springball, zum Zitteraal, zu Superhelden, zu Kreiseln, zu Wirbelwinden, zu Meistern aller Kampfkünste und zu explodierendem Popcornmais und lieferten eine phantastische Darbietung ab. Von all den vielen Choreographien gefiel Gregory aber eine ganz besonders, bei der Williams dreimal mit je einer anderen sehr eng tanzte, zur gleichen Zeit aber einer anderen hinterher sah, bis seine gegenwärtige Partnerin das mitbekam und ihn theatralisch ohrfeigte, wobei er sich nicht sicher war, ob es von seinem Freund tatsächlich so gedacht war, von jeder auch tatsächlich getroffen zu werden, und woraufhin John über die halbe Tanzfläche rollte, nur um bei der nächsten zu landen und alles ganz exakt gleich zu wiederholen. Man konnte ihm nicht vorwerfen, dass er von seiner eigenen Schwäche nicht wüsste und darüber keine Scherze machen konnte.

Nach ausgiebigem Applaus und großem Jubel war dann die Party offiziell eröffnet, auch wenn wohl bereits die ersten fünfzehn Flaschen geleert waren, und die Tanzfläche wurde für alle freigegeben.

Mehr als dreihundert Gäste, fast ein Drittel der Mannschaft, tummelten sich um halb sieben in dem weitläufigen Haus, als Johnathan, gut erwärmt und noch ganz rot an den Wangen, zu seinen Freunden kam. „Wuhuhuu!“, jubelte Bea und die Runde applaudierte noch einmal. „Diese Ohrfeigen!“, sagte Gregory, schlug seinem Freund auf die Schulter und zog ihn heran, „man könnte meinen du hättest Übung darin.“

„Sag mal John, kläre mich mal auf, wie ist das denn? Hat man zuerst die Affäre und ist dann in deiner Tanzgruppe oder umgekehrt?“, fragte Bea und alle lachten, ehe sich Johnathan an eine aufrichtige Beantwortung der Frage machte, was noch besser unterhielt.

Auf Gregorys Frage wie viele Flaschen Alkohol er eigentlich im ganzen Haus drapiert hatte, denn egal wo man hinsah, überall standen welche, mitsamt passenden Gläsern, schüttelte Johnathan bloß den Kopf. „Keine

Ahnung“, sagte er mit der offenen Gleichgültigkeit eines Reichen, den man nach den Kosten für eine Einladung fragte, „an die tausend werden es schon sein.“

Dazu kamen die vom Catering beständig nachgefüllten Tische des Buffets und die einzelnen Gläser, welche beständig auf Tabletts herein- und unter die Leute gebracht wurden. Es hatte schon was für sich reich zu sein.

Die Offiziere waren allesamt erschienen, Li Feng in ganz frischer Beziehung mit neuer Partnerin, Paolo Medici und Elisabeth Heindl ohne bessere Hälfte, im Falle Heindls aber wie erwähnt mit Kindern, nach denen sie alle halbe Stunde sah. Im Falle von Janya Rao und Markus Hirvonen war mit beidigem Erscheinen der jeweilige Partner ohnehin mit dabei. Und Rao und Hirvonen waren ein Kapitel für sich. Die beiden traten Hand in Hand herein, grüßten alle, wurden sofort mit gut gefüllten Gläsern versorgt und erzählten von ihrem gemeinsamen Urlaub.

„Es sind zweizehnundneun Tage“, flüsterte Bea Gregory zu. „Sie sind überfällig“, erklärte sie.

„So?“, machte er, den Blick kaum von Jeanne und Julian wendend, „vielleicht wird es dieses Mal ja was.“ Jeanne war wirklich wie ausgewechselt. Er konnte sich nicht erinnern sie je so fröhlich gesehen zu haben.

Bea blickte ihn zweifelnd an und weil er diesen Blick nicht genießen konnte, während er durch den halben Raum hindurch andere Partygäste musterte, schnippte sie vor seinen Augen, um seine Aufmerksamkeit zu wecken. „Commander Callahan, ich bitte Sie! Und jetzt lass doch die beiden mal in Ruhe.“

„Du beschäftigst dich auch ausgesprochen gerne mit Rao und Hirvonen“, verteidigte er sich, „und dabei bist du noch nicht einmal so dicke mit ihnen.“

Das aber schien Bea gar nicht zu hören. „Zehnvier Mal Greg, zehnvier Mal haben sie’s versucht und noch nie hat es länger als vier Wochen gehalten. Die beiden müssen eine Anziehungskraft aufeinander ausüben, der Wahnsinn,

aber es hilft halt nichts, wenn sie sonst nicht zueinander passen."

Jemand fasste beide an den Schultern und tauchte zwischen ihnen auf. „Zwei Tage", mischte sich Johnathan Williams in ihr Gespräch ein. „Die Wetten laufen heiß, wenn ihr also noch einsteigen wollt? Dich frage ich gar nicht Greg, du alte Spaßbremse, aber Bea, hm?"

„Drei Karten", erwiderte Costa nach einer kurzen Bedenkzeit, als würde sie arkane Berechnungen ausführen, „dass es heute noch kracht."

John grinste hochvergnügt und tat als schreibe er ihren Einsatz auf einen virtuellen Notizblock. Er nickte und sah erwartungsvoll zu Gregory, mit dem Blick die Frage formulierend, ob er nicht doch noch einsteigen wolle, die letzte Chance. Nein? Gregory seufzte. „Fünf Karten, dass sie es noch eine Woche schaffen." Johnathan fiel der imaginäre Bleistift zu Boden und er und Bea blickten sich erstaunt an. Dann fing er laut an zu lachen. „Commander Gregory Callahan nimmt eine Wette an! Ha-ha! Ist das der Jüngste Tag? Wird in der Hölle Schokoladeneis verteilt?"

Gregory wollte eben sagen, er solle keinen Aufstand machen, da kam schon die Frage: „Worauf wird gewettet?" Das waren Janya Rao und Markus Hirvonen, die hinter Williams standen und die Frage gestellt hatten.

Gregory und Johnathan schauten sich an, die Augen weit aufgerissen, die Hirne vollkommen blank. Sie konnten den beiden ja wohl schlecht ins Gesicht sagen, dass sie auf den Fortbestand ihrer Beziehung Wetten abschlossen. Nun, lange müssten sie sich nicht mehr Zeit lassen und sie würden selbst drauf kommen ...

„Ob zwischen Jeanne und Julian was läuft", rettete Bea die Situation, „Greg findet die beiden machen ein prächtiges Paar und er wettet fünf Karten, dass da was läuft."

Markus zog anerkennend die Brauen hoch und sagte damit: Alle Achtung, mein Lieber, das nenne ich sportlich! Es gehört viel dazu der Frau, die man nicht haben kann,

Glück mit einem anderen zu wünschen. Respekt! Laut fragte er: „Kann man da noch einsteigen?“, und kassierte dafür einen Schlag auf den Oberarm.

„Du spinnst wohl!“, empörte sich Rao, erinnerte sich daran, dass sie inmitten von Leuten stand, die diese Wette wohl nicht als moralisch verwerflich empfanden und zog ihren Freund rasch fort, um ihm unter vier Augen die Leviten zu lesen, dass er sich auf so ein niederes Spiel einlassen wollte.

„Danke Bea“, sagte Callahan, „ich bin eben in Markus‘ Achtung gestiegen wie ein Shuttle auf dem Weg zum Mond …“

„Und das für einen Moment der moralischen Schwäche“, sagte Johnathan und hatte keinen Moment seine gute Laune eingebüßt. „… und in Janyas gefallen wie Lucifer durch die Himmeltüren“, beendete Callahan den Satz.

„Sag mal, Greg, wenn du mit so einer Nichtigkeit schon so erfolgreich manipulieren kannst, du solltest in die Politik gehen.“

Aber Bea sah noch die Gelegenheit für ein wenig Tratsch und die ließ sie sich niemals, unter keinen Umständen, entgehen: „Woher die positive Einstellung?“, fragte sie. „Warst du es nicht, der Jeanne anstachelte etwas zu unternehmen? Sie zu bitten es bleiben zu lassen, weil sie eine Gefahr für die Sicherheit des Schiffes darstellten? Oder irgendwas ähnlich Hochtrabendes.“

„Menschen ändern sich“, entgegnete Callahan schulterzuckend und suchte nach Jeanne und Julian.

„Ja, aber manche Menschen bilden einfach kein gutes Paar“, sagte Johnathan und klopfte Gregory auf die Schulter, ehe er feststellte, dass die beiden ja gar nichts mehr zu trinken hätten und sich anbot ihnen was Neues zu holen.

„John hat Recht“, sagte Bea, „du musst sie loslassen, Greg“, sagte sie ein wenig zu theatralisch, aber Drama war schließlich ihr Element und er verzieh ihr gerne diese

Ader, nicht zuletzt, weil sie ehrlich an seinem Wohl interessiert war. Auch wenn er auf dem Weg zu seinem Wohl, in ihren Augen durchaus für ein wenig Dramatik zu sorgen hatte, damit sie etwas zum Tratschen hätte.

„Das habe ich bereits", sagte er und: „was hältst du davon ein wenig zu ihnen rüberzugehen? Ich kann dir zeigen wie sehr ich losgelassen habe."

Bea grinste breit. Da war das Potenzial für Drama, da war sie dabei. Vor allem Julian und Gregory in Kombination war immer ein Genuss.

Sie machten sich auf den Weg, schlängelten sich durch die Menschentrauben, fanden dann aber nur Julian und Paolo vor, vertieft in ein Gespräch über die Schönheit der Ewigen Stadt.

„Wenn Sie Jeanne suchen, Commander", sagte Julian, „die ist eben raus, ich glaube sie hatte einen Anruf."

„Gregory!", rief Paolo ein wenig zu laut und seine Gesichtsfarbe gab darüber Aufschluss weshalb, „warst du schon mal in *Roma*? Der gute Julian hier war schon öfter dort als ich, und ich bin dort geboren!"

„Nein", sagte Callahan mit einem besonderen Lächeln, „ich fürchte der *gute* Julian war schon öfter in *Rom*, denn ich war noch nie."

„Das kann ja wohl nicht wahr sein!", schrie Paolo, „du kommst morgen mit zu meiner Familie. Dann kann mich meine Frau auch nicht so anbrüllen, wenn quasi mein Chef dabei ist und wir gehen hübsch aus und ich zeige dir die schönsten Plätze." Die rechte Hand auf Callahans Schulter legte Paolo nun die linke auf die des *guten* Julians. „Und du, alter Römer, bist auch dabei, na was sagt ihr?"

Mit einem Male war das Angebot um ein Vielfaches weniger ansprechend für den Commander. Seine Antwort ging aber vollkommen unter, denn ein Wortgefecht, ausgetragen in der Lautstärke einer Kreissäge und geführt zwischen Commander Rao und Commander Hirvonen, ließ den ganzen übrigen Raum verstummen.

Die beiden hatten aus irgendeinem Grund zu streiten begonnen, es hieß nachher, es sei eine Streitigkeit wegen einer ollen Wette gewesen, und daraus hatte sich bald ein lautstarkes Gezanke entwickelt, dem nun alle beiwohnen durften.

„Na guter Freund“, flüsterte Johnathan, was eine vollkommen unnötige Vorkehrungsmaßnahme darstellte, da die beiden Streitenden ohnehin nicht zu übertönen waren. Er kam eben mit den gut gefüllten Gläsern zurück, „Übung macht den Meister. Man kann nicht gleich mit der ersten Wette gewinnen, sonst würde das System ja nicht funktionieren.“

Der Schreiwettbewerb der beiden Offiziere verlagerte sich hinaus, da Hirvonen wütend durch die Tür fortgestürmt war und Rao hinterherlief, um ihm an den Hinterkopf zu werfen, was sie eigentlich von ihm hielt und immer schon gehalten habe.

„Ich habe auch schon die perfekte nächste Wette für deine Ausbildung“, erklärte Williams, „in drei Wochen sind die wieder zusammen.“

„Drei Karten, dass es nur zwei Wochen dauert“, sagte Bea und hatte damit gute Chancen, denn wie die letzten zehnvier Male gezeigt hatten, war bei beiden die Tatsache, überhaupt eine Beziehung geführt zu haben, in nur zwei, drei Tagen per Implantat vergessen gemacht und die nächste Runde eingeläutet, auf das diese ewig bestehende, übernatürliche Anziehung die beiden aufs Neue erfasste.

Erste Gespräche knüpften wieder an wo sie unterbrochen worden waren, da kam Jeanne zurück durch die Tür, durch welche eben die beiden Streithähne gerauscht waren und nutzte die vergleichsweise geringe Lautstärke um sich, an ihr Glas schlagend, Gehör zu verschaffen. Johnathan beeilte sich die Musik leiser zu drehen.

„Es tut mir sehr leid uns allen die Party verderben zu müssen und noch mehr tut es mir um unseren Urlaub leid.

Wir haben einen wichtigen Auftrag bekommen“, verkündete Jeanne, „in zwei Stunden fliegen wir ab.“

Die Party war zu Ende.

Das war es also. Die beiden standen in John Williams Garten. Drinnen herrschte übereilte Aufbruchsstimmung. Alles blieb liegen und stehen und alle Menschen eilten zur Vordertür hinaus und orderten ihre Autos sie abzuholen, was zu einem gewaltigen Durcheinander und Stau führte, einem Phänomen, das man so seit über zweihundert Jahre nicht mehr kannte und das zu noch größerer Verwirrung führte. Wie konnte es sein, das Verkehr nicht immer problemlos floss?

„Nette Party“, sagte Julian, um das drückende Schweigen zu durchbrechen.

Jeanne nickte unmerklich. Jede Bewegung verstärkte ihr Gefühl jeden Augenblick zu platzen. Ihr Herz quoll über, ganz ohne HB und sie war sich absolut sicher, das was sie füllte, das war sie und nicht ihr Chip. Julians Gesicht war kaum auszumachen, nur beleuchtet von den Sternen, einem Fünftel Mond und dem nicht weit genug reichenden Licht der Fenster des Herrenhauses. Sie konnte sich nur auf ihre Erfahrung verlassen, dass dieser Mann wusste, wie sie sich fühlte. Er hatte es gewusst, als sie es selbst nicht gewusst hatte. Heute aber, schien er sich nicht sicher zu sein, was er selbst fühlte.

„Das ist es dann wohl“, sagte er und Jeanne konnte nicht länger an sich halten und schüttelte wild den Kopf.

„Nein“, schluchzte sie, „nein. Das ist kein Lebewohl.“

„Doch“, beharrte Julian, „ich fürchte schon. Dahin, wo ich jetzt gehe, kannst du mir nicht folgen. Niemand kann das und es würde allen Sinn zerstören, weshalb ich selbst dorthin möchte.“

Jeanne war sich noch einer Sache klar geworden seit ihren letzten Gesprächen: Sie hatte es immer gewusst. Julian war kein freier Mann. Er war immer ein Gefangener

seiner Vergangenheit gewesen. Das war es was seine Geschichten so gut gemacht hatte. Das er in ihnen, auf der Jagd nach der Antwort, noch mehr lebte, als in der Gegenwart. Er war ein Gefangener seiner toten Familie, seiner Frau und seiner Kinder und hatte ihnen die Zukunft geweiht, einzig und allein bemüht, Dinge über die Vergangenheit in Erfahrung zu bringen, ohne sich um das Heute und Morgen zu kümmern. Sie hatte es immer gewusst, aber nie wahrhaben wollen.

Aber ganz tief drinnen, da wusste Jeanne dass er Recht hatte. Sie, die sie seit sie ihn kennengelernt hatte, immer hinter ihm hergelaufen war, sie hatte ihn überholt. Ob er von sich aus ginge oder bliebe, für sie war er schon lange verloren, spätestens aber mit ihrer Entscheidung und dem Beginn ihres neuen Lebens.

Er wollte noch irgendetwas sagen, aber Jeanne kam ihm zuvor. Sie trat an ihn heran und gab ihm einen Kuss im dunklen Hain unter den Sternen und dann ging sie ohne ein weiteres Wort zu sagen, wischte sich die Tränen fort und trat ins blendende Licht des nun leeren Erdgeschosses des Herrenhauses. Nur Beth und Bea hatten auf sie gewartet. An der Tür zum Flur standen Adrian und Lily und sahen sie mit großen Augen an.

„Bereit“, sagte Jeanne und versuchte sich an einem Lächeln und es gelang und sie brachen auf.

Als Leo wieder zu Bewusstsein kam, da wusste er sofort was dieses Gefühl, eine lebende Leiche zu sein, bedeutete. Womit hatte er einen solchen Teufel in seinem Leben verdient? Mühsam richtete er sich auf. Er lag in einem weichen Bett, mutmaßlich dem seiner Schwester. So wie sich seine Klamotten auf der Haut anfühlten, war er hier auch einige Tage gelegen. Er hätte es nicht für möglich gehalten, dass jemals jemand an seinen Vater herankommen würde … Aber wie sehr er Lynn hasste!

Stolpernd kam er auf die Beine und schleppte sich nur halb aufgerichtet ins Wohnzimmer, wo er neben seinem Erzeuger auch David am Sofa vorfand. Beide lagen so unbequem da, dass es keine Diskussion drum gab, ob auch sie Opfer Lynns Sedierungsliebe geworden waren. Ein Blick auf das Wandhologramm des Wohnungscomputers verriet ihm das Datum: Fünf Tage waren seit seiner Ankunft auf *MOON1* vergangen.

David! Er hatte von Adrian gewusst, er war bei der *FIM*, er musste David aufwecken! Also rüttelte und schüttelte er ihn bis er vom Sofa fiel, ohrfeigte ihn, als auch das nicht half und schüttete ihm letztlich ein Glas Wasser ins Gesicht. Ob das den Ausschlag gegeben hatte, war nicht zu eruieren, aber David kam doch allmählich zu sich.

„Was zum …“, fragte er so halbtot, wie auch Leo sich fühlte und hielt sich den Kopf, bis sein Chip die Schmerzen unter Kontrolle bekam. Dann war er mit einem Schlag putzmunter und so hochkonzentriert, dass Leo ihn beneiden musste. „Sie hat uns attackiert“, stammelte er und dann fragte er nach der Uhrzeit. Dann nach dem Datum. Seine Augen weiteten sich. „Ich muss sofort nach Hause!“, rief David und war schon halb an der Tür. Leo wollte eben protestieren, da wandte er sich von selbst um und sicherte Leo seine Hilfe zu: „Ich werde sofort schauen wo Adrian ist und es dir schicken. In der Zwischenzeit solltest du aber gleichmal zur Polizei, vielleicht brauchst du mich dann schon gar nicht mehr.“ Damit war er ohne eine Antwort oder auch nur ein Zeichen dafür abzuwarten, seine Worte wären verstanden worden, bei der Tür hinaus und verschwunden.

Leo warf einen geschafften Blick hinüber aufs Sofa neben seinem Vater, auf dem eben noch David gelegen hatte. Wie schön wäre echter, erholsamer Schlaf. Einfach nur zu liegen! Stattdessen roch er an seiner Achsel, zuckte die Schultern und lief gleich David hinterher hinaus auf den Gang.

* * *

Die Polizeistation war sehr gut besucht und sehr unterbesetzt. Warum, das fand Leo bald heraus.

„Wir haben noch keine genaueren Informationen", schien die Durchhalteparole am Schalter zu sein, um besorgte Verwandte und Freunde zu beruhigen. Es hatte offenbar ein schlimmes Unglück in einer Unterwasserstadt gegeben und sie wurde vollkommen zerstört.

„Die Rettungsarbeiten laufen auf vollen Touren", war eine zur Beruhigung gedachte Ergänzung, aber ein Mann sagte darauf bloß: „Welche Rettung? Sie meinen die Bergung der Leichen?", und das blieb in den Köpfen der Leute im Warteraum hängen.

Endlich war Leo an der Reihe und die Dame hinterm Schalter schien hocherfreut eine Anfrage zu bekommen, die nicht mit dem Unglück zu tun hatte, und mit der sie arbeiten konnte.

„Na, Sie haben sich ja schön Zeit gelassen mit der Abholung Ihres Bruders", sagte sie fröhlich, „wahre Bruderliebe", fügte sie mit einem Zwinkern hinzu.

„Ich … war verhindert", sagte Leo, viel zu fertig, um auf diese Unterstellung zu reagieren. „Wo ist er? Wo kann ich ihn abholen?"

„Einen Moment noch", sagte die Frau und hantierte weiter an einem, Leo nicht einsichtigen, Hologramm.

Leo stützte sich am Tresen ab, denn ihm schwindelte. Wann hatte er das letzte Mal gegessen? Es musste noch auf dem Schiff gewesen sein. Dieses Schiff … Auf dem Adrian gewesen war. Und er hatte es nicht gewusst. Wegen ihr.

Die Frau wandte sich vom Hologramm ab und ihm zu. Ihr Lächeln war verschwunden.

„Es tut mir leid Ihnen das mitteilen zu müssen. Aber der Junge ist zurück auf dem Kreuzer *UPMS Sleeping Beauty*. Er scheint sich an Bord geschlichen zu haben."

Leo wurde schwarz vor Augen.

ESPERANZA

wiki.unipedia.uni
Artikel des Tages
Antriebstechnik (*)

„Wenn dich die Natur in einem Unterfangen nicht unterstützen will, dann mach es ohne die Natur."

Dr. Sareh Kara

Lange Zeit sah es so aus, als wären alle Entdeckungs- und Expansionspläne der Menschheit von Anfang an zum Scheitern verurteilt, denn der Überlichtantrieb schien nach allen bekannten Regeln der Physik nicht realisierbar. Auftritt Sareh Kara.

Nach zehnzwei Jahren Arbeit stellten er und sein Team 2038 den *Materienumkehrantrieb (MUA)* (später Mark I) vor. Die Technik erlaubte das Reisen „schneller als das Licht ohne Überschreiten der Lichtgeschwindigkeit". Wortwahl und Theorie erhitzte die Gemüter der Physiker auf der ganzen Welt, allein: es funktionierte. Der in das Raumschiff *Infinity* eingebaute Prototyp lief erfolgreich an, dann verschwand das Raumschiff, nach etlichen erfolgreichen Testläufen, bei einem weiteren spurlos im Weltall. Die Allgemeinheit war begeistert und zahlreiche Physiker retournierten ihre Abschlüsse und gingen ins Kloster.

2042 folgte an Bord der *Infinity II* der nächste Testlauf mit einem optimierten Modell. Das Schiff umkreiste den Jupiter und kehrte sicher zurück.

2047 stellte die HSA (*Human Space Agency*) den *Materienumkehrantrieb Mark II* vor. Eine Testreihe nie gekannten Ausmaßes wurde angelegt: *Heaven's Spark*. Von 2047 bis 2058 wurde ein weiter optimiertes und fehlerbereinigtes Modell entwickelt, der *Mark III*, und als erstes Modell an privatwirtschaftliche Unternehmen verkauft. Die Zukunft der privaten Raumfahrt schien unmittelbar bevorzustehen, da kamen die Neuralimplantate in die Quere. Während die breite Masse der Menschheit in virtuelle *Layer* entschwin-

det, lichteten sich auch die Reihen der Entwickler und Ingenieure. Dazu kamen technische Probleme, welche die Natur gnadenlos in den Weg warf und 2071 wurde die aktive Weiterentwicklung des *Mark III* abgebrochen und alle Mittel abgezogen.

Als man 2122, die Welt war frisch unter gemeinsamer Führung vereint, den Blick zurück in die Sterne wandte war Kara unauffindbar verschwunden, aber fixfertige Pläne für einen *Mark IV* vorhanden. Der *MUA Mark IV* wurde daraufhin unverändert in die Schiffe der *Euphoria*-Baureihe eingebaut, mit der man zum ersten Mal das eigene Sonnensystem verließ (und auch zurückkehrte). Die Geschwindigkeit des *MUA Mark IV* wird Kara zu Ehren als K1.0 bezeichnet.

Durch den Verlust von Kara und seinem Expertenteam mussten sich neue Köpfe in die Materie einarbeiten und Fortschritte waren lange nicht in Sicht. Erst 2135 stellt die Firma *PhotoN*, den *MUA Mark IV-2* vor, eine leicht verbesserte, aber weitaus energieeffizientere und kleinere Version des Antriebs, die nebenbei mit K1.2 auch noch merkbar schneller war. *PhotoN* deklassierte damit jegliche Konkurrenz, die noch damit befasst war, den *Mark IV* zu verstehen und wurde zum Exklusivzuliefer der *HSA*. Es darf allerdings nicht verschwiegen werden, dass *PhotoN* Karas Labors aufgekauft hatte und damit wirklich über alle verfügbaren Ressourcen verfügte.

Als 2143 *Projekt Venus* erfolgreich beendet wurde stiegen die Erwartungen, dasselbe auf anderen Planeten zu wiederholen. Um entsprechend geeignete Planeten zu erreichen, bedurfte es des nötigen Antriebs. *PhotoN* wurde nach *Helios* zum teuersten und wertvollsten Unternehmen der Welt und konnte mit den neuen Finanzmitteln die Forschung intensivieren.

Am 8.9.2146 stellte das Unternehmen den *MUA Fidelity* vor. *Fidelity* schaffte K2.4, war aber um ein Vielfaches größer als der *Mark IV-2* oder der 2142 vorgestellte *Mark*

IV-2s (K0.8) für kleinere Raumschiffe. Trotzdem ist man ob der Geschwindigkeitsverdoppelung begeistert.

Die Entwicklung hatte wieder Fahrt aufgenommen und sollte eine ungekannte Abfolge von Erfolgen hervorbringen.

Die Timeline:

2148: *MUA Evolution* (IV-c; K2.8)

2152: *MUA Consistency* (IV-d; K2.9, stark verringerter Energieverbrauch, größeres Volumen)

2154: *MUA Consistency b* (IV-e; Fehlerbehebung; Consistency konnte überhitzen und das Raumschiff manövrierunfähig im All zurücklassen (*Terracotta-Zwischenfall*))

2155: *MUA Modo* (IV-f; K3.1)

2158: *MUA Loop* (IV-g; K3.2)

2164: *MUA JUMP* (IV-j; K4.0 für kurze Zeitintervalle, K3.8 im Dauerbetrieb)

2167: *MUA Pluto* (IV-p; K4.2)

2171: *MUA Venus* (IV-v; K4.3

2179: *MUA Mark V* (V-a; K5.8; ausschließlich Prototypen und nur in Versuchsschiffen eingesetzt)

2188: ***MUA Mark V Revolution*** (V-n; K5.0; erster als sicher geltender Mark V. Die Ingenieure hatten es aber bis zuletzt nicht geschafft den Energiefluss für K5.8 vollends unter Kontrolle zu bekommen. Daher wurde der MUA auf K5.0 re-spezifiziert.)

2195: ***MUA Mark V*** (V-II; K5.8)

Endlich hatte man den Antrieb unter Kontrolle und konnte sein ganzes Potential ausnutzen. Teilweise konnten alte Modelle umgerüstet werden.

2198: ***MUA Mark V II*** (V-III; K6.4)

Die Ingenieure hatten nun den Dreh raus. Sie packten den neuen Antrieb in alle Größen und Formen. Der Mark V II ersetzte alle seine Vorgänger und wurde zum erfolgreichsten Modell aller Zeiten.

2200: *MUA Mark V II Millennia* (V-III_m; K6.6)

2204: *MUA Mark V II* (V-III-3; K7.0)

2207: *MUA Mark V II* (V-III-4; K7.0)

Bei K7 schien man an die Grenzen des neuen Designs zu geraten – höhere Geschwindigkeiten bräuchten ein Vielfaches an Energie – die man nicht in gegenwärtigen Raumschiffen erzeugen konnte. Der neue Fokus lag bei Größenreduktion und Energiesparmaßnahmen. Die Namen machen klar, hier handelte es sich um inkrementelle Verbesserungen und Modellpflege.

2212: *MUA Mark V II* (V-III-6; K7.0)

2220: *MUA Mark V II* (V-III-7; K7.0)

2224: *MUA Mark V II* (V-III-8; K7.0)

2231: *MUA Mark V III* (V-IV; K7.8)

Unter der Leitung *Lian Kim Thanhs*, einer genialen Forscherin des Kalibers Kara, gelag ein neuer Durchbruch. In Thanhs Kopf formte sich schon der *Mark VI* am Horizont.

2238: *MUA Mark V IV* (V-V, K8.4)

2248: *MUA Mark VI* (VI; K12.4)

Mit dem Mark VI brach Thanh mit vielen Konzepten der Vorgänger und schuf einen grundlegend neuen Antrieb, der ungeheuer schnell und dabei nicht soviel größer als sein direkter Vorgänger war. Den Energiehunger konnte man nur mit den Reaktoren in einem Großraumschiff stillen. Das erste, welchen diesen Antrieb bekam: die *UPMS Sleeping Beauty*.

wiki.unipedia.uni
Artikel des Tages
Mensch, Der

Unabhängig von der biologischen Systematik wird heute der Begriff „Mensch“ nicht bloß als Bezeichnung für die entsprechende Art der Gattung Homo, sondern auch für die Art der Gattung Aeonii, welcher die *Amane* angehören, verwendet. Diese sprachliche Anpassung war ein wesentliches Anliegen im Zuge des Einigungsprozesses und ein nicht verhandelbarer Grundstein in der Weiterentwicklung von *Standard*. Damit stellte man die Erfordernisse, der von *Menschen* geformten Zivilisation über die Erfordernisse der Natur, nach systematisch korrekter Einteilung der Lebewesen. Alle Bürger der Union waren gleich, alles Menschen, sowohl die *Sol*, Gattung Homo, Spezies Sapiens, als auch die Amane, Gattung Aeonii, Spezies *Aman*.

Die *Sleeping Beauty* hatte den Auftrag mit Höchstgeschwindigkeit in den *Mar*-Sektor zu fliegen. Die bereits vor *Neos* durch die Nachrichten fleuchende Meldung, eine junge Kolonie sei nicht erreichbar, hatte sich überholt. Heute sprach man von einem vollständigen Ausfall seit Wochen. Damals hatte man Schäden an den *UniNet Relays* vermutet, aber das losgeschickte Wartungsschiff, das sie reparieren sollte, schien nichts erreicht zu haben. Heute wusste man dass selbst die Versorgungschiffe, welche die junge Kolonie *Esperanza 1* mit allem Lebenswichtigem versorgte, nicht leer zurückgekehrt waren. Sie waren gar nicht zurückgekehrt. Seit drei Wochen. Man konnte nur hoffen, sie wären angekommen, ansonsten litte die Station an einer akuten Unterversorgung.

Nun, *Civilization* kam in Erklärungsnot und wie immer, wenn bei *Civilization* etwas nicht rund lief, hatte das Militär auszuhelfen.

Die Besatzung der *Sleeping Beauty* war, gelinde gesagt, von gemäßigt guter Stimmung. Nach der anfänglichen Verschiebung des Urlaubs für den Einsatz über *Neos* war nun der endlich *an*gebrochene Urlaub gleich wieder *unter*brochen worden. Und warum man einen Kreuzer schickte, wenn ein paar *Relays* kaputt gingen – in den Nachrichten sprach man noch immer von Störungen der *Relays*, und was sollte es auch sonst sein? – schien niemandem ganz einzugehen.

Jeanne war mulmig. Nielson hatte sie beiseite genommen, als die Besatzung in rascher Abfolge am *Di Tolore-Raumhafen* zusammenkam und das im Wartungsdock liegende Schiff, mit der noch nicht vollständig erneuerten Hülle, bestieg. Die meisten kamen direkt vom Meer, aus den Bergen oder vom Campen und Nielson nahm Jeanne beiseite, um ihr das Wenige zu sagen, das er wusste. Und es war nicht viel und die Zeit drängte.

„*Esperanza 1*“, kam er auf den Grund zu sprechen, der sie aus dem Urlaub gerissen hatte, „wir haben vier Wochen nichts von der Kolonie gehört. Wir sind vollkommen überfragt, es gibt dort nichts von Interesse, aber mittlerweile werden nicht drei, sondern fünf Schiffe vermisst. Darunter ein losgeschicktes Wartungsschiff, welches alle *Relay*probleme hätte beheben können.“

Fünf Schiffe. Das mulmige Gefühl, dass Jeanne dabei befallen hatte, als er das gesagt hatte, es hatte sie nicht mehr losgelassen. Während der Rest der Besatzung sehr effektiv versuchte das Urlaubsgefühl nicht zu verlieren und die Unterhaltungsdecks immer gut gefüllt und die Partys nie zu Ende waren, als wäre man auf einer Kreuzfahrt und keinem Kreuzer des Militärs, währenddessen fragte sie sich, was in *Mar* schiefgelaufen war.

„Wir wissen nicht was sich dort abspielt, aber da der Sektor sowohl an *Naphta*, als auch an *Kalm* anstößt bedarf es keiner großen Weitsicht eine gewisse „Interessensgemeinschaft“ dahinter zu vermuten.“

Jeanne schaute grimmig. *Somnia*. Ganz allmählich gingen die ihr mächtig auf den Geist.

„Aber in *Mar* ist doch nichts“, sagte sie, denn es stimmte. Der Sektor war erst vor etwa zwei Jahren erschlossen worden und *Esperanza 1* war die erste Kolonie. Er war unter allen bekannten Gesichtspunkten vollständig wertlos.

Nielson ging nicht auf ihre Aussage ein. „Die *Sleeping Beauty* hat den schnellsten Antrieb der Flotte. Wir zählen auf Sie. Finden Sie heraus, was da vor sich geht. Aber seien Sie wachsam. Unsere Feinde sind nach zwei Siegen sehr stark. Es könnte ein Ablenkungsmanöver sein. Oder Schlimmeres. Vielleicht haben wir etwas übersehen und feindliche Agenten lauern überall. Finden Sie heraus, was das vor sich geht und schicken sie alle Informationen nach *Naphta*, direkt an Admiral Aziz.“ Er schmunzelte. „Gratulation, Jeanne, jetzt arbeiten Sie mit den großen Fischen.“

Das war es aber nicht, was Jeanne beschäftige. Selbst für die *Sleeping Beauty* war der Weg in den *Mar*-Sektor kein Katzensprung. Acht Tage mit dem schnellsten Antrieb der Flotte war eine Ansage. Und *Somnia*. Agenten, dachte Jeanne. Sie hatte einen getroffen, zweimal. Aber entgegen Callahans Befürchtungen stand der auf ihrer Seite und Jeanne hatte ihn überlebt.

„Ihr Agent hat übrigens ziemlich viel Staub aufgewirbelt", sagte sie. „Ein Offizier glaubte, er habe es auf mich abgesehen und eine Offizierin hat sich Hals über Kopf verliebt."

„Das kann ich mir gut vorstellen. Die Offizierin war aber doch kein Captain?", fragte Nielson mit einem unerwartet schelmischen Grinsen.

„Nein", antworte Jeanne, „die war anderweitig beschäftigt", und sie dachte an Julian, der nicht wieder mit der *Sleeping Beauty* auslaufen würde. Nielson betrachtete sie einen Augenblick sehr amüsiert, ehe sein Gesichtsausdruck wieder in Sorge umschlug.

„Wie fühlen Sie sich?", fragte er.

„Bereit", antwortete Jeanne.

Nielson lächelte und drückte Jeanne an der Schulter. „Ich wünsche Ihnen alles Gute, Jeanne."

Da überkam sie ein sehr unsinniges Gefühl, ein sehr brutales und trauriges Gefühl.

„Misonos", sagte sie und sagte es, so schnell es ging, um sich nicht doch zu sehr zu fürchten es wirklich zu fragen. Sie sagte: „Darf ich Sie umarmen?"

Er schien nur einen klitzekleinen Augenblick erstaunt, ehe er tatsächlich lachte und seine Arme ausbreitete. Während sie einander umarmten war sich Jeanne ganz sicher: Sie würde ihn nicht wiedersehen.

Jeanne fixierte das Handteil mit äußerster Konzentration. Sie stand alleine im privaten Teil ihres Quartiers, nahezu exakt einen Meter vor der Kommode, als wäre es wichtig diesen Abstand zu halten, als erfordere

die Garderobe, oder ihr Inhalt, ihren vollen Respekt. Ohne auch nur zu zwinkern fokussierte sie auf das Handteil dieser einen Schublade, die mit dem bis vor kurzem so wertvollen Inhalt. Der Moment war da. Mit einem entschlossenen Ruck zog Jeanne an der Lade und hatte sie vollends herausgezogen und ohne den Inhalt mit einem Blick, dem geringsten Teil ihrer Aufmerksamkeit, zu bedenken, stellte Jeanne sie auf den Kopf und der Inhalt landete, nicht ganz ungesehen, aber zumindest kaum wahrgenommen, in einem undurchsichtigen, schwarzen Sack.

Die *Sleeping Beauty* war wieder unterwegs.

„Ich glaube ich stelle mich dann auch mal für einen neuen Körper an“, sagte Bea und zog zum x-ten Male seit Johns Party an Jeannes rechtem Ohr, „ich habe da eine kleine Narbe, ohne der ich ganz gut leben könnte.“ Sie saß mit Jeanne und Bea an einem Tischchen im *Zeitkontinuum*. Es war Kulturabend auf der *Sleeping Beauty*, an sich noch nichts besonderes, denn es war an zehnzwei von zehnvier Tagen Kulturabend, immer Montag bis Samstag, aber am schönsten war es immer, wenn er, wie heute, unter anderem in ihrer aller Lieblingslokal stattfand. Die *Sleeping Beauty* hatte bekanntermaßen zehnzwei Unterhaltungsdecks und jeden Abend, ausgenommen der Sonntage, kümmerte sich ein anderes Deck um die Austragung. Kulturabende waren von allen heiß geliebt, denn um die Kunden für den jeweiligen Abend ins eigene Etablissement zu locken wurden die Betreiber sehr kreativ und nutzen kunstvolle und ausgeflippte *Layer Melts* um alte Rockstars wiederauferstehen zu lassen, Sagengestalten zum Leben zu erwecken - eben vorhin war ein Drache an ihrem Tisch vorbeigewatschelt, dicht gefolgt von einem schwerttragenden Helden, der „Brunhild, komm zurück!“ gerufen hatte … - Teile des Lokals auf hohe Berge und andere in weite Wüsten zu verlegen oder die Luft mit durchdachten Ge-

ruchsinstallationen zu bereichern. Mmm, Morgentau mit einem Hauch von frisch gemähtem Gras …

„Wenn du noch öfter an meinem Ohr ziehst, war bald alles umsonst, denn dann ist das eine länger, als das andere."

„Zeig mal her", sagte Beth zu Bea, „vielleicht kann ich ein Auge zudrücken und feststellen, dass es dich psychisch sehr belastet und es zur Wahrung der Sicherheit am Schiff verantworten, es dir weg zu machen."

„Oh", machte Bea und grinste sehr, sehr breit, sodass ihre beiden Freundinnen erahnen konnte, wo die besagte Narbe in etwa liegen durfte. Und sie hatten Recht: „Wenn ich sie dir hier zeige, dann könnte ich in Zukunft tatsächlich psychisch belastet sein, denn dann lässt man mich nicht mehr hier herein."

Wie auch die vergangenen Abende waren die Unterhaltungsdecks zum Bersten gefüllt. Nach dem anfänglichen Ärger über den erneut verschobenen Urlaub waren viele in eine Art versteckte Trotzreaktion gewechselt und offensichtlich bereit die Unterhaltungsmöglichkeiten der *Sleeping Beauty* auf dieser Fahrt in jeder freien Sekunde weidlich auszunutzen.

„Ich kann mir wirklich kaum vorstellen, dass du die Energie bekommst. Und wenn du Einstein wärest. Hier an Bord herrscht ein strenges Regiment, als wäre die Energie rationiert und uns stehen sieben Jahre ohne Nachschub bevor. Oder, als diene es der schwarzen Magie und es könne dich verbotenerweise fliegen lassen", hörte man Williams zu Takeshi und Callahan sagen, die am Tisch hinter Bea saßen.

„Sooo?", rief Bea, ohne sich umzudrehen, „Ich glaube ich kenne eine Möglichkeit, wie einen Energie fliegen lässt. Ein gut platzierter Tritt bekommt das schon hin."

„Dank der kurzen Leine, die mit der Energie kommt, habe ich keine Angst nicht mehr heimzufinden", sagte Williams, ebenfalls ohne sich umzudrehen in die Männer-

runde, aber laut genug, dass es auch die Damen und die nächsten zwei anderen Tische hören konnten.

„Oh, das kommt drauf an wie du aufschlägst“, sagte Bea sehr laut zu Beth und Jeanne.

„Wie wäre es, wenn ihr beiden euch einen Tisch teilt“, sagte Jeanne am einen Tisch und Callahan fast wortwörtlich am anderen. Und Bea und Williams beeilten sich zu sagen, das wäre gar nicht nötig und sie würden sich schon benehmen. Takeshi, der ja auch bereits unter Energieentzug seitens Bea gelitten hatte, hielt sich an die stumme Vereinbarung, sich bei keinen bereits laufenden Schlachten einzuklinken. Außerdem waren seine Auseinandersetzungen mit Bea selbstverständlich rein technischer Natur und wurden auch in den Grenzen dieses Gebiets ausgetragen, während jene zwischen Bea und John sehr schnell alles Mögliche, durch und durch Nicht-Technische, miteinbezogen.

Jeanne war so zufrieden mit ihrem Leben wie schon lange nicht mehr. Ihr Körper, da war sie sicher, hatte daran einen gewaltigen Anteil, denn der war eine Offenbarung: Sie hatte es fast vergessen wie schön es war, wenn einem nichts wehtat und wie sehr Schmerzen und Abgeschlagenheit die Stimmung trübten. Dazu kam die abgelegte Abhängigkeit von ungesunden Substanzen, auch wenn dieser Punkt mit Vorsicht zu genießen war, denn auch wenn sie körperlich keinen Fix mehr brauchte, allein die Gewohnheit und das erwartete High waren noch Versuchung genug. Vor allem aber war sie zufrieden mit ihrem Platz in der Welt. Nielson schickte Sie mit drängenden Aufträgen durchs Universum und er hatte sich für ihren Einsatz über *Neos* bedankt und gesagt, sie habe alles zu seiner absoluten Zufriedenheit erledigt. Das es für *Neos* trotzdem nicht gereicht hat, das war sie bereit, als jenseits ihres Einfluss liegend zu akzeptieren. Im Wesentlichen zumindest.

Wer Jeanne allerdings fehlte war Julian. Sie waren bereits wieder sieben Tage unterwegs und ihr sonst so unum-

stößliches Date war ausgefallen und würde ab jetzt immer ausfallen. Das machte ihr zu schaffen, denn sie merkte bald, dass sie sich offensichtlich stets noch mehr darauf gefreut hatte, als ihr bewusst gewesen war. Bea und Beth taten ihr Bestes um sie abzulenken und sie waren toll, sie waren die Besten, aber Jeanne war klar, dass erst die Zeit den Stich lindern würde.

Was ihren neuen, so eilig erteilten Auftrag anbelangte, so war Jeanne bereit ihm größten Ernst entgegenzubringen und das bekam auch ihre Besatzung zu spüren, ob sie nun nach Urlaub lechzten oder nicht. Jeanne ließ alles vorbereiten, das vorzubereiten war. Es gab Drills für die gesamte Besatzung, Verhalten in Gefechtssituationen, Bedienung der Zweitrolle[49] (Jeanne vermutete immer noch übles Spiel wenn sie an die gegenseitige Zuteilung der Zuständigkeiten zwischen Bea und John dachte) und rasche Räumung und Evakuierung von Teilen des Schiffes. Jeanne ging sogar so weit, dass sie sich, entgegen jeder persönlichen Überzeugung, darüber informierte, welche Möglichkeiten zur Einflussnahme auf ihre Besatzung ihr die Implantate ermöglichten, mit der großen Hoffnung, diese nie ausschöpfen zu müssen. Doch Gregorys Maßnahmen nach *Neos* hatten schnell Erfolge gezeigt und sie wollte zumindest über alles in ihrer Trickkiste Bescheid wissen, ob sie sie dann auch einsetzte, wäre eine getrennt zu beantwortende Frage. Und als sie letztlich die Sektorgrenze zu *Mar* erreichten, da ordnete Jeanne Alarmstufe Gelb als den neuen Normalzustand an. Sollte es sich tatsächlich um die Alieninvasion handeln über die John Williams noch scherzte, dann hätte Jeanne ein reines Gewissen was ihre Vorbereitungen betraf.

---

[49] Jedes Besatzungsmitglied hatte neben der alltäglich ausgeführten Hauptfunktion mindestens eine zweite angelernt, um im Ernstfall mit weniger Leuten den Betrieb des Schiffes aufrechterhalten zu können.

„Jetzt hast du erst recht wieder vier Kinder“, sagte Bea zu Beth und spielte damit auf Adrian und Lily an, die sich, anstatt brav am Steg auf Luca zu warten, an Bord geschlichen hatten. Es hatte alles so schnell gehen müssen, dass Beth sie von der Party mit zum Raumhafen genommen und dort unter die Aufsicht eines jungen Petty Officers gestellt hatte, um auf die Abholung durch ihren Mann zu warten. Stattdessen fand sie die beiden zwei Stunden später in ihrem Quartier am Hologenerator. Sie würde ein ernstes Wort mit diesem Offizier zu reden haben, wenn sie erst wieder zurück wären. Was die Kinder betraf, sie schimpfte sie, aber da sie, wie der große Rest der Mannschaft, mit keiner langen Urlaubsunterbrechung rechnete, hielt sich ihr Missvergnügen dann doch in Grenzen.

„Nein“, antwortete die, „jetzt habe ich drei. Zwei kleine Lausebengel und dich. Ich hoffe nur du kommst nie nachts zu mir ins Bett, weil du schlecht geträumt hast.“

Und so kam der Tag heran.

„Wir erreichen die Kolonie in knappen fünf Minuten, Captain", hörte Jeanne Callahan sagen. Sie zuckte hoch aus ihren Studien zur jungen Geschichte des Sektors und der Koloniegründung, stand rasch auf, drückte auf die wehe Stelle am Nacken, eine Konsequenz des vielen Sitzens der letzten Tage und zur Abwechslung mal nicht ein Anzeichen ihres nahenden Todes, und trat aus ihrem Raum auf die geschäftige, vollbesetzte Brücke hinaus.

„Commander Medici!", sagte sie, „Alarmstufe Rot! Commander Costa, geben Sie Commander Williams Bescheid! Commander Rōdling, machen Sie eine Durchsage. Jeder soll sich in Bereitschaft halten, freies Personal die Quartiere aufsuchen! Das ist keine Übung!"

Sie setzte sich in ihren Stuhl und blickte auf die Daten des Hologramms, welches sich augenblicklich zu ihrer Linken aufbaute.

„Esperanza 1“ stand in großen Lettern und darunter fanden sich allerlei Daten und Details zur Kolonie, welche vor nicht mal zwei Jahren auf einem kleinen Eisplaneten gebaut wurde, welcher durch und durch aus gefrorenem Wasser bestand und daher von großem Interesse war.

„Wir haben den Planeten erreicht!", gab Navigations-Rōdling bekannt und holte Jeanne damit aus ihrer Lektüre, die sie ohnehin schon auswendig kannte, „ich bringe uns in einen geostationären Orbit!"

Jeanne nickte stumm. „Commander Feng, sobald Sie Bilder haben, schalten Sie sie auf den Schirm!" Auch er nickte.

Dann hatten Sie Bilder.

Ausrufe des Grauens entwichen aus zwei, drei Kehlen. Den anderen fehlte die Sprache oder sie konnten ihr Entsetzen besser verheimlichen. Aber zu sehen bekamen sie alle das Gleiche: Dort, wo eigentlich eine kleine Siedlung mit über zehnzweitausend Menschen stehen sollte, war kaum noch mehr übrig als ein großer Trümmerhaufen. Die stählerne Kuppel, welche die darunterliegende Siedlung vor den Einflüssen der dünnen Atmosphäre und eisigen Kälte schützen sollte, war eingestürzt und hatte weite Teile der Stadt unter sich begraben. Nur hier und da erkannte man noch einige, wenige Überreste von halbwegs intakten Gebäuden, meist konnte man aber nicht mal mehr von Grundmauern sprechen. Erst zum Stadtrand hin, nahe an der Kuppelwand, waren noch vermehrt gebäudeähnliche Konstruktionen auszumachen, nur die Hoffnung, sie könnten noch Leben beherbergen wollte sich bei Jeanne nicht einstellen.

„Commander Callahan!“, sagte Jeanne leise, aber in der Stille hörten sie alle, „Bereiten Sie Landungstrupps vor. Schwere Panzer!"

„Schwere Panzer", wiederholte Callahan grimmig.

Jeanne, auf ihrem Weg zur Tür, wandte sich um. Alle Augen lasteten auf ihr. „Eins ist klar, das", sie deutete auf die Bilder des Hologramms, „war kein Unfall!"

Damit war sie schon halb durch die Tür gelaufen, als sie feststellen musste, dass sie sich nicht für sie öffnete.

„Noch etwas ist klar“, sagte Commander Callahan, „Sie gehen da nicht hinunter, Captain.“

Jeanne war drauf und dran lautstark zu protestieren, aber ein Blick in die Gesichter ihrer übrigen Offiziere zeigte augenblicklich, dass sie hier einen aussichtslosen Kampf führen würde.

„Na gut“, gab sie sich geschlagen, „dann gehen Sie, Commander. Aber ich will volle Bildübertragung.“

So setzte sich Jeanne wieder in ihren Stuhl um Däumchen zu drehen, während sich Callahan, sowie Rao und Medici, mit den Landungstrupps auf die Planetenoberfläche begaben.

Commander Rao, Offizierin für Außeneinsätze, noch etwas mitgenommen von der eben durchlebten Trennung, aber auf dem besten Weg sie zu vergessen, sprach sich wiederum vehement gegen ein Mitkommen Callahans aus. Das sei der Moment „die Profis ranzulassen“. Callahan aber war nicht weniger stur, als ihrer aller Captain, ja stieg sogar ins erste der Landungsschiffe.

Beim Landeanflug war die Stimmung getrübt. Die zehneins Soldaten Callahans Trupp saßen stumm in ihren Sitzen, die Waffen bereit, hier und da noch den Panzer nachjustierend und anderes Equipment prüfend. Es war sehr außergewöhnlich zweimal in so kurzer Abfolge schwer bewaffnete Außenmissionen zu führen und niemand war erpicht auf eine weitere. *Neos* war noch zu frisch.

Sie flogen über die Ruine einer vor kurzem noch aufblühenden Stadt und die Hologramme zeigten ein detailreiches Bild der Zerstörung. Es handelte sich bloß noch um

ein Skelett, die Gebäude nicht mehr als Gerippe zwischen der zerstörten Außenhülle. Callahan verstand es nicht. Was war hier geschehen? Wie konnte es, die geschwärzten Überreste der Kuppel deuteten es zumindest an, von außen eine Explosion gegeben haben? Wer sollte eine so unbedeutende Kolonie attackieren und vernichten? Jeanne, welche die Bilder der Zerstörung auf der Brücke zu sehen bekam, hatte einen Verdacht, was das *Wer* betraf und war ebenso ratlos, wenn es um das *Warum* ging.

Das Schiff setzte mit einem sanften Ruck auf und Callahan öffnete mit einer raschen Bewegung die Ausstiegsluke. Wie oben beim Einstieg war Callahan auch beim Ausstieg der Erste, der Erste, der auf die Oberfläche des atmosphärearmen Planeten mit seinen hundertfünfzehn Minusgraden trat. Ihr Landeplatz lag etwa einhundert Meter vor den Überresten der Kuppelwände. Callahan wartete kaum bis seine Leute ausgestiegen waren, dann eilte er voran, nicht mehr daran denkend, dass er eben noch Rao versprochen hatte, ihr das Kommando zu überlassen.

Sie eilten mit drei Meter weiten Schritten voran, als links und rechts die übrigen sieben Shuttles landeten und mehr Soldaten herausquollen und bald acht Armeisenstraßen auf die Ruine zuliefen.

„Zusammenbleiben!“, ordnete Rao an, als sie die Außenmauer erreichten, „keiner geht alleine voraus bis wir wissen was geschehen ist. Bewegung nur als Gruppe. Das gilt auch für Sie, Commander! Beim Verdacht einen Überlebenden gefunden zu haben, ist Bescheid zu geben. Und jetzt los!“

Ein Schutthügel half über die Überreste der Mauer und von dieser erhobenen Stelle blickten sie auf ein fast kreisrundes Trümmerfeld mit zwei Kilometer Radius hinab.

Große Teile der Kuppeldecke lagen über der Stadt verteilt, außen geschwärzt, innen aber blitzblank und hatten die meisten Gebäude eingeebnet. Ein Umstand, dem zumindest manche ihr Leben verdanken könnten. Wenn die

Trümmer günstig gefallen wären könnten zumindest vereinzelt noch luftdichte Räume bestehen. Bliebe nur noch das Problem der extremen Kälte …

Callahan fiel aber auch rasch auf, dass die Fläche der Trümmer nie an die der Kuppel heranreichen konnte. Es schien als würden Teile fehlen, als wären Teile verschwunden, wie durch große Hitze verdampft, was sich mit den Schwärzungen der Außenhülle decken mochte. Die Soldaten schienen zum gleichen Schluss zu gelangen: „Das war garantiert ein Angriff", hörte er jemanden hinter sich sagen.

Rao gab ihre Befehle: „Wenn noch jemand am Leben ist, dann unter diesen Trümmern. Ich will, dass jeder nach einem Zugang zu den unterirdischen Ebenen sucht. Keiner steigt selbstständig ein. Ein unbedachtes Öffnen könnte zum Tod Überlebender führen. Jeder Fund wird an mich gemeldet! Seien Sie vorsichtig." Dann führte sie die Hälfte der Truppe, zu der auch Callahan gehörte, geradewegs zu den besterhaltenen Gebäuden, während Medici die Übrigen tiefer ins Epizentrum der Zerstörung führte, welches fatalerweise auch mit dem Mittelpunkt der Siedlung koinzidierte.

Die Gebäude am Rand der Siedlung schienen großteils unbeschädigt, sah man von den allesamt zerstörten Gläsern der Fenster ab, die zerbröselt im Inneren verteilt waren. Aber auch mit heilen Fenstern wäre keines davon luftdicht gewesen.

Die Gruppe teilte sich weiter in die einzelnen Trupps auf, um möglichst zügig alle Orte abzusuchen, an denen sie den Sensorbildern zufolge, noch eine Chance sahen, Überlebende zu finden. Aber die Wärmebildaufnahmen gaben keinen Grund zur Hoffnung.

Abgesehen von der Kälte besaß *Esperanza 1* eine nur sehr dünne und für Menschen toxische Atmosphäre. Dreizehn Minuten, hatte Aufklärungs-Motwani eben berechnet, war

die Zeit, die es brauchen würde, nach Exposition zu sterben.

„Das Zeug, das sie im Ersten Weltkrieg losgelassen haben, Senfgas und so, das ist geradezu ein Witz dagegen. Also ja, man stirbt an beidem, aber das hier … das dauert ewig und klingt nicht sehr appetitlich … Geplatzte Adern, Blut aus den Augen, Atemnot, Schwindel, Desorientierung, Schaum vorm Mund und langsame Zermatschung der Lungen und-“

„Danke, Commander“, sagte Jeanne bestimmt. Ihr hatte die Einschätzung, dreizehn Minuten bis zum Tod, genügt. Dreizehn Minuten, wenn einen nicht die Kälte zuvor getötet hätte, was, so wie es klang, tatsächlich die bessere Alternative darstellte.

Der Mensch konnte nur unter dem gigantischen Stahlschild überleben, den man beim Bau der Kolonie gleich ganz zu Anfang hochgezogen hatte. Er erstreckte sich über die ganze Stadt wie ein künstlicher Himmel. Fehlte dieser Himmel bedeutete das den sicheren Tod. Hier hatte der Himmel sie sogar begraben.

„Wissen wir schon etwas über die Ursache der Zerstörung?“, fragte Jeanne die Gruppe Takeshi, Williams und Feng, die sich seit zehn Minuten damit befasste.

Augenblicklich erschien ein Hologramm, dass die zerstörte Kolonie im Jetztzustand zeigte, ehe die Trümmer hellgelb leuchteten und sich erneut zusammensetzen, um die Kuppel wiederherzustellen. Eine Kuppel mit einem gewaltigen Loch.

„Das“, sagte Takeshi und deutete auf den Fehler in der Rekonstruktion, „war ein Torpedo oder etwas Vergleichbares. Ein Einschlag und eine Explosion. Mit einer Strukturschwächung dieser Größe kann die Kuppel ihr eigenes Gewicht nicht tragen. Die Kräfte führen zu einer Verformung, sofortige Risse und dann-“ Die simulierte Kuppel brach in sich zusammen.

„Können Sie anhand der Pläne und der Position der Bruchstücke bestimmen, ob es, und wenn ja, wo es eine Chance auf luftdichte Räume geben könnte?“ Die nebenbei noch beheizt sind, fügte sie düster in Gedanken hinzu. „Und wissen Sie schon, wann das geschehen ist?“ Und warum? Kann mir irgendjemand sagen, warum? Was wollte *Somnia* damit bezwecken?

Takeshi schüttelte den Kopf. „Die Trümmer sind kalt, ebenso alles, was wir hier von der Anlage sehen. Aber bei der Außentemperatur. Es hätte vor drei, vier Stunden sein können oder gestern oder vorgestern oder vor einer Woche.“

Callahans, durch den Kampfpanzer fast verdoppeltes Gewicht, trat den mit Trümmern überhäuften Boden. Schließlich hatten sie die ersten Leichen entdeckt. Sie schienen auf den ersten Blick unverletzt und bloß zu schlafen, sah man von der verfärbten Haut ab.

„Diese hier müssen sofort tot gewesen sein“, erklärte Beth die Aufnahmen für die Brücke. „Die Druckwelle der Explosion in einem noch geschlossenen Raum. Dann gar kein Druck mehr, als die Luft innerhalb einer Zehntelsekunde entweicht und es dafür Trümmer regnet.“

Heute schien nicht einmal Beth Jeannes Laune bessern zu können.

Callahan und seine Leute hatten die Gebäude am Kuppelrand aufgegeben und waren Medicis Leuten in das Zentrum der Anlage gefolgt. Eben erreichten sie die Überreste der Stationsverwaltung. Wie durch ein Wunder war das Verwaltungsgebäude, sah man von den fehlenden Fenstern ab, relativ unbeschädigt, was, betrachtete man die vollständig zerstörten Gebäude in der unmittelbaren Umgebung, fast ein Gefühl von Bedeutung aufkommen ließ.

Sie erreichten die Tür und der vorderste Soldat warf sich aus dem Lauf und ohne zu Zögern dagegen, was das bereits stark mitgenommene Material endgültig zum Nachgeben bewegte. Sofort stürmten zwei weitere Solda-

ten hinterher, dicht gefolgt von Callahan und den Übrigen. Doch was sie erwartete waren keine Überlebenden, noch waren es Feinde. Etwas viel Scheußlicheres lag in diesen Gebäuden. Es waren weitere Leichen. Aber diese hier schienen nicht unschuldig zu schlafen.

Jeanne besah die Aufnahmen und sie fühlte sofort dass etwas mit ihnen nicht stimmte, lange bevor sie wusste was genau es war, das sie daran störte. Dann sog sie Luft durch die Zähne: die Köpfe!

Einige Personen auf der Brücke wandten angeekelt die eigenen Köpfe, eine Sache, welche die Toten auch dann nicht mehr gekonnt hätten, wären sie unerwartet zu neuem Leben erwacht. Denn deren Köpfe waren aufgeplatzt wie Wassermelonen, sofern man sie aus mehreren Metern Höhe fallen ließe. Eigentlich wäre es treffender gewesen, zu sagen, diese Leichen hatten keine Köpfe mehr.

„Gibt es *irgendeinen* triftigen Grund, *das* zu tun?“, fragte Jeanne ihren Offizier für Gesundheit.

„Wenn du auf Blut und Gehirn stehst und durch die Medizinprüfung gerasselt bist“, sagte Beth von hunderten Hologrammen mit den schrecklichen Bildern umgeben und Ausschnitte vergrößernd und vergleichend und nach Mustern suchend.

„Commander“, sagte Jeanne, „Nehmen Sie ein paar der Leichen für Commander Heindl zur Untersuchung mit.“

„Verstanden“, erwiderte Callahan, ohne den Blick von der Leiche zu seinen Füßen nehmen zu können. Zögerlich kniete er sich zur Leiche des Mannes hinunter und begutachtete die Reste seines Gehirns.

„Niemand mehr am Leben Commander!", meldete einer, nach einem schnellen Rundgang.

„Auch hier nicht", kam es von der andren Seite.

Callahan nickte. „Wir können hier nichts mehr tun.“ Er erhob sich langsam und konnte dann endlich seinen Blick lösen.

„Wer tut so etwas?“, hörte er einen Mann an ihrer Seite fragen. „Warum sollte jemand die Köpfe aufspalten?“

„Um an die Implantate zu kommen“, murmelte er in Gedanken.

Callahans Ziel war augenblicklich der zentrale Speicherort für Neuralbackups.

„Der Backupserver“, kam es zeitgleich aus Jeannes Kanal. „Das Ziel waren die Implantate!“

„Schon dabei“, sagte Callahan. „Commander Rao, Commander Medici! Man hat es offenbar auf die Implantate abgesehen“, erklärte er den Landungstruppen per Funk. „Ich will das alle nach Zugängen auf die Versorgungs- und Verwaltungsebenen suchen. Wir wollen den Zustand der Computeranlagen überprüfen und etwaige Daten sichern.“ Jetzt hatte er doch das Kommando übernommen, aber Rao wusste, wann es richtig war zu protestieren und wann nicht.

Noch während dieser Durchsage war er mit seinen Leuten wieder hinausgestürmt und bahnte sich von Neuem einen Weg durch das unwegsame Gelände in dem die alten Karten der Anlage nur noch als grobe Wegweiser dienen konnten. Er lief so schnell, dass er beinahe in die Tiefe gestürzt wäre, als er über einen als unbedeutend angenommenen Hügel mit Schutt springen wollte, er sich dann aber am Rand eines Kraters wiederfand. Dort wo einst die Reaktoren die Anlage mit Strom versorgten, war nur noch kalte Leere. Und ohne den Strom wäre die Station ohnehin nicht lange lebensfähig. Man war abhängig von Wasseraufbereitung, Nahrungserzeugung, Sauerstoffgenerierung und weiteren Dingen. Selbst ohne Zusammenbruch der Kuppel hätte sich *Esperanza 1* in ein Grab verwandelt.

„Wir haben einen Zugang“, kündete es über die Funkverbindung von Medici. Callahan warf einen letzten Blick in das zehnfünf Meter tiefe Loch, das ihm irgendwie bedeutsam erschien. Zwei Minuten später erreichte er Medici

und die halb verschüttete Zugangsluke, die eben von drei Soldaten freigelegt wurde.

„Sind Überlebende zu erwarten?“, fragte Callahan die Brücke und bekam von Takeshi eine negative Antwort.

„Es ist immer zu hoffen“, sagte Medici und zog die Luke auf, die eben so ausreichend befreit worden war. Die Waffe im Anschlag verschwand er als Erstes im Gang darunter. Seine Soldaten folgten auf dem Fuß.

Medici schaltete die kleinen Lampen an seinen beiden Armen und seiner Waffe an um sich und der mitverfolgenden Brückenbesatzung damit ein allgemeines Bild über den Zustand der Anlage zu machen, ehe immer mehr Lichter das Dunkel erhellten. Beim Öffnen der Luke war kein Luftzug entstanden. Das bedeutete, dass irgendwo ein Loch in der Konstruktion sein musste und das bedeutete, dass man hier nicht mit Überlebenden zu rechnen hatte. Die Chance auch nur eine lebende Person zu finden wurde ohnehin von Augenblick zu Augenblick geringer. Hier drinnen herrschte Außentemperatur.

Callahan war eben durch die Tür, da eilte Medici bereits voraus, den Gang in die Dunkelheit hinunter. Die Lampen ihrer Kampfanzüge wiesen ihnen den Weg, aber angenehm war der Korridor dennoch nicht zu begehen. Stellenweise war die Stahlverkleidung heftig eingedellt, an einer Stelle hatte sie sich vollkommen von Wand und Decke gelöst. Türen, an denen sie auf ihrem Weg zum Hauptcomputer vorüber kamen, öffneten sich ihnen ohne Strom nicht und sie ließen die Erforschung der Räume dahinter den Nachfolgern mit dem nötigen Werkzeug oder der entsprechenden Geduld übrig.

Sie erreichten die Tür zum Computerraum und wie an jeder anderen Tür stach Medici mit einem Phasenmesser einen kleinen Spalt in das Material um auf Luftzug zu prüfen und dieses Mal fand er ihn tatsächlich. Für große Begeisterung war aber kein Platz, denn die Temperatur der entweichenden Luft lag bei knappen einhundertzehn Grad

Minus.
Kurzerhand schnitt er die Tür auf und trat, gefolgt von Callahan und acht, neun anderen, in den Serverraum. Wie durch ein Wunder schien dieser unbeschadet. Nur die Speichermedien mit den Backups waren spurlos verschwunden ...

„Keine Überlebenden", schickte Callahan nach fast zwei Stunden in den Orbit, aber Jeanne stellte keine weiteren Fragen. Kommunikations-Feng verlangte ihre volle Aufmerksamkeit. „Kommen Sie sofort zurück“, sagte Jeanne, dicht hinter Feng stehend und ihn beim flinken Hantieren an der Konsole beobachtend. „Wir haben ein nicht identifiziertes Flugobjekt gesichtet!“

Callahan schwante Böses. „Schon unterwegs!", antwortete er, gab den Befehl an Rao und Medici weiter und sie alle hasteten schnellen Schrittes, eine Handvoll Leichen im Gepäck, zu den Shuttles zurück. Hier brauchte es keinen Soldaten mehr, hier brauchte man den Totengräber und den Pfarrer.

Jeanne wusste nicht was hier vor sich ging. Takeshi hatte vor zehn Minuten eine *Nocturna Eterna* vor den Ruinen entdeckt und Jeanne war sich sicher, zu wissen, wem sie die Abschleppkosten in Rechnung stellen durfte, doch bevor sie jemanden dorthin hatte schicken können hatte Feng das sich nähernde Schiff entdeckt. *Esperanza 1* war schon zu Lebzeiten ein uninteressantes Reiseziel. Jetzt aber gab es gar keinen Grund mehr hierher zu fliegen. Auf alles gefasst holte Jeanne ihre Leute zurück an Bord. Sie war auf alles gefasst. Nur auf das nicht.

„Alarmstufe Rot!", hallte es durch das passend eingefärbte Schiff, während Callahan, in voller Kampfmontur durch die leeren Gänge in Richtung Brücke jagte. Commander Medici folgte auf dem Fuße. „Notbeleuchtung aktiviert. Alle zivilen Systeme deaktiviert!“, ließ ihn Laura wissen,

da er noch nicht an Bord war, als Jeanne den Befehl gegeben hatte.

Die Aufzugstüren sprangen auf und die beiden hinaus auf die im Halbdunkel liegende Kommandobrücke. Das Licht war gedämpft, ein rötlicher Schimmer beigemischt und sofort war das Gefühl von Bedrohung endgültig auch auf Callahan übergegangen.

Jeanne stand in der Mitte des Raumes. Alle Konsolen waren besetzt und bis auf Hirvonen und Rao waren alle Commander anwesend und in ihre Arbeit vertieft, die nur darin bestehen konnte, das auf dem Hauptschirm sichtbare Raumschiff zu identifizieren. Eine Sache aber wusste Callahan noch bevor er an Jeannes Seite trat und um ein erstes Update bitten konnte: So ein Schiff hatte er noch nicht gesehen.

„Eins ist klar", begrüßte Jeanne Callahan und ihr beunruhigter Blick löste sich vom Hologramm und wanderte auf sein Gesicht, „das ist kein Schiff der Union."

„Das garantiere ich Ihnen Captain!“, gab Yagami seine fachkundige Meinung preis. Er saß vermutlich an seinem Terminal, wobei man das nicht mit Sicherheit sagen konnte, denn wenn, dann steckte er hinter einer undurchdringlichen Mauern an Hologrammen. „Wobei … Hm …“

„Ja, Commander?“, gab Jeanne einen leichten Schubs um seine Gedanken zu hören.

„Ich weiß nicht so genau … irgendwie erinnert es mich vom Stil her an alte Entwürfe. Richtig alt. Von vor der Union.“

„Sagen Sie jetzt bitte nicht, das ist eines unserer Schiffe, das bloß ein Jahrhundert durch den Raum geschippert ist“, sagte einer der Lieutenants.

„Sparen Sie sich solche Einwürfe, Lieutenant“, rügte Callahan. Den Ersten, der mit Zeitreise ankäme, würde er für eine Woche suspendieren. Die ganze Sache schien ihm viel zu Ernst für solche albernen Ideen, spätestens nachdem er diese halbgeköpften Leichen gesehen hatte. Und

das ein Zusammenhang bestünde zwischen diesem mysteriösen Schiff, das eine zerstörte und vollkommen unbedeutende Kolonie anflog und der Verwüstung dort unten, da war er sich absolut sicher.

„Von vor der Union? Wie kommen Sie darauf?“, fragte Jeanne Takeshi und steckte den Kopf durch den Wall an Hologrammen um Takeshi sehen zu können. Er blickte gar nicht auf, als ihr Gesicht das vor ihm schwebende Bild eines alten Raumschiffmodells durchstieß. Mit einer raschen Geste zog er es ein wenig zur Seite und als Callahans Gesicht dann an dieser neuen Stelle erschien, noch ein Stückchen weiter, zog mit einer weiteren Bewegung die aktuelle Außenansicht des Schiffes hinzu und erklärte was er meinte: „Sehen Sie die Platzierung der Triebwerke? Das erinnert doch ein wenig an ein Flugzeug, ja? Sie wissen schon, diese alten Dinger mit denen wir früher um die Welt flogen? Höchst ineffizient und mit Flüssigtreibstoff betrieben, der so schwer war-“

„Commander?“, unterbrach Jeanne.

„Die Anordnung“, und er zeigte auf das alte Schiff, „die rührte daher, dass man damals noch von der *Erde* startete. Klar, kann man heute auch noch, aber mit der Technik von damals war das etwas anderes. Man musste kostengünstig aus der Atmosphäre herauskommen und deshalb sieht das aus wie ne Rakete gepaart mit einem Flugzeug. So, aber im zweizehnundzweiten Jahrhundert verlagerte man allen wesentlichen Raumfahrtbetrieb, also die Raumhäfen, in den Weltraum und überließ den globalen Verkehr ganz dem neu eingerichteten Shuttlenetzwerk. Also, um es zusammenzufassen: Es gibt eigentlich keinen Grund warum man die Triebwerke so platziert, wenn man nicht aus der Atmosphäre eines erdähnlichen Planeten startet und selbst dann fallen mir aus dem Stegreif zehn bessere Methoden ein.“

„Sie wollen also sagen“, schloss Jeanne und betrachtete die beiden Abbildungen, denen man eine gewisse Ähnlich-

keit nicht absprechen konnte, „dass beide Entwürfe einen gemeinsamen Ursprung haben könnten?“

Takeshi nickte. Genau das wollte er sagen.

Jeannes Gesicht verschwand wieder hinter den Hologrammen und sie wandte sich der großen Hauptanzeige zu, in der das unbekannte Schiff schwebte.

„Irgendetwas, das als Antwort durchgehen könnte?“, fragte sie den Kommunikationschef Motwani.

„Nichts, Captain. Wenn die uns gehört haben, dann wollen sie nicht oder sie verstehen uns nicht.“

„Feng?“

Auch der Aufklärungsspezialist hatte nicht viel Neues zu sagen, abgesehen davon, dass das Schiff einen der *Sleeping Beauty* ähnelnden Körper aus Stahl hätte.

Da waren sie also, im Orbit einer vollends zerstörten Station und standen einem unbekannten Raumschiff gegenüber, das nicht mit ihnen kommunizierte.

„Meinungen?", fragte Jeanne in die Runde der Offiziere.

Aber welche Meinungen ihre Leute auch haben mochten, Jeanne würde sie an dieser Stelle nicht erfahren. Commander Medici sprang unerwartet vor und stieß Jeanne wenig sanft in ihren Stuhl, die Waffe streng nach vorne in Richtung Haupthologramm gerichtet, nur der Erste der reagierte, ehe das gesamte Wachpersonal mit gezogener Waffe vor ihr und Callahan Stellung bezogen hatte.

„Was zum-“, rief Jeanne und sprang wieder auf die Beine und erkannte jetzt, dass ihr Sicherheitschef und sein Personal nicht verrückt geworden waren, sondern einen Mann in Schach hielten, der da eben noch nicht gestanden hatte und den sie, da war sie sicher, ohne überhaupt ihr Implantat zu befragen, nicht zu ihrer Mannschaft zu zählen hatte. Außerdem war etwas sehr eigenartig. Jeanne wollte ihren Augen nicht trauen. Das was hier stand, dieser Mensch, das war kein gewöhnliches Hologramm. Also,

es musste eines sein, denn er war ganz offensichtlich *da*, aber wie?

„Jijian!“, sagte Jeanne, „ist das ein Hologramm?“

System-Jijian befragte den zuständigen Computer, aber die Antwort überraschte Jeanne kein bisschen.

„Nein“, die Antwort kam nicht von ihrem Commander, sondern von dem Eindringling, „ich bin kein Hologramm. Ich nutze, und dafür das ungefragt zu tun entschuldige ich mich, ich nutze die Fähigkeiten Ihrer recht beeindruckenden Computerchips, die Sie sich ins Gehirn pflanzen.“ Er hatte das in musterreinem Englisch gesagt. Aller Augen starrten ihn bloß mit größter Verwirrung geschlagen an.

Was da vor ihnen stand war eindeutig ein Mensch, ein Homo Sapiens mit all seinen äußerlichen Merkmalen und relativ gewöhnlich gekleidet. Der Mann trug eine schlichte Uniform in Weiß und ohne Abzeichen und anderem Schmuck. Er hatte mäßig langes, braunes Haar und trug einen leichten Backenbart. Seine grauen Augen eilten durch die Reihen seiner Beobachter und blieben dann an jener Person mit dem auffälligsten Abzeichen hängen, jenem Menschen, der auch durch die dickste Schicht an lebendigen Körpern von ihm getrennt wurde.

Der Mann neigte den Kopf vor Jeanne, während er weiter in perfektem Englisch sprach: „Ich bitte um Verzeihung für mein abruptes und unangekündigtes Eindringen in Ihr Schiff, Captain.“ Er blickte wieder auf. „Allerdings denke ich, dass ein solches, persönliches Treffen durchaus angemessen ist, in Anbetracht der Dinge, die auf Besprechung warten. Mein Name ist Patrick Steward und mir obliegt die Verwaltung und das Kommando über die Fregatte *Sea of Stars*.“

Jeanne, wie weiter alle ihre Offiziere, starrten ihn nur stumm an. Sekunden verstrichen. Weitere Sekunden, dann fasste sich Jeanne ein Herz und versuchte sich an Medici vorbeizuzwängen, der aber nicht gewillt schien sie durchzulassen.

„Alles in Ordnung, Commander“, sagte sie, „wenn das wirklich nur eine Datenübertragung an den Chip ist, dann bringt uns ihr Gewehr hier nichts.“

Medici blickte zu seinem Kollegen Jijian hinüber und der nickte. Es war nur eine Datenübertragung, wenn auch eine sehr gruselige, denn sie hatte ungehindert alle Schutzvorkehrungen des Schiffes durchdrungen, um hier zu erscheinen.

Paolo senkte die Waffe für keine Sekunde, durchaus gewillt eine Halluzination zu bedrohen, um den Kontrollverlust weniger intensiv zu verspüren, aber er ließ Jeanne an seine Seite kommen und sich diesem Eindringling, Patrick Steward, gegenüberzustellen. Der hatte all das nur stumm und ausdruckslos verfolgt.

„Ich bin Captain Jeanne Lavie“, erwiderte Jeanne endlich die Begrüßung. Ich weiß nicht wie Sie es geschafft haben, aber Sie befinden sich hier an Bord der *Sleeping Beauty*, einem Kreuzer der *UPMF*.“ Erst jetzt fiel ihr ein, dass sie weiterhin *Standard* sprach. „Verstehen Sie mich? Sie verstehen *Standard*?“

„Ein bisschen“, sagte Steward, „ich hatte nur ein paar … ein paar Stunden es … zu lernen.“ Seine Worte und seine Intonation ließen keinen Zweifel daran, dass er wenig Übung hatte. „Kurzum, mir wäre es lieber wir könnten unsere Unterhaltung auf Englisch halten“, schloss er wieder auf diese Sprache verfallend. „Aber sehr beeindruckend, Ihre neue Sprache.“

Jeanne war außer verdutzt nur noch verdutzter. Was war denn das für eine Aussage? Ihre neue Sprache? Ihr Blick schoss hinüber zu Takeshi, der Steward gebannt und ohne zu Blinzeln, anvisierte, eine Mischung aus Verwirrung und Faszination im Gesicht. Er schien bereits einen Schritt weiter in seinem Glauben, als sie. Jeanne zwang sich zunächst an den Grund ihres Hierseins zu denken.

„Wir untersuchen den Vorfall“, begann sie aufs Neue und nun auch auf Englisch zu sprechen, dabei auf das

Neuralimplantat zurückgreifend, „bei dem eine unserer Kolonien überfallen wurde." Um das zu unterstreichen wischte sie ein Hologramm mit den Ruinen der Station hervor. „Die gesamte Bevölkerung wurde mutmaßlich ermordet. Wissen Sie etwas darüber?"

Der Mann nickte gönnerhaft lächelnd. „Was Sie eigentlich Fragen wollen: Was tun Sie hier? Und: Sind Sie aus der Vergangenheit? Das sind doch wohl die beiden Fragen, ja?"

Jeanne antwortete nicht, aber das schien er auch nicht zu erwarten, oder für nötig zu erachten.

„Die zweite Frage geht schneller: Nein, ich komme genau genommen nicht aus der Vergangenheit. Die erste Frage ist ein wenig komplizierter. Außerdem ist die Frage, ob sie bereit sind, die Antwort zu hören."

„Ich frage mich eher", sagte Jeanne trocken, „ob ich die Antwort hören muss." Jeanne konnte eins und eins zusammenzählen und sie wusste wie unwahrscheinlich es war, hier im Orbit um eine so unbedeutende Station mit einem zweiten Raumschiff zusammenzustoßen, das nebenbei, zumindest der Größe nach, über die nötige Bewaffnung verfügen könnte, den Schaden, die Verwüstung dort unten angerichtet zu haben. „Aber ich bitte Sie, uns zu testen."

Steward nicke, als könne er sich nichts vorstellen, dass er lieber täte. Wenn man bedachte, wie er seinen Zuhörern aber auch gleich die Augen öffnen würde, so war die Vorfreude vielleicht aber auch gut nachzuvollziehen.

„Ohne Umschweife: Wir sind ihr und ihr seid wir. Zumindest war das so vor bald zweihundert Jahren. Bis 2064 um ganz exakt zu sein. Zu dieser Zeit war nahezu die gesamte Menschheit am Träumen. Kaum jemand interessierte sich mehr für die Realität. Die, die es doch taten waren Großteils Forscher und weitsichtige Geister, die den Schaden erkannten, den diese Implantate, die ihr heute immer noch nutzt, am menschlichen Fortschritt anrichteten. Sie waren nicht der Auffassung, dass der Nutzen

angemessen war und sie waren nicht bereit ebenfalls ihr reales Selbst für eine Illusion aufzugeben.“ Seine „nicht“ sprach er mit angemessenem Nachdruck und alles zusammen mit großer Begeisterung, sich eines konzentrierten Publikums gewiss.

„Diese Menschen schlossen sich zusammen, gewillt das Degenerieren der Menschheit nicht untätig mitanzusehen. Das waren unsere Vorfahren. Sie gründete eine weltumspannende Gemeinschaft, *Beyond Dream*, deren erklärtes Ziel es war, die *Erde* zu verlassen und den Menschen weiter voranzutreiben, weiter als je zuvor“, sagte er mit einer Bewegung die sagen mochte „und seht, hier steht das Ergebnis!“.

„Zehnundfünf Jahre tüftelten sie und hatten dann zehnundsechs Raumschiffe gebaut. Ihre Namen waren“, und er zitierte ergriffen, als würde er die Namen anerkannt wichtiger, historischer Personen aufzählen, „*Liliput*, *Esperanza*, *Gulliver*, *Discovery One*, *Enterprise*, *Olymp*, *Walhall*, *Izanami*, *Izanagi*, *Nü Gua*, *Pan Gu*, *Gilgamesh*, *Romulus*, *Polis*, *Paris* und *Prospero*. Vierundfünfzehntausend Menschen, der größte Teil der übrigen Elite, die Besten der Besten, versuchten ihr Glück in den Weiten des Weltraums. Jedem war klar, es würde eine harte Reise und das einzige, was die Gewissen beruhigte war, dass man wusste, wenn es der Mensch überhaupt schaffen konnte, dann würden sie es als seine bisherige Krönung auch schaffen.“

Die Kommandobrücke hatte nun die historische Funktion eines Lagerfeuers angenommen, einem Versammlungsort, an dem man Geschichten lauschte. Nur war Jeanne mental nicht bereit dieser hier zu glauben.

„Diese Schiffe waren selbsterhaltend und mit allem ausgerüstet, das man glaubte im All zu brauchen. Man hatte bebaute Grünflächen, man hielt Tiere. Es waren moderne Archen. Sie waren funktional aber unausgereift und der Weltraum hart und unerbittlich. Vier Schiffe gingen verloren, aber aufzugeben hieße zu sterben. Jeder

wusste, entweder die Menschen arrangierten sich mit dem neuen Lebensraum oder sie würden untergehen. Die *Erde* war ohnehin schon abgeschrieben, also ruhte das Schicksal der Menschen auf ihren Schultern.

Doch es war nicht alles schlecht. Die Härte und Unbarmherzigkeit des Weltraums beflügelte die Forschung. Durchbruch folgte auf Durchbruch. Unsere Vorfahren vermehrten das Wissen in Physik, Chemie und Biologie. Bald waren sie in der Lage in nur wenigen Jahren aus einem lebensfeindlichen Planeten eine zweite *Erde* zu erstellen. Ihre Kenntnisse über unterschiedlichste Formen des Lebens ermöglichten weitreichende Optimierungen an der eigenen Existenz. Die Optimierungen am menschlichen Erbgut führten zu einer neuen, besseren Lebensweise und letztlich zu uns. Wir sind die dritte Generation seit dem Auszug."

Jeanne glaubte genug gehört zu haben. „Was hat das mit *Esperanza 1* zu tun?", fragte sie.

„Sie sind ungeduldig, Captain", sagte Steward und wirkte dabei ungehalten.

„Ich habe den Tod von zehnundzweitausend Menschen aufzuklären", hielt Jeanne kalt dagegen. Sie war nicht hier, um sich Geschichten anzuhören und ob diese hier nun stimmte oder nicht, das war erst einmal vollkommen irrelevant. Die Frage war: „Haben Sie etwas mit dem Tod dieser Menschen zu tun?", fragte sie mit gehöriger Härte.

Steward zögerte nicht, hörte noch nicht einmal auf zu lächeln. „Ehe wir einen Kontakt mit der *Alten Erde* riskieren konnten, mussten wir uns über euren momentanen Forschungsstand informieren. Eure aktuelle Art zu leben. Ihr glaubt gar nicht wie überrascht wir waren, dass ihr selbstständig aus euren Träumen entkommen seid. Allerdings war Sid Vappavuoris Weigerung mit auf die Reise zu gehen auch ein herber Verlust und wohl eure einzige Chance."

„Ich frage ein letztes Mal", ließ Jeanne nicht locker und überging die in ihrem Kopf aufpoppende Frage, mit wel-

cher Konsequenz sie drohen wollte, „Was bedeutete Ihr Auftauchen für die Menschen von *Esperanza 1*?“

„Wir mussten Tests durchführen, um an das Wissen zu gelangen, dass wir suchten.“ Ein Schauer ging durch die Brücke. Sie alle hatten gesehen, was diese Tests mit ihren Sujets gemacht hatten. „Tests, die uns über euren aktuellen Entwicklungsstand Aufschluss geben.“

Jeanne war sich nun sicher, dass der Mann wahnsinnig war. „Ihr habt den Bewohnern die Köpfe gespalten, um sie besser zu verstehen?“, sagte sie tonlos.

„Uns war klar, dass dieses Vorgehen zunächst eine große Respektlosigkeit darstellt, doch es war unabdinglich. Nun sind wir uns darüber im Klaren, wie wir wieder auf die *Alte Erde* zurückkehren können. Und ich schwöre Ihnen, niemandem wurde leid angetan.“

„Sieht man mal davon ab, dass sie alle tot sind“, schloss Callahan.

„Exakt“, bestätigte der Mann.

Jeanne musste sich sehr bemühen den Mann nicht danach zu fragen, ob er noch ganz dicht sei. Sie kannte die Antwort ohnehin bereits. Stattdessen reagierte sie geradezu diplomatisch und mit kaum zorniger Stimme: „Ich möchte Sie darüber in Kenntnis setzen das Mord bei uns *Zurückgebliebenen*“, sie beschloss fürs Erste mitzuspielen „nach wie vor als Verbrechen angesehen wird.“

„Oh aber selbstverständlich“, sagte Steward ohne sein Lächeln zu verlieren, „wir waren dazu gezwungen, um dem Rest eurer Bevölkerung etwaige Qualen zu ersparen.“

„Dann habe ich Ihnen wohl mental bereits Ungerechtigkeit widerfahren lassen. Sie haben also bloß die harmloseste Art gesucht uns zu töten, ja?“

„Nicht nur das. Wir haben eure Bausubstanzen ausgiebig getestet, alle Materialien, die ihr verwendet, ihre physikalischen Eigenschaften und Belastbarkeiten, eure Computer und eure Software und eure Neuralimplantate, deren Mächtigkeit uns tief beeindruckt hat. Zweifellos war es für

alle das Beste, dass Vappavuori nicht auf die *Liliput* stieg. Ansonsten würden wir heute wohl noch Implantate nutzen und ihr wärt weniger schmerzfrei auszuschalten."

Jeanne wollte gar nicht mehr davon hören. Sie wollte diesen vermeintlichen Menschen aus den Augen und fiel ihm fast ins Wort: „Ich glaube es gibt zwischen uns so einige Unklarheiten, die der Aufklärung bedürfen. Ein großer Konvoi der *UPMF*, das sind die *United Planets Military Forces*, falls Sie weiter an dieser Geschichte festhalten und vorgeben wollen, nicht zu wissen, was das ist, befindet sich bereits auf dem Weg hierher." Das war ein Bluff, doch sie zweifelte nicht daran, dass Aziz einen solchen Befehl geben würde, hätte er erst von der Situation hier erfahren. „Ich bin nicht autorisiert über Ihre Schuld und Beweggründe zu richten, noch was mit Ihnen anzustellen ist. Es ist auch nicht meine Aufgabe. Meine Aufgabe ist es hier für Ordnung zu sorgen, wo es geht zu helfen und alles für die weitere Aufklärung zu erhalten. Ihr Schiff wird von meinen Leuten übernommen, ihre Offiziere unter Quarantäne gestellt und dann werden wir uns auf Rendevouzkurs mit dem Konvoi begeben." Admiral Aziz' Konvoi. Sie hatte den Notruf abgeben lassen, als sie vor zwei Stunden hier angekommen waren. Aziz war drei Standardtagesreisen von hier entfernt im *Naphta*-System.

„Ich fürchte, das wird nicht möglich sein. Es muss unter allen Umständen verhindert werden, dass Ihre Leute die meinigen mit Ihren unreinen Geistern belasten. Ansonsten sind unsere Leben verwirkt und uns wird eine Heimreise unmöglich. Im Übrigen bin ich überzeugt Ihre Regierung wird die Sinnhaftigkeit unseres Vorgehens nicht anerkennen", sagte Steward. „Dazu fehlt Ihnen die Einsicht in Ihre tatsächliche Lage. Wir sind Ihnen so dermaßen überlegen, dass Sie in einem offenen Konflikt nicht den Hauch einer Chance hätten." Sein Lächeln wurde zu einem breiten Grinsen. „Nicht das Sie es nicht trotzdem versuchen wür-

den.“ Er maß ihren Versuchen ganz offensichtlich wenig Chancen zu.

„Ich fürchte uns bleibt keine andere Wahl, als Ihre Geister mit unserer Unreinheit zu belasten“, erwiderte Jeanne und ihre Stimme hatte jegliche Form von Diplomatie abgelegt. „Sie werden sich fügen“, stellte sie fest. „Diese Forderungen sind nicht verhandelbar.“

„Was wollen Sie tun?“, fragte Steward angriffslustig, „Ihre hübschen Kanonen auf uns richten?“

Jeanne sah ihn so finster an wie sie Captain Potter angesehen hätte, wenn er ihr noch einmal hätte begegnen können. „Alles, das notwendig ist, um Sie hier festzuhalten“, bestätigte Jeanne eisig.

Die beiden schauten einander fest in die Augen. Jeanne mit absoluter Ablehnung und vollkommener Entschlossenheit, Steward ganz in seiner ungeheuren Ruhe, die er auch nicht abgelegt hatte, als er von der Tötung abertausender Menschen gesprochen hatte. Der Mann war ganz offensichtlich verrückt. Aber er schien anzuerkennen, dass er, käme es auf ein Messen in Waffengewalt, den Kürzen zu ziehen hätte und stattdessen an weiteren Gesprächen interessiert zu sein.

„Könnten wir vielleicht unser Gespräch unter vier Augen fortsetzten, Captain. Ich glaube es würde unserer beider Ziele zuträglich sein.“

„Ich glaube nicht, dass Sie an dieser Stelle noch etwas sagen könnten, dass meine Brückenbesatzung schockieren, oder, was das betrifft, mich zu irgendeiner anderen Entscheidung bewegen könnte. Die Besetzung Ihres Schiffes und Ihre Auslieferung ist, wie gesagt, nicht verhandelbar.“

„Ich muss darauf bestehen, Captain. Wenn Sie weitere Gespräche führen möchten, dann haben Sie keine Wahl.“

Das klang jetzt fast so, als wäre es ein Entgegenkommen seinerseits, als würde er sich dazu herablassen, obwohl er andere Mittel hatte, sich durchzusetzen. Was war es denn nun? Jeannes Blick zuckte für einen Augenblick zum Holo-

gramm mit der Ansicht der Fregatte. Sie war um ein Vielfaches kleiner als die *Sleeping Beauty*. Steward musste Wunderwaffen an Bord haben, um einen Sieg durch Waffengewalt überhaupt für möglich halten zu können.

Jeanne maß ihn von oben bis unten. Der Mann war ihr ein einziges Rätsel und gleichzeitig wollte sie ihn sobald wie möglich aus den Augen haben. Aber was war zu verlieren, wenn sie ihm ein Gespräch unter vier Augen zugestand? Nach entsprechender Bedenkzeit wies sie zum Besprechungsraum zu ihrer Linken. „Commander", sagte sie an Callahan gerichtet, „wenn sich das Schiff nur bewegt", sie sah Steward ins Gesicht, „zerstören Sie es."

„Zu Befehl!", sagte Callahan ohne die Augen von Steward zu lassen. „Mit dem größten Vergnügen", ergänzte er dann.

Steward lächelte nur und verschwand durch die offene Schiebetür in den Besprechungsraum. Jeanne nickte Callahan zu, folgte Steward hinüber, wies ihn sich zu setzen und dann saßen sie einander gegenüber.

„Was wollen Sie Geheimes besprechen? Nein, zunächst erklären Sie mir, wie sie überhaupt auf mein Schiff kommen?"

„Das ist einfach und billig. Wir haben Ihre Neuralimplantate untersucht und wissen mittlerweile ziemlich gut sie zu steuern. Selbst wir haben noch keine Teleportation erfunden, wenn Sie das beruhigt."

„Ganz ungemein", bestätigte Jeanne ohne ihren finsteren Blick eine Sekunde von seinem Gesicht zu nehmen. Um seine Behauptung zu testen startete sie ihr Implantat neu und er war die paar Sekunden, die es dazu brauchte, verschwunden.

„Sie sehen", sagte er, „ich sage die Wahrheit."

Jeannes Gedanken rasten. Die wichtigsten Ziele waren es herauszufinden *wie* verrückt dieser Mensch war und wie viele seiner Behauptungen stimmten, sowie ob Gefahr für das Schiff bestand. Takeshi saß bereits daran die Mög-

lichkeit einer Existenz von *Beyond Dream* zu erforschen und Jijian tat alles, herauszubekommen, wie er ihre Implantate ansteuern konnte.

„Wir hatten eben festgehalten, dass Sie uns für skrupellose Massenmörder halten", sagte Steward, als hätte Jeanne das offen gesagt und setzte damit das Gespräch fort. Im Übrigen hatte er vollkommen Recht mit dieser Einschätzung Jeannes Meinung.

„Für Sie verhält es sich also anders?", wollte Jeanne wissen. „Sie „modernen" Menschen sind uns moralisch ja weit voraus."

Steward lächelte noch ein wenig breiter über diese Aussage.

„Ja und Nein. Auf der einen Seite stimme ich Ihnen voll und ganz zu: was wir getan haben ist Massenmord, aber dieses Vergehen wurde nichtig mit einer Entscheidung, die wir bereits davor getroffen haben."

Jeanne war augenblicklich wieder stärker dazu geneigt den Mann für einfach nur wahnsinnig zu halten.

„Lassen Sie mich ein wenig aus dem Nähtäschchen plaudern, es ist sicherlich keine fundierte Zusammenfassung, aber es wird Ihr Schaden nicht sein, ja? Also, was ist die stärkste Bestrebung eines intelligenten Lebewesens?"

„Ich werde hier keine Spielchen mit Ihnen treiben!", rief Jeanne, „sagen Sie was Sie zu sagen haben und dann lasse ich Sie festsetzen oder zerstören!"

Steward schüttelte tadelnd den Kopf und machte „ts, ts, ts, ts". „Sie sind einfach zu ungeduldig, Captain." Die Tür zur Brücke glitt auf ohne das Jeanne eine solche Anweisung gegeben hatte. „Sie haben an Bord dieses Schiffes eine Sammlung an Gehirnabbildern, wie wir sie auch auf dieser Kolonie gefunden haben, richtig?"

Jeanne antwortete nichts, aber es war auch eine rhetorische Frage gewesen.

„Hm", machte er und seine Augen wurden zweimal so groß, als er sagte: „*jetzt* nicht mehr!"

„Captain!“, hörte sie Jijian rufen.

„Die Backups?“, antwortete Jeanne ohne ihre Augen von Steward zu nehmen.

„Sie sind alle … weg.“

Steward ließ sich nach vor über die Tischplatte fallen und fixierte Jeanne mit einem hämischen Grinsen. „Was passiert, wenn, sagen wir mal, einem Ihrer Offiziere jetzt etwas … zustößt?“ Das letzte Wort war ein sehr schnell zwischen den Lippen hindurchgepresstes Zischen gewesen, wie das einer Schlange. Genau so schien er Jeanne auch. Wie eine dicke, vollgefressene Schlange.

Jeanne schluckte und zuckte mit den Schultern, als läge diese Szene nicht zwischen seiner Frage und ihrer jetzigen Antwort. Sie überlegte was er wohl hören wollte: „Selbsterhaltung?“, sagte sie kaum weniger zischend, aber anders zischend. Seines war das einer Schlange vorm Angriff, das ihre war die Empörung eines geschlagenen Tieres.

„Bis zu einem gewissen Level an Intelligenz sicherlich“, stimmte Steward zu, als hätten sie tatsächlich keinen Exkurs gemacht, „wir glauben allerdings, dass sich das beim modernen Menschen, und dazu zählen wir sogar schon euch, da staunen Sie, das sich das beim modernen Menschen geändert hat. Nicht Selbsterhaltung ist die oberste Direktive, sondern Arterhaltung. Erhaltung der Spezies in ihrer stärksten und flexibelsten Form. Was den Homo Sapiens betrifft, so sind wir diese überlegene Form. Wir nennen uns den Neuen Menschen. Sapiens Sapiens, wenn Sie so wollen.“

Sie schnaubte leise. „Wie kommen Sie zu diesem Schluss?“ Es war unendlich schwer ihm weiter zuzuhören. In Gedanken verfolgte sie die Fortschritte ihrer rotierenden Offiziere, die allesamt versuchten den Eindringling aus ihrem System zu werfen. Bisher aber ohne Erfolg. Sollte Sie das feindliche Schiff einfach zerstören? Er hatte ihr gesamtes Backupsystem zerstört. Einfach so.

„Mittels unserer Tests an Ihrer Kolonie. Und die Aufzeichnungen Ihrer Computer bestätigen unser Bild nur noch. Ein Lebewesen muss sich stets an anderen messen, an denen, die seinen Lebensraum teilen. Nun wo Sie so weit in den Raum vorgedrungen sind, dass wir wieder auf Sie aufmerksam geworden sind, sind es wir, an denen Sie sich zu messen haben.

Wie erfasst man das Wesen einer Lebensform, die Grundlage ihres Verhaltens und ihrer Existenz? Teilweise mit Naturwissenschaft, ja, aber noch viel mehr mit Verhaltensforschung und Geschichte. Die Geschichte teilen wir zu großen Teilen, was einen Vergleich ab jenem Zeitpunkt ungemein nahelegt, ab dem sich unsere Entwicklung unterscheidet.

Anhand der Daten, die wir sammeln konnten sind Sie uns genetisch, technologisch und vor allem gesellschaftlich unterlegen und das stellenweise bis zu einem Punkt, an dem es lächerlich wäre, länger unter demselben Namen aufzutreten. Wir kamen, nach langwieriger und umfassender Diskussion, zum Schluss, dass, wenn jemand den Menschen in dieser Galaxie repräsentieren sollte, wir das sein sollten."

„Und was genau wollen Sie mit dem so bezeichneten alten Menschen tun?", wollte Jeanne wissen. „Sie wollen uns restlos auslöschen?" Ihr Kopf weigerte sich diesen Gedanken zu verarbeiten. Sie hatte es gesagt, aber nicht durchdacht.

Steward hatte es durchdacht und sagte es auch, ohne dabei die Miene zu verziehen: „Ihr Schicksal wird dasselbe sein, das auch den Menschen auf Ihrer Kolonie widerfuhr."

„Ihr wollt knapp zweizehnundeins Milliarden Menschen ermorden?", sagte Jeanne tonlos. Nein. Es funktionierte immer noch nicht.

Steward winkte ab. „Ganz im Gegenteil. So rückständig Ihre, nennen wir es, Subspezies, auch ist, so teilt sie dennoch mit uns die Erkenntnis, welche Stärke in der Ver-

schmelzung mit Maschinen liegt, wenn auch auf andere Art und Weise. Wir haben die Chips, welche Sie sich implantieren, angesehen und müssen euch unser Lob aussprechen. Wir verwenden keine Implantate mehr, wir brauchen sie nicht länger, aber der Funktionsumfang der Ihren ist, um es gelinde zu sagen, beachtlich. Und sie sind es, die einen unblutigen und für beide Seiten wünschenswerten Ausgang der Situation ermöglichen. Für uns sind Sie immer noch die Träumer. Nun, wir werden einen endlosen, einen ewigen Traum daraus machen. Sie werden eingelullt in Ihre schönsten Phantasien, wie Sie es schon einmal waren und niemand wird es merken, wenn Sie dann, irgendwann, je nachdem welche Frist wir vereinbaren, ausgeschaltet werden." Und als er das sagte, schnippte er mit den Fingern, als wäre das wirklich alles, was es dazu brauchte.

Stille. Dann schüttelte Jeanne den Kopf. Die Stille dauerte an. „Wie vermessen kann man eigentlich sein, die eigenen Interessen so über die anderer zu stellen?"

„Ich bitte Sie Captain, wie denken Sie denn, dass Ihre rückständige Gesellschaft funktioniert? Halten Sie sich für absolut frei von Eigennutz und dem Trieb sich selbst zu verwirklichen, den eigenen Reichtum und den eigenen Einfluss und Ruhm zu fördern? Wenn nicht, wie vermessen wäre es dann diese", er zeigte auf ihren Kragen, „Abzeichen zu tragen, die Sie herausstellen über ihre Mitmenschen und Ihnen sogar Befehlsgewalt über sie verleihen?"

„Ich nehme an Sie sind der Meinung frei von Irrationalität zu sein?"

„Keineswegs frei, aber um ein Vielfaches freier als Sie. Das beste Beispiel für Ihre unklare Art zu denken ist die Integration dieser Halbmenschen, dieser *Amane*", er spuckte das Wort aus, als vermochte es seinen Mund zu beschmutzen, „in Ihre Gesellschaft. Korrekter wäre es, die Bezeichnung zu verwenden, die man umgangssprachlich und ohne Bedacht auf politische Korrektheit nutzt: Betas.

Betamenschen. Zweite Klasse. Als hätte die Vergangenheit nicht oft genug gezeigt, dass bereits Unterschiede in Art, Handeln und Denken seiner Teilnehmer eine einige Gesellschaft unmöglich machen. Sie sind keinen Schritt weitergegangen, seit Ihnen unsere Vorfahren den Rücken gekehrt haben. Sie haben wieder nur die Vergangenheit wiederholt. Erneut haben Sie die eindeutig Schwächeren ausgenutzt. Sechzehn Jahre lang haben Sie sie durch die Galaxie geschifft, um sie als billige Arbeitskräfte für Dienste einzusetzen, die Ihnen zu gefährlich oder zu widerlich waren. Nun werden sie zunehmend bedeutsamer, sind offiziell schon auf einer Stufe mit Ihnen und werden durch ihre genetische Unterlegenheit Ungleichheit und Ungerechtigkeit fördern. Das ist nicht die Art eine gesunde Gesellschaft aufzubauen. Das ist das Rezept für Desaster, sozialen Unfrieden und letztlich Verbrechen und Gewalt."

„Genug", sagte Jeanne. Die Wut, die beständig vor sich hin geköchelt hatte, erreichte nun ein nicht mehr ertragbares Maß, „ich habe genug von Ihnen gehört. Ich-"

„Nein, Captain", unterbrach Steward, „Sie haben noch nicht genug gehört. Ich bin noch lange nicht fertig mit Ihnen und wenn Ihnen nur ein einziges Leben auf diesem Schiff etwas bedeutet, dann bleiben Sie hier ganz still und leise sitzen und hören mir zu wie ein gutes Schulmädchen, ja?"

Während in Jeanne der Kampf zwischen Himmel und Hölle brannte setzte er seine Erklärung der Welt fort: „Bei uns gibt es keine Schwächeren mehr. Bei uns ist jeder Mensch gleich an Fertigkeiten und Fähigkeiten. Mathematisch garantiert. Der Unterschied findet sich bloß in der Erscheinung der Befähigungen. Bereits vor der Geburt entdeckt, kann somit jeder nach individuellen Möglichkeiten zur Gesellschaft beitragen."

„Klingt utopisch", urteilte Jeanne lapidar, drauf und dran den Abschuss der *Sea of Stars* anzuordnen.

„Ich glaube Ihre Aufmerksamkeit lässt etwas zu wünschen übrig“, sagte Steward.

Jeanne hörte ein lautes, tiefes Geräusch, wie wenn etwas sehr Schweres zu Boden fiele. Dann hörte sie gedämpfte Stimmen durch die Tür zur Brücke. Sie sprang auf, aber da glitt die Tür schon in die Wand, damit sie verstand was drüben geschah.

„Paolo!“, rief jemand und dann hörte sie Beths Stimme sagen: „Jeanne, Paolo Medici ist tot.“

„Genieße ich jetzt wieder Ihre volle Aufmerksamkeit, Captain?“

Jeanne glühte Steward an, unfähig einen geistigen Schritt nach vorne oder nach hinten zu tun.

„Dann setzen Sie sich bitte wieder.“

Zwei Sekunden kämpfte sie damit wie eine wilde Katze vorzuspringen, sich auf ihn zu stürzen, wie es Maya getan hätte, aber dann siegte die Vernunft und die sagte, es habe keinen Sinn. Jeanne setzte sich zähneknirschend und die Tür zur Brücke glitt zu.

„Anarchismus gepaart mit Technologie ist die Antwort. Anarchismus konsequent durchgezogen bis hinein in die Biologie. Niemand herrscht. Nun ja, hausgemachte Evolution, also Herrschaft der richtigen Gene, wenn sie so wollen. Das Individuum handelt von sich aus so, dass es der Gesellschaft nützt. Wenn, dann ist es die Herrschaft gut ausgesuchter Gene.“

Jeannes Wut fand ein kleines Ventil in einem sarkastischen Lachen. „Das nennen Sie genetische Überlegenheit? Ihr unterdrückt das Individuum bis es das Wohl der Gesellschaft über das eigene stellt?“

„Es hat durchaus einiger Anpassungen bedurft, um von der egozentrischen Lebensweise Ihrer Art abzukommen“, sagte Steward und sein Lächeln war ob Jeannes Lachen verschwunden. Offensichtlich fand er es ungezogen von ihr zu lachen. „Aber mittlerweile haben wir die Symbiose von Individuum und Gesellschaft erreicht.“

„Was hindert Sie daran, falls überhaupt ein solches Anliegen bestünde, diese Modifikationen auch an uns anderen Menschen vorzunehmen? Wieso müssen wir weichen, um Ihre Vorstellungen vom Leben zu erfüllen?“, fragte Jeanne. Sie haderte mit sich. So verrückt dieser Mann war, Aziz würde ihn sprechen wollen. Paolo … war tot? Die Backups … Dieser Mann hatte sie zerstört.

„Es wäre sinnlos. Das sind Eingriffe, die die Persönlichkeit der Person zutiefst beeinflussen. Dinge, die Sie vielleicht tun, die Sie getan haben, Dinge, die dem Gemeinwohl abträglich sind, kommen uns nicht einmal in den Sinn. Neunzehnundneun Prozent unserer gemeinsamen Geschichte sind unseren Geschichtsforschern unverständlich. Ihnen fehlen einfach die Konzepte, um die in aller Regel niederen Beweggründe nachzuvollziehen. Hass und Neid, die niedersten aller Empfindungen, sind uns vollkommen entrückt.“

„Also ist es eine persönliche Einschränkung“, erklärte Jeanne.

„Es ist eine persönliche Befreiung!“

„Durch selektives Aussieben erlaubter Empfindungen“, hielt sie dagegen

Er sah sie ungehalten an. Offensichtlich war seine Evolutionsstufe nicht frei von Ärger. „Wir haben viele Unzulänglichkeiten in uns ausgemerzt, damit verloren wir auch ein paar, sie nennen es „Freiheiten“, wir nennen es „Laster“. Doch die Belohnung, eine Gesellschaft der Gleichen, in der man sich nicht bloß um sich selbst sondern auch, in der man sich vor allem, um andere sorgt, wiegt diesen kleinen Verzicht um Weiten auf. Würden Sie nicht selber gerne in so einer Gesellschaft leben? Eine Gesellschaft ohne Schlüssel und Schlösser, in der bereits das Konzept dieser Dinge verloren gegangen, weil nie gebraucht worden ist.“

„Aber Sie sind nicht mehr wirklich frei.“

„Ach, Freiheit“, sagte Steward und winkte nur ab. Jetzt war er warm gelaufen. „Wollen Sie behaupten Sie wären

wirklich frei? Hat es in Ihrer Geschichte jemals einen Menschen gegeben, der wirklich frei war? Einen Einzigen? Sind Sie frei? Und was ist Freiheit? Doch wohl ein sehr subjektiver Begriff. Wenn es biologisch unmöglich gemacht wurde, gewisse Einschränkungen als solche wahrzunehmen, bin ich dann nicht auch frei? Subjektiv frei? Freier als je ein Mensch vor mir. Ist es nicht besser gar nicht zu wissen, dass ich zugunsten eines anderen zurückstecke, als mich dafür um mein Potenzial und meine Chance betrogen zu fühlen und damit Hass und Neid das Tor öffne? Der Wahrnehmungshorizont des Menschen war immer beschränkt. Wir haben die Grenze etwas enger gezogen. Ist das nicht sogar ein größeres Maß an Freiheit?“

„Was ich nicht wahrnehmen kann, ist als existiert es nicht? Was ich nicht kenne, kann mich nicht berühren?“

Steward lächelte. „Was nun mit ihrer Subspezies geschehen wird, geschah auch einst bei uns. Als ein ausreichender Anteil unserer Gesellschaft mit den neuen Gedankenmustern versehen war, mussten die Alten aus dem Leben scheiden, um die neue Gesellschaft nicht zu gefährden.“

„Ihr habt umgebracht wer euch nicht länger gepasst hat? Großartige Methode, die eigene Überlegenheit zu zementieren. Hat schon im Mittelalter funktioniert“, kommentiere Jeanne.

Steward schien sich mit ihrem Zynismus abzufinden, er ließ ihn nun wieder unberührt. „Die meisten hatten Verständnis, waren es doch sie, die uns zu genau diesem Zweck, sie letztlich zu ersetzen, geschaffen hatten. Andere mussten erst überredet werden.“

„Und was macht euch dann besser als all die anderen Mörder der Geschichte?“

„Unser Wesen, unsere Art. Nicht die Mittel, mit denen etwas erreicht wird sind bedeutsam, sondern die Entwicklung, die der Tat folgt. Bevor jetzt ihre moralischen Alarmglocken klingen - überspitzt ausgedrückt: Wenn Sie durch die Tötung eines Lebens zehn retten könnten würden Sie

wohl töten. Ich glaube dieser Utilitarismus ist gängige Praxis in Ihrer Politik, Ihrer Wirtschaft und Ihrem Militär, ob Sie es sich eingestehen, oder nicht. Das größte Glück für die größte Anzahl an Menschen. Das macht die Tat an sich nicht richtiger, sie bleibt falsch. Die Konsequenz dieser falschen Tat aber ist eine gute Entwicklung, wurden doch neun Leben gerettet. Oder vor die Wahl gestellt zehn Hunde oder einen Menschen zu töten, ich glaube wir müssen nicht darüber nachdenken, wie Sie sich entschieden und Sie hätten Recht damit!“

„Die falsche Tat uns Hunde zu töten wird also dadurch akzeptabel, dass dann Sie, als überlegene Art, unseren Platz einnehmen.“

„Es ist treffender von einer Evolution zu sprechen. Wie in der Tierwelt setzt sich stets das am besten angepasste Tier durch. Der Mensch erklimmt die nächste Stufe seiner Entwicklung. Absolute Chancengleichheit, ein gleichwertiges Kontingent an Befähigungen für jeden Menschen. Gleichheit führt zu Gerechtigkeit und mit der Gerechtigkeit verschwindet die Kriminalität.“

„Auch bei uns ist die Kriminalität zurückgegangen-“

„Zurückgegangen!“, unterbrach Steward mit erhobenem Zeigefinger, „zurückgegangen. Ich spreche nicht von Reduktion, ich spreche von kompletter Annihilation! Ich habe niemals die Fortschritte Ihrer Art in Frage gestellt. Sie haben sich zweifelsfrei gut entwickelt und würden irgendwann vielleicht selbstständig auf unsere Stufe gelangen. Auch wenn ich mir nicht ganz sicher bin, ob Ihnen Ihre Implantate dabei nicht im Weg stehen. Dennoch gibt es in Ihrer Gemeinschaft Ausreißer. Nicht viele, sicherlich, aber dennoch existent. Und wenn es nur einer von zehntausend ist, so ist dieser Eine, einer zu viel.“

Er fuhr mit der Hand sachte über die Tischplatte, als wolle er gleich seinen Kopf darauf betten und prüfe die Eignung der Oberfläche dafür.

„Stellen Sie sich eine Gesellschaft vor, in der man sich, ohne einander zu kennen, respektiert, entgegenkommt, versteht, ja liebt. Eine Gesellschaft, in der der Mann, den du auf der Straße zum ersten Mal triffst, dich wie einen alten Freund grüßt. In der du für deine Arbeit Lob ohne Hintergedanken erwarten kannst. Eine Welt in der du einen Unbekannten um Hilfe fragst und er stehen bleibt, um dir mit allem zu helfen, das er geben kann, dir wortwörtlich sein letztes Hemd anbietet in der absoluten und vollkommen treffenden Gewissheit, es wiederzubekommen, das Hemd und noch viel mehr, eine Welt, in der er diese Entscheidung schon getroffen hat, ohne überhaupt einen Gedanken an persönliche Vorteile zu verschwenden. Eine Gemeinschaft, in der deine Existenz allein Grund genug ist dich anzunehmen, so wie du bist.

Wir haben das Beste im Menschen herauskristallisiert und den Rest verworfen. Wenn es jemals einen Garten Eden gab, dann ist es unsere Gesellschaft. Würden Sie nicht auch gerne in einer solchen leben? Sie würden und lägen richtig damit. Wer würde das nicht? Wir brauchen nicht länger Chips um uns das Paradies vorzustellen. Wir haben es geschaffen. Vorbei sind die Zeiten von Angst, Unsicherheit und Stress. Wir haben einen Platz in der Sonne, für jeden, fürs ganze Leben."

„Warum wollen Sie dann uns vernichten? Wenn Sie Ihr eigenes Paradies geschaffen haben, warum wollen Sie unser Leben zerstören? Nur weil wir weniger perfekt sind?"

Er schüttelte den Kopf. „Es ist keine Strafe, keine Verurteilung in unserem Handeln. Wir werden rasch eine Zahl an Menschen erschaffen, die groß genug ist, Ihr Imperium zu übernehmen, oder zumindest die Teile, die unserem Glück nicht abträglich sind, denn Sie frönen immer noch vielen Lastern, die uns keine Befriedigung mehr bieten: Drogen, Glücksspiel, Prostitution. Für eine außenstehende Zivilisation wäre es nichts weiter als Evolution. Der

Mensch entwickelt sich. Das ist alles. Sie dürfen uns nicht für kalt halten, wir haben lange darüber debattiert, nach allen Regeln der Vernunft, der Ethik und der Moral. Wir haben alles durchgerechnet und haben die Ergebnisse ausgiebig überprüft. Letztlich sind wir zum Schluss gekommen, dass es zum Wohle der Menschheit sei."

Jeanne sagte nichts. Sie musterte das Gesicht des Mannes ihr gegenüber, als könne sie daraus ablesen, dass es sich hier nur um einen bösen, bösen Scherz handelte. Aber niemand fing an zu lachen. Was war ein *Somnia*, bis eben die schlimmste Bedrohung ihrer Welt, was war *Somnia* gegen das hier?

„Captain", sagte er, „Ich möchte Ihnen eine Frage stellen. Eine einzige."

„Die da wäre?"

„Antworten Sie ehrlich und aufrichtig."

„Wie lautet die Frage?"

„Wenn Sie mit Ja antworten können, ohne zu lügen, dann lasse ich Sie auf immer in Ruhe!"

„Die Frage?", wiederholte sie ungeduldig.

„Sind Sie zufrieden mit Ihrer Gesellschaft?"

Jeanne sah ihn lange an. Dann schüttelte sie den Kopf. Das war keine faire Frage.

„Wie soll man jemals vollkommen zufrieden sein?", fragte sie, „was ist das für eine Frage? Die kann man niemals mit Ja beantworten."

Steward lächelte.

„Sehen Sie", sagte er, „das, genau das, ist der Unterschied zwischen uns: Ich kann es. Sie mögen wieder Rosinenpicken und sagen, ja, aber nur weil ich in meiner Wahrnehmung eingeschränkt sei, aber das geht am Kern der Sache vorüber."

Jeanne hatte genug von seinen Schwärmereien für die eigene Gesellschaft.

„Werden Sie sich ergeben?", fragte sie und wusste nicht auf welche Antwort sie hoffen sollte.

„Ich fürchte das kann ich nicht tun“, antwortete Steward. „Mein Auftrag ist noch nicht abgeschlossen. Wir müssen Sie von der Aussichtslosigkeit ihrer Lage überzeugen, um Ihre Ansichten ins rechte Licht zu rücken. Ich muss darauf bestehen, dass Sie Ihre Regierung informieren. Und dann werden wir gemeinsam auf Ihren angekündigten Konvoi warten oder was auch immer Ihre Leute hierherschicken, um Ihre Kapitulation auszuhandeln.“

Jeanne sah ihn nur an. Er meinte das genau so ernst wie all das Zeug, das er über seine überlegene Gesellschaft erzählt hatte.

„Takeshi!“, rief Jeanne und die Waffensysteme der *Sleeping Beauty* liefen an und pulverisierten das kleine Schiff. Oder so dachten sie zumindest. Das Hologramm Stewards strahlte sie bloß weiterhin frech an.

„Takeshi?“

Eine Erschütterung jagte durch das Schiff. Es folgten zwei weitere Explosionen. Dann ging eine Sirene los. Jeanne war aufgesprungen und auf die Brücke gelaufen.

„Machen Sie das aus“, befahl Jeanne. „Schadensmeldung! Was ist geschehen?“

„Feuer vom Feindschiff. Explosion an einem Treibstofftank. Gasaustritt auf Deck dreizehn und dreizehneins.“

„Hüllendurchbruch“, wiederholte Laura, „ich starte Evakuierung von Deck zweizehnacht bis dreizehnzwei. Fünfzehnundvier Personen befanden sich unmittelbar vorm Einschlag auf besagten Decks.“

„Takeshi“, sagte Jeanne, „schießen sie dieses Schiff zum Mond!“

Wie konnte eine so kleine Fregatte ein Loch in ihr Schiff schießen?

Steward folgte Jeanne durch die Tür auf die Brücke. Nichts schien seine gute Laune beenden zu können. Commander Yagami gab alles. Bloß sah es nicht so aus, als hätte er Erfolg. Die Kanonen feuerten über zehn Sekunden, ehe

eine Explosion eintrat. Jeannes Blick glitt zur Tür, an der eben noch Steward gestanden hatte und das er fort war - fort! - brachte endlich die erlösende Gewissheit, dass sie den Feind zerstört hatten.

Es hatte alle Geschütze eines zehnmal so großen Schiffes gebraucht, um die *Sea of Stars* zu zerstören.

Commander Paolo Medici war tatsächlich tot. System-Jijian hatte mehrere Kopien seiner Backups gezogen und versuchte alles, um die Dateien wiederherzustellen, aber es schien aussichtslos. Takeshi, Williams, Feng und Callahan versuchten herauszubekommen, wie Steward überhaupt in das System hatte eindringen können, ehe Takeshi ihn gerade lange genug aussperren konnte, um die Waffensysteme zu benutzen. Beth bemühte sich anhand Medicis Gehirn noch etwas seiner Selbst zu rekonstruieren, der Chip war vollkommen durch, hatte aber auch im Hirn gute Arbeit geleistet: Beth konnte Jeanne nur eine negative Antwort geben.

Noch tot waren acht weitere Besatzungsmitglieder, die unmittelbar dort gearbeitet hatten, wo die feindlichen Projektile ein fast zwei Meter weites Loch in die stählerne Außenhülle der *Sleeping Beauty* gerissen hatten. Das es dazu gekommen war erschreckte Jeanne außerordentlich. Nicht nur hatte Steward ihr System infiltriert, als wäre es das einfachste der Welt auf einem Militärschiff die Kontrolle über den Computer zu übernehmen. Sein eigenes, geradezu winziges Schiff, hatte dem ihren auch noch eine gefährliche Wunde zugefügt. Was würde ein Schiff vergleichbarer Größe zu tun im Stande sein?

Motwani, Rao und Hirvonen hatten einige der Trümmer der *Sea of Stars* geborgen, nichts besonders Aufregendes, aber genug, um einige Materialuntersuchungen durchzuführen. Rōdling hatte Rendezvouskurs mit Aziz' *Perpetuum Mobile* gesetzt.

Jeanne saß in Schockstarre auf der Brücke und wartete all die ungünstigen Antworten ab. In Gedanken wiederholte sie sich all das, was sie eben erfahren hatte. Aber noch war zu wenig Zeit gewesen es wirklich zu begreifen und alles in ihr wehrte sich und wollte es nicht wahrhaben.

Sie stand auf. Sie konnte nicht länger sitzen.

„Sie haben die Brücke, Commander", sagte sie an Callahan gerichtet und trat hinaus und hinunter auf das Offiziersdeck und durch die Tür in ihr eigenes Quartier. Sie wollte einen Augenblick für sich sein.

Stattdessen gefror ihr alles Blut und ihr Herz kam aus dem Tritt, im Versuch das verklumpte Zeug weiter in die Extremitäten zu pumpen. Sie war nicht allein. Dort auf dem Sofa saß, die Beine lässig übereinander geschlagen und sie breit anfeixend ein Mann in pergamentweißem Anzug.

„Schön Sie wiederzusehen, Captain", sagte Patrick Steward. „Ich konnte Sie einfach noch nicht verlassen. Ich denke, wir haben einander noch viel zu erzählen. Ich denke, wir werden dafür noch viel Zeit haben."

Jeanne stand weiter regungslos in der Tür, tat dann doch die zwei Schritte hinein in den Raum, die Tür glitt zu und trennte die beiden vom übrigen Schiff.

GESTRANDET

Leo meldete sich nicht mehr. Es waren Tage vergangen, seit sie seine Nachricht bekommen hatte und nochmals Tage, seit sie ihm gesagt hatte, er solle nach Hause kommen, zur *Erde*, Adrian sei ohnehin vor ihm hier. Aber nichts. Keine Antwort. Jetzt hatte sie Adrian gefunden, aber Leo verloren.

David war dagegen, aber was sollte sie sonst tun, sie musste ihren Bruder suchen. Es war der 23. Juni.

Faye stand am Landungssteg auf *MOON1*, eben dort wo die *Eclipse* eben eingelaufen war, das Schiff auf dem ihre ganze Familie hätte sein sollen, aber nur ihr Vater sein würde.

„Es ist Wahnsinn diese Route zu nehmen!“, beharrte David, „jede Route über *Neos* ist potenzieller Selbstmord“, hatte er gesagt. Aber Faye hatte alles durchsucht und auch er, der alles in Erfahrung bringen konnte, hatte keine ähnlich schnelle Alternative gefunden. Und Zeit war alles, denn mit jeder Minute konnte sie Leos Spur verlieren und er sich um Lichtjahre entfernen.

Ihr Vater trat aus der Ausstiegsluke und auf den Steg und zog zwei Koffer hinter sich her, etliche mehr würden später von einem „Leo Tolean“ abzuholen sein. Er sagte nicht viel, aber er schien nüchtern und ließ auch Fayes Umarmung über sich ergehen. Bei der Fahrt mit dem Shuttle nach *London 2* sprachen sie aber nicht viel.

„Wie war der Flug?“ „In Ordnung.“

„Weißt du was von Leo?“ „Nein.“

„Weißt du was von Adrian?“ „Nein.“

„Was hast du vor?“ „Mal schauen.“

Dann waren sie in der U-Bahn und Faye schon im Geiste wieder auf *MOON1*, wo in vierzehn Minuten ihr Flug nach *Neos* ginge.

„Hier ist das Bad, das Sofa kann man ausziehen. Wäsche ist dort im Schrank, Kühlschrank und Waschmaschine kannst du wohl ohne Erklärung bedienen. Ich melde mich, sobald ich was weiß.“

Das Schiff hieß *Ivory* und war ein Fernstreckenexpresstaxi. Es sollte nur sechs Tage für die Reise nach *Neos* brauchen und dann in acht weiteren Tagen *Metropolis* erreichen. Damit wären über drei Wochen seit ihrem Gespräch mit ihrem Bruder vergangen. Aber ihr blieb nichts anderes übrig, als ihr Glück zu versuchen. Je näher sie ihm käme, desto schneller könnten sie kommunizieren und einander finden. Sollte er es ohne sie zur *Erde* schaffen, dann würde sie von David davon erfahren. Hoffentlich. Insgesamt würde er sie bestmöglich auf dem Laufenden halten und mit Informationen unterstützen. Ihr Chip war voll mit nützlichen Programmen und Zugangsdaten zu Datenquellen, die er ihr aufgezwungen hatte. Das war das Beste, das er geben konnte, das Sicherheitsnetz, welches ihn selber trug und ihm Sicherheit gab, sollte auch sie schützen. Nur war es da draußen deutlich dünner, als hier auf der *Erde*. Und das Gespräch, in dem sie ihm ihren Entschluss bekanntgegeben hatte, war das lauteste ihrer bisherigen Bekanntschaft.

„Du bist das törichste Mädchen aller Zeiten!“, rief David zornig. „Hör auf jemanden, der Ahnung hat was da draußen abläuft!“

„Das sagt mir jemand, der nie von der *Erde* weggekommen ist! Wer von uns beiden ist auf einem Asteroiden in einem *Class-D* aufgewachsen? Hm? Du oder ich? Und du erzählst mir da draußen sei es gefährlich?“

„Ich rede nicht von irgendwelchen abgelegenen Stationen, die sind schlimm genug, aber was sich da draußen in diesem Augenblick anbahnt ist weit jenseits jeder Gefahr, die du dir vorstellen kannst! Du unterschätzt bereits jetzt die Gefahr da draußen zu reisen, du bist ja auch nur von einer unbedeutenden Station zur nächsten gependelt. Aber *Neos* das sind keine Piraten, Banditen oder Schmuggler, das ist ein ausgewachsener Krieg. Und du fliegst genau mitten rein!“

„Was soll ich denn sonst tun?“, kreischte Faye, „du hast leicht reden. Es ist nicht deine Familie, die jetzt da draußen ist und es ist nicht dein Bruder, der verschwunden ist! Du sitzt hier in deinem Netz aus Informanten in absoluter Sicherheit und musst nur am richtigen Faden ziehen.“

„Faye“, sagte David und versuchte seine Stimme zu beruhigen, „da draußen … da draußen kann ich dich nicht schützen-“

„Wer sagt denn, dass du mich immer schützen musst? Wer sagt denn, dass ich deinen Schutz brauche? Ich bin eine erwachsene Frau, ich habe es alleine hierher geschafft, vom Arsch der Welt in nicht einmal drei Jahren, wofür andere zweizehn brauchen. Ich habe meine Familie nachgeholt, mit meinem eigenen Geld! Ich brauche niemandes Hilfe, auch deine nicht!“

„Nur ein Tor und ein Narr schlägt Hilfe aus, die ihm bereitwillig und ohne Verpflichtung angeboten wird“, sagte David.

„Zu viel Hilfe schadet mehr, als dass sie nutzt. Du würdest mich am liebsten mit deiner Hilfe ersticken!“

David sah sie fassungslos an. Einen Moment glaubte Faye zu weit gegangen zu sein, aber sie hatte einen dicken Kloß im Hals und die Angst sie würde anfangen zu weinen, wenn sie noch ein Wort sagte, also sagte sie nichts.

„Na gut“, sagte David, „du willst es und du willst nicht auf Ratschlag hören. Du bist ein unverbesserlicher Dickschädel und ein Dummkopf …“ Er seufzte. „Aber ich liebe dich. Du sagst du willst es alleine schaffen, wie du es immer tust. Ja Faye, du bist großartig, warum glaubst du liebe ich dich? Du hast so viel geschafft, so viel geschafft was andere mit aller Hilfe nicht hinbekommen. Aber auch du wirst irgendwann an deine Grenzen stoßen und ich bete, dass es nicht jetzt sein wird, nicht jetzt da draußen mit einem Krieg in *Neos*, einem Konflikt in *Naphta* und in *Kalm* und bösem Blut in *Ilius*. Ich hoffe du lässt mir dir eine Sache mitgeben. Mein eigener Schutzschild an Kontakten

und Programmen ist dort draußen bestenfalls lückenhaft im schlimmsten Fall nutzlos. Aber er ist Alles, das ich habe und Alles, das ich dir geben kann, um dich zu unterstützen. Ich bitte dich, nimm ihn an und nutze ihn und ich hoffe, er wird dir helfen wenn du doch feststellst, dass deine eigenen Kräfte ihre Grenzen haben."

Faye hatte es getan. Sie hatte seine Hilfe angenommen und ihm versprochen die Software ohne Zögern zu verwenden. Es würde genügend weitere Schwierigkeiten geben …

Der Anfang der Reise allerdings verlief ereignislos, was aber mit daran liegen mochte, dass Faye nicht für einen Moment ihr winziges Zimmer verlassen hatte, sondern drinnen mitgenommene Arbeiten erledigte und in die Warteschlange des Senders schickte, der sie bei verfügbaren Kapazitäten und bestehender Verbindung zurück an Kay und Mel auf die *Erde* schickte. Sie hätte gar nicht ausreichend Urlaub gehabt, um das hier anderweitig zu lösen. Die drei Wochen, die sie mit ihren Brüdern um die Welt reisen würde, anzutasten kam nicht in Frage. Sie würden diese Reise machen. Nur etwas später …

Fayes gegenwärtige Reise verlief also ereignislos und nach Plan, bis zum 29. Juni. Da erreichten sie *Neos*. Und dann ging nichts mehr. Eine Durchsage des Captains riss Faye aus ihrer Arbeit und erklärte ihr, dass sie sich mit ihrer Einschätzung vertan hatte. *Neos* war für den Durchflug gesperrt und alle Schiffe würden festgehalten. Sie waren auf *Neos* gestrandet. Die *Ivory* setzte auf dem großen Landeplatz vor den Außenarealen der Stadt auf, der meerabgewandten Seite hinter einem dicken Streifen Industrie, und bekam keine Starterlaubnis mehr.

Faye wollte das Schiff verlassen, um anderweitig weiterzukommen, aber die Luke war fest verschlossen und geschlossen zu halten. Sie überlegte noch einen Augenblick eines von Davids Programmen über die Türsteuerung zu

jagen, aber eine weitere Meldung des Captains warnte ausdrücklich davor. Der Flugplatz werde vom Militär bewacht und man würde scharf schießen. Faye konnte sich nicht länger mit ihrer Arbeit ablenken. Das war übel. Es war genau das eingetreten, wovor David sie gewarnt hatte. Sie saß auf *Neos* fest just in dem Augenblick, in dem eine Flotte auf sie zuhielt, um den Planeten auszulöschen. Und wenn Faye Davids Informationen zu glauben wagte, dann würde sie, das zu erreichen, vor keine Probleme stellen.

Was war zu tun? Sie konnte schlecht hier auf einem Landeplatz auf den Ausbruch der Schlacht warten, das eigene Schicksal vollständig in fremden Händen. Aber was konnte sie tun? Es war der Nachmittag des 29. Juni. Die neosche Flotte zirkelte hoch über ihnen und würde die herannahende Unionsflotte doch nicht aufhalten können und ihr wurde allein beim Gedanken übel, hier drinnen gefangen zu sein, wenn erst die Schlacht ausbräche. Nur den Lärm des Kampfes zu hören, jederzeit die Gefahr von einem herabstürzenden Schiff zermalmt zu werden und nichts davon zu wissen, bis es zu spät war. Sie musste hier raus! Auf der Stelle. Wohin, das wusste sie nicht, aber zumindest den Himmel sehen zu können, eine Gefahr zumindest zu sehen, bevor sie einen zerquetschte.

Wie sollte sie es anstellen? David hatte ihr genug Software mitgegeben um durch die meisten Türen der gesamten Union zu gelangen, hinauszukommen sollte also nicht das Problem sein. Aber der Captain hatte gesagt, draußen würde scharf geschossen. Wie würde sie an den Wachen vorbeikommen? Wieviele gab es da draußen? Wie sah das Flugfeld aus, auf dem sie parkten? Sie könnte versuchen die Außenkameras des Schiffs - ja, das war wohl das Klügste. Dann hätte sie einen Überblick. Sie verlor keine Sekunde.

Davids Programme eröffneten ihr nahezu augenblicklich den vollen Zugriff auf den Schiffscomputer - sie hätte die Triebwerke starten und abfliegen können, aber wenn man

schon am Boden scharf schoss, dann würde man nicht zögern sie augenblicklich vom Himmel zu holen. Sie musste unbedingt die aktuelle Lage in Erfahrung bringen, mehr wissen, als der Captain gesagt hatte und mehr, als er vermutlich selbst wusste.

Der Landeplatz war so voller Schiffe, dass Faye nichts Anderes sah. Es war unmöglich den Rand des Platzes auszumachen oder zu sehen, was dahinter lag. Sie sah aber zweimal zwei Wachen in Paaren zwischen den Schiffen patrouillieren, in schwerer Montur und mit schweren Gewehren. Es war sonnenklar, dass man die Welt vor den Insassen der Schiffe zu schützen suchte und das sie hier drinnen Gefangene waren und das sich Faye in einer äußerst misslichen Lage befand. Selbst wenn sie den Zeitpunkt perfekt erwischte, den Zeitpunkt, in dem keine Wache Sichtkontakt zur Tür hätte, dann wäre sie auf einem Landefeld unbekannter Größe mit einer unbekannten Zahl an Soldaten, die sie bei Sicht erschössen. Die altbekannte Übelkeit machte sich in ihr breit. Sie schien keine Chance zu haben.

Dreizehn Sekunden starrte sie weiter durch die Außenkameras hinaus auf den trostlosen Platz, ehe sie sich zwang die Hologramme zu schließen und einige weitere Informationen einzuholen. Diese waren nur dazu angetan ihre Übelkeit weiter zu fördern. Der Platz war riesig und soweit von der Stadt entfernt, dass sie zu Fuß fast sechs Stunden bräuchte und das entlang einer Straße, auf der es keine Möglichkeit gäbe Patrouillen zu entkommen, was zweifelsfrei wünschenswert schien, wenn man von einem militärisch abgeriegelten Flugplatz kam. *Neos* sah sich außerdem mittlerweile als eigener Staat. Sie hatte keine Einreisepapiere. Das war auch was der Captain gesagt hatte. Die Union kannte *Neos* nicht an, aber wenn jemand mit einer Waffe vor dir stünde und anderes behauptete, dann wäre man schlecht beraten, den neuen Staat zu verleugnen …

Es schien aussichtslos. Sie überflog Pläne des Flugplatzes, die sie nicht haben dürfte und fasste schon fast den tollkühnen Plan über die Wasserabläufe zu fliehen. Dem Plan nach wären die Rohre breit genug, um hindurch zu kriechen, damit wäre sie den Soldaten entwichen. Aber ihr Problem in die Stadt zu gelangen löste das auch nicht. Und sollten diese Rohre vergittert sein …

Es half alles nichts. Faye konnte nicht nur herumsitzen und darauf warten, dass andere ihr Schicksal entschieden. Das machte sie verrückt. Sie musste ihre Chance, egal wie klein sie war, ergreifen und es versuchen. Mit jeder Stunde, die sie hier versauerte würde sich Leo weiter von *Metropolis* entfernen. Sie hatte noch immer keine Nachricht von ihm. Was war geschehen? Hatte er sein *ComPad* verloren? Aber selbst dann, dann könnte er doch anderweitig Kontakt herstellen. Klar, er hätte keine Möglichkeit ihre Nachrichten zu erhalten, aber er würde doch auch von sich aus mit ihr Rücksprache halten? Warum tat er es dann nicht? Warum hatte sie keine Nachricht von ihm? Sie war auch seit ihrem Abflug von der *Erde* stets im Empfangsbereich der *Relays* gewesen. Konnte er ihr keine Nachricht schicken? War ihm etwas zugestoßen? Da draußen konnte alles passieren.

Nein, er saß garantiert noch immer auf *Metropolis*, nicht in der Lage zu erfahren, dass Adrian bereits zu Hause war und unfähig sich für eine der vielen potenziellen Routen, die ab der Station gingen, zu entscheiden. So musste es sein. Sie kannte ihren Bruder. Jetzt musste sie nur noch zu ihm und ihn abholen.

Sie würde auf den Einbruch der Dunkelheit warten. Selbst wenn sie den Platz beleuchten sollten rechnete sie sich dann höhere Chancen aus, ungesehen voranzukommen. Wohin sie wollte war auch schon klar. Auf der einen Seite des Platzes war eine Tiefgarage. Dort würde sie sich ein Fahrzeug organisieren können. Davids Software öffnete ihr schon jetzt alle Türen. Sie kannte die genaue Anzahl

an Wachen auf dem Flugplatz (32) und alle Ausgänge (drei) und deren Lage. Sie hatte Zugriff auf die Sicherheitskameras, die auf Säulen zwischen den Landeplätzen befestigt waren und sich einen Weg über den Platz gefunden, auf dem die Wachen bisher am wenigsten unterwegs gewesen waren. Die Außentüre der *Ivory* wäre kein Hindernis und auch der Ausgang des Flugplatzes nicht. Sie käme bis in die Stadt und dort würde sie schon einen Weg von diesem Planeten finden. Eins nach dem andern.

Die Nacht kam und Faye ging. Keiner hielt sie auf, als sie zur Ausstiegsluke der *Ivory* kam und niemand, als sie hindurch getreten von einer kühlen Brise empfangen wurde. Die Grillen zirpten lautstark von jenseits des unsichtbaren Drahtzauns und von beiden Monden standen nur Sicheln am Himmel. Von den Soldaten war keine Spur zu sehen. Faye würde nicht auf sie warten. Stattdessen lief sie in gebückter Haltung zwischen den Raumschiffen umher, ganz in schwarzem *Space-Attire*, eng anliegende, als hätte sie im Vorhinein gewusst, wofür sie sie brauchen würde, anstatt bloß begeistert ein Sonderangebot ihrer Lieblingsmarke wahrzunehmen. Die Säulen mit den Kameras beherbergten auch starke Lampen, doch aufgrund der Überbuchung des Flugplatzes im Zuge der Orbitalsperre, verdeckte bald hier ein Flügel des Raumschiffes, mal hier ein Triebwerk weite Teile des Bodens und Faye konnte bis auf zwei kurze Passagen vollständig im Schatten bleiben. Ihr Herz schien nicht länger in ihrer Brust, sondern hatte sich mit starken Schlägen hinauf in ihren Hals gekämpft und hüpfte nur deshalb nicht heraus weil es sich nicht durch den schmalen Durchlass zwängen konnte. Es machte ihr aber das Atmen schwer und ihr schwindelte vor Aufregung. Aber alles war besser als die Übelkeit der Ohnmacht.

Sie erreichte den Schranken mit dem Wachhaus, die Haupteinfahrt zum Flugplatz und erkannte gleich davor

den Abgang in die Tiefgarage. Wenn man sie nicht aus der Hütte heraus sehen würde, dann hätte sie es geschafft…

Die Kameras wiederholten in der Zeit, in der sie durchs Bild lief, die letzten Sekunden davor, sodass man sie nicht sehen könnte, aber selbst Davids' Programmbibliothek konnte ihr nichts bieten, um die Augen der Wachen zu lenken. Jetzt brauchte sie einfach ein wenig Glück.

Alles sah ruhig aus. Die Soldaten hinter ihr waren nicht zu sehen und die im Wachhaus schienen sich, soweit sie sie durch das Fenster beobachten konnte, bestens zu unterhalten und wenn, dann nur den Hologrammen mit den Kamerabildern ein wenig Aufmerksamkeit zu schenken, den Fenstern aber gar keine. Faye biss die Zähne zusammen, zählte bis drei und spurtete los. Sie erreichte den Abgang und stolperte und donnerte drei oder vier Stufen hinunter. Das Metallgitter machte einen Lärm, das ihr das bisher so agitierte Herz stehen bleiben wollte und sie wagte es nicht sich zu bewegen oder gar aufzustehen. Ohne zu atmen, obwohl ihre Lungen nach Sauerstoff schrieen, blieb sie regungslos liegen, die Ohren auf die kommenden Schritte ausgerichtet. Doch die blieben selbst nach zehn Sekunden noch aus und ihre Atmung verlangte Gerechtigkeit und sog die kalte Nachtluft in tiefen Zügen ein. Faye lächelte erschöpft. Sie hatte es wohl geschafft. Wenn sie das David erzählte, dann wäre er sehr, sehr böse mit ihr. Aber sie würde es ihm erzählen. Wenn sie all das hier hinter sich hätte.

Faye setzte sich für einen Moment auf die Metallstufen, denn ihre Beine waren noch zu schwach sie zu tragen, aber sie wusste, sie hatte keine Zeit zu verlieren. Sie musste in die Stadt, ungesehen, und dort dann einen Flieger von diesem Stein finden bevor die Flotten im Orbit auf dumme Ideen kämen.

Sie lief weiter. Die Tiefgarage hatte drei Etagen, war allerdings fast vollkommen leer. Nur die Militärfahrzeuge standen in der obersten Ebene, drei Wagen - und zwei

Motorräder. Und Faye *liebte* Motorräder. Faye liebte ihre Familie und David, sie liebte hübsche Kleidung - und sie *liebte* Motorräder. Natürlich war sie noch nie auf einem echten gesessen. Bis eben jetzt. Zwei Helme hingen nachlässig am Lenker und sie zog sich den einen über und warf den anderen auf den Boden. Das Ding war riesig. Faye hatte Probleme mit dem Fuß den Boden zu erreichen und das Gefühl der mächtige Körper der Maschine zwänge ihren Schenkeln einen halben Spagat auf. Davids Software umging die Lenkeridentifizierung und die Anzeigen, kleine Hologramme, leuchteten auf. Faye war noch nie auf einer *echten* Maschine gesessen, aber ihr Holosystem zuhause war voll mit entsprechenden Simulationen. Gleich würde sich zeigen wie real diese wirklich waren …

Faye schluckte, sie war keinen Deut aufgeregter gewesen, als sie vor wenigen Minuten über einen Platz mit Soldaten huschte, die sie angeblich auf Sicht erschießen würden. Dann trat Faye den Starter und ein Röhren drang durch die Garage und prallte von den Wänden auf sie zurück, als stecke in dem Motorrad ein gewaltiger, mechanischer Löwe. Nichts wie weg, dachte sie, das hatten wohl alle gehört und sie gab Gas - und wurde nach hinten geschleudert. Der Elektroantrieb war eine Bestie. Fayes Gesicht unter dem Helm wäre aber witzig zu beobachten gewesen: Es wechselte von großem Schreck zu unsicherem Grinsen zu euphorischem Lachen. Das war genau wie ihre Emulationen, nur in echt. Sie raste die Auffahrt hinauf und in die Nacht hinaus mit sechzehn Meter pro Sekunde.

Die Lichter Neos leuchteten vor ihr wie Leuchtfeuer, *Lichtheim* war ihr persönlicher Leuchtturm. Die Straße lief in einem weiten Bogen an den, die Bucht begrenzenden Hügeln entlang und würde sie dann über die Landzunge hinaus in die Stadt bringen. Ihr Navigationsgerät prophezeite ihr ein kurzes Stück gerader Strecke und sie trieb das Höllending zwischen ihren Beinen auf achtzehn Meter pro Sekunde - um dann rasant abzubremsen.

Beinahe wäre sie ins Schlenkern verfallen, ließ aber eben noch die Bremse los und gab Gas und hatte wieder alles unter Kontrolle. Eben so. Die Lichter des Schweins, das sie geschnitten hatte, waren rasch kleiner geworden, dann nicht mehr und mäanderten nun vor ihr hin und her, als wolle er sie weiter reizen. Das aber wäre nicht nötig gewesen.

„Du Arsch!“, schrie Faye in ihren Helm und nahm weiter Tempo aus der Fahrt, doch der Abstand wurde nicht mehr größer. Er bremste mit ihr ab und wechselte von links nach rechts, um die ganze Fahrbahn zu blockieren. Faye versuchte zweimal an ihm vorbei zu fahren, doch er ließ es nicht zu. Ein drittes Mal ließ sie den Motor aufheulen und ein drittes Mal hätte er sie von der Straße gedrängt, hätte sie nicht in letzter Sekunde gebremst. Sie war ihm und seinen Launen vollständig ausgeliefert. Das hier war seine Straße. Und es gab kein Entkommen.

Als wüsste er darüber, dass er das nun zulänglich demonstriert hatte, ließ er sich zu Faye zurückfallen und er hatte Recht: Er hatte es zulänglich demonstriert. Faye machte sich keine Illusion, der Weg vor ihr wäre nun frei. Sein Maß an Kontrolle über die Maschine war jenseits all ihrer eigenen und er hatte bewiesen, dass er sie nicht entkommen lassen wollte.

Sie fuhren jetzt mit geringerer Geschwindigkeit nebeneinander her. Er sah zu ihr herüber und öffnete sein Visier, um sie aus mutmaßlich dunklen Augen anzusehen, denn sie waren im Schein des vom Asphalt reflektierten Lichts zwei schwarze Löcher. Faye war, als würde er lächeln, aber das war noch schwieriger, das mit Sicherheit zu sagen. Seine Handgeste aber war klar: er zeigte von sich auf sie und dann nach vorne etwas rechts an der Stadt vorbei auf einen Hügel mit beleuchteter Plattform oben auf. Das Ziel, zeigte er und streckte dann seine offene Handfläche, um zu zeigen, er warte auf ihre Antwort auf die Herausforderung, die eigentlich eine Anweisung war.

Faye wusste, dass das keine gute Idee wäre. Sie wusste es mit jeder Zelle ihres Körpers. Sie wusste David wäre sehr, sehr böse, wenn sie es ihm erzählen würde. Aber dann wusste sie auch, sie hatte keine Wahl. Er könnte sie jederzeit in den Graben treiben, wenn er nur wollte. Da versuchte sie lieber ihr Glück. Sie drückte die Beine an das metallene Ungetüm auf dem sie ritt, als gäbe ihr das Mut. Dann sah noch einmal zu dem Hügel hinauf. Der Großteil der Strecke war von hier einsichtig. Gegenverkehr war nicht zu erwarten und enge Kurven nicht zu erkennen. Sie streckte den Daumen nach oben, als fände sie den Vorschlag gut, den Vorschlag, auf einer Maschine, die sie eben so kontrollieren konnte, ein Rennen durch die Nacht und auf ihr unbekannter Straße zu fahren. Aber ihr Finger zeigte Wirkung. Vielleicht hätte sie nur einen anderen zeigen müssen und der Typ wäre verschwunden gewesen? Sofort reduzierte er seine Geschwindigkeit und Faye überlegte einen Moment Vollgas zu geben, aber es wäre eine fahrlässige Überschätzung ihrer Fähigkeiten zu glauben, sie könne ihm entkommen. Es war auch eine fahrlässige Überschätzung ihrer Fähigkeiten zu glauben, sie könne in einem Rennen bestehen, doch sie folgte seinem Beispiel, bis sie wenige Meter später standen.

„Drei Sekunden“, sagte der Fahrer und sein Implantat schickte ein Synchronisierungssignal um mit Fayes einen Zeitabgleich durchzuführen. Sie bestätigte und der Zähler lief an.

Drei. Faye war übel. Was tat sie hier bloß?

Zwei. Sie verschwendete nicht nur sinnlos Zeit, sie riskierte hier ihr Leben!

Eins. Sie war drauf und dran, nein, sie wünschte sich an Bord der *Ivory* zurück.

Faye startete eine halbe Sekunde zu früh und schoss nach vorne. Das Adrenalin in ihren Adern und der Fahrtwind am Körper, das harte Metall zwischen den Beinen und nur ein Gedanke: Auf diesen Hügel hinauf zu rasen.

Doch das Dröhnen hinter ihr wurde rasch lauter und ihr Verfolger blieb ihr dicht auf den Fersen. Sie war längst jenseits ihrer Wohlfühlgrenze, und drehte dennoch bis zum Anschlag und die Maschine befolgte ihren Befehl und beschleunigte auf einhundert Meter pro Sekunde. Das Höllending fuhr nun mit ihr. Dann kündige ihr Navi eine erschreckend enge Kurve an.

Faye fuhr nur noch basierend auf dem Hologramm des Navigationsgeräts, denn es war zu dunkel und obwohl ihr Scheinwerfer mit wachsender Geschwindigkeit ebenfalls die Leistung erhöht hatte war ihre Geschwindigkeit doch zu hoch, um auf Sicht alleine den Straßenverlauf schnell genug zu erkennen. Faye bremste mit qualmenden Reifen und kam eben noch so durch die Kurve, ehe sie ihr Verfolger ganz erreicht hatte. Sie beschleunigte rasch wieder, aber das Grölen seiner Maschine verließ sie nicht mehr. Wäre er erst einmal an ihr vorbei, dann hätte sie verloren. Aber sie bezweifelte, dass er sie dann in Ruhe ließe. „Scheiße", dachte sie, „du musst in die Stadt und einen Flieger finden." Stattdessen zeigte das Tacho wieder über achtzehn Meter pro Sekunde, Tendenz steigend.

Faye blickte in den Rückspiegel, aber der war voll mit dem Licht des anderen Motorrads und sonst war nichts zu erkennen. Dann verloren ihre Räder den Kontakt mit dem Boden, sie war über eine Schippe gerast, und prallte mit großer Wucht viele Meter weiter wieder auf den Straßenbelag. Erneut riss es ihr fast das Steuer aus der Hand und jetzt war er an ihr vorbei. Geradezu lässig saß er auf seinem Motorrad, lenkte mit nur einer Hand und winkte mit der anderen. Er war wieder vor ihr und hatte sie erneut unter Kontrolle. Der Hügel lag jetzt unmittelbar vor ihnen. Die Straße führte kerzengerade hinauf. Drehte der Fremde seine Maschine voll auf, dann hätte sie keine Chance zu gewinnen, aber sie wollte nicht gewinnen, sie wollte bloß weg und das ließe er garantiert nicht zu. Er passte sich ihrer Geschwindigkeit an, als wollte er sie noch einmal

aufholen sehen. Sie tat es. Der Motor unter ihrem Po begann etwas stärker zu vibrieren und das Tacho kletterte auf einhundertundzweizehn Meter pro Sekunde. Der Rücken des Mannes wurde rasch größer, doch der hatte ihr Herannahen bemerkt und beschleunigte nun seinerseits, sodass sie am Ende fast auf den Zentimeter genau Kopf an Kopf fuhren. Ihrer beider Motoren röhrten in die kühle Sommernacht und das Blut rauschte durch Fayes Körper wie der Strom durch die Maschine.

Dann tauchten die beiden Lichter auf. Mit einem Mal waren sie da wo eben noch dunkler Asphalt gewesen war. Die Lichter eines Taxis. Fayes Implantat verarbeitete diese Information so schnell wie es ihr Hirn alleine nie gekonnt hätte und zwar kam es zu folgenden Schlüssen: Erstens, Faye war auf der linken Fahrspur, auf direktem Konfrontationskurs mit dem Fahrzeug, zweitens, Taxen waren nicht darauf ausgelegt Hindernissen auszuweichen, im Zweifel blieben sie einfach an Ort und Stelle stehen, in diesem Fall eine ungünstige Lösung, drittens, Faye hatte keine Chance rechtzeitig zu halten und viertens, das war ihr Ende. Sie müsste nach links in den Graben steuern, aber das würde sie nicht überleben. Sie zögerte einen Sekundenbruchteil, dann riss sie das Steuer herum, nach links in die Dunkelheit.

Um zu verarbeiten, was dann geschah, brauchte es fast eine Minute, obwohl die Geschehnisse in nur zwei oder drei Sekunden abliefen. Faye fühlte wie der metallene Körper ihren Schenkeln entglitt und sie rumgerissen wurde, weiter geradeaus auf das Taxi zu. Ein stechender Schmerz in ihrer rechten Schulter lähmte ihren Arm und dann wurde an ihr gezogen, so heftig, dass sie glaubte, es würde sie zweiteilen. Dann war ihr Motorrad verschwunden, das Taxi an ihr vorbeigerast und sie saß am Sitz des zweiten Motorrads und klammerte sich an den kräftigen Körper ihres Retters, die Augen zusammengepresst und am ganzen Leib zitternd.

Sie erreichten die Aussichtsplattform an der Spitze des Hügels, der Mann bremste ab und wandte sich halb zu ihr um, was schwer war, denn Faye klammerte sehr fest.

„Na Prinzessin“, sagte er, „du bist entweder unfassbar mutig oder unfassbar dumm. Was von beiden isses?“

Faye zwang sich seinen Rücken loszulassen und kletterte auf wackeligen Beinen vom Motorrad, fiel beinahe hin und erbrach sich dann drei Meter weiter in kraftvollen Schwallen. Der Mann fing einfach an zu lachen. Er lachte, als hätte er den Scherz seines Lebens gehört während Faye ihre Eingeweide ausspie. Faye konnte es nicht hören, aber um sie rum zirpten die Grillen und in der Ferne rauschte die See.

Irgendwann stellte Faye fest, dass sie doch nicht starb. Es hatte sich so angefühlt, aber es kam nichts mehr raus und die Krämpfe nahmen ab und sie wischte sich zuerst den Schweiß von der Stirn und dann die Kotze vom Mund und wandte sich zu dem Muskelprotz auf seinem Motorrad um. Er hatte den Helm abgenommen und sie sah, dass er grinste wie ein Totenkopf und Haar hatte, das aussah wie lange, festgewordene Stränge schwarzen Öls.

„Hey Mondgesicht“, sagte er und Faye konnte sich gut vorstellen wie bleich sie sein musste und wie nahe der Vergleich läge, „komm, steig auf. Du machst mir Spaß.“ Er sagte Spasss.

Faye wollte etwas sagen, aber da fielen ihr die drei Lichter auf, die sehr schnell über die Straße jagten, die sie eben selbst noch langgefahren waren. Ihr eigenes Motorrad lag viele Meter jenseits der Straße, leuchtete aber wie ein Wegweiser und das Licht an der Maschine, auf der der Mann saß, strahlte ebenfalls hell in die Nacht hinaus. Es war unmöglich, dass man sie nicht gesehen hätte. Der Mann sah nachlässig zu den rasch anwachsenden Lichtpunkten hinunter und dann wieder zu Faye, doch die war wie gelähmt. Sie sagte nichts, sie tat nichts, sie dachte alles und nichts. Dann hielten die drei Wagen mit quietschen-

den Reifen in kreisförmiger Formation und Bewaffnete mit Gewehren sprangen heraus und hatten sie umzingelt.

„Keiner bewegt sich! Die Hände wo ich sie sehen kann! Keiner bewegt sich!“

Und als wäre das genau die Ermutigung, die sie brauchte, begann Faye zum Motorrad zurückzuweichen. Sie wusste nicht was sie tat, sie wollte nur weg von diesen brüllenden Männern mit ihren Waffen.

„Ich sagte keine Bewegung!“, brüllte der Kommandant und stürzte auf Faye zu, das Gewehr erhoben um sie damit niederzuschlagen. Wie ein Kind duckte sie sich zusammen und schloss die Augen, doch der Schlag blieb aus. Der Muskelprotz vom Motorrad hatte dem Mann die Waffe aus der Hand geschlagen und würde nun jeden Augenblick von tausend Kugeln zerfetzt werden. Aber er blieb ganz. Kein Schuss löste sich.

„Genug“, sagte der Motorradfahrer, „das Mädchen ist mit mir unterwegs. Haut ab.“ Und *Hypnos*, das bisher bereits die Finger an den Abzügen gelähmt hatte, legte reihum in einem Gehirn nach dem andern die Schalter um, die Waffen wurden gestreckt und man beeilte sich wieder in den Wagen zu verschwinden und abzufahren. Der Motorradfahrer bestieg wieder sein Gefährt und sah Faye auffordernd an.

„Komm, ich will heute noch etwas mehr Spasss haben.“

Fayes geistige Kapazitäten und alle Entscheidungsfähigkeit war für heute aufgebraucht.

Drei Minuten später rasten sie den Hügel hinab auf die Metropole *Neos* zu und Faye schmiegte sich an den kräftigen Körper des fremden Mannes. Sie bereute es so sehr, nicht auf der *Ivory* geblieben zu sein, aber selbst wenn sie zurück zum Flugplatz käme, hätte sie nicht die Energie sich wieder ungesehen zurückzuschleichen. Jetzt saß sie am Motorrad eines Fremden, der sie irgendwohin bringen

mochte. Sie war sich nicht sicher, ob sie auch das David erzählen wollte.

Die Lichter der Stadt wuchsen und umfingen sie bald, als sie die ersten drei- bis fünfstöckigen Gebäude erreichten. In fast allen Fenstern brannte Licht. Ihr Kurs führte aber weiter die gerade Straße hinein in Richtung Stadtzentrum. Die Häuser wurden höher und höher, aber die Straßen blieben leer. Nur wenige Taxen kamen ihnen entgegen oder kreuzten ihre Fahrspur und es lag eine Leblosigkeit über dieser Stadt, die nur zu gut zu Fayes eigener Abgeschlagenheit passen wollte.

Sie hielten vor einem etwa vierstöckigen freistehenden Gebäude, deutlich weniger hoch, als die umgebenden aber so groß, dass es mitsamt des ummauerten Parks, in dem es sich befand, wie ein Loch in der Stadtlandschaft wirkte. Fayes Implantat sprang augenblicklich an um die verschiedenen *Layer* zu entschlüsseln und das Haus war stark überladen. Zehnundacht unterschiedliche Versionen existierten und warteten darauf ihre Wirklichkeit zu erweitern. Der Ort schien nicht so übel, es gab verschiedene Restaurants, Bars und Clubs, aber Faye hatte sich soweit zusammengenommen, dass sie sich wieder auf den eigentlichen Grund für ihr Hiersein konzentrieren konnte.

„Danke fürs Mitnehmen“, sagte sie, kaum dass sie standen und sie ungeschickt heruntergeklettert war. Ihr tat der Hintern weh von der ungewohnten Sitzhaltung. Der Mann zog sich den Helm vom Schädel und sah sie belustigt an.

„Was willst du denn hier so alleine tun?“, fragte er die Frage, vor der sie sich am meisten fürchtete, weil sie sie selbst seit Minuten kontemplierte ohne eine Antwort zu finden. Er blieb lässig auf der gewaltigen Maschine sitzen, aber als Faye einfach keine Antwort hervorbrachte schwang er sich herunter und stand dann plötzlich vor ihr. Faye schluckte. Er war eineinhalb Köpfe größer als sie. Erst jetzt schoss es ihr ein, dass dieser Mann sehr gefährlich sein musste. Er hatte die Soldaten nur mit seinem Willen

und etwas Software fortgeschickt - wer konnte so etwas tun? In einem direkten Kampf mit ihm hätte sie ohnehin keine Chance. Aber dann überlegte sie, dass er sie, wenn das je seine Absicht gewesen wäre, auf der Aussichtsplattform attackiert hätte. Sie sah sich um. Obwohl sie hier auch ziemlich alleine waren. Außerdem konnte er Chipträger einfach fortschicken.

Er grinste erneut sein Totenkopfgrinsen. „Schau her, Moony. Du kommst aus einem abgeriegelten Flugplatz, stiehlst ein Militärmotorrad. Ich dachte sofort, die Kleine macht mir Spaß." Er sagte Spasss. „Dann rast du beinahe mit hundert Sachen in ein Taxi. Ich denke mal, du willst hier raus bevor es brennt? Wir trinken da drinnen was. Und wenn du mir danach immer noch gefällst, dann helf' ich dir vielleicht hier raus. Und jetzt komm."

Er trat auf den Eingang zu, absolut davon überzeugt, dass sie ihm folgen würde. Und er hatte Recht. Wer auch immer er war, er schien ihr momentan nichts antun zu wollen und dass er die Möglichkeit hätte, sie aus *Neos* herauszubringen, bezweifelte sie keine Sekunde. Vielleicht war es ihr großes Glück die Aufmerksamkeit dieses Fremden auf sich gezogen zu haben …

Die Bar war duster und roch sehr, sehr lecker nach Holz. Dafür das draußen fast niemand zu sehen war, herrschte hier reger Betrieb, aber so dass es noch auf der angenehmen Seite von rege lag. Die Plätze an der Bar waren allerdings alle besetzt, bis zu dem Zeitpunkt, als sie auf fünf Schritte heran waren. Da sprangen plötzlich zwei auf, schnappten ihre Getränke und der Fremde setzte sich ohne einmal seit dem Betreten der Lokalität stehen geblieben zu sein auf den linken Hocker. Er forderte Faye nicht auf sich auf den anderen zu setzen. Er wusste er müsse das nicht tun. Er hatte sie ohnehin vollends in der Hand. Faye setzte sich und im selben Moment stellte der Mann hinterm Tresen zwei Gläser mit glasklarer Flüssigkeit und Eis vor ihnen ab. Natürlich hatte der Fremde in keiner Regung

und keinem Wort sagen müssen, was er wollte. Sein Wille geschah und Faye war nicht im Zweifel darüber, dass es sich bei der unbekannten Flüssigkeit in den Gläsern um exakt den Drink handelte, denn er wollte.

„Was ist das?“, fragte sie.

„Lebenssaft“, sagte er und nahm eines der Gläser. Faye zögerte. Sie hatte sich entschieden: Sie fühlte sich nicht wohl hier und in ihrer gegenwärtigen Situation unbekannten Alkohol zu trinken, schien ihr gleich doppelt dumm. Dann hatte sie das Glas in der Hand und schlug es sachte gegen das dafür bereitgehaltene seine. Sie starrte auf ihre Hand mit dem Glas. Ihr ganzer Körper war augenblicklich mit Schweiß bedeckt. Diese Bewegung … war nicht von ihr ausgegangen. Sie starrte den Fremden an, der unbeeindruckt von seinem Getränk trank, es wieder abstellte und sie belustigt musterte, während sie ihre Situation erkannte. Sein Gesicht schien zu sagen: Du siehst, du wirst genau tun was ich will. Aber wirst du dich wehren, obwohl du weißt, dass es aussichtslos ist? Hm? Was wirst du tun?

Faye nahm einen vorsichtigen Schluck der Flüssigkeit bevor er sich erneut ihres Arms bemächtigte. Das war ein grauenvolles Gefühl gewesen und sie wollte mit allen Mitteln eine Wiederholung verhindern. Das Getränk verbrannte ihr den Mund und floss wie kochend heißes Wasser durch ihren Körper. Sie wusste sofort, würde sie dieses Glas leeren, dann könnte sie kaum länger auf diesem Stuhl sitzen. Nicht, dass sie ihm dann auch nur minimal schlimmer ausgeliefert wäre als jetzt, wo sie noch nüchtern war, aber das Wissen, dass sie hier ihre Fähigkeit, klar zu denken, fortsippen würde machte alles noch schlimmer.

„Was willst du?“, fragte sie möglichst bestimmt. Sie hatte nur begrenzt Zeit. Und sie war noch nicht bereit einfach aufzugeben.

„Das was alle wollen. Das einzige von Wert: Spasss.“

„Spaß“, wiederholte Faye tonlos. „Und es macht dir Spaß Frauen abzufüllen?“

„Oh, mir macht vieles Spaß“, antwortete er und trank die Hälfte seines Glases. Aber das der Alkohol auf ihn nur annähernd so wirken würde, wie auf Faye, sie glaubte ihre Finger kribbelten jetzt schon, war höchst, höchst unwahrscheinlich. Er war ein Hüne.

„Also“, sagte er, „was war dein Plan? Dachtest du dran hier in der Stadt zu entkommen?“ Er lächelte fies. „Hier hebt nichts mehr ab. Mein Flieger natürlich ausgenommen.“

„Das heißt du kannst mich hier rausholen“, sagte Faye spürte dann aber wie ihre Hand ihr Glas hob und an ihre Lippen führte, als wäre es eine unkontrollierbare Zwangsstörung. Die Flüssigkeit kroch ihren Hals hinunter, als wären es flüssige Flammen und versengten ihr die Zunge, dem Gefühl nach für immer. Dann trat ihr der Alkohol gegen den Kopf und sie hatte grauenvolle Kopfschmerzen. Der Fremde grinste wie ein Clown. Es machte ihm sichtlich „Spasss“ mit seinem Opfer wie mit einer Marionette zu spielen. Fayes Blick verlor rasch an Schärfe. Die Farben wurden noch etwas dezenter und die Lichtquellen noch etwas weicher. Eine große Müdigkeit schwappte über sie hinweg und riss ihren Verstand mit sich. Das Glas war erst zur Hälfte leer. Das würde ihr Untergang. Sie hatte keine Chance nur das geringste Maß an Selbstkontrolle aufrecht zu erhalten. Das Gesicht des Fremden glühte vor faszinierter Begeisterung und sie musste sich an die Wange greifen, um festzustellen, dass er über ihre Tränen entzückt war. Sie sah sich um. War da irgendjemand, der ihr würde helfen können? Die übrigen Grüppchen an der Bar waren mit sich selbst beschäftigt und nur der Barkeeper sah hin und wieder zu ihnen herüber. Sie musste ihm etwas sagen! Sie musste ihm sagen, dass sie Hilfe brauchte! Sie versuchte es. Sie öffnete den Mund, aber es fehlte an Worten. Sie machte die Bewegung, aber ihre Stimme gehorchte nicht. Sie war vollständig gebrochen. Es war aussichtslos. Niemand würde ihr helfen. Und sie selbst konnte es nicht

mehr. Sie erinnerte sich Davids Programme, aber da war nichts, dass ihr gegen die Angriffe auf ihr Implantat helfen konnte. Sie war verloren.

Der Fremde wollte etwas, zweifellos Grauenvolles sagen, aber jemand anderes war schneller. Faye hörte die Stimme, aber sie brauchte einige Momente um zu begreifen, dass man mit ihnen sprach und dass sich jemand rechts neben sie gesetzt hatte.

„Nichts Besseres zu tun?“

Faye zwang sich den Kopf nach rechts zu drehen. Da saß ein zweiter Mann und er hatte ein leeres Glas in der Hand und als sie wieder vor sich auf die Bar blickte, da war ihres verschwunden. Der zweite Fremde war so dunkel, als verschlucke seine Haut und seine Kleidung das Licht und er schien nur aus einem Paar grüner Augen zu bestehen. Er hatte eine sehr, sehr feine, sehr, sehr kleine und etwas spitz auslaufende Nase. Faye glaubte dass auch er lächelte, aber dieses Lächeln kontrastierte sich so extrem von dem Mann zu ihrer Linken, wie Leben und Tod.

„Nein“, sagte der Motorradfahrer, „die Party steigt erst morgen. Aber seit wann interessierst du dich für meine Mädchen?“ Er zog unmerklich die Augen zusammen und musterte Faye aufs Neue, als wäre er eben auf eine neue Eigenschaft an ihr aufmerksam geworden, die er bis eben nicht erkannt hatte.

„Seid du mal ein wenig Geschmack beweist“, sagte der dunkle Schatten rechts.

„Ach was“, antwortete es links von Faye. Sie saß nur anteillos da und stierte vor sich hin. Hätte sie hinübergesehen, dann hätte sie auf dem Gesicht des Motorradfahrers einen neuen Ausdruck entdeckt: den von Vorsicht und Neugierde. Um wieder auf ein Gebiet zu wechseln, auf dem er im Vorteil war, sagte er: „Ich habe deinen schnuckeligen Exfreund getroffen.“

Der Schatten zuckte unmerklich, was Faye vollkommen entging.

„Sah nicht allzu gut aus. Scheint den Verstand zu verlieren. Hat sich einfach so ein Bein abgetrennt."

„Einfach so", wiederholte der Schatten ohne zu ihm hinüberzusehen. Dann beugte er sich ein wenig zu Faye heran, die Augen aber fest auf den anderen konzentriert und ohne zu blinzeln. „Ich bringe dich zurück zum Schiff", sagte er, „kannst du aufstehen?"

Faye hörte seine Stimme wie durch eine Wand aus Wasser. Aber sie nickte endlich.

„Gut", sagte der Mann, „dann versuche jetzt aufzustehen."

Sie versuchte es, fiel herunter und wurde vom Schatten aufgefangen und auf die Beine gestellt. Er schlug ihren Arm unter, damit sie sich stützen konnte und sie tat das auch bereitwillig, denn ihre Beine waren Gummi. Dann führte er sie langsam in Richtung Ausgang.

„Sehen wir uns morgen?", drang es von der Bar.

„Ich hoffe nicht", antwortete der Mann und führte Faye hinaus in die frische Nachtluft.

Draußen wartete bereits ein Taxi und er half Faye auf die eine Bank in Fahrtrichtung und setzte sich ihr Gegenüber auf die andere. Faye ließ alles mit sich machen, aber das Licht in der Kabine war ihr zu hell und sie schaltete es kurzerhand aus, sodass sie im Dunkeln saßen und der Schatten wieder mit der Nacht verschmolz. Nur seine grünen Augen strahlten im Licht der Stadt.

Das Taxi setzte sich in Bewegung und die Szenerie vor den Fenstern verschwamm für Faye in einem Lichtermeer. Eine Zeitlang sah sie stumm hinaus und fühlte sich fast schon alleine, als ein Taxi auf der Gegenfahrbahn herein leuchtete und sie ihn und seine große Gestalt wieder erkannte.

„Danke", sagte sie.

Soweit sie sehen konnte zuckte er kurz, als hätte sie ihn aus weitschweifenden Gedanken gerissen.

„Keine Ursache", sagte er.

Stille. Dann wieder Faye: „Werden auf *Neos* alle verirrten Reisenden so gut bewacht?“

„Leider nein“, sagte der Mann, „du hattest großes Glück, dass ich ein Auge auf diesen Mann hatte. Er saugt alle aus, die mit ihm in Kontakt kommen wie ein Vampir. Morgen früh wäre nicht mehr viel von dir übrig gewesen.“

Faye war zu entrückt, um die wahre Schwere dieser Worte zu erfassen. Stattdessen schaute sie wieder aus dem Fenster. Sie hatten jetzt die Stadt hinter sich gelassen und waren wieder auf der Straße am Festland. Sie suchte das Licht ihres gestrandeten Motorrads, aber sie fand es nicht und sie fuhren weiter in die dunkle Nacht und in Richtung Flugplatz und blieben exakt vor dem Haupteingang stehen. Die Soldaten aus der Wachhütte sprangen auf und durch die Tür, aber wie schon zuvor wies *Hypnos* sie an, ganz ruhig zu bleiben und Schatten half Faye auszusteigen und führte sie ohne Hast und zielsicher über den Flugplatz.

„Wie macht ihr das?“, zwang sich Faye trotz ihrer Übermüdung zu fragen, als die *Ivory* bereits sichtbar wurde.

„Manche Fragen bleiben besser unbeantwortet“, sagte der Mann, nachdem die *Ivory* ein gutes Stück näher war und Faye hatte nicht die Kraft oder vielmehr nicht den Willen, darauf zu beharren. Die Außentür glitt auf, er brachte sie bis an die Tür zu ihrer Kabine und war verschwunden.

Faye hatte ihren Ausflug mit viel Glück unbeschadet überstanden, aber diesen Verdienst durfte sie nicht selbst beanspruchen. Für heute war ihr das aber auch egal und sie fiel ins Bett und war fort, noch ehe ihr Kopf das Kissen küsste.

Am nächsten Tag zerriss es die *Sapphire* über der Stadt, *Lichtheim* barst in tausend Splitter und Fayes Bruder Leo raste in Lynns *Nocturna Eterna* in den Orbit hinauf, um,

ohne es zu wissen, auf der *Sleeping Beauty* Adrian wieder ganz nahe und Faye ganz fern zu sein.

An Bord der *Ivory* bekam man nichts mit, außer Explosionen, Erschütterungen und lautes Getöse und an ein Verlassen des Schiffes war als Ortsunkundige und ohne Überblick über die Situation, das *UniNet* war offline, gar nicht zu denken. Faye litt ohnehin an einem schlimmen Kater und war erst durch den Kampflärm erwacht. Sie konnte bloß mit dem Großteil der übrigen Reisenden, die es in ihren Kabinen nicht länger ausgehalten hatten, im Aufenthaltsraum sitzen und das Ende der Schlacht abzuwarten, die sie, so das Schicksal das so wollte, überleben sollten.

Es wollte. Es waren grauenvolle Stunden und Faye wusste nicht, ob ihr miserabler Zustand ein Segen oder ein Fluch war. Auf der einen Seite hielt er sie ruhig, egal ob es nun Trümmer auf die Außenhülle regnete oder das ganze Schiff mit einem Mal herumgerissen wurde. Während alle schrieen blieb Faye ganz still in ihrer Decke vergraben, ganz ihrem Schicksal ergeben. Gleichzeitig fühlte sie sich von innen heraus so elend, wie nie zuvor in ihrem Leben. Der Alkohol hatte ihr wohl wirklich die Innereien verbrannt und der feurige Schmerz, den die Erinnerungen an ihr verantwortungsloses Handeln von gestern und ihre unverdiente Rettung durch einen vollkommenen Fremden in ihr auslösten, war grauenvoller als alles andere. Sie hätte es verdient die Nacht in den Händen dieses skrupellosen Kerls zu verbringen. Vielleicht würde sie aus dem Schaden schlau.

Irgendwann aber wurde der Lärm leiser. Die meisten Schüsse in der Stadt waren zu weit entfernt, um hier noch wahrgenommen zu werden. Nur die großen schweren Geschütze und die Panzer hörte man laut und deutlich, aber die Ordnung war noch nicht so weit wiederhergestellt, dass das zivile *UniNet* wieder aktiviert worden wäre.

Der Kapitän vertröstete seine Passagiere, er gäbe sein Äußerstes jemanden zu erreichen, der ihnen eine Flugerlaubnis erteilen könne, aber noch ist die Zuständigkeit ungeklärt. Während die anderen wimmerten und fluchten sagte Faye nichts. Sie brannte vor Schmerz, Übelkeit und Scham.

In der Nacht kamen die Soldaten. Sie stürmten bei der Luke herein und durchsuchten das ganze Schiff, jede Kabine und jeden Schlupfwinkel.

Am nächsten Morgen wurden alle Passagiere registriert. Faye stand gekrümmt und mit der Decke über den Schultern in einer Schlange vor einem Tisch, an dem saß ein Mann in schwarzer Uniform, mit Haifischhaaren und dem Rang eines Commanders, vor dem sie ihre Personalien bekannt zu geben hatten. Faye war schon fast dran, da trat ein Soldat herein, rief nach einem „Commander Callahan", so offenbar der Name des Mannes, und bat ihn um ein Gespräch, woraufhin er den Saal verließ und Faye ihren Namen, „Faye Tolean", der Soldatin ansagte, die den Platz des Commanders eingenommen hatte.

Noch immer hatte man kein *UniNet* und Faye konnte weder David erreichen, noch auf potenzielle neue Nachrichten von Leo reagieren. Und Fayes Zustand wurde nicht besser. Am Abend nach der Schlacht bekam sie Fieber und fiel in einen tiefen Schlaf.

Zwei Tage später dann, Faye verschlief es, kam endlich die Starterlaubnis und die *Ivory* flog davon auf direktem Weg nach *Metropolis*.

Lynn wusste nicht mehr was sie tat. Sie hatte alle drei Männer überwältigt, betäubt und auf Bett und Sofa verfrachtet. Jetzt saß sie am Boden wie ein Kind zwischen seinem zerstörten Spielzeug und starrte an die Wand. Drei Tage lang.

Was wollte sie von Leo? Was konnte sie schon erwarten? Er hasste sie und das zurecht. Es gab keinen Grund, wes-

halb er sie nicht abgrundtief hassen sollte. Sie mochte ihm versprechen was sie wollte, wie sie ihm Adrian wieder organisieren würde - mittlerweile gab es keine Chance, dass er ihr noch glauben könnte. Und jetzt hatte er sowieso diesen Eindringling, der behauptete zu wissen, wo Adrian war und eine kurze Recherche ihrerseits ordnete ihn der *FIM* zu, was die Glaubhaftigkeit seiner Aussage immens erhöhte. Was wollte sie noch hier? Das war alles vorbei. Sie konnte nicht mehr. Er hatte ohnehin nie gewollt. Sie hatte sich nur durch die Tricks und Betrügereien in seiner Gegenwart gehalten. Ihn an sich gebunden oder es zumindest versucht. Aber jetzt nicht mehr, denn wie sollte das weitergehen. Er hatte noch nicht einmal ein Implantat, um seine Gedanken zu manipulieren und Erinnerungen zu löschen. Aber insgeheim war sie dankbar dafür. Wozu sollte sie ihn sich zurechtbiegen, dass würde seinen ganzen Sinn ad absurdum führen.

Lynn blieb drei Tage, dann kam ein neuer Auftrag und sie parkte ihr Schiff auf der *Salazar*, der sie hinaus in den *Shiva* Sektor trug und dort wechselte sie an Bord eines vom zerstörten *Neos* kommenden Schiffes, der *Ivory*.

Balduin van Dyk war zerfressen von Wut und Trauer. Die *Nautilus* war in ein Gefecht mit einem Kleinen Kreuzer im *Aurora* Sektor getreten und hatte das Schiff letztendlich zerstört, war aber selber mit schweren Schäden knapp vor der Manövrierunfähigkeit zurückgeblieben und hatte damit die Schlacht über *Neos* verpasst. Es kamen eben die Daten über die Zerstörung der Stadt herein, als der Antrieb wieder halbwegs flottgemacht war. Von den 333 Besatzungsmitgliedern waren zwei Drittel durch Lecks in der Hülle und Zerstörungen im Inneren getötet worden und mit dem Ableben des Captains und 1. und 2. Offiziers führte nun Balduin das Kommando.

Eine Heimkehr zum Planeten war sinnlos, *Neos* war Geschichte, aber ein Gedanke trieb Balduin noch um. Er

kannte die Pläne seines Vaters und seines Bruders was die Deaktivierung des Abwehrsystems betraf. Er war ursprünglich dagegen gewesen, aber hatte letztlich eingesehen, dass es die Stadt gefährdete. Es war ihm absolut unverständlich, wie es hatte aktiviert werden können, nachdem man dem feindlichen Flottenkommandant und Heerführer zugesichert hatte, dass dies nicht geschehen würde. Das war das Dümmste denkbare Vorgehen, weil es dem Feind keine andere Wahl mehr ließe, als die Schlacht über der Stadt selbst fortzuführen.

Dann sah er die Bilder vom Verlauf der Schlacht und wie, kurz bevor die Geschütze das Schicksal des Planeten besiegelten, ein einzelner Jäger genau in der richtigen Höhe, um zur Steueranlage zu gelangen, in die Fassade von *Lichtheim* flog. Ein wenig Hilfe von den Freunden bei der *FIM* und Balduin hatte das Flugzeug ausgemacht. Es hatte keinen Besitzer, war nicht angemeldet, es existierte streng genommen gar nicht und da wusste er auf der Stelle, dass er das richtige hatte. Das Schiff, dessen Flieger verantwortlich für den Tod seiner Familie war, denn der Tsunami, ausgelöst durch den Absturz der *Athene* hatte die Inselwelten, auf der sie Schutz gesucht hatten, hinweggefegt und die Computeranlagen mit den Backups waren, wenn auch noch nicht vollständig geborgen, zu großen Teilen zerstört. Dieses Schiff, es reiste in diesem Augenblick mit auf der *Ivory*, einem Transportschiff, das man soeben im *Shiva* Sektor aufgehalten hatte.

Balduin gab die Befehle. Er würde auf das Schiff übersetzen, er gab das Kommando mit dem Befehl weiter nach *Neos* zurückzukehren und zu kapitulieren. Kein Protest der verbleibenden Offiziersschaft konnte ihn umstimmen. Und er war an Bord der *Ivory.*

Lynn wachte aus einem unruhigen Schlaf. Sie wusste augenblicklich, dass etwas nicht stimmte. Irgendetwas hatte das Schiff angehalten. In einer einzigen Bewegung

war sie aus dem Bett gestiegen, hatte nach ihrem Kampfanzug gegriffen und stand schon mit einem Bein drinnen. Zwei Minuten später steckte sie ihre Pistole an ihren Schenkel, öffnete die Luke ihres Schiffes und blickte einer weiteren Pistole ins Auge. Reflexartig hatte sie die ihre ebenfalls gezogen und für Waffengleichheit gesorgt.
Ein Mann in leichtem Kampfpanzer stand vor ihr und hinderte sie am Weitergehen.

„Sieh mal einer an", sagte Lynn, „ich vermute der Grund für unseren ungeplanten Stopp."

„Ich denke, das habe ich zu verantworten, ja."

„Na gut“, sagte sie, „was nun? Wir halten uns mit diesen Spielzeugen in Schach und warten bis einer tot umfällt oder sagt er mag nicht mehr?“

„Ich habe einen besseren Vorschlag“, sagte er, „wir plaudern ein wenig.“

„Ja? Worüber?“

„*Neos*“, sagte er.

„Nie gehört.“

„Falsche Antwort“, presste er zwischen den Zähnen hervor, „tatsächlich habe ich exakt dieses Schiff, aus dem du eben herumspaziert bist, dort gesehen. Kurz bevor die Geschütze aktiviert wurden.“

„Ja und weiter?“

„Mein Name ist Balduin *van Dyk*. Mein Vater war Oberster Verwalter und erster Präsident des Planeten *Neos*. Meine gesamte Familie wurde im Gemetzel vor eineinhalb Wochen getötet.“

„Rache also“, sagte Lynn trocken, „reihe dich brav ein, du bist ungefähr vierhundertvierzehnter in der Liste, die sich an mir rächen wollen.“

Dann machte sie eine schnelle Bewegung auf den Mann zu, drückte den Lauf seiner Pistole mit der Linken zu und wollte ihn mit der Rechten erschießen. Er jagte zwei Kugeln durch ihre Hand, wich aber ihrem Schuss auf Kosten seines Schildes aus.

Lynn sprang zurück in den Jäger, um sich ein paar durchschlagkräftigere Waffen zu gönnen und als sie wieder an die Luke trat, schien die Halle leer. Ihre linke Hand war vollkommen nutzlos, die Kugel hatte ihr das Handgelenk zerschmettert, aber es blutete nicht allzu stark und sie würde keine Probleme haben, sobald dieser Störenfried eliminiert wäre.

Mit einem Mal sprang er hinter einer Box hervor und eröffnete das Feuer mit einer Schnellfeuerwaffe, welches sie mit der ihren erwiderte. Da war er aber schon hinter einer Tür im nächsten Gang verschwunden.

Der Typ war schnell, das musste sie ihm lassen. Sie jagte hinter ihm her und durchlöcherte dabei Boden, Wand und Decke. Doch treffen tat sie ihn nicht. In seinem leichten Kampfanzug hatte er einen entscheidenden Geschwindigkeits- und Agilitätsvorteil gegenüber ihrer mittelschweren Rüstung.

Das trieb Lynn zur Weißglut. Sie war ohnehin von außerordentlich schlechter Laune geplagt, die letzten Tage und jetzt noch dieser Wichser.

„Komm heraus du Feigling!", rief sie. „Wenn du mich schon aufhältst, dann zeig wenigsten auch was du draufhast. Oder ist das deine Art der Rache. Mich zu Tode nerven?"

Dann biss sie sich auf die Zunge. Warum war sie so gereizt? Es war nicht ihre Art, für gewöhnlich war sie stets diejenige, die ruhig blieb, wenn sich ihre Gegner den Emotionen überließen. Sie schüttelte den Kopf und beschloss zu ihrer üblichen Form zurückzufinden. Weshalb sollte sie sich mit diesem Feigling aufhalten? Kurzerhand änderte sie ihre Route durch das Schiff und machte sich auf zur Kommandobrücke.

Nach nur wenigen Schritten aber verselbstständigte sich ihr Exoskelett und riss sie durch die nächste Tür in eine Abstellkammer und aus der Flugbahn einer ganzen Reihe von Geschossen, welche ihren Kopf zum Ziel hatten.

Lynn schäumte. Der Kerl war ungeheuerlich! Eine Kontradiktion all ihrer Kenntnisse über ihre eigenen Fähigkeiten. Niemand konnte sich in einem weiten, beleuchteten Gang an sie heranschleichen! Und doch kam dieser Typ nahe genug, um auf sie zu schießen!
Sie musste wohl auf ihre überlegenen Chipfunktionen zurückgreifen. Kurzerhand riss sie eine Bodenplatte hoch, griff nach den Stromkabeln und schloss sie kurz. Sofort fiel das Licht im Raum und am Gang aus.
Das sollte ihn ein wenig irritieren.
Sie warf eine Fusionsgranate in die Öffnung und verschwand in das untere Geschoss, auf direktem Weg in Richtung Reaktorraum. Erneut klangen Schüsse und Lynn konnte nicht fassen, dass er schon wieder aufgeschlossen hatte. Jetzt war er es der die Gänge durchlöcherte.
Immerhin, und dafür musste sie ihm ein Lob aussprechen, hatte er dafür gesorgt, dass die Besatzung nicht im Wege war. Nicht, dass sie sich viel um deren Leben scherte. Aber sie kamen einem immer in die Quere.

Lynn erreichte die Versorgungszentrale des Schiffes und begann damit die Reaktoren zu deaktivieren. System für System begann auf Notstrom umzustellen. Jeder normale Mensch würde das Schiff retten, während sie die Flucht ergreifen konnte. Von den zehnsechs Reaktoren waren bereits zehnzwei deaktiviert, als ihr Verfolger eindrang und sie mit Schüssen von der Konsole entfernte.
Es blitzte kurz auf, dann fielen die Hologramme aus. Der Idiot hatte eben die Reaktorsteuerung geschrottet, dachte Lynn bei sich und jetzt erst wurde ihr klar, mit wem sie es hier zu tun hatte. Diesem Mann war es gleich, was mit diesem Schiff geschah und ob die Besatzung stürbe, solange er nur sie bekäme. Fast schon spürte sie Respekt vor so viel Skrupellosigkeit.

Aber jetzt, in dem engen und stockfinsteren Raum war es endlich ein Kampf, der ihr lag. Sie ortete seine Position bloß mit Geräuschen. Aufgrund der nahen Wände konnte

selbst sein leichter und auf Tarnung optimierter Anzug die Geräusche nicht gut genug unterdrücken, als dass Lynn sie nicht wahrnehmen hätte können. Freilich galt dasselbe auch für sie, sogar noch stärker, doch darum ging es ihr auch gar nicht. Ihr Schild würde etlichen Treffern mehr standhalten, als das seine.

Sie sprang vor und begann zu schießen. Er erwiderte das Feuer, schien sich dann aber über ihre Strategie klar zu werden und zog sich hinter ein Pult zurück. Lynns Weg war frei und sie verließ den Raum, erneut auf dem Weg in Richtung Kommandobrücke. Dort würde sie die Außenluke der Frachtkammer öffnen und von hier verschwinden können.

Sie ahnte, dass er ihr auf den Fersen blieb, doch wohl um seinem Schild Zeit zur Wiederaufladung zu geben, hielt er sich bedeckt. Lynn schmeckte Blut und beschleunigte ihre Schritte und lief, rein zufällig an jener Tür vorbei, mit der Nummer 47. Sie erreichte die leere Brücke, trat an das gesuchte Panel heran und hämmerte auf das Hologramm ein.
Dann hatte sie die letzten vier Reaktoren heruntergefahren, schoss die Armatur zu Schrott und wandte sich zum Gehen. Sie war fertig mit dieser ganzen Angelegenheit.

Balduin van Dyk war es nicht. Sein Schuss nahm ihr das Schild und schien sie erneut in eine äußerst missliche Lage zu versetzen. „Es gibt kein Entkommen“, rief er, „Ausgespielt.“

Ein lauter Knall und aus dem Körper wich alles Leben. Tot krachte er gegen die gegenüberliegende Wand und blieb dort übel verrenkt liegen. Eine klug platzierte Haftmine an der Tür hatte Lynn das Leben gerettet.

„Anfänger“, sagte Lynn. Was für ein Anfänger.

Ohne Umwege lief sie durch die dunklen Gänge zurück in die Frachtkammer, mit der eklatant zum Weltraum offen stehenden Luke und verschwand in ihrem Jäger, am Weg zu neuen Übeltaten.

* * *

Die *Ivory* trieb irreparabel beschädigt und vollkommen hilflos im All. Hinter der Tür mit der Nummer 47 schlief Faye Tolean, vom Fieber noch geschwächt und davon nichts ahnend, in ihrer Kabine und träumte von den drei Wochen, die sie mit ihrer Familie um die *Erde* reisen würde.

Danksagung

Ich hoffe dieses Buch konnte dich gut unterhalten.

Wenn du SAPIENS und seine Fortsetzung unterstützen möchtest, dann teile das Buch doch mit Menschen, von denen du denkst, es könnte ihnen Gefallen.

Abgesehen davon kannst du mich gerne per PayPal (https://paypal.me/thomaspoellabauer) Bitcoin (bc1qqc8p3gfcwqu8j845p755dd4gn0q2y5smc2lzg4)

oder über einen Kauf und / oder Bewertung auf Amazon (https://amzn.eu/d/5RbJ08D) unterstützen.

Vielen Dank! :-)

Bei Anregungen, Gedanken und Wünschen schreib mir gerne an

sidvappavuori@pm.me

SPECTRE
SAPIENS
2252
DIE LICHTER DER SCHIFFE HATTEN IHNEN BLAUE, GRÜNE, GELBE UND ROTE HINZUGEFÜGT. STUNDLICH KAMEN NEUE TRANSPORTER WURDEN IM ELITEMPO U BELADEN. IN ADRIANS AUGEN HATTEN SICH DIE STERNE AM HIMMEL VERMEHRT.

Impressum

Sapiens 2252 Version 1.02 (2025) : TJP

Die in diesem Buch dargestellten Figuren und Ereignisse sind fiktiv. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder toten realen Personen ist zufällig und nicht vom Autor beabsichtigt.

Verfasser: Thomas Jürgen Pöllabauer-Berkei, Gartenstraße 21, 84524 Neuötting.

Weitere Informationen zum Projekt SAPIENS 2252 unter sidvappavuori@pm.me.

Quellen

Das Zitat aus "Le Comte de Monte Cristo" von Alexandre Dumas im Wortlaut:

Il y a une lutte de la nature contre cette divine substance, de la nature qui n'est pas faite pour la joie et qui se cramponne à la douleur. Il faut que la nature vaincue succombe dans le combat, il faut que la réalité succède au rêve ; et alors le rêve règne en maître, alors c'est le rêve qui devient la vie et la vie qui devient le rêve : mais quelle différence dans cette transfiguration ! c'est-à-dire qu'en comparant les douleurs de l'existence réelle aux jouissances de l'existence factice, vous ne voudrez plus vivre jamais, et que vous voudrez rêver toujours.

Der Text wurde https://fr.wikisource.org/wiki/Le_Comte_de_Monte-Cristo/Chapitre_31 entnommen und findet sich, nach der dort angegebenen Zählung, auf Seite 158 im zweiten Band, Kapitel 31. Es handelt sich um den digitalisierten Text einer Publikation aus 1889.